

Nordost- Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte

Die Aneignung fremder
Vergangenheiten in Nordosteuropa
am Beispiel plurikultureller Städte
(20. Jahrhundert)

Nordost-Archiv N. F. 2006

Neue Folge Band XV/2006

Nordost-Institut Lüneburg

Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte
Neue Folge

Das Nordost-Archiv beschäftigt sich mit der Geschichte des nördlichen Ostmitteleuropa. Geographisch wird dieser Raum annähernd begrenzt von der Ostsee und den Karpaten im Norden und Süden, von der Oder und Newa im Westen und Osten. Ethnisch umschließt er die Hauptsiedlungsgebiete der Polen, Litauer, Letten und Esten und beträchtliche Teile des Siedlungsgebietes der (Groß-, Weiß- und Klein-)Russen, über Jahrhunderte auch der Juden und Deutschen.

Im Vordergrund der Aufmerksamkeit stehen die Deutschen, die einst, wie sonst nur noch die Juden, in nahezu dem ganzen Raum ansässig gewesen sind und ihn zu Zeiten in erheblichem Maße geprägt haben. Allerdings können die Deutschen nicht isoliert gesehen werden. Als Nachbarn, als Eroberer oder Kolonisten, Herren oder Untertanen, Mehrheit oder Minderheit haben sie immer und überall in so enger Berührung mit den anderen ethnischen Gruppen gestanden, dass die deutsche so wenig wie die polnische oder estnische Geschichte Ostmitteleuropas zu verstehen und zu beurteilen ist, wenn man sie ausschließlich vom Blickpunkt eines einzelnen Volkes betrachtet.

Das Nordost-Archiv wird:

- die Deutschen stets als Element des Raumes sehen, den sie mit anderen geteilt haben. Den grundlegenden Bezugsrahmen bietet deshalb auf unterer Ebene die Landesgeschichte, auf höherer Ebene die Geschichte der Gesamtregion;
- dem Verhältnis zwischen den ethnischen Gruppen besondere Beachtung zuwenden. Neben den „objektiven“ Beziehungen, z.B. in Handel und Kultur, sind auch „subjektive“ Aspekte zu behandeln, insbesondere „das Bild vom Anderen“, die Vorstellungen, die die Gruppen wechselseitig voneinander ausgebildet, tradiert und verändert haben;
- die weite und anhaltende Verbreitung der Deutschen im nördlichen Ostmitteleuropa zu historischen Vergleichen nutzen;
- Autoren aus allen Ländern des nördlichen Ostmitteleuropa zusammenführen und dazu beitragen, dass überkommene nationalhistorische Sehweisen untereinander konfrontiert, aneinander abgearbeitet und womöglich miteinander ausgeglichen werden.

Aus der Zielsetzung der Zeitschrift ergibt sich, dass ihre Schwerpunkte in Zeiten liegen, in denen der deutsche Anteil an der Geschichte des nördlichen Ostmitteleuropa besonders hoch gewesen ist: im späten Mittelalter, der frühen Neuzeit und den späteren Jahrhunderten bis zum Ausgang des Zweiten Weltkrieges. Das Nordost-Archiv hält sich aber auch offen für Fragen der Zeitgeschichte und der Gegenwart, wenn sie die Deutschen und deren Verhältnis zu ihren Nachbarn berühren.

Die jährlich erscheinenden Hefte gruppieren sich jeweils um einen gemeinsamen Gegenstand. Die Themen beziehen sich auf einzelne Orte, eine Landschaft oder Sachfragen, die die Gesamtregion betreffen, und schließen grundsätzlich alle Bereiche der historischen Wirklichkeit ein.

Das Thema des nächsten Heftes 2007:

National-Texturen. National-Dichtung als literarisches Konzept in Nordosteuropa

mit Beiträgen u. a. von:

Matteo Colombi: Mitteleuropäische Insel und Halbinseln. Überlegungen zur Multiethnizität Mitteleuropas aus der Perspektive der Prager deutschen und der Triester slowenischen Literatur der 20er und 30er Jahre

Tomasz Derlatka: Zur Problematik der Konstruktion und Dekonstruktion des „slawischen Mythos“ bei den Sorben. Paradigmawechsel (Thesen)

Cornelius Hasselblatt: Geburt und Pflege des estnischen Epos. Zur Funktionalisierung von Kreutzwalds *Kalevipoeg*

Christhardt Henschel: Nationale Meistererzählung ohne Nation? Die Geschichte Lemken als Experimentierfeld nationaler Akteure

Jürgen Joachimsthaler: Mythos „Volk“. Zu Vorgeschichte und Entstehung der National-Texturen Mittel-, Ostmittel- und Nordosteuropas

Stephan Kessler: Literatur und werdende Nation in Lettland und Litauen. Die Versepen *Lāčplēsis* (1888) und *Witoloranda* (1846)

Tomek Kitliński: Auf den Spuren von Homotextualität und Jüdischem in der National-Textur von Juliusz Słowacki. Zum Anderssein eines polnischen Nationaldichters

Eugen Kotte: Historienliteratur als nationale Mythografie: Gustav Freytags „Soll und Haben“, Henryk Sienkiewiczs „Die Kreuzritter“ und Alois Jiráseks „Chodische Freiheitskämpfer“

Frank M. Schuster: Zwischen Hoffen und Bangen. Reaktionen jüdischer Literaten auf das ‚Wunder der Wiedergeburt‘ Polens 1918–1921

Jochen Strobel: Schreiben – aus einer sterbenden Sprache heraus. Die sorbische Minderheits-Literatur innerhalb der deutschen Mehrheitsliteratur vor und nach 1989

Hans-Christian Trepte: Adam Mickiewicz (1798–1855) – Vom litauischen Heimatdichter zum polnischen Nationalschriftsteller

Rafał Żytyniec: „Sozialistische Repolonisierung“. Die „Wiedergewonnenen Gebiete“ im sozialistischen Realismus – der sozialistische Realismus in den „Wiedergewonnenen Gebieten“

Nordost-Archiv
Zeitschrift für Regionalgeschichte

Die Aneignung fremder
Vergangenheiten in Nordosteuropa
am Beispiel plurikultureller Städte
(20. Jahrhundert)

Neue Folge Band XV/2006

Nordost-Institut Lüneburg
2007

Herausgeber:

Institut für Kultur und Geschichte
der Deutschen in Nordosteuropa
– Nordost-Institut –
Conventstr. 1, D-21335 Lüneburg
Telefon (04131) 400590
Telefax (04131) 391143
E-Mail: sekretariat@ikgn.de
<http://www.ikgn.de>

Verantwortlich für dieses Heft:
Dr. Thomas Serrier

Redaktion:
Dr. Anja Wilhelmi

Gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung
für Kultur und Medien (BKM)
und des Niedersächsischen Ministeriums des Innern.

Bezugsbedingungen:

Nordost-Archiv erscheint einmal jährlich.
Preis pro Heft € 17,50, Jahresabonnement € 15,00 zuzüglich Versandkosten.
Ein Abonnement gilt zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen des Abonnements können nur zum Ablauf eines Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres beim Verlag eingegangen sein.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten. Unverlangt eingesandte Rezensionsexemplare können nicht zurückgesandt werden.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Satz: fio & flo, Thorn, Polen
Herstellung: Stahinger:Satz.GmbH, Grünberg

ISSN 0029-1595

Die Aneignung fremder Vergangenheiten in Nordosteuropa am Beispiel plurikultureller Städte (20. Jahrhundert)

Thomas Serrier: Editorial 9

Abhandlungen

Thomas Serrier (Berlin): Formen kultureller Aneignung: Städtische Meistererzählungen in Nordosteuropa zwischen Nationalisierung und Pluralisierung 13

Peter Oliver Loew (Darmstadt): Von Danzig nach Gdańsk. Die lokale Geschichtspolitik im Umgang mit narrativen Abbriviatoren im langen 20. Jahrhundert 24

Katja Bernhardt und Jan Musekamp (Berlin u. Frankfurt a.d.O.): 1945 – ein Bruch? Stadtplaner in Stettin und Szczecin 38

Robert Piotrowski (Frankfurt a.d.O.): Landsbergs geschichtliches Erbe in Gorzów 60

Felix Ackermann (Berlin): Goroden, Gardinas, Grodno, Garten, Hrodna: Stadt an der Memel 89

Alexander Sologubov (Kaliningrad): Kaliningrad, Mythos der Welterschöpfung 112

Ruth Leiserowitz (Berlin): Tilsit – Die Rückkehr der Perspektiven. *In memoriam* Isaak Rutman 134

Alvydas Nikžentaitis (Vilnius): Kampf um die Erinnerung: Memel/Klaipėda im 20. Jahrhundert 148

Catherine Gousseff (Paris): Vilnius – die „Anderen“ im Gedächtnis der litauischen Hauptstadt 160

Suzanne Pourchier-Plasseraud (Paris): Riga 1905–2005: A City with Conflicting Identities	175
Olaf Mertelsmann (Tartu): Tartu – Dorpat – Jur’ev	195
Karsten Brüggemann (Hamburg/Lüneburg): Geteilte Geschichte in Estland? Ein Vergleich konkurrierender Erinnerungsschichten in Tallinn (Reval) und Narva	221
Ralph Tuchtenhagen (Hamburg): Von Helsingfors zu Helsinki. „Die Aneignung fremder Vergangenheiten“ in der Hauptstadt Finnlands	253
Frithjof Benjamin Schenk (München): St. Petersburg – Petrograd – Leningrad	285
Pierre de Trégomain (Paris): Sibiu – Hermannstadt – Nagyszeben: Vergangenheitsreformen	310
Daniel Baric (Tours): Von Fiume bis Rijeka	324

Mitteilung

Janina Gesche (Stockholm): Provinz als Zentrum. Zu einer Besonderheit der (deutschen) Literatur am Beispiel der baltischen Region. Polnisch-deutsch-nordisches Symposium. 1.–4. Dezember 2005 in Szczecin und Pobierowo	335
---	-----

Rezensionen

Peter Oliver Loew, Danzig und seine Vergangenheit 1793–1997. Die Geschichtskultur einer Stadt zwischen Deutschland und Polen (Rudolf A. Mark)	341
Danzig und der Ostseeraum. Sprache, Literatur, Publizistik, hrsg. v. Holger Böning, Hans Wolf Jäger, Andrzej Kałny u. Marian Szczodrowski (Janina Gesche)	347

Frankfurt Oder Słubice. Sieben Spaziergänge durch die Stadtgeschichte, hrsg. v. Monika Kilian u. Ulrich Kniefelkamp (Stefan Dyroff)	354
Gregor Thum, Die fremde Stadt Breslau 1945 (Beate Störtkuhl)	358
Raimo Pullat, Die Geschichte der Stadt Tallinn. Reval von seinen Anfängen bis zum Zweiten Weltkrieg (Alfred Ritscher) .	364
Riga und der Ostseeraum. Von der Gründung 1201 bis in die Frühe Neuzeit, hrsg. v. Ilgvars Misāns u. Horst Wernicke (Andreas Fülberth)	366
Tomas Venclova, Vilnius. Eine Stadt in Europa. Aus dem Litauischen von Claudia Sinnig. Mit Fotografien von Arunas Baltėnas (Hans-Christian Trepte)	373
Andreas Fülberth, Tallinn – Riga – Kaunas. Ihr Ausbau zu modernen Hauptstädten 1920–1940 (Lars Olof Larsson)	377
Saint-Pétersbourg, une fenêtre sur la Russie. Ville, modernisation, modernité 1900–1935, hrsg. v. Ewa Bérard (Hans-Jürgen Bömelburg)	383
Erinnerungsorte Frankreichs, hrsg. v. Pierre Nora. Aus dem Französischen v. Michael Bayer, Enrico Heinemann, Elsbeth Ranke, Ursel Schäfer, Hans Thill u. Reinhard Tiffert (Kornelia Kończal)	385
The Ethnic Dimension in Politics and Culture in the Baltic Countries 1920–1945, hrsg. v. Baiba Metuzāle-Kangere (Detlef Henning)	389
Staatliche Einheit und nationale Vielfalt im Baltikum. Festschrift für Prof. Dr. Michael Garleff zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Gert von Pistohlkors u. Matthias Weber (Ulrike Plath) ...	393
Estland und Russland. Aspekte der Beziehungen beider Länder, hrsg. v. Olaf Mertelsmann (Ulrike Plath)	397

The Hidden and Forbidden History of Latvia under Soviet and Nazi Occupations 1940–1991. Selected Research of the Commission of the Historians of Latvia, ed. by Valters Nollendorfs and Erwin Oberländer (Mark R. Hatlie)	400
Wolfgang Curilla, Die deutsche Ordnungspolizei und der Holocaust im Baltikum und in Weißrußland 1941–1944; Stefan Klemp, „Nicht ermittelt“. Polizeibataillone und die Nachkriegsjustiz – Ein Handbuch (Joachim Tauber)	405
Jörg Ganzenmüller, Das belagerte Leningrad 1941–1944. Die Stadt in den Strategien von Angreifern und Verteidigern (Bernhard Schmitt)	409
Anita Kugler, Scherwitz. Der jüdische SS-Offizier (Ruth Leiserowitz)	414
Jüdische Kultur(en) im Neuen Europa: Wilna 1918–1939, hrsg. v. Marina Dmitrieva u. Heidemarie Petersen (Hanna Kozińska-Witt)	417
Torsten Lorenz, Von Birnbaum nach Międzychód. Bürgergesellschaft und Nationalitätenkampf in Großpolen bis zum Zweiten Weltkrieg (Christian Pletzing)	424
Stefan Rohdewald, „Vom Polocker Venedig“. Kollektives Handeln sozialer Gruppen einer Stadt zwischen Ost- und Mitteleuropa (Yvonne Kleinmann)	426
Janina Gesche, Aus zweierlei Perspektiven... Zur Rezeption der „Danziger Trilogie“ von Günter Grass in Polen und Schweden in den Jahren 1958–1990 (Ewa Teodorowicz-Hellman)	434
Willibald Omankowski/Omansen, Danzig zur Nacht. Gdańsk nocą. Gedichte. Wiersze, ausgew. u. hrsg. v. Andrzej Kątny u. Jens Stüben (Peter Oliver Loew)	441
Das literarische und kulturelle Erbe von Danzig und Gdańsk, hrsg. v. Andrzej Kątny (Andreas Lawaty)	443

Lutz Häfner, Gesellschaft als lokale Veranstaltung: Die Wolgastädte Kazan' und Saratov (1870–1914) (Rudolf A. Mark) ..	449
Margret Opladen, Magdeburger Recht auf der Burg zu Krakau. Die güterrechtliche Absicherung der Ehefrau in der Spruchpraxis des Krakauer Oberhofs (Hiram Kümper)	455
Volker Keller, Herzog Friedrich von Kurland (1569–1642). Verfassungs-, Nachfolge- und Neutralitätspolitik (Jānis Kresliņš) .	457
Elke Wimmer, Novgorod – ein Tor zum Westen? Die Übersetzungstätigkeit am Hofe des Novgoroder Erzbischofs Gennadij in ihrem historischen Kontext (um 1500) (Christina Otto) ...	460
Barbara Falk, Sowjetische Städte in der Hungersnot 1932/33. Staatliche Ernährungspolitik und städtisches Alltagsleben (Vera S. Doubina)	464
Die Autoren der Abhandlungen	469

Editorial

Am 2. April 2005 fand an der Pariser Sorbonne auf Einladung der École Pratique des Hautes Études (EPHE, EA 4117) und des Centre interdisciplinaire de recherches centre-européennes (CIRCE) ein internationaler Workshop unter dem Titel „Verdrängt, umgedeutet, neu entdeckt: Die Aneignung fremder Vergangenheit(en) in ‚Nordost-Mitteleuropa‘ am Beispiel plurikultureller Städte in Polen und im baltischen Raum (20. Jahrhundert)“ statt, an dem Wissenschaftler aus Frankreich, Deutschland, Polen und Litauen teilnahmen. Es referierten in gewollt strenger Parallelität Peter Oliver Loew („Von Danzig zu Gdańsk“), Robert Traba („Von Allenstein zu Olsztyn“), Krzysztof Ruchniewicz („Von Breslau zu Wrocław“), Alvydas Nikžentaitis („Von Memel zu Klaipėda“) sowie Suzanne Pourchier-Plasseraud über Riga. Ergänzt wurde diese Reihe ostmittel- und nordosteuropäischer Fallbeispiele durch Kurzreferate zu den Städten Hermannstadt/Sibiu und Fiume/Rijeka von Pierre de Trégomain bzw. Daniel Baric, zwei am CIRCE und an der EPHE institutionell angebundene französische Forscher.

Diese *journée d'études*, in der Zusammensetzung der Autoren und somit der Fallbeispiele leicht geändert, bildet nun den Nukleus des vorliegenden Bandes.¹ Der Kern wurde in der Tat um ein Vielfaches ergänzt, um den großen Bogen von Stettin bis Helsinki und Petersburg zu vervollständigen. Dies war ein besonderes Anliegen, denn „nicht nur der Kalte Krieg, sondern auch widerstreitende nationale Besitzansprüche haben in den Territorien zwischen Stettin und Vyborg, Kalinigrad und Lemberg ihre Spuren hinterlassen“, wie der Leiter der Lübecker Academia Baltica, Christian Pletzing, schreibt.² Die überzeugende Qualität der soeben genannten Beiträge zu Hermannstadt und Fiume machte es wiederum leicht, ihre Publikation gleichsam als südosteuropäisches Pendant zum programmatischen nordöstlichen Schwerpunkt des Bandes zu befürworten.

Der Pariser Workshop verstand sich bei gleichzeitiger Verlagerung an die Seine als *Verlängerung*, *Vertiefung* und *Vermittlung* einer – wenige Monate zuvor – in Lübeck erfolgreich abgehaltenen interdis-

¹ Zwei Konferenzteilnehmer hatten gleich angekündigt, dass sie aus Zeitgründen am Publikationsprojekt nicht teilnehmen würden.

² Christian Pletzing, *Colloquia Baltica – zum Geleit*, in: *Mare Balticum. Begegnung zu Heimat, Geschichte, Kultur an der Ostsee*, hrsg. v. Dietmar Albrecht, Martin Thoemmes. München 2005, S. 7.

ziplinären Konferenz zur Frage „Wiedergewonnene Geschichte. Zur Aneignung von Vergangenheit in den Zwischenräumen Mitteleuropas (19.–20. Jahrhundert)“, zu der die Academia Baltica (Lübeck), das Deutsche Polen-Institut (Darmstadt) und das Frankreich-Zentrum der Technischen Universität Berlin eingeladen hatten, und deren Ergebnisse unter dem Tagungstitel Ende 2006 in der Reihe der Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts (Darmstadt) erschienen sind.³

Verlängerung zunächst, weil der Gegenstand der Untersuchung auch hier die geradezu zyklische Neuerfindung, weniger dramatisch Neujustierung kollektiver Meisternarrative sein sollte, zu welcher die regelmäßigen Grenzveränderungen, die einschnittartigen Bevölkerungsverschiebungen und die noch zahlreicheren Souveränitäts- und Regimewechsel in Ostmitteleuropa im 20. Jahrhundert zwangsläufig führen mussten.

Vertiefung, weil ebendiese nach 1989 allseits beobachtete Wiederkehr von Geschichte und Gedächtnis in eine theoretische Verbindung gebracht werden sollte mit dem gleichzeitigen „Comeback der Städte“ oder gar mit „Europas Wiederkehr aus dem Geist der Städte“, die für den ostmittel- und osteuropäischen Raum in Forschung und Publizistik u.a. von Karl Schlögel in aller Emphase apostrophiert wird. Keine Frage: Für die Analyse der Legitimationsprozesse territorialer Zugehörigkeiten und die Untersuchung der Identifikationsprozesse in einem gegebenen bzw. konstruierten Raum steht die Stadt nicht alleine da; regionale „Zwischenräume“ liefern eine wissenschaftlich genauso fruchtbare Bezugsgröße. Doch ist die Stadt durch das auf kleinstem Raum höchst geballte Zusammenstoßen von plurinationaler Bevölkerung, multikulturellem Gepräge und einer – wie sich immer wieder zeigt – nur begrenzt wirksamen Herrschaftssymbolik ein unvergleichbar plastisches und schillerndes Forschungsobjekt.

Nicht zuletzt ist unter dem Vorzeichen der Internationalisierung der Forschung die *Vermittlung* ein weiteres wichtiges Anliegen des Bandes. Dass der hier verantwortlich zeichnende Herausgeber ein noch nicht ganz germanisierter Franzose ist, wurde aus nahe liegenden Gründen als Gelegenheit wahrgenommen, neben den hier vertretenen vier Beiträgen französischer Kollegen in verstärktem Maße ausgewählte Titel aus der französischen Wissenschaftsproduktion unter den rezensierten Büchern zu präsentieren. Umgekehrt ist – vielleicht

³ Wiedergewonnene Geschichte. Zur Aneignung von Vergangenheit in den Zwischenräumen Mitteleuropas, hrsg. v. Peter Oliver Loew, Christian Pletzing, Thomas Serrier. Wiesbaden 2006.

mit den Ausnahmen Vilnius und St. Petersburg – die Beschäftigung mit Nordosteuropa und insbesondere mit den baltischen Ländern in der französischen Forschungslandschaft eher unterbelichtet, so dass diese in erheblichem Maße auf Rezeption und Kommunikation der internationalen Forschung angewiesen ist.

Gerade vor dem Hintergrund dieser Forschungstraditionen sei den französischen Kooperationspartnern sowie ihren Direktoren, an erster Stelle dem CIRCE-Sorbonne (Delphine Bechtel und Xavier Galmiche) und der EA 4117 an der EPHÉ (Jacques Le Rider), aber auch der UMR 8547 des CNRS (Michel Espagne) und dem Deutschen Historischen Institut Paris (Werner Paravicini) für ihre Unterstützung des Pariser Workshops aufrichtig gedankt. Den Referenten auf der Pariser Tagung und den vielen später hinzugekommenen Beiträgern sei für ihr Interesse am Projekt und ihre Mitarbeit gedankt.

Durch die persönliche Beziehung zu Robert Traba sind mir, wie es mit Sicherheit für viele andere der Fall ist, die Aktivitäten der Kulturgemeinschaft Borussia seit Jahren ein inspirierendes Beispiel der offenen und zukunftsgerichteten Beschäftigung mit dem „fremden“ Kulturerbe. Der lokale bzw. regionale Ansatz der Borussia war von Anfang an auf Transnationalität angelegt. Der Ansporn, diese kollektive Arbeit zur Aneignung fremder Kulturen im nordosteuropäischen Raum zu konzipieren, ist davon in großem Maße berührt. Gleiches gilt direkt und indirekt für Klaus Zernack, dessen methodischer Ansatz der Beziehungsgeschichte sich gerade auf dem hier bearbeiteten Feld äußerst fruchtbar erweist. Wie viel deutsche und polnische Zernack-Doktoranden aus dem Kreis, in dem zu verkehren ich 1997/98 das große Glück hatte, über die Thematik „Kulturerbe und kulturelle Aneignung“ ihre Recherchen betrieben bzw. betreiben, lässt sich an beiden Händen gar nicht abzählen. Seit nunmehr zehn Jahren des regelmäßigen Dialogs fühle ich mich schließlich Etienne François eng verbunden, dessen Interesse für die Thematik angesichts der ihn intellektuell ganz offensichtlich reizenden Frage nach einer möglichen Europäisierung der „lieux de mémoires“ auch über den engeren Tellerrand der deutschen und deutsch-französischen Erinnerungsorte postuliert werden darf. Es wird sicherlich im Sinne aller beteiligten Autoren sein, wenn dieser Band Robert Traba, Klaus Zernack und Etienne François, diesem ganz persönlichen „Weimarer Dreieck“, gewidmet ist.

Thomas Serrier, Berlin

ABHANDLUNGEN

Formen kultureller Aneignung: Städtische Meistererzählungen in Nordosteuropa zwischen Nationalisierung und Pluralisierung

von Thomas Serrier

1. Dimensionen der Aneignung: Raum, Kultur, Geschichte

Das Thema „Aneignung von Vergangenheit“ liegt in der Luft.¹ Uns Europäern drängt es sich sogar regelrecht auf. Die Demokratisierung des Kontinents in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts; die seit der großen EU-Erweiterungsrunde von 2004 und der Verfassungskrise von 2005 immer lauter artikulierte Sinnfrage nach Ziel und Bilanz der europäischen Integration;² nicht zuletzt die im Zeitalter der Globalisierung anhaltenden Migrationen, welche die Gesellschaften des Einwanderungskontinents Europa unmittelbar dazu zwingen, manche überholte Geschichtsbilder ihrem neuen multikulturellen Gesicht anzupassen.³ Diese Vielfalt an Erscheinungen und Erfordernissen macht aus der Frage nach dem Umgang mit der Vergangenheit eine zentrale Frage unserer Epoche. Überhaupt lassen sich bei den Deutungsmustern und Diskursen, die im Nachkriegseuropa zwischen 1945–1989 vielfach ihr gesellschaftlich stabilisierendes Ziel erreicht haben, gewisse Abnutzungserscheinungen konstatieren. Die tradierten Meistererzählungen stehen auf dem Prüfstand.⁴

¹ Es wundert kaum, dass dieser Begriff den Titel oder Untertitel für kürzlich erschienene Publikationen liefert: Aneignung der Vergangenheit: Musealisierung und Geschichte, hrsg. v. Ulrich Borsdorf. Bielefeld 2004; Wiedergewonnene Geschichte. Zur Aneignung von Vergangenheit in den Zwischenräumen Mitteleuropas, hrsg. v. Peter Oliver Loew, Christian Pletzing, Thomas Serrier. Wiesbaden 2006.

² So war auf einer vom 16.–17. März 2007 anlässlich des 50-jährigen Jubiläums der Römischen Verträge vom Berliner Kolleg für Vergleichende Geschichte Europas organisierte Tagung „50 Jahre Römische Verträge. Supranationale Institutionen und transnationale Erfahrungen“ das Spannungsfeld zwischen der politischen Institutionalisierung und der „soziokulturellen Aneignung“ ausdrücklicher Gegenstand der Analyse.

³ Dazu u.a. Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft: Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik, hrsg. v. Jan Motte, Rainer Ohliger. Essen 2004.

⁴ Zum Begriff Matthias Middel, Monika Gibas, Frank Hadler, Sinnstiftungen und System-

Den größeren geistig-kulturellen Rahmen geben dafür längerfristige Phänomene wie der grundlegende Wandel des „Regimes der Historizität“ seit etwa 30 Jahren ab. Der französische Kulturwissenschaftler François Hartog hat dieser neuen Erfahrung, diesen neuen Erwartungen der Zeit – weg von den zukunftsgeleiteten Utopien und Zeitlektüren, hin zum hypostasierten Gedächtnis und Gegenwartsbezug – jüngst eine brillante Langzeitstudie gewidmet.⁵ Mit Hartog wird man ohne weiteres behaupten können, dass Erinnerung, Gedächtnis, Kulturerbe, Identität die großen Begriffe unserer Zeit sind. Hinzu kommt der neue politische Kontext nach 1989. Unter den vielen Gründen, die man für den Zusammenbruch des kommunistischen Systems anführen kann, ist die gewandelte Relation zum Komplex „Macht und Geschichte“ sicherlich nicht zu unterschätzen. In der Essayistik und in der Forschung hat etwa die These, der zufolge der „Anfang vom Ende“ des Staatssozialismus in Polen mit dem Jahr 1976 anzusetzen sei, zu dem Zeitpunkt also, als die Oppositionsbewegung die kulturelle Hegemonie der Machthaber durch ihre eigene Symbolkultur erfolgreich zu ersetzen begann, nicht wenige Verfechter.⁶ Aber nicht nur in Polen zeigte sich die Macht der Symbole stärker als die Symbole der Macht.⁷

Die ideologische Aktualität des Themas „Aneignung der Vergangenheit“ in Bezug auf den früheren „Ostblock“ hat zweifelsohne viel zu tun mit unserer Zeugenschaft dieses kraftvollen Auftauens vermeintlich eingefrorener kollektiver Identitäten. Diese Aktualität ist für die Sozialwissenschaften sowohl ein Glücksfall als auch eine pädagogische Herausforderung: Denn jenseits des Aneignungsbegriffs, dieses modischen Wortes, existiert tatsächlich eine soziale und kulturelle Wirklichkeit, die vielschichtiger nicht sein könnte.

„Aneignung“, „appropriation“, „przywłaszczenie“ ...: Mit welchen Begriffen auch immer der Themenkomplex in den verschiedenen Sprachen beschrieben wird, von Bedeutung ist im Allgemeinen – und für die in diesem Band analysierten Aneignungsprozesse insbesondere –, dass die damit gemeinten Phänomene sowohl territorial-

legitimation durch historisches Erzählen. Überlegungen zu Funktionsmechanismen von Repräsentationen des Vergangenen, in: *Comparativ* 10 (2000), Nr. 2, S. 7-35.

⁵ François Hartog, *Régimes d'historicité. Présentisme et expériences du temps*. Paris 2003.

⁶ Claudia Kraft, Geschichte im langen Transformationsprozess in Polen, in: *GegenErinnerung. Geschichte als politisches Argument im Transformationsprozess Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas*, hrsg. v. Helmut Altrichter. München 2006, S. 129-150, hier S. 130.

⁷ Jan Kubik, *The Power of Symbols Against the Symbols of Power. The Rise of Solidarity and the Fall of State Socialism in Poland*. Berlin 1994.

topologisch als auch kulturell und psychologisch verstanden werden müssen. Eine raum- oder ortsbezogene kulturelle Aneignung von Vergangenheit lässt sich als ein individueller bzw. kollektiver Prozess räumlicher Imagination definieren. Gemeint ist das mentale Verhältnis zu einem gegebenen Raum mit dem Anspruch auf ein geschichtlich legitimes „Pseudo-Eigentum“, das sich durch eine bestimmte Praxis bzw. durch eine spezifische kulturelle Kodierung ergebe.⁸ Ein solcher Prozess hängt zum einen mit der historisch bedingten, sozialen „Produktion des Raumes“ zusammen, wie es der marxistische Soziologe Henri Lefebvre 1974 in seiner gleichnamigen monumentalen Studie genannt hat, zum anderen mit dem, was Pierre Bourdieu als die „räumlichen Dimension der symbolischen Gewalt“ bezeichnete.⁹

Die naturgemäß höchst interdisziplinäre Frage der kulturellen Aneignung fremder Vergangenheiten, die sowohl von der Geschichtswissenschaft als auch von der Soziologie und der Geografie, insbesondere der Raumsoziologie, der Anthropologie und nicht zuletzt der Kunst- und Architekturgeschichte verschiedene Impulse erhalten kann, konnte sich in den letzten zehn Jahren eines rasch wachsenden Interesses in der internationalen Forschung erfreuen, wobei der *spatial turn* sich hier die vorausgegangenen theoretischen Erkenntnisse des *cultural turn* samt der ihn charakterisierenden Erweiterung des soziologischen und geschichtswissenschaftlichen Interesses um eine Reihe von Aspekten wie Symbole und Diskurse, Praktiken und Wahrnehmungen zu Nutze machen konnte.

Historisch ausschlaggebend für unsere Fragestellung sind – wie bereits erwähnt – die durch die jüngsten politischen Umwälzungen hervorgebrachten neuen Sichtweisen der Geschichte.¹⁰ Neue Raumbezüge wurden produziert; symbolische Inbesitznahmen materialisierten sich im Raum. Das war im vorangegangenen Jahrhundert alles andere als neu, gerade in diesem Teil des Kontinents. Das „kurze“ 20. Jahrhundert brachte für den nordöstlichen Winkel des „dunklen Kontinents“ auf geradezu exemplarische Weise den Zwang, die unterschiedlichen geschichtlichen Narrative den gewaltigen Brüchen und

⁸ Arnaud Gasnier, *Requalification, ré-appropriation et urbanité*, in: ESO (2004), Nr. 21, S. 35.

⁹ Henri Lefebvre, *La production de l'espace*. 4. Aufl., Paris 2000; Pierre Bourdieu, *Effet de lieu*, in: *La Misère du monde*, hrsg. v. dems. Paris 1993, S. 249-262.

¹⁰ Frühes Beispiel aus Frankreich, das von dem Interesse für das Auftauen der Gedächtnisse in Ostmitteleuropa zeugt: Alain Brossat, Sonia Combe, Jean-Yves Potel, Jean-Charles Szurek, *À l'Est la mémoire retrouvée*, mit einem Vorwort von Jacques Le Goff. Paris 1990.

fragilen Verhältnissen anzupassen.¹¹ Wiederkehrende Grenzveränderungen und Souveränitätswechsel, einschnittartige Bevölkerungsverchiebungen und die Dezimierung bestimmter ethnisch, rassistisch oder sozial definierter Bevölkerungssegmente sowie Sowjetisierung, Entstalinisierung und Demokratisierung rückten immer wieder die besondere Rolle vorbereitend oder ex post legitimierender Geschichtserzählungen ans Licht. Die ideologiekritische Rekonstruktion geschichtlicher Ereignisse und De-Konstruktion der Legitimationsdiskurse tut hier besonders Not. Dabei ist es von besonderem Interesse, politische Propaganda nicht bloß aus einer bequemen normativen Warte Lüge zu strafen, sondern die Realität der zeitgleich verlaufenden soziokulturellen Prozesse einer Aneignung des Raums sehr wohl ernst zu nehmen.

Ausdrücklich sollte an dieser Stelle vor dem falschen Eindruck gewarnt werden, es habe generell eine dichotomische Trennung gegeben zwischen einem staatlich verordneten Geschichtsbild und „dem“ gesellschaftlichen Gedächtnis. Vielleicht mit der einen Ausnahme von Kaliningrad und dessen gleichsam kosmischen Schöpfungsmythos *ex nihilo* zeigten alle anderen Beispiele die mehr oder minder komplizierte Anschlussfähigkeit der offiziellen Geschichtspolitik an das jeweilige kulturelle Gedächtnis des Ortes und/oder an den Erfahrungshorizont seiner womöglich neuen Einwohner. Die Meisterzählungen bezogen ihre Glaubwürdigkeit, weil sie sich als funktional höchst adäquate Antwort für die Herausforderungen von Neubeginn und Wiederaufbau erwies. Aus der sozialen Not wuchs ihre überzeugende historische Evidenz.¹² Als Beispiel können neben der nationalen Souveränitätslegitimation die Verwurzelung der sowjetischen Bevölkerung in der Kaliningrader Exklave oder die allmähliche Aneignung der „wiedergewonnenen“ Westgebiete durch ihre polnischen Bewohner nach 1945 angeführt werden.

¹¹ Die Bezeichnungen gehen bekanntlich zurück auf: Eric Hobsbawm, *Age of Extremes. The short Twentieth Century*. London 1995; Mark Mazower, *Dark Continent. Europe's Twentieth Century*. New York 1998; zu Nordosteuropa vgl. *Nordosteuropa als Geschichtsregion*, hrsg. v. Jörg Hackmann, Robert Schweitzer. Helsinki/Lübeck 2006.

¹² Etienne François, *Meistererzählungen und Dammbüche: Die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg zwischen Nationalisierung und Universalisierung*, in: *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen*, hrsg. v. Monika Flake. Berlin 2005, S. 13-29.

2. Städtische Meistererzählungen zwischen Macht und Gegenerinnerungen

Die in diesem Band privilegierte Konzentrierung auf die Stadt leitet sich daraus ab, dass in den allermeisten Fällen sie der Ort ist, in denen politische Regime ihren Machtanspruch in Raum und Stein symbolisieren; an dem auch oppositionelle „Gegenerinnerungen“ zum Tragen kommen – oder eben nicht.¹³ Das von Karl Schlögel gefeierte „Comeback der Städte“ in Ost- und Ostmitteleuropa leitet sich sehr direkt von dieser Revitalisierung totgesagter Traditionen ab. „Die größte Sehenswürdigkeit,“ so Schlögel, „die man derzeit in den östlichen Städten bestaunen kann, ist: das Ende der Stadt als staatlicher Veranstaltung und die Wiedergeburt der Stadt der Bürgerschaft.“¹⁴

Die Stadt bietet darüber hinaus für die Aneignungsproblematik einen evidenten Zugang. Diese Einsicht rechtfertigt die hier vorgenommene Einengung des Blickwinkels auf die Lokalebene, ein in der Forschung zu Identitätsproblematiken überhaupt beliebtes, weil so ergiebiges Forschungsobjekt.¹⁵ Gregor Thums viel beachtetes Buch zur Polonisierung Breslaus sowie Peter Oliver Loews Untersuchung der Geschichtskulturen Danzigs seit zwei Jahrhunderten sind nur sehr gelungene Beispiele unter vielen.¹⁶ Viele gerade der jüngeren Autoren des vorliegenden Bandes haben einen stadthistorischen Schwerpunkt für ihre Promotionsarbeiten gewählt. In der Tat: Gerade im *städtischen* Raum lesen wir die Zeit, gerade im städtischen Raum schillert auch die Zeit durch, die zu lesen wir nicht gewohnt, gewollt oder geschult sind. Teerüberdeckte Gullis und übermalte Schriftspuren auf alten, bröckelnden Fassaden, der Verweis auf diese Such(t)objekte nostalgischer Stadttouristen hat in der Publizistik – etwa in der deutschsprachigen zum beschworenen „deutschen“ Osten – längst einen Muss-Charakter angenommen.

In den Städten kondensieren, kristallisieren, verkörpern und bekämpfen sich die verschiedenen Geschichtspolitiken und Gedächtnisstränge am geballtesten und eindrucklichsten. Der Zusammen-

¹³ GegenErinnerung (wie Anm. 5). Zwei der Autoren, Karsten Brüggemann und Alvydas Nikžentaitis, haben sich auch am vorliegenden Band beteiligt.

¹⁴ Karl Schlögel, *Die Mitte liegt ostwärts*. München 2002, S. 225.

¹⁵ Siehe z.B. Nordost-Archiv XI (2002): 300 Jahre Kultur(en) in Riga. Eine Stadt in Europa; Nordost-Archiv XII (2003): Metropolen im russischen Vielvölkerreich. Petersburg und Odessa seit dem 18. Jahrhundert.

¹⁶ Gregor Thum, *Die fremde Stadt. Breslau 1945*. München 2003; Peter Oliver Loew, *Danzig und seine Vergangenheit 1793–1997. Die Geschichtskulturen einer Stadt zwischen Deutschland und Polen*. Osnabrück 2003.

stoß zwischen staatstragenden Deutungen und den individuellen oder gruppenspezifischen Erinnerungen materialisieren sich insbesondere in der Stadt in Ort und Raum. „Das Politische ist nämlich in der Stadt überall anzutreffen“, so der Mentor der französischen Stadtsoziologie Marcel Roncayolo, „die Stadt erfüllt politische und administrative Funktionen für ein kleineres oder weiteres Territorium, sie nimmt Teil an der Erfassung eines Territoriums. Sie verwaltet andererseits ihre eigenen Geschäfte. Darüber hinaus ist die Stadt als Ort einer bestimmten Zentralität eine privilegierte Bühne für die Formulierung und Verbreitung von Ideen, auch für den Kampf. In der Hauptstadt wird die Herrschaft organisiert und die Revolution geschmiedet.“¹⁷ Städte bieten sich auch deshalb an, wenn man, was für die hier präsentierten Fallbeispiele von großer Bedeutung ist, die anthropologische Invarianz sowohl des Denkmalsturzes bzw. der systematischen Zerstörung von Ortschaften als deren Wiederaufbau untersuchen möchte.¹⁸

Schlögel hat sehr prägnant die Ausmaße des „Urbizids“ im Europa des 20. Jahrhunderts beschrieben: die Verwandlung historisch gewachsener Städte in wüste Schuttgebirge, das Auflösen der Stadteinwohnerschaft durch Aushungern, Deportation, Tod und Bevölkerungsaustausch, das brutal oder schleichend einsetzende „Verschwinden der Stadt als zivilisatorische Leistung“.¹⁹ Wie im städtischen Diskurs neben dem bekannten Muster der neuen Machtlegitimation nach Regime- und Souveränitätswechseln mit den für das 20. Jahrhundert typischen dramatischen Erscheinungen wie der Dezimierung der lokalen Bevölkerung, der Desurbanisierung, der sozialen und ethnischen Entmischung und Homogenisierung umgegangen wurde, zieht sich wie ein roter Faden durch die Mehrheit der hier versammelten Beiträge. Folgender Fragenkatalog sollte einige Richtlinien definieren:

1. Wie äußerte sich die symbolische Inbesitznahme eines Territoriums (Ortsnamen- und Straßennamenänderungen, visuelle Eingriffe in die Stadtlandschaft durch Denkmalsturz und/oder Errichtung von neuen Denkmälern)?
2. Wie erfolgte die Aneignung eines vom nationalen „Anderen“ gekennzeichneten architektonischen und städtebaulichen Ensemb-

¹⁷ Marcel Roncayolo, *La ville et ses territoires*. Paris 1990, S. 145.

¹⁸ Hans Ottomeyer, Begrüßungen und Einführung in das Thema, in: *Die Schleifung. Zerstörung und Wiederaufbau historischer Bauten in Deutschland und Polen*, hrsg. v. Dieter Bingen, Hans-Martin Hinz. Wiesbaden 2006, S. 9.

¹⁹ Karl Schlögel, *Marjampole oder Europas Wiederkehr aus dem Geist der Städte*. München 2005, S. 171.

- les? Welche Bauten wurden bewahrt, welche neu benutzt, welche umgewandelt, welche symbolisch beschädigt oder zerstört? Kann eine einfache Weiterbenutzung ohne neue Sinnggebung oder radikalen Wechsel geschehen? Wie tritt die geschichtskulturelle Neuinterpretation, die Neusemantisierung urbaner Landschaft zum Vorschein?
3. Welche Rolle spielt(e) die Konkurrenz zwischen den Geschichtskulturen verschiedener sozialer Gruppen? Wie strukturiert sich das Verhältnis zwischen einer rationalisierenden und homogenisierenden Staatssymbolik und der naturgemäß „pluraleren“ gesellschaftlichen Praxis auf der lokalen Ebene? Welchem Platz wurde – wann und mit welcher Intentionen – der Idee von Multikulturalität und so dem Kulturerbe „des Anderen“ eingeräumt?
 4. Wie beeinflussten oder determinierten die vorhandenen Geschichtskulturen die räumliche Wahrnehmung der Stadt? Wie wirkten sich andererseits Michel de Certeaus „pratiques spatialisantes“ („raumstiftende Praktiken“) auf die historische Wahrnehmung eines Territoriums aus?²⁰
 5. Kann man schließlich in der „longue durée“ einen mustergültigen Entwicklungstypus herausarbeiten, der von der Verschüttung bzw. Zerstörung der „fremden“ Codierung eines Territoriums zur Entdeckung von bzw. Suche nach den Spuren der „anderen“ Vergangenheit führen würde? Unter welchen Bedingungen und in welchen Grenzen kann der ethnozentrische „nationale Roman“ aufgehoben werden zugunsten einer durch mehrere Nationen geteilten Identität auf regionaler oder lokaler Ebene?

Die Nähe der Aneignungsproblematik mit den gegenwärtig vielfach diskutierten und seit einigen Jahren ansatzweise entwickelten wissenschaftstheoretischen Methodologien der Kulturtransferforschung, der Verflechtungsgeschichte und der transnationalen Geschichte, ohne auf die Nuancen dieser Forschungsrichtungen eingehen zu wollen, braucht in dem Zusammenhang wohl kaum extra betont zu werden. Die Grundintention der beiden als „Väter“ des Begriffs des „transfert culturel“ geltenden französischen Germanisten Michel Espagne und Michael Werner bestand ja auch darin, den „Zusammenprall verschiedener Kultursysteme“ derart zu nuancieren, dass man vom naiven Bild antagonistischer Differenzierungsprozesse absehen und stattdessen die wechselseitigen Übernahmen eines fremden Kulturgutes ins Licht rücken sollte. Dabei handle es sich, so Espagne und

²⁰ Michel de Certeau, *L'invention du quotidien*. Paris 1990.

Werner, niemals nur um ein „kumulatives“, sondern immer auch um ein „schöpferisches Verfahren“.²¹ Von diesem letzten Punkt soll später noch einmal die Rede sein.

3. Das Regime der Territorialität und der Modus der Aneignung

Zentral für unser Anliegen ist einerseits die theoretische Verbindung zwischen der Problematik der Geschichtskultur und andererseits die von Charles S. Maier aufgestellte These von einem Wandel im „Regime der Territorialität“.²² Maiers vorgeschlagener Typologie zufolge sei die Gegenwart von einer Form „nicht-exklusiver Territorialverbundenheit“ post-territorialen Typs gekennzeichnet, welche den exklusiven nationalen Typus in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts abgelöst habe.

Mit Blick auf die kulturellen und nationalen „Zwischenräume“²³ und die städtischen Fallbeispiele, die in dem vorliegenden Band analysiert werden, lässt sich in der Tat fragen, wie in ihnen über den Anteil des „Anderen“, des „Fremden im Eigenen“ bei dem Prozess kultureller Selbstbestimmung nachgedacht und mit Hilfe welcher wie auch immer intendierter gesellschaftlicher Diskurse darüber Rechenschaft abgelegt wurde.

Typologisch lassen sich mindestens zwei Kategorien und vier Modi der kulturellen Aneignung eines Raumes unterscheiden.

Die erste Kategorie lässt sich als *exklusive Aneignung* oder – besser – *exkludierende Aneignung* bezeichnen. Kennzeichnend für diese Kategorie ist der Anspruch auf ungeteilten Besitz, sodass Aneignung eng mit einer realen oder zumindest symbolischen Enteignung verbunden ist. Der Andere, Fremde, wird realiter oder symbolisch

²¹ Diese Hypothese liegt der Kulturtransferforschung seit Anbeginn zugrunde: siehe Transfers. Les Relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVIIIe et XIXe siècle), hrsg. v. Michel Espagne, Michael Werner. Paris 1988.

²² Charles S. Maier, Transformations of Territoriality 1600–2000, in: Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien, hrsg. v. Gunilla Budde, Sebastian Conrad, Oliver Janz. Göttingen 2006, S. 32–56; siehe auch: Thomas Serrier, Geschichtskultur und Territorialität. Historisches und räumliches Bewusstsein im deutsch-polnischen Grenzraum im 19. und 20. Jahrhundert, in: Die Grenze als Raum, Erfahrung und Konstruktion. Deutschland, Frankreich und Polen vom 17. bis zum 20. Jahrhundert, hrsg. v. Etienne François, Jörg Seyfarth, Bernhard Struck. Frankfurt/New York 2006, S. 243–267.

²³ Philipp Ther, Einleitung: Sprachliche, kulturelle und ethnische „Zwischenräume“ als Zugang zu einer transnationalen Geschichte Europas, in: Regionale Bewegungen und Regionalismen in europäischen Zwischenräumen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, hrsg. v. Philipp Ther, Holm Sundhaussen. Marburg 2003, S. XI.

verdrängt, sein Anteil an der Beschaffenheit des Ortes bzw. Territoriums wird verleugnet. Die Exklusion der unliebsamen, weil fremd bzw. fremdnational kodierten Vergangenheit erfolgt durch Tilgung und Umschreibung. Die Ausdrucksweisen der exklusiven Aneignung sind der Denkmalsturz und die Zerstörung. Ungeachtet des unmittelbar zerstörerischen Moments laufen die Aneignungsmodi der exkludierenden Kategorie Gefahr, unvollendet und partiell bleiben zu müssen und sich mit der Wiederkehr der Verdrängten konfrontiert zu sehen. Wenn der *horror vacui*, den verschwundene Einwohner hinterlassen haben, nicht wenigstens im Diskurs gefüllt und kompensiert wird, lassen sich nur fragile und unheimliche Identitäten konstruieren, dies zeigen die meisten der hier vertretenen Fallstudien von Vilnius über Sovetsk bis hin zu Sibiu.

Sodann wäre zu differenzieren zwischen einer *a-historischen Aneignung* und einer *historisierenden* im Sinne von *historistischen Aneignung*. Während *Tabula rasa* und Neuanfang wie im Fall Kalinigrads das Muster für den ersten Modus liefern, charakterisiert sich die historistische Variante durch die Rückprojizierung des nationalen Vorrangs bis in die Anfänge zurück. Eine Folge ist die logische Verstärkung antagonistischer Meistererzählungen und die Hypostasierung der Feindschaften mittels historischer Argumentationen, für welche die Deutungskonkurrenz zwischen deutscher „Ostforschung“ und polnischem „Westgedanken“ exemplarisch sein mag. Auf „Danzig war deutsch“ folgte 1939 der Schluss „Danzig bleibt deutsch“, auf die Parole „Tutaj bylismy“ 1945 das Programm „będziemy“. Dabei dürfte klar sein, dass wir hier eine idealtypische Unterscheidung suggerieren, die es in dieser scharfen Trennung nicht gibt. Trotz des inneren Widerspruchs vollzog sich der Prozess der kulturellen Aneignung meistens auf beiden Wegen. So markierte der Kraftakt des Wiederaufbaus von kriegszerstörten Städten den Neuanfang von Gdańsk oder Szczecin, legte zugleich den Stein für die Sichtbarmachung oder Erfindung von Kontinuität.²⁴

Die zweite Kategorie, die der exkludierenden Aneignungsform diametral entgegengesetzt ist, und die man mit dem bereits genann-

²⁴ Zu der Frage der Kontinuität oder Diskontinuität Krzysztof Ruchniewicz, Warum Wrocław nicht Breslau ist. Überlegungen zur Nachkriegsgeschichte der niederschlesischen Hauptstadt, in: *Zögernde Annäherung. Studien zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen im 20. Jahrhundert*, hrsg. v. dems. Dresden 2005, S. 225-241; Peter Oliver Loew, Zerstörung, Kontinuität, Erdichtung. Das Kriegsende und der neue Anfang einer alten Stadt, in: *Inter Finitimos. Jahrbuch zur deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte 3* (2005), S. 77-83.

ten Maier logischerweise „post-territorial“ nennen müsste, lässt sich auch als inkludierende oder *aner kennende Aneignung* definieren.²⁵ Ihr zugrunde liegt die Anerkennung des Anteils des Fremden an der Geschichte und der Kultur des eigenen Ortes. Trotz der gemeinsamen Überzeugung, dass die Geschichte ein Raum des Dialogs ist – oder sein sollte –,²⁶ unterscheiden sich innerhalb dieser Kategorie der Typus einer selbstbegrenzenden, *verwaltenden Aneignung* eines letztlich fremd bleibenden Kulturerbes von dem einer *schöpferischen Aneignung*, die stark an Espagnes und Werners Diktum von der Übernahme eines Kulturguts als schöpferisches Verfahren anklingt. Jan Józef Lipskis berühmter Essay, in dem er 1990 die Polen zu „Depositären“ des deutschen kulturellen Erbes deklarierte, steht für den ersten Typus, der die Eigentumsfrage (noch?) nicht stellt; Robert Trabas offenes und selbstbewusstes Plädoyer für eine gleichberechtigte Teilhabe und kreative Mitarbeit in der Eigenschaft als „Miterben“ steht für den zweiten Typus, dessen Unbefangenheit ohne Zweifel generationsbedingt ist.²⁷

Beiden ist die europäische Dimension des „angeeigneten“ Kulturerbes bewusst. „Wenn man Kulturdenkmäler übernimmt“, so Lipskis bekannte Ausführung, „kann man nur von einem Depositum sprechen. Das, was zur Kultur einer Nation gehört, bleibt für immer ihr Werk und Ruhm. Ein Depositär übernimmt zugleich auch Pflichten. Und daran, wie er diese Pflichten erfüllt, misst man seine Kultur; darüber von ihm Rechenschaft zu fordern, hat Europa das Recht, denn sowohl das, was die Deutschen schufen, als auch das, was die Polen schufen, gehört zur gemeinsamen europäischen Kultur.“²⁸

Diese Gedanken lassen sich unschwer über das deutsch-polnische Umfeld hinaus auf andere Länder und Regionen erweitern. Die in diesem Band analysierten Städte könnten in dieser Perspektive nicht so sehr als „geteilte“ Erinnerungsorte im Sinne von „divided“ verstan-

²⁵ Zum Konzept der Anerkennung: Charles Taylor, *Multiculturalism and „The Politics of Recognition“*, hrsg. v. Amy Guttmann. Princeton 1992; in deutscher Übersetzung: *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung*. Frankfurt a.M. 1993; Axel Honneth, *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt a.M. 1992; Paul Ricoeur, *Parcours de la reconnaissance*. Paris 2004.

²⁶ Jan Józef Lipski, *Depositum. Deutsches kulturelles Erbe in Polen*, in: *Wir müssen uns alles sagen... Essays zur deutsch-polnischen Nachbarschaft*, hrsg. v. Georg Ziegler. Głogów/Warschau 1996, S. 264-267; Robert Traba, *Geschichte als Raum des Dialogs*, in: *Inter Finitimos. Jahrbuch zur deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte 4* (2006), S. 68-95.

²⁷ Robert Traba, *Wo liegt Preußen?*, in: *Preußen – Erbe und Erinnerung. Essays aus Polen und Deutschland*, hrsg. v. Basil Kerski. Potsdam 2005, S. 159-164. Zuerst in: *Deutsch-polnisches Magazin Dialog* (2001), Nr. 55/56, S. 159-164.

²⁸ Lipski, *Depositum* (wie Anm. 26), S. 265.

den werden, denn als „gemeinsame“ im Sinne von „shared“, nicht zu vergessen die Städte wie Petersburg oder Danzig, die „indirekte“ oder „implizite“ europäische Erinnerungsorte sind, insofern, „als sich einerseits in ihnen eine Fülle von europäischen Bezügen verdichten, während sich andererseits ihre Wirkung und Ausstrahlung auf ganz Europa erstreckt“.²⁹

Aneignung qua Europäisierung, das ist mit Sicherheit ein möglicher Weg und eine Chance, welche die Pluralisierung der Erzählungen und der kulturellen „Miteigentümer“ impliziert. Es sollte nicht wundernehmen, dass die von Paul Ricœur kurz vor seinem Tod entwickelten Überlegungen zum „Sich-vom-Anderen-erzählen-lassen“ just bei manchen der hier untersuchten Städte bereits eine direkte Anwendung gefunden haben. Dass pluralisierte Meistererzählungen gerade bei kulturellen Aneignungsprozessen, die von besonderen geschichtlichen Traumata erschwert werden, eine dynamisierende Funktion haben können, darin liegt durchaus eine große Chance.³⁰

²⁹ Etienne François, Europäische *lieux de mémoire*, in: Transnationale Geschichte (wie Anm. 22), S. 290-304.

³⁰ So argumentiert auch Loew, Zerstörung (wie Anm. 24), S. 83: „So ist das Danzig des Jahres 1945 mehr als nur Zerstörung, mehr als Fortbestand, als Erzählung (...) das Danziger Jahr 1945 ist bis heute eine große Chance.“

Von Danzig nach Gdańsk. Die lokale Geschichtspolitik im Umgang mit narrativen Abkürzungen im langen 20. Jahrhundert

von Peter Oliver Loew

Danzig hat eine reiche Vergangenheit: Als hochmittelalterliche Hauptstadt der pommerellischen Fürsten, Zentrum im spätmittelalterlichen Deutschordensstaat und wichtigster Hafen des frühneuzeitlichen Polens war es zeitweise die größte Stadt des Ostseeraums. Nach zwei Jahrhunderten des Niedergangs trat Danzig 1919/20 wieder ins Schlaglicht der Weltöffentlichkeit, als es von den Pariser Friedensmachern mitsamt seiner nächsten Umgebung zur Freien Stadt erklärt wurde. Symbol des Versailler Systems, Symbol für den Kriegsausbruch 1939, Symbol für die Zerstörung der mitteleuropäischen Städte, Symbol für den Bevölkerungsaustausch in den ehemaligen deutschen Ostgebieten, Symbol für Wiederaufbau und Polonisierung der neuen polnischen Westgebiete, Symbol für den letztlich erfolgreichen Widerstand gegen das kommunistische Regime, dank Günter Grass auch Symbol der Weltliteratur – kaum eine andere Stadt verkörpert das europäische 20. Jahrhundert mehr als diese.

Symbole sind, um einen Begriff Jörn Rüsen zu gebrauchen, „narrative Abkürzungen“.¹ Sie sind jene Punkte, auf denen größere Narrative aufgehängt werden. Je nach dem politischen und gesellschaftlichen Kontext werden diese Abkürzungen unterschiedlich miteinander vernetzt, werden die Narrative unterschiedlich konstruiert. Die symbolpolitische Instrumentalisierung der Danziger Geschichte lässt sich am Beispiel der Aussagen von Danziger „Stadtgewaltigen“ verdeutlichen.² Zentral ist hier der Begriff „Geschichtspolitik“. Maßgeblich von Edgar Wolfrum geprägt,³ hat er in den vergangenen Jahren rasch Karriere gemacht. Hier wird er als die „behördliche Inanspruch-

¹ Jörn Rüsen, Was ist Geschichtsbewusstsein? Theoretische Überlegungen und heuristische Hinweise, in: Historische Orientierung, hrsg. v. dems. Köln (u.a.) 1994, S. 3-24, hier S. 11.

² Hier ist von „Stadtgewaltigen“ die Rede, weil in kommunalen Fragen in Danzig unterschiedliche Personen die faktische Entscheidungsgewalt besaßen – Oberbürgermeister, Senatspräsidenten, Stadtpräsidenten, Gauleiter oder Parteiführer.

³ Edgar Wolfrum, Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948–1990. Darmstadt 1999, v.a. S. 22-32; ders. u. Rudolph Speth, Einleitung: Politische Mythen – Geschichtspolitik, in: Politische Mythen und Geschichtspolitik. Konstruktion – Inszenierung – Mobilisierung, hrsg. v. dems. Berlin 1996 (Centre Marc Bloch, histoire et sociologie européennes comparées. 7), S. 7-16. Aus der

nahme historischer Argumentationsmuster“ verstanden.⁴ Die Analyse ausgewählter geschichtspolitischer Äußerungen soll den Weg von Danzig nach Gdańsk im „langen 20. Jahrhundert“ aufzeigen, aber auch die Frage klären, was auf der Ebene der Diskurse jene deutsche mit dieser polnischen Stadt verbindet.⁵

Eine lokale Geschichtspolitik der Stadt Danzig begann im Grunde erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Sie manifestierte sich zunächst zögerlich in der Gründung des Stadtmuseums oder dem sich langsam belebenden Interesse für lokalen Denkmalschutz, und erst 1887 setzte der Magistrat ein erstes Erinnerungszeichen in die Stadtlandschaft – Gedenktafeln für die in Danzig geborenen Arthur Schopenhauer und seine Mutter Johanna.⁶

Die geschichtspolitische Neuordnung der Vergangenheit hatte zunächst das Ziel, das symbolische Kapital, das die glänzende Danziger Geschichte bereithielt, für die Gegenwart und damit auch für das Prestige der „Stadtgewaltigen“ nutzbar zu machen.⁷ Die Konstruierbarkeit der lokalen Geschichte war umso größer, als diese „Stadtgewaltigen“ in der Regel nicht aus Danzig selbst stammten, also nicht in das lokale Traditionsgefüge, in die Traditionspflege eines lokalen „Generationengedächtnisses“⁸ eingebunden waren und sich die lokale Historie gewissermaßen „zurechtlegen“ konnten.

„Stadtgewaltige“ bis 1945

Der bedeutendste Danziger Oberbürgermeister des 19. Jahrhunderts, Leopold von Winter (Amtszeit: 1863–1890), hatte noch wenig Bedürf-

jüngsten Forschung vgl. den Sammelband: *Geschichtspolitik: wer sind ihre Akteure, wer ihre Rezipienten?*, hrsg. v. Claudia Fröhlich u. Horst-Alfred Heinrich. Stuttgart 2004.

⁴ Peter Oliver Loew, *Danzig und seine Vergangenheit 1793–1997. Die Geschichtskultur einer Stadt zwischen Deutschland und Polen*. Osnabrück 2003 (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau. 9), S. 23.

⁵ Es muss nicht eigens betont werden, dass diese Äußerungen der „Stadtgewaltigen“ meist auf Redetexten von Beratern, professionellen Historikern oder historisch bewanderten Geschichtsmultiplikatoren beruhten, sie also nicht immer den Wissensstand, wohl aber in der Regel die Überzeugungen der Redner wiedergaben.

⁶ *Danziger Zeitung* 30 vom 24.12.1887, Nr. 16835 (Abendausgabe); *Danziger Zeitung* 31 vom 22.2.1888, Nr. 16935 (Abendausgabe). Zu den Gedenkorten in Danzig vgl. auch Loew, *Danzig und seine Vergangenheit* (wie Anm. 4), S. 473–496.

⁷ Vgl. dazu auch Rolf Schörken, *Begegnungen mit Geschichte. Vom außerwissenschaftlichen Umgang mit der Historie in Literatur und Medien*. Stuttgart 1995, S. 123 ff.

⁸ Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. 2. Aufl., München 1997, S. 50 ff.

nis, die lokale Geschichte zu instrumentalisieren.⁹ Sein Nachfolger, der aus Thüringen stammende nationalliberale Politiker Karl Adolf Baumbach (1890–1896), hielt es schon ganz anders. Bei der Säkularfeier des Übergangs von Danzig an Preußen 1893 führte er in seiner Festansprache aus, dass die Stadt zwar nie zu Deutschland gehört habe, doch aufs engste mit der deutschen Geschichte verwoben sei. Von deutschen Ansiedlern gegründet, geprägt von Deutschem Orden und „deutscher Hansa“, habe sie sich zu großem Wohlstand aufgeschwungen und sei dank ihrer Wehrhaftigkeit auch unter polnischer Herrschaft eine deutsche Stadt geblieben: „Ja (...), Danzig war stets eine deutsche Stadt und Danzig bleibt eine deutsche Stadt immerdar.“¹⁰

Damit hatte eine nationale, von ethnischen Argumenten geprägte Sichtweise im traditionell liberal-freisinnigen Danzig die Deutungshoheit erlangt: „Deutschtum“, „Wehrhaftigkeit“ und Verteidigung gegen polnische Ansprüche waren die wichtigsten Elemente dieser Erzählung. Tatsächlich war das bürgerliche Danzig gegen Ende des 19. Jahrhunderts fast ausschließlich deutsch; die im Zeichen der nur zaghaft voranschreitenden Industrialisierung in die Stadt ziehenden unterbürgerlichen sozialen Gruppen assimilierten sich, wenn sie nicht ohnehin deutscher Zunge waren, oft rasch an die deutsche Kultur.

Baumbachs Nachfolger bis 1918 waren liberaler und ließen größere geschichtspolitische Zurückhaltung walten. Als Anfang 1919 Heinrich Sahn als Oberbürgermeister eingeführt wurde, hatte sich die lokale Geschichtspolitik bereits radikal verändert. Nach der Niederlage des Deutschen Reiches im Ersten Weltkrieg, der Wiederherstellung Polens und den beginnenden Pariser Friedensverhandlungen schien die weitere Zugehörigkeit der Stadt zu Deutschland zumindest gefährdet. Und so erntete Sahn bei seiner Amtseinführung stürmischen Beifall, als er „ein offenes und starkes Bekenntnis für das Deutschtum dieser alten Hansastadt“ ablegte, „die noch heute bis ins

⁹ Zu Winter und seinen Nachfolgern vgl. Anton Bertling, Danzigs Bürgermeister im 19. Jh. Danzig 1929 (Heimatblätter des Deutschen Heimatbundes Danzig. 6/1); zu Winter speziell: Erich Keyser, Der Danziger Oberbürgermeister Leopold von Winter, in: Ostdeutsche Monatshefte 14 (1933/34), H. 11, S. 694-701.

¹⁰ Die Schilderung nach Danziger Zeitung 36 vom 8.5.1893, Nr. 20115 (Abendausgabe): Danzigs Säcularfeier; ebenda vom 9.5.1893, Nr. 20116 (Morgenausgabe): Danzigs Säcularfeier. – Abdrucke der Reden in: Bericht des Magistrats der Stadt Danzig über den Stand der dortigen Gemeindeangelegenheiten bei Ablauf des Verwaltungsjahres 1893/94. Danzig 1894. – Vgl. auch Loew, Danzig und seine Vergangenheit (wie Anm. 4), S. 148-154; über die von Baumbach initiierte Ausstattung des Stadtverordnetensaales mit Historienbildern zur Stadtgeschichte ebenda, S. 230-242.

Herz so echt deutsch ist, wie in all den vergangenen Jahrhunderten ihrer stolzen Geschichte“.¹¹

Die Betonung der Zugehörigkeit zu Deutschland wurde mit der Bildung der Freien Stadt Danzig, die dem Völkerbund unterstellt war, zur politischen Maxime aller Danziger Regierungen. Die Stadt, als Symbol des Versailler Systems und Schauplatz heftiger deutsch-polnischer Auseinandersetzung vor dem Völkerbund in die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit katapultiert, war zu mehr als 90% von deutschsprachigen Menschen bewohnt, aber die Anwesenheit von Polen manifestierte sich durch zahlreiche Minderheitenvereinigungen sowie die polnische Verwaltung bzw. Mitverwaltung zentraler Sektoren des öffentlichen Lebens (Eisenbahn, Hafen, Post usw.) sehr viel deutlicher als vor dem Krieg. Auch deshalb war die lokale Regierung, der Senat, sehr darum bemüht, die lokalhistorische Meistererzählung in ihrem Sinn zu beeinflussen. Jahrestage, Gedenktage, die Gründung eines historischen Museums,¹² Propagandaschriften, Geschichtsvermittlung in den Schulen,¹³ die Kreation neuer Symbole (wie des „Danziger Schriftstellers“ Max Halbe¹⁴) gehörten ebenso zu dieser Geschichtspolitik wie Reden. Während hier zunächst noch traditionell preußische Motive eine Rolle spielten,¹⁵ änderte sich dies mit dem Machtantritt der Deutschnationalen zu Beginn der 1930er Jahre.

1932 feierte der DNVP-geführte Senat „Marine-Festtage“. Wichtiger Programmpunkt dieser Feier war die Enthüllung einer Gedenktafel für den Danziger Kaperkapitän Paul Beneke, der im 15. Jahrhundert unter Danziger Flagge Jagd auf englische Schiffe gemacht hatte. Die Festansprache hielt Ernst Ziehm, der Senatspräsident.

„Danzig feiert in dieser Stunde seinen großen Seehelden Paul Beneke. (...) Bei dem Namen Paul Beneke taucht die glanzvolle Vergangenheit Danzigs vor uns auf, die Zeit, da Danzig

¹¹ Danziger Neueste Nachrichten 26 vom 26.2.1919, Nr. 47: Feierliche Amtseinführung des neuen Oberbürgermeisters von Danzig.

¹² Loew, Danzig und seine Vergangenheit (wie Anm. 4), S. 254 f., 294-311.

¹³ Peter Oliver Loew, Lokalgeschichte zwischen Heimat und Nation. Schulen und Geschichtskultur in Danzig, 1800 bis 2000, in: Wiedergewonnene Geschichte. Zur Aneignung von Vergangenheit in den Zwischenräumen Mitteleuropas, hrsg. v. dems., Christian Pletzing u. Thomas Serrier. Wiesbaden 2006 (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts. 22), S. 47-67.

¹⁴ Peter Oliver Loew, Die Heimat sucht den Dichter – der Dichter sucht die Heimat. Max Halbe und Danzig, in: Das literarische und kulturelle Erbe von Danzig und Gdańsk, hrsg. v. Andrzej Kątny. Frankfurt a.M. 2004, S. 79-98.

¹⁵ Vgl. die Rede von Senatspräsident Heinrich Sahn, in: Danziger Neueste Nachrichten 34 vom 13.7.1927, Nr. 161: Die deutsche Marine in Danzig.

als Mitglied des Bundes der Hanse unter den Staaten Europas eine hoch angesehene Stellung einnahm, da Könige um die Freundschaft der reichen und mächtigen Stadt warben, da die Danziger Tatkraft, von keinerlei politischen Fesseln eingeengt, sich ungehindert in der europäischen Welt entfalten konnte. Der Name Paul Beneke legt Zeugnis ab, daß Danzig der Verteidigung seine Rechte und Freiheiten Gut und Blut zu opfern bereit war. (...) Man blickte voll Bewunderung auf diesen Danziger, der die Rechte und Würden seiner engeren Heimat wie des gesamten Bundes der Hanse so mutig und tapfer wahrte. (...) Wir Danziger sind stolz, daß dieser deutsche Held als Danziger Admiral unter Danziger Flagge für hansische Ideale kämpfte und siegte.¹⁶

Die wichtigsten Motive dieser Rede sind deutsches Heldentum, Danziger Mut, Stolz und Freiheit. Im Hintergrund spielt die Beziehung der Stadt zum Meer eine große Rolle – allerdings nur als Schauplatz von Kämpfen, nicht als Handelsstraße. Die Parallelen zur Gegenwart waren beabsichtigt und lagen auf der Hand: Danzig, das kleine, nicht souveräne Staatswesen, stilisierte sich zu einer Verkörperung jener Benekeschen Tugenden, es wollte mutig sein, stolz und frei. Man richtete sich hier in erster Linie gegen die als Gefahr empfundenen Bemühungen Polens, mehr Einfluss in Danzig zu gewinnen, und verstand sich als deutsches Bollwerk im Osten.¹⁷ Mit Paul Beneke und seinen Beutefahrten war ein Motiv gefunden worden, das den deutschnationalen Bestrebungen der in Danzig wie im Deutschen Reich Regierenden entsprach und die antienglischen Ressentiments dieser politischen Gruppe mit der in weiten Teilen der Danziger deutschen Bevölkerung – durch vielfältige propagandistische Aktivitäten am Leben erhaltenen – antipolnischen Grundstimmung verband und punktuell Sinn stiftete in einer von Arbeitslosigkeit, sozialen Spannungen und außenpolitischen Konflikten geprägten Zeit.

In den kommenden Jahrzehnten häuften sich lokalhistorische Reden der Danziger „Stadtgewaltigen“. An den verschiedenen symbo-

¹⁶ Danziger Neueste Nachrichten 39 vom 17.6.1932, Nr. 148: Die letzten Marine-Festtage in Danzig.

¹⁷ Zur Stilisierung Danzigs als „Bollwerk“ aus kulturgeschichtlicher Perspektive vgl. unter anderem Jens Stüben, „Im Abwehrkampf“ (Heinz Kindermann). Zur Haltung von Autoren der Freien Stadt Danzig gegenüber Polen, in: *Erlebte Nachbarschaft. Aspekte der deutsch-polnischen Beziehungen im 20. Jahrhundert*, hrsg. v. Jan-Pieter Barbian u. Marek Zybur. Wiesbaden 1999, S. 184-208.

lischen Aufhängern wurden unterschiedliche Narrative befestigt, die den Konstrukteuren – oder „Identitätsunternehmern“, wie Bernhard Giesen sagt¹⁸ – jeweils kontextbezogen einen mehr oder weniger kurzfristigen politischen Nutzen versprachen. Die relativ gute Bekanntheit dieses stadtgeschichtlichen Grundwissens erleichterte die instrumentale Behandlung der lokalen Historie. So war es auch für den NSDAP-Gauleiter Albert Forster ein Leichtes, wenige Wochen vor dem Kriegsausbruch bei einer Massenkundgebung auf dem Langen Markt kurz und bündig zu verkünden:

„1. Danzig ist seit seiner Gründung, das sind rund acht Jahrhunderte, immer eine urdeutsche Stadt gewesen. (Stürmische Kundgebungen.) 2. In Danzig haben während seiner ganzen Geschichte bis zum Jahre 1919 nur Deutsche zu bestimmen gehabt. Die Danziger haben sogar im Jahre 1576 den polnischen König Stefan Batory mit Waffengewalt zurückgeschlagen und zur Kapitulation gezwungen, als er versuchte, die Rechte, besonders die Seeherrschaftsrechte, der alten deutschen Hansestadt zu schmälern. Die heutigen Danziger fürchten die Kanonen Rydz-Smigly [sic!] ebensowenig, wie ihre Väter die Kanonen des polnischen Königs gefürchtet haben (Nicht endenwollender leidenschaftlicher Beifall).“¹⁹

Die Geschichte Danziger Wehrhaftigkeit und Danziger Deutschtums wird hier auf die Spitze getrieben. Behauptungen wie das jahrhundertelange „Urdeutschtum“ werden unwiderlegbar in den Raum gestellt, die Verteidigung Danziger Rechte gegen polnische Ansprüche zu einem hohen Gut stilisiert. Dass Danzig 1576 keineswegs einem deutschen Staat hätte beitreten wollen, dies nun aber um jeden Preis zu tun beabsichtigte, war für Forsters verbale Kanonade unwichtig. Lokale Geschichte diente ihm als beliebig verwendbarer Fundus zur Begründung aktueller politischer Ansprüche und als rhetorisches Mittel, um die Zustimmung des Volkes zu gewinnen.²⁰

¹⁸ Bernhard Giesen, *Kollektive Identität. Die Intellektuellen und die Nation* 2. Frankfurt a.M. 1999, S. 212.

¹⁹ *Danziger Neueste Nachrichten* 46 vom 11.8.1939, Nr. 186: „Danzig ist deutsch und will zu Deutschland“

²⁰ Über Forster und seine Danziger Politik hat mit vielen neuen Einsichten geschrieben: Dieter Schenk, *Hitlers Mann in Danzig. Gauleiter Forster und die NS-Verbrechen in Danzig-Westpreußen*. Bonn 2000.

Aber wie anders klang der unter Forster stehende Danziger Oberbürgermeister Georg Lippke Anfang Februar 1945, als er wohl seine letzte lokalthistorische Rede hielt. Zwar ging es immer noch um Danziger Wehrhaftigkeit, aber die Furcht vor den Kanonen des Gegners war konkret und die Vorahnung der Niederlage auch:

„Wir Danziger wollen uns (...) unserer Vorfahren würdig erweisen, die zu allen Zeiten um ihr Dasein gelitten, gerungen und endgültig doch gesiegt haben. (...) ist es angebracht, uns in der heutigen Notzeit ähnlicher harter Prüfungen zu erinnern, die unsere Stadt und ihre Bevölkerung oft bis an den Rand der Vernichtung brachten und doch gemeistert worden sind. (...) Wohl hatten sich viele geopfert, das Leben aber ging weiter und die folgende Generation vergaß in der erkämpften Friedenszeit die Opfer des überstandenen Krieges.“²¹

Das lokalthistorische Narrativ des Nationalsozialismus (Wehrhaftigkeit, Deutschtum) läuft hier sozusagen ins Leere, kann allenfalls noch einmal aller kürzesten tagespolitischen Nutzen bedeuten (ein kurzes Innehalten der Rezipienten), keineswegs aber noch weltpolitische Veränderungen antizipieren, wie dies 1939 der Fall war.

„Stadtgewaltige“ nach 1945

Die Zeiten änderten sich rasch: Ende März 1945 eroberte die Rote Armee Danzig, dessen historische Innenstadt weitgehend zerschossen wurde und niederbrannte. Bis 1947 verließen die meisten verbliebenen deutschen Danziger – viele waren schon vor Ende der Kampfhandlungen geflohen – die Stadt. Ersetzt wurden sie von Polen, die aus den polnischen Ostgebieten, aus den zentralpolnischen Gegenden oder auch aus dem näheren Umland der Stadt zuwanderten. Nur wenige Jahre vergingen, und ein kommunistisches System stalinistischer Ausprägung hatte sich auch auf lokaler Ebene festgesetzt und bestimmte den öffentlichen Geschichtsdiskurs.

Der beinahe vollständige Bevölkerungsaustausch hatte einen ebenso drastischen Wandel des sozialen Gedächtnisses im lokalen Raum

²¹ Danziger Vorposten 15 vom 3.2.1945, Nr. 29: Mut, Standhaftigkeit und Entschlossenheit. Der Oberbürgermeister der Hansestadt Danzig an die Bevölkerung.

zur Folge.²² Der personenspezifische Erinnerungs- und Erwartungshorizont veränderte sich diametral, und die kollektiv abrufbaren lokalspezifischen Symbole – jene Aufhänger für die stadthistorischen Narrative – reduzierten sich erheblich. Neben den unmittelbar sichtbaren Artefakten (vor allem Baudenkmäler) spielte hier das auf wenige Punkte reduzierte Wissen über Danzig eine Rolle, wie es vor dem Krieg in den polnischen Schulen und in den Massenmedien vermittelt worden war. All dies aber wurde zunächst bei sicherlich allen Bewohnern überlagert durch die individuellen, nicht ortsspezifischen Erinnerungen an die Kriegsjahre.

Erschwerend kam hinzu, dass es keinen harmonischen Entwicklungsprozess der neuen Gedächtnisgemeinschaft gab. Hatte es zunächst Ansätze einer bildungsbürgerlichen Neukonstruktion lokaler Geschichtskultur gegeben, so änderte sich dies schon 1947, als das polnische Danzig seine 950-Jahr-Feier begehen wollte, aber auf Anweisung aus Warschau nicht so recht durfte.²³ Fortan wurden auf lokale oder auch Warschauer Initiative hin zahlreiche geschichtspolitische Zeichen gesetzt, bei denen man sich in der Regel keine Mühe um Einbindung in ein lokalhistorisches Kontinuum machte, sondern die lediglich ein historisches Motiv aufgriffen und in einen meist zu Zwecken der Politik oder der nationalen Identität instrumentalisierten Zusammenhang setzten, sei es der sich über Jahrzehnte hinziehende, beispiellose Wiederaufbau der Rechtstadt, seien es Jahres- oder Gedenktage. So nutzte der Leiter der Propagandaabteilung im Woiwodschaftskomitee der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei (PVAP), Ludwik Krasucki, 1951 die Gelegenheit, zum sechsten Jahrestag der „Befreiung“ Danzigs die offizielle Sicht auf die lokalen Zeitläufte als Geschichte der Danziger „Volksmassen“ um „Fortschritt“ und gegen „jesuitischen Obskurantismus“ sowie „Germanisierung und Reaktion“ darzustellen.²⁴

²² Vgl. zu diesem Zusammenhang auch: John Urry, *Wie erinnern sich Gesellschaften ihrer Vergangenheit?*, in: *Geschichtskultur in der Zweiten Moderne*, hrsg. v. Rosemarie Beier. Frankfurt a.M./New York 2000, S. 29-51. – Zu Danzig sehr kursorisch: Elizabeth Morrow Clark, *Reshaping the Free City: Cleansed Memory in Danzig/Gdańsk, 1939–1952*, in: *Ethnic Cleansing in Twentieth-Century Europe*, hrsg. v. Steven Béla Várdy u. T. Hunt Tooley. Boulder 2003, S. 311-331.

²³ Dazu mehr in Loew, *Danzig und seine Vergangenheit* (wie Anm. 4), S. 396-399.

²⁴ *Głos Wybrzeża* Nr. 86 vom 30.3.1951: Ludwik Krasucki, *Przeszłość i dzień dzisiejszy Gdańska Źródłem naszej siły i jedności* [Vergangenheit und Gegenwart Danzigs – Quelle unserer Kraft und Einheit]. Vgl. auch Loew, *Danzig und seine Vergangenheit* (wie Anm. 4), S. 406 f.

Ähnlich fasste es 1954 Stanisław Szmidt, der Vorsitzende des Präsidiums des Städtischen Nationalrates, als er zum 500. Jahrestag der Loslösung vom „Kreuzritterjoch“²⁵ und zum 9. Jahrestag der „Befreiung“ im Theater eine Rede hielt:

„Die preußische Reaktion, der Polen im 15. Jahrhundert einen mächtigen Schlag versetzt hatte, indem es Danzig mit bewaffneter Unterstützung seines Volkes dem Mutterland zurückgab, diese Reaktion wurde in ihrer neuen Form des hitleristischen Faschismus mit der Waffengewalt der Sowjetarmee restlos zer schlagen. Danzig wurde erst jetzt eine wirklich freie befreite Stadt.“²⁶

In anderen Passagen seiner Ausführungen rühmte Szmidt die Geschichte der lokalen Klassenkämpfe, insbesondere die Werftarbeiterstreiks des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts.²⁷ Die Suche nach der Geschichte lokaler Progressivität erlaubte also auch den Rückgriff auf die ansonsten tabuisierte Sozialgeschichte Danzigs der Neuzeit. Hinter den dogmatischen Motiven des Stalinismus traten die traditionellen Aufhängepunkte lokalhistorischer Narrative zurück. Aber vergessen waren sie nicht.

Aus der polnischen Perspektive war einer jener lokalen Erinnerungsorte die Geschichte Danziger Polonität. Dieser Erzählung zufolge hatte es in der Geschichte Danzigs durchgängig eine polnische Bevölkerung gegeben – eine Kontinuität, die den sozialen Charakter der Stadt geprägt habe und ihre Zugehörigkeit zu Polen begründe.²⁸ Ganz an diesen Erzählstrang hielt sich 1962 Jan Ptasinski, der Erste Sekretär des Woiwodschaftskomitees der Polnischen Vereinigten Ar-

²⁵ 1454 huldigte Danzig gemeinsam mit anderen preußischen Städten dem polnischen König; der damit beginnende Dreizehnjährige Krieg endete 1466 mit der endgültigen Abtretung des westlichen Teils des Ordensstaates (nunmehr „Königliches Preußen“) an Polen.

²⁶ Dziennik Bałtycki 10 vom 2.4.1954, Nr. 79: Dwie wielkie rocznice. Gdańsk – miasto historii i przyszłości [Zwei große Jubiläen. Danzig – Stadt der Geschichte und der Gegenwart].

²⁷ Dziennik Bałtycki 10 vom 1.4.1954, Nr. 78: Uroczysta sesja MRN m. Gdańska zainaugurowała rok jubileuszowy. W 500-ną rocznicę zrzucenia jarzma krzyżackiego i w 9-tą rocznicę wyzwolenia [Eine feierliche Sitzung des MRN der Stadt Danzig leitete das Jubiläumsjahr ein. Zum 500. Jahrestag der Befreiung vom Kreuzritterjoch und zum 9. Jahrestag der Befreiung].

²⁸ Ähnlich war es übrigens auch in anderen Regionen der polnischen Westgebiete. Vgl. hierzu Zbigniew Mazur, Albumy o Ziemiach Zachodnich i Północnych [Bildbände über die West- und Nordgebiete], in: Wokół niemieckiego dziedzictwa kulturowego na Ziemiach Zachodnich i Północnych [Um das deutsche Kulturerbe in den West- und Nordgebieten], hrsg. v. dems. Poznań 1997, S. 1-47, hier S. 31.

beiterpartei. In einer langen Rede zu den von den kommunistischen Behörden künstlich inszenierten 10-Jahrhundert-Feiern Danzigs (die eigentliche 1000-Jahr-Feier folgte erst 1997) sagte er unter anderem:

„Schon damals [nach 1454; P.O.L.] bildete sich ein viele Jahrhunderte dauerndes Schema heraus, daß das Patriziat aus Zuwanderern bestand, der Plebs aber aus ansässiger polnischer Bevölkerung. (...) Trotz einer neuen Germanisierungswelle blieb Danzig [nach der preußischen Annexion 1793; P.O.L.] polnisch. (...) Der Zustrom polnischer Arbeiter (...) erhielt auch weiterhin den polnischen Charakter der Danziger Unterschichten. (...) Die Geschichte bestätigte zum dritten Mal in der Danziger Geschichte, daß es nur als integraler Bestandteil Polens sich entwickeln und blühen kann. (...) Danzig, ‚die der *Rzeczpospolita* treue Stadt‘, bleibt Volkspolen für immer treu. (...) Ihm – dem polnischen Volk – verdankt Danzig seine Existenz, seine Entwicklung und Blüte. Die Hände des polnischen Volkes, seine Aufopferung und Entsaugungen trugen zur Wiedergeburt Danzigs bei, so daß es die zehn Jahrhunderte seiner Existenz in ganzer Schönheit begrüßen kann. Das wird Danzig dem polnischen Volk nie vergessen.“²⁹

Hier war die Verbindung des historischen Materialismus mit einer eng nationalen Interpretation der Stadtgeschichte vollzogen: Was historisch in Danzig deutsch war, war stets Fremdkörper, während das „Herz“ der Stadt stets polnisch schlug. Diese der Stadt innewohnende Polonität brach sich nach 1945 in neuer Vitalität Bahn und schuf das große Werk des Wiederaufbaus, jenen letzten Beleg für die unauflösliche Verbundenheit Danzigs mit Polen. Dieses Narrativ wurde dann in vielerlei geschichtskulturellen Manifestationen, aber auch in der Erinnerungslandschaft der Stadt (Denkmäler, Straßennamen) ergänzt durch solche Motive, die von polnischen Elementen in der lokalen Vergangenheit zeugten.

Diese polonitätsgeschichtliche Erzählung Danziger Geschichte genoss bis in die 1980er Jahre Diskurshoheit. Allerdings entwickelte sich bei den bereits in Danzig geborenen Generationen, insbesondere bei der oppositionell eingestellten Intelligenz, zunehmend ein „wi-

²⁹ Dziennik Bałtycki 18 vom 26.6.1962, Nr. 150, X Wieków Gdańska. Przemówienie I sekretarza KW PZPR Jana Ptasińskiego [10 Jahrhunderte Danzig. Rede des 1. Sekretärs des KW PZPR Jan Ptasiński].

derständiges“ Verständnis der lokalen Historie.³⁰ Es ist hier nicht der Platz, um diesen in höchstem Maße faszinierenden Prozess eingehend schildern zu können. Sozusagen als vorläufiger Schlusspunkt dieser Entwicklung sei ein Text angeführt, der zwar von keinem „Stadtgewaltigen“ direkt stammt, der aber 2005/06 auf der Homepage der Stadtverwaltung zu lesen war und mit Sicherheit der lokalhistorischen Deutung des Danziger Stadtpräsidenten Paweł Adamowicz von der liberal-konservativen Bürgerplattform entspricht.³¹ Über die frühneuzeitliche Stadt heißt es hier:

„Jenes alte, sehr reiche und in Europa angesehene Danzig – eine Stadt der vielen Nationalitäten, verschiedenen Kulturen, Religionen und Sprachen, die internationalste Stadt der *Rzeczpospolita*, war eine einzigartige Gemeinschaft der Diversität.“

Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wird folgendermaßen kommentiert:

„Die Danziger erfreuten sich stets des Rufs unbeugsamer Menschen, die sich nicht leicht unterdrücken ließen. Man sagte, sie seien hart und trotzig gegenüber jedem Bedrucker. Danzig blieb unverändert, die ganze Nachkriegszeit hindurch, ein Synonym für die freiheitlichen Bestrebungen der Polen.“

Dies habe sich dann in den Streikwellen von 1970 und 1980/81 ausgedrückt. Der Überblick schließt:

„Das weltoffene Danzig war während seiner langen Geschichte eine durch und durch europäische Stadt. ‚Nec temere, nec timide‘, also ‚ohne Angst, aber mit Entschlossenheit‘, wie eine alte lateinische Sentenz verkündet, die auf dem großen Stadtwappen zu sehen ist. Die Geschichte hat einen Kreis beschrieben. Das heutige Danzig pulsiert wie einst vor Leben und errichtet seine eigene Identität in Erinnerung an die Geschichte stets aufs Neue.“

Das monokulturelle Ideal der Nachkriegsjahrzehnte und die ideologische Überformung der lokalen Geschichtskultur sind gewichen. Statt-

³⁰ Vgl. Loew, Danzig und seine Vergangenheit (wie Anm. 4), S. 445-452.

³¹ <http://www.gdansk.pl/article.php?category=295&article=684&history=295>.

dessen bemühen sich die seit Ende der 1980er Jahre in Sachen lokaler Geschichte tonangebenden Kreise darum, die historische Multikulturalität der Stadt und ihren großen Facettenreichtum hervorzuheben.³² Zugleich aber spinnt sich zwischen den symbolischen Aufhängern ein neuer Faden – den Danzigern werden, über alle historischen Brüche hinweg und als historische Herleitung der Symbolisierung von Danzig als Zentrum des antikommunistischen Widerstands, ganz besondere Charaktermerkmale angedichtet: Unbeugsamkeit, Mut, Umsicht und Freiheitsliebe. So hatte das schon der liberale Politiker Donald Tusk 1996 in seinem bahnbrechenden Bildband „Był sobie Gdańsk“ geschrieben, als er von jener „Mischung aus Mut und Umsicht, aus Unabhängigkeit und Einfallsreichtum“ sprach, die ihre Wurzeln im Meer und in der Bevölkerung der nahen Kaschubei hätten und sich zu einem „Genius des Ortes“ fügten.³³

Mit diesem für das polnische Nachkriegsdanzig neuen Topos schlägt die lokale Geschichtskultur eine Volte 100 Jahre zurück. Auch damals schon spielten Wehrhaftigkeit, Mut und Freiheitsliebe eine große Rolle bei den geschichtspolitischen Zeichensetzungen im lokalen Raum. Allerdings hat sich seitdem die soziale Grundlage lokaler Politik radikal verändert, ist die bürgerliche Repräsentationskultur einer pluralistischen Identitätspolitik in einer von Sinnkrisen und wirtschaftlichen Divergenzen geprägten Transformationsgesellschaft gewichen. Radikal verändert haben sich auch die gesellschaftlichen Gegenströmungen zur offiziellen Geschichtspolitik, die – genauso wie 100 Jahre zuvor – darum bemüht ist, einfache Erzählungen aufzubauen, um einen kommunalen Erwartungshorizont – ökonomisches Gedeihen, Rückkehr zu einstiger Größe – zu legitimieren. Während am Ende des 19. Jahrhunderts verschiedene Gruppen der Bürgerschaft bestrebt waren, die Vielfalt ihrer Traditionen vor den Anfechtungen der Moderne – und den Vereinfachungen der Geschichtspolitik – zu retten, so handelt es sich heute darum, ein lokales Traditionsgefüge neu zu installieren und künstlich zu diversifizieren.

³² Zur Konstruktion eines „multikulturellen“ Danzig vgl. Peter Oliver Loew, *Niemieckość – polskość – wielokulturowość? Gdańsk i jego mity* [Deutschtum – Polonität – Multikulturalität? Danzig und seine Mythen], in: *Tożsamość miejsca i ludzi. Gdańszczanie i ich miasto w perspektywie historyczno-socjologicznej* [Die Identität von Platz und Menschen. Die Danziger und ihre Stadt aus der historisch-soziologischen Perspektive], hrsg. v. Małgorzata Dymnicka u. Zbigniew Opacki. Warszawa 2003, S. 107-118.

³³ Donald Tusk, Vorwort, in: *Był sobie Gdańsk* [Einst in Danzig], hrsg. v. dems. (u.a.). Gdańsk 1996, S. 6 f.

Narrative Abbraviaturen und die Verortung Danzigs im Raum

Dabei spielen damals wie heute jene symbolischen Aufhänger eine große Rolle – konkrete Daten und Ereignisse, aber auch bestimmte Punkte der lokalen Topografie oder immaterielle Erinnerungsorte.

Abschließend seien noch einige Bemerkungen zur Kontinuität bzw. Diskontinuität der Topoi des Raumes ergänzt, die ebenfalls „narrative Abbraviaturen“ sind. Während die architektonischen bzw. städtebaulichen Erinnerungszeichen in der Stadt selbst aufgrund ihrer besonderen Visualität ein dichtes und nur in bestimmten Nuancen veränderbares Koordinatensystem für die lokale Geschichtskultur darstellen, nahm die Bedeutung des Krantores als Danziger „Wahrzeichen“ nach 1945 ab, jene des Neptunbrunnens vor dem Artushof zu, hat sich die Einbindung in den größeren Raum der Umgebung mehrfach gewandelt. Um 1900 waren in Danzig folgende geografische Horizonte präsent: das Meer (Wasser), das Mündungsgebiet der Weichsel – das Werder (Wiese) und die von Endmoränenhügeln und Seen dominierte Landschaft westlich der Stadt (Wald). Mit dem Meer hatte zu Beginn des 20. Jahrhunderts immerhin noch ein Teil der Bürgerschaft einen direkten, beruflich bedingten, also unmittelbar lebenswichtigen Bezug (Handelshäuser, Werften, Kriegsmarine, Fischfang etc.).³⁴ Das Werder war die landwirtschaftliche Nahregion, großbäuerlich und deutsch geprägt und mit engen historischen wie familiären und kulturellen Beziehungen in die Stadt. Das kaschubische Hügelland hingegen war zumindest für das bürgerliche Danzig umso fremder, je weiter westlich man blickte – dort, wo es kleinbäuerlich und „nicht-deutsch“ (kaschubisch-polnisch) war.

Heute haben sich die Verhältnisse verändert. Das Meer ist weniger ein auf natürliche Weise integraler Teil des städtischen Lebens als eine rhetorische Figur der lokalen Geschichtspolitik. Das Engagement der Stadt für die „Neue Hanse“ oder die Allgegenwart der Brunnenfigur Neptun sind maritime Elemente der neuen lokalen Meistererzählung, in der auch die in der Volksrepublik gerne besungenen Heldentaten der frühneuzeitlichen polnischen Flotte noch mitschwingen, übrigens auch die Bedeutung der Werftindustrie (und der Solidarność), auch wenn die meisten Werftarbeiter das offene Meer kaum zu Gesicht

³⁴ Vgl. Józef Stanielewicz, *Ożywienie gospodarki morskiej* [Die Belebung der Seewirtschaft], in: *Historia Gdańska* [Danzigs Geschichte], hrsg. v. Edmund Cieślak. Bd. IV/1, Sopot 1998, S. 341-396; sowie Bolesław Hajduk, *Gospodarka Gdańska w latach 1920-1945* [Die Wirtschaft von Danzig zwischen 1920 und 1945]. Gdańsk 1998.

bekommen. Das Werder spielt als Begrenzung der engeren Heimat keine große Rolle mehr – geprägt von ehemaligen Staatsgütern, Armut und Arbeitslosigkeit, ist es im Bewusstsein der Danziger zu einer jener beinahe beliebig austauschbaren Kleinregionen der polnischen Westgebiete geworden.³⁵ Dagegen nimmt das kaschubische Hügelland, auch aufgrund der erheblichen Migration nach 1945 in die Stadt, einen ganz anderen Stellenwert ein als 100 Jahre zuvor, so dass Danzig heute gerne auch als „Hauptstadt der Kaschubei“ bezeichnet wird und Sitz der „Kaschubisch-pommerellischen Vereinigung“ ist.³⁶ Als vierter Horizont ist der zu deutscher Zeit sehr unscharfe Süden hinzugekommen, weniger aufgrund der Weichsel, deren Bedeutung als Verkehrsader sogar noch nachgelassen hat, sondern aufgrund der Neukonstruktion der Region „Kociewie“³⁷ sowie der Ausdehnung des urbanen Raumes entlang der Straßen- und Eisenbahnverbindung fast bis nach Dirschau. Und natürlich spielt die Tatsache, dass das historische Polen – staatlicher Bezugsrahmen des modernen Danzig – im Süden liegt, eine wesentliche Rolle.

Diese Verortung Danzigs im Raum zeigt somit ebenfalls die Veränderungen auf, welchen die narrative Konstruktion lokaler Identitäten im langen 20. Jahrhundert unterlag, wenn auch viel subtiler als bei der symbolischen Möblierung der Danziger Geschichte: Wälder, Flüsse und Meere lassen sich weniger leicht umkonstruieren als historische Ereignisse oder Gestalten.

³⁵ Es gibt nur wenige Versuche einer historisch-kulturellen Aneignung des Weichseldeltas, vgl. stellvertretend Artur Dękański u. Marek Opitz, *Żuławy. Czas przełomu* [Das Werder. Zeit des Umbruchs]. Nowy Dwór 1998.

³⁶ Vgl. Józef Borzyszkowski, *Kaszubi a Gdańsk na przestrzeni dziejów* [Die Kaschuben und Danzig im Laufe der Geschichte], in: *Rozmyślania gdańskie* [Danziger Gedanken]. Gdańsk 1998, S. 163-179.

³⁷ Hierzu gibt es noch kaum Literatur. Als Einführung in die Region: Jarosław Ellwart, *Kociewie i Bory Tucholskie* [Kociewie und Tucheler Heide]. 6. Aufl., Gdynia 2005.

1945 – ein Bruch? Stadtplaner in Stettin und Szczecin

von Katja Bernhardt und Jan Musekamp

Ein leerer Platz voller Pläne

Ein architektonisch interessierter Besucher Stettins (Szczecins) wird als erstes die Hakenterrasse aufsuchen, die heutigen Wały Chrobrego. Diese von drei monumentalen Gebäuden aus den Anfängen des 20. Jahrhunderts gesäumte Anlage befindet sich etwas nördlich der Altstadt und bietet einen ausgezeichneten Blick gen Osten über Oder-niederung, Hafen- und Werftanlagen sowie den nicht weit entfernten Dammschen See. Sie scheint Beweis zu sein für die Kontinuität zwischen der deutschen und der polnischen Stadt, blieb sie doch unzerstört und beherbergt heute vergleichbare Institutionen wie vor 1945.¹ Auf dem Weg nach Süden Richtung Innenstadt muss allerdings der Königsplatz (plac Żołnierza Polskiego) überquert werden, der in rauer Art dazu einlädt, die Brüche aufzudecken, von denen Stettin im 20. Jahrhundert betroffen war. Von Süden heraufkommend, endet hier die z.T. wiederaufgebaute, zum Teil erhaltene Altstadt abrupt und macht einer großen, nach mehreren Seiten hin offenen Freifläche Platz. Über diese bahnt sich eine autobahnähnliche Straße, die Schloss-Trasse (Trasa Zamkowa), ihren Weg zu einer Hochbrücke über die Oder. Das Schloss der Pommernherzöge und die unzerstört gebliebene Peter-Paul-Kirche wirken wie Brückenköpfe, die die Auffahrt zur Oderbrücke im Süden und im Norden markieren. Auf dem Mittelstreifen erhebt sich ein einsamer Schiffsmast.

Dieser Platz, der gegenwärtig mit dem Begriff ‚Unort‘ wohl treffend bezeichnet wäre, nimmt jedoch seit seiner Entstehung nicht nur in der kulturellen Stadtopografie Stettins eine herausragende Stellung ein, sondern war stets Gegenstand bewusster, einer mal realisierten, mal auch nur geplanten Gestaltung: Nachdem 1725 die mittelalterlichen Schutzanlagen niedergelegt worden waren, wurde der so frei werdende Platz nördlich der Stadt zu repräsentativen Zwecken umge-

¹ Zur Hakenterrasse (Wały Chrobrego) vgl. Rafat Makąła, Die Hakenterrasse in Stettin – Ein Interpretationsversuch, in: Architektur in Mecklenburg und Vorpommern 1800–1950. Publikation der Beiträge zur kunsthistorischen Tagung, veranstaltet vom Caspar-David-Friedrich-Institut der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald 2.–4. Februar 1995, hrsg. v. Bernfried Lichtnau. Greifswald 1996, S. 148-154.

staltet und als „Weißer Paradeplatz“ bezeichnet. Eine städtebauliche Pointierung erhielt die Anlage mit dem 1846–1849 von Carl Ferdinand Langhans erbauten Theater. Dieses wurde am östlichen Ende der – nun schon als Königsplatz bezeichneten – Anlage errichtet und gab dem Platz eine in sich geschlossene Gestalt.²

Im Zuge der Stadterweiterungen am Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Platzanlage auf sehr prägnante Weise in den neu entstandenen städtebaulichen Zusammenhang eingefügt. So führte seit jener Zeit die Hauptachse des nordwestlich angelegten Stadtbezirks als breite Allee auf das Stadtzentrum zu und wurde an ihrem südöstlichen Ende über einen Rundplatz auf den damaligen Königsplatz und somit auf das Stadttheater gelenkt.³

In den 1920er Jahren band Karl Weishaupt, Stadtbaurat von Stettin in den Jahren 1921–1928, den Königsplatz in seine Idee der Anlage eines „Forums der Kunst“ ein, das das geistige Pendant zu dem von ihm am neu zu errichtenden Bahnhof im Südwesten der Stadt gelegene Büro- und Geschäftsviertel bilden sollte.⁴ Dieses Konzept blieb Theorie – gleich jener Planung, die Hans Bernhard Reichow, seit 1936 Magisteroberbaurat und seit 1939 Stadtbaudirektor in Stettin,⁵ 1940 für den Königsplatz vorschlug: Unter der Dominanz der Verkehrsplanung sollte der Königsplatz als Platzanlage samt dem Theater einer breiten Verkehrsachse weichen, die in ihrer östlichen Verlängerung auf einer Hochbrücke über die Oder führen sollte.⁶

Bald schon jedoch schufen verheerende Luftangriffe im Jahr 1944 neue Tatsachen am Königsplatz: Im Zuge der Bombardierungen brannte das Stadttheater aus. Die sich im Südosten und Norden anschließende Bebauung wurde fast völlig zerstört, wodurch eine Sicht-

² Wojciech Łopuch, *Dzieje architektury nowoczesnego Szczecina 1808–1945* [Architekturgeschichte des modernen Stettins 1808–1945]. Szczecin 1999, S. 32.

³ Bogdana Kozińska, *Rozwój przestrzenny Szczecina od początku XIX wieku do II wojny światowej* [Die räumliche Entwicklung Stettins vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg]. Szczecin 2002, S. 7–12 (Überblick zur städtebaulichen Entwicklung bis zum 19. Jahrhundert), S. 146–197 (Entfestung und Planungen für die Bebauung der ehemaligen Festungsanlagen).

⁴ Karl Weishaupt, *Stettins städtebauliche Zukunft. Im Rückblick aus gegenwärtigem Schaffen betrachtet*, in: *Deutschlands Städtebau. Stettin. Berlin-Halensee 1925*, S. 146.

⁵ Zu Reichow: Sabine Brinitzer, *Hans Bernhard Reichow – Planer der Sennestadt. Genese eines organischen Stadtplanungskonzepts*. Diss., Marburg 1994; Katja Bernhardt, *Hans Bernhard Reichow. „Gedanken zur städtebaulichen Entwicklung des Groß-Stettiner Raumes“ (1940). Darstellung des Wirkens des Architekten in Stettin 1936–1945 und Analyse der Schrift*. Magisterarbeit an der Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin 2003.

⁶ Hans Bernhard Reichow, *Gedanken zur städtebaulichen Entwicklung des Groß-Stettiner Raumes*. Stettin 1940, S. 76–79.

achse zum Schloss entstand. Lediglich das Königstor und die Peter-Paul-Kirche haben den Krieg weitgehend unbeschädigt überstanden.

Mit wieder wachsender, nunmehr polnischer Bevölkerung rückte nach dem Krieg auch die Frage eines repräsentativen Theaters in der Prioritätenliste nach oben. In der kontroversen Diskussion um einen Wiederaufbau des zerstörten Gebäudes kam es zu Auseinandersetzungen zwischen Verfechtern der Denkmalpflege, die gerne das vorhandene Ensemble von Schloss, Theater und Peter-Paul-Kirche erhalten hätten, und Vertretern städtebaulich vermeintlich modernerer Lösungen, die der Ansicht waren, das am Rande des Oderhanges stehende Theatergebäude behindere das Panorama auf die Oderniederung. Als Ergebnis dieser lebhaften Diskussion in verschiedenen Gremien einigte man sich 1949 schließlich auf einen Wiederaufbau des Gebäudes,⁷ wobei unter anderem seine Rolle als monumentaler Abschlussakzent des Platzes hervorgehoben wurde.⁸

Noch zwischen Ende 1949 und Anfang 1950 fiel jedoch ein Entscheid zum Abriss des Theaters, der schließlich 1953 umgesetzt wurde und somit den früheren Königsplatz seines Abschlusses beraubte. An dessen Stelle war nun jenes Oder- und Hafenpanorama getreten, welches Piotr Zaremba, erster polnischer Stadtpräsident und zugleich erster polnischer Stadtplaner nach 1945 in Stettin, begeistert als „Fenster der Stadt zum Hafen“ bezeichnete.⁹ Als Höhepunkt der Auflösung des Platzes kann man jedoch dessen verkehrsplanerische Neugestaltung bezeichnen. Diese führte in den 1970er bis 1980er Jahren gegen heftigen Protest zum Bau der bereits erwähnten Schloss-Trasse einschließlich Oderhochbrücke,¹⁰ die zum heutigen, eingangs beschriebenen Eindruck der überdimensionierten Freifläche an Stel-

⁷ Ausführlicher zur Diskussion um Wiederaufbau und Abriss des Stadttheaters siehe: Jan Musekamp, *Der Königsplatz (plac Żołnierza Polskiego) in Stettin als Beispiel kultureller Aneignung nach 1945*, in: *Wiedergewonnene Geschichte. Zur Aneignung von Vergangenheit in den Zwischenräumen Mitteleuropas*, hrsg. v. Peter Oliver Loew (u.a.). Wiesbaden 2006 (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts. 22), S. 19-35.

⁸ Archiwum Państwowe w Szczecinie [Staatsarchiv Stettin] (APSz), Urząd Wojewódzki Szczeciński [Stettiner Wojewodschaftsamt] (UWS), Sign. 5092.

⁹ Halina Orlińska, Piotr Zaremba, *Urbanistyczny rozwój Szczecina [Die urbanistische Entwicklung Stettins]*. Poznań 1965, S. 114.

¹⁰ Jörg Hackmann, Stettin: Zur Wirkung der deutsch-polnischen Grenze auf die Stadtentwicklung nach 1945, in: *Grenzen und Grenzräume in der deutschen und polnischen Geschichte. Scheidelinie oder Begegnungsraum?*, hrsg. v. Georg Stöber u. Robert Maier. Hannover 2000, S. 217-234, hier S. 224. Als Ironie der Geschichte erhielt die Schloss-Trasse den Patron Piotr Zaremba, obwohl er eine Oderüberquerung an dieser Stelle wegen der Beeinträchtigung des Schlosspanoramas abgelehnt hatte.

le des ehemaligen Königsplatzes beiträgt.¹¹ Auch der 1991 auf dem Mittelstreifen errichtete Schiffsmast zur Erinnerung an den Gründer der Stettiner Seehochschule kann diesen Eindruck der Leere nicht abschwächen.¹²

Ganz unabhängig davon, wie man die heutige Situation beurteilen möchte, zeigen sich erstaunliche Ähnlichkeiten zwischen den nach dem Krieg erfolgten städteplanerischen Lenkungen der Geschehnisse der Platzanlage und den Planungen des letzten deutschen Stettiner Stadtbaudirektors Reichow. An dieser Stelle wirken sie gar wie eine Vollen- dung seiner Verkehrsplanungen. Dieser Befund wirft Fragen auf und irritiert umso mehr, möchte man den Darstellungen Zarembas Glauben schenken, in denen er eine konsequente Abkehr von der deut- schen Stadtgestaltung und Stadtausrichtung nach 1945 postuliert.¹³

1945 – Eine historische Zäsur

Tatsächlich lässt sich die Bedeutung der Geschehnisse des Jahres 1945, das in den vormals zu Deutschland gehörigen Städten Polens gewöhn- lich als wichtigster Wendepunkt betrachtet wird,¹⁴ auch für Stettin nicht von der Hand weisen. Die Stadt, deren historischer Teil am lin- ken Oderufer gelegen ist, war von jeher auf den Fluss ausgerichtet. Im 20. Jahrhundert wurde sie durch die Hafen- und Werftindustrie geprägt, wenngleich diese in der Zwischenkriegszeit in eine tiefe Kri- se geraten war. Von wirtschaftlicher, administratorischer sowie auch stadtplanerischer Bedeutung waren die weiträumigen Eingemeindun- gen im Jahr 1939. Danach umfasste „Groß-Stettin“ eine Bevölkerung von ca. 380 000 Einwohnern und avancierte mit einer Fläche von nunmehr 460 km² zur drittgrößten Stadt Deutschlands.¹⁵

¹¹ Vgl. die theoretischen Überlegungen dazu von Paul Zucker und Camillo Sitte, zitiert bei Spiro Kostof, *Die Anatomie der Stadt. Geschichte städtischer Strukturen*. Frankfurt a.M./New York 1993, S. 137.

¹² Władystaw Filipowiak, *Maszt-pomnik im. Kpt. ż. w. Konstantego Maciejewicza* [Der Denkmal-Mast zu Ehren des Hochsekapitäns Konstanty Maciejewicz], in: *Materiały Zachodnio-Pomorskie* 37 (1991), S. 313-318. Nach langjährigen Diskussionen wurde 2005 eine weitere Freifläche an der Nordseite des Platzes einer Bestimmung zugeführt. Hier befindet sich nun ein sieben Meter hoher „Freiheitsengel“ zur Erinnerung an die Aufstände 1970/71 und 1980/81, dessen Aussehen heftige Kontroversen hervorrief, vgl. Jerzy Połowniak, *Anioł populizmu* [Engel des Populismus], in: *Gazeta Wyborcza Szczecin* Nr. 8 vom 11.01.2005, Beilage Stettin, S. 1 f.

¹³ Orlińska, Zaremba, *Urbanistyczny rozwój* (wie Anm. 9), S. 11.

¹⁴ Vgl. hierzu Gregor Thum, *Breslau 1945. Die fremde Stadt*. Berlin 2003.

¹⁵ Zur Geschichte Stettins bis 1945 vgl. *Dzieje Szczecina* [Geschichte Stettins], Bd. 3: 1803–

Mit Beginn der 1940er Jahre machten sich die Vorboten einer herannahenden Zäsur in der Stadtgeschichte bemerkbar. So wurde die jüdische Bevölkerung als erste jüdische Gemeinde einer deutschen Großstadt überhaupt bereits 1940 fast komplett in das Generalgouvernement deportiert. 1943 feierte man in der bis dahin wenig zerstörten Stadt noch die 700-jährige Verleihung des deutschen Stadtrechts, schon kurz darauf jedoch fiel die Altstadt mehreren Bombenangriffen zum Opfer. Dabei wurde sowohl die direkt an der Oder gelegene Unterstadt mit dem Altstädtischen Rathaus als auch die sich westlich davon anschließende Oberstadt mit dem Schloss zerstört. Die Rote Armee marschierte am 26. April 1945 in eine zwar fast kampflos aufgegebene, aber trotzdem stark zerstörte und durch Evakuierungen fast menschenleere Stadt ein. In den folgenden Monaten schien Stettins staatliche Zugehörigkeit noch nicht entschieden zu sein,¹⁶ weshalb mehrere zehntausend Deutsche vorübergehend in die Stadt zurückkehrten.¹⁷

Nach der endgültigen Übernahme der Stadt durch die polnische Stadtverwaltung am 5. Juli 1945 wurden eine schnellstmögliche Beseitigung der Trümmer und ein zügiger Wiederaufbau angestrebt. Wie vor 1945 wurde der Schwerpunkt auf die Meereswirtschaft gelegt, was nicht zuletzt auch mit dem Zwang verbunden war, der Welt zu zeigen, dass Polen in der Lage sei, die so genannten „Wiedergewonnenen Gebiete“ zu bewirtschaften.¹⁸

Voraussetzung dafür war natürlich eine Wiederbesiedelung der Stadt, deren restliche deutschsprachige Bevölkerung dieselbe bis 1947 größtenteils hatte verlassen müssen.¹⁹ Etwa 70% der neuen Bevölkerung stammten aus Zentralpolen (so genannte Übersiedler), die zweitgrößte Gruppe stellten die euphemistisch als Repatrianten bezeichneten ehemaligen Bewohner der polnischen Ostgebiete (kresy).

1945, hrsg. v. Bogdan Wachowiak. Szczecin 1994; überblicksartig: Jan M. Piskorski (u.a.), Stettin. Kurze Stadtgeschichte. Poznań 1994; zur schrittweisen Erweiterung der Stadtgrenzen: Kozińska, Rozwój (wie Anm. 3), S. 232-245 u. 266-276.

¹⁶ Zur Frage der Grenzziehung vgl. Clemens Heitmann, Die Stettin-Frage. Die KPD, die Sowjetunion und die deutsch-polnische Grenze 1945, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung 51 (2002), H. 1, S. 25-63.

¹⁷ Zu den ersten Nachkriegsjahren vgl. Stettin 1945–1946. Dokumente – Erinnerungen. Szczecin 1945–1946. Dokumenty – Wspomnienia, hrsg. v. Ostseeakademie Lübeck-Travemünde u. Institut Historii Uniwersytetu Szczecińskiego. Rostock 1995.

¹⁸ Vgl. Rede Gomulka im August 1945, zitiert nach Thum, Breslau (wie Anm. 14), S. 171.

¹⁹ Zu Zwangsmigrationen in Stettin nach 1945 vgl. die detaillierte Übersicht bei Tadeusz Białecki, Ludność [Bevölkerung], in: Dzieje Szczecina [Geschichte Stettins], Bd. 4: 1945–1990, hrsg. v. dems. Szczecin 1998, S. 161-188.

Sie machten in Stettin etwa ein Fünftel der Neusiedler aus. Eine wichtige Rolle spielte daneben insbesondere in den Anfangsjahren die polnische jüdische Bevölkerung, die meist aus ihrem Exil in Zentralasien nach Stettin transportiert worden war. Für die Mehrheit von ihnen war die Stadt nur eine Zwischenstation auf ihrer Emigration nach Westeuropa und in die USA. Eine kleinere Gruppe stellten die hauptsächlich aus Deutschland stammenden Remigranten dar; nur propagandistische Bedeutung besaß die Gruppe der etwa 400 so genannten Autochthonen, also Polen, die bereits zu deutscher Zeit in der Stadt gelebt hatten. Zwar waren nach 1948 nur etwa 4 000 Deutsche in der Stadt verblieben, sie spielten aber eine ganz wesentliche Rolle bei der Wiederinbetriebnahme der Stadt.

Die Stadtbevölkerung stellte nach 1945 ein heterogenes Gemisch dar, welches sich in Herkunft, Sprache und soziokulturellem Hintergrund untereinander deutlich unterschied. Von besonders nachhaltiger Bedeutung war dabei die Tatsache, dass sie zum überwältigenden Teil aus ländlich geprägten Regionen stammte und mit dem Leben in einem städtischen Umfeld nicht vertraut war. Im Gegensatz beispielsweise zu Breslau (Wrocław) gab es nur eine sehr dünne Schicht städtischer Eliten. Diese stammte in erster Linie aus Posen (Poznań) und übernahm an verantwortlicher Stelle unter der Leitung des ebenfalls aus Posen kommenden Zaremba die Wiederinbetriebnahme der zerstörten Stadt. Diese Elite war wesentlich von den Traditionen des polnischen Westgedankens und der Nationaldemokratie geprägt und sah es als ihre patriotische Pflicht an, die neuen polnischen Gebiete zu erschließen und zu polonisieren.²⁰

So wurde die deutsche Bevölkerung zwangsausgesiedelt, deutsche Denkmäler und Aufschriften gründlich getilgt, und der Stadtplanung oblag es nun, Stettin einen polnischen Charakter zu verleihen. Neu aufgestellte Denkmäler konnten hierfür einen ersten Anhalt bieten, jedoch sollte das Polnische auch in der Stadtstruktur erkenn- und spürbar werden. Zaremba lehnte einen Wiederaufbau wie auch eine städtebauliche Anknüpfung an die vormalig deutsche Stadt ab. Vielmehr sah er die Chance zu einem Neuanfang und forderte „die Ausnutzung der tragischen, aber einzigartigen Gelegenheit, auf den Ruinen und rauchenden Trümmern eine neue Stadt zu errichten, die die wertvollen Traditionen der alten Stadt fortführend sich von allem

²⁰ Vgl. Roman Łyczywek, Wspomnienia [Erinnerungen], in: APSz, Zbiór relacji i wspomnień, Sign. 47.

verabschieden würde, was die langandauernde fremde Herrschaft mit sich gebracht hatte“.²¹

So überzeugt dies zunächst klingen mag, so wies jedoch bereits Jörg Hackmann darauf hin, dass bisher die Kommentierung und Wertung der städtebaulichen Entwicklung Stettins nach 1945 stets aus der Feder der Akteure selbst stammen.²² Unter Hinweis auf Ähnlichkeit zwischen deutschen und polnischen Planungen widerlegte er die dabei von den polnischen Stadtplanern aufgestellte These, dass die Stadt nach 1945 einer grundlegenden städtebaulichen Neuordnung unterzogen worden wäre, deren Ausgangspunkt die Neuausrichtung Stettins nach Osten gewesen sei.²³

Mit Blick auf die Überlegungen Hackmanns gilt es daher, die Irritation aus den Beobachtungen am Königsplatz aufzugreifen und nach Beharrungskräften zu fragen, die trotz des fast völligen Bevölkerungsaustausches im Jahr 1945 zwischen der deutschen und der polnischen Stadt vermitteln.

„Grüne Hafenstadt über Strom und See“²⁴

Stettin ist Hafenstadt und als solche besonders eng mit den topografischen Begebenheiten verwachsen. Die Oder verläuft in nordnordöstlicher Richtung und fließt östlich am historischen Zentrum der Stadt vorbei, um sich nach etwa 60 Kilometern mit mehreren Mündungsarmen in die Ostsee zu ergießen. An einen Uferstreifen schließen westlich die Oderhänge an, die nach einem steilen Anstieg ein weites Plateau bilden. Der Hafen befindet sich überwiegend auf der östlichen Oderseite. Mehrere Oderinseln und der Odermündungsarm der Reglitz (Regalica) ergeben hier natürliche Bedingungen für die dazu benötigten Anlagen. Nordöstlich des Stadtzentrums befindet sich zudem der aus Oder und Reglitz gespeiste Dammsche See (jezioro Dąbie), der insbesondere für Fremdenverkehr, Fischerei und Naturschutz von Bedeutung ist. Diese außergewöhnliche Lage verleitete den Stettiner Stadthistoriker Paul Friedeborn im 17. Jahrhundert dazu, davon zu sprechen, Stettin liege im „ersehten Won-

²¹ Piotr Zaremba, *Wspomnienia Prezydenta Szczecina 1945–1950* [Erinnerungen des Stadtpräsidenten Stettins 1945–1950]. 2. Aufl., Poznań 1980, S. 421.

²² Hackmann, Stettin (wie Anm. 10), S. 218 f.

²³ Ebenda, S. 217–234.

²⁴ Reichow, Gedanken (wie Anm. 6), S. 13.

netal“.²⁵ Diese topografischen Gegebenheiten spielen in den Stettiner Stadtplanungen des für unsere Betrachtungen relevanten 20. Jahrhunderts eine nicht unerhebliche Rolle. Besonders deutlich wird dies in den städtebaulichen Konzepten, die im Zuge der schrittweisen Eingemeindung erstellt wurden und nunmehr die weiten Wald-, Feld- und Wasserflächen unmittelbar in die Gestaltung der städtischen Agglomeration einbeziehen konnten.

Ein wesentlicher Motor für die Erweiterung der Stadtgrenzen war in den 20er Jahren der bereits genannte Stadtbaurat Weishaupt. Seine Überlegungen bildeten mit ihrer Orientierung auf großräumige stadtplanerische Lösungen zugleich einen Wendepunkt in der Stadtplanung Stettins.²⁶ In unmittelbarer Auseinandersetzung mit den aktuellen städtebauteoretischen Diskussionen sann Weishaupt nach einer an den Stettiner Gegebenheiten orientierten, sinnvollen funktionalen Trennung von Industrie-, Wohn- und Erholungsgebieten. Während er für die Industrieanlagen eine Ausdehnung entlang der Verkehrsachsen, in erster Linie der Oder und der Eisenbahn vorsah, bildete ein System aus strahlenförmig nach Westen, Norden und Süden aus dem Stadtzentrum herauslaufenden Grünachsen, die mit ringförmigen Grünstreifen in unterschiedlichen Entfernungen vom Stadtzentrum untereinander verbunden werden sollten, ein radialkonzentrisches System. Verbunden mit der Forderung Weishaupts nach einer „nesterartige[n] Einbettung“ der Wohnbereiche im Grünen weist es Ähnlichkeiten zu dem von Ebenezer Howard vorgestellten Stadtmodell auf.²⁷ Auch Weishaupts Nachfolger im Amt, Ernst Lehnemann, folgte ihm im Wesentlichen darin.²⁸

Das Konzept der funktionellen Gliederung der Stadtgebiete bildete auch für den nachfolgenden Reichow den gedanklichen Ausgangspunkt, jedoch bot sich ihm mit der Stadterweiterung von 1939 eine neue Planungsgrundlage, die er nun in einem grundsätzlich anderen Stadtmodell umzusetzen suchte. Hierfür griff er das seit dem Ende des 19. Jahrhunderts durchaus widersprüchlich diskutierte Konzept der Bandstadt auf, welches er aus der Rezeption sowjetischer Städ-

²⁵ Vgl. Bogdan Twardochleb, Stettin „im Wonnetal“, in: *Dialog* (2003), Nr. 62/63, S. 64-67, hier S. 64.

²⁶ Kozińska, *Rozwój* (wie Anm. 3), S. 249.

²⁷ Weishaupt, *Stettins städtebauliche Zukunft* (wie Anm. 4), S. 134-150; ders., *Aus Stettins neuester baulicher Geschichte*, in: *Pommern Jahrbuch 3* (1926/27), S. 81-87; Howard Ebenezer, *Garden Cities of Tomorrow*. London 1898; Kozińska, *Rozwój* (wie Anm. 3), S. 249-252.

²⁸ Ernst Lehnemann, *Die Neuregelung der kommunalen Grenzen im Wirtschaftsgebiet Groß-Stettin als Planungsproblem*, in: *Pommern Jahrbuch 5* (1930/31), S. 71-89.

teplanungen in der deutschen Fachpresse der 1920er Jahre kennen gelernt hatte.²⁹ So schlug er für Stettin eine sich entlang der Oder linienförmig ausdehnende, weitgehend dezentralisierte und je nach Bedarf erweiterbare Stadtstruktur vor, wobei ihm der Verkehr als „Grundgerippe“ diene. Beim so genannten Westoderband, also dem sich am westlichen Oderufer erstreckenden Stadtgebiet, sollte hierfür ein „Kraftband“ geformt werden, das von zwei sich vom Süden der Stadt bis nach Pölitz erstreckenden Straßenzügen, einer Talstraße und einer „Höhenstraße“, gebildet wurde. Damit verbunden nutzte er in konsequenter Weise die topografischen Voraussetzungen des Odertals, indem er unmittelbar am Fluss ein Industrie- und oberhalb der Oderhänge ein Siedlungsband ansetzte. Als Puffer zwischen beiden Zonen konzipierte er ein sich die Oderhänge hinaufziehendes Grünband. In regelmäßigen Abständen sollten diese drei Streifen von großen, bis an die Oder reichenden Gemeinschaftszentren durchbrochen werden. Schließlich bildeten – wie auch schon bei Weishaupt – die weitläufigen Wald- und Feldgebiete im Hintergrund der Wohnflächen einen natürlichen Erholungsraum.³⁰ Mit dieser praktischen Verflechtung von Stadtstruktur und Gelände wollte Reichow zugleich einer ideellen Verschmelzung der Stadt mit der umgebenden Landschaft Anschaulichkeit verleihen und sein Konzept einer „Stadtlandschaft“ verwirklichen.³¹

²⁹ Hans Bernhard Reichow, Funktioneller Städtebau, in: Monatshefte für Baukunst und Städtebau 16 (1932), H. 9, S. 449 ff.; allg. zum Bandstadtkonzept: Die Stadt wird in der Landschaft sein und die Landschaft in der Stadt. Bandstadt und Bandstrukturen als Leitbilder des modernen Städtebaus, hrsg. v. Gerhard Fehl u. Juan Rodriguez-Lores. Basel (u.a.) 1997 (Stadt, Planung, Geschichte. 3); Gerhard Fehl, Gartenstadt und Bandstadt. Konkurrierende Leitbilder im deutschen Städtebau, in: Die alte Stadt 27 (2000), H. 1, S. 48-67; zu den sowjetischen Entwürfen: Selim O. Chan-Magomedow, Pioniere der sowjetischen Architektur. Der Weg zur neuen sowjetischen Architektur in den zwanziger und zu Beginn der dreißiger Jahre. Dresden 1983, S. 336-339.

³⁰ Das Konzept legt Reichow ausführlich dar in: Reichow, Gedanken (wie Anm. 6); dazu: Friedrich-Wilhelm Henning, Stadtplanerische Überlegungen in der Zwischenkriegszeit – dargestellt anhand des Planes von Hans Bernhard Reichow für Stettin, in: Stadtwachstum, Industrialisierung, sozialer Wandel. Beiträge zur Erforschung der Urbanisierung im 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. v. Hans-Jürgen Teutenberg. Berlin 1986, S. 195-230 (Schriften des Vereins für Socialpolitik, Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, N.F. 156); Kathrin Stolzenburg, Hans Bernhard Reichow (1899–1974). Ein Architekt und Städteplaner zwischen der nationalsozialistischen Umgestaltung und der autogerechten Stadt, in: Architektur und Städtebau im südlichen Ostseeraum zwischen 1936–1980. Publikation der Beiträge zur kunsthistorischen Tagung Greifswald 2001. Berlin 2002, S. 137-152; Bernhardt, Reichow (wie Anm. 5), S. 42-60.

³¹ Zum Konzept der „Stadtlandschaft“, das seiner Genese nach stets auch in Zusammenhang mit der Stadtplanung im Nationalsozialismus betrachtet werden muss: Werner Durth, Nils Gutschow, Träume in Trümmern. Stadtplanung 1940–1950. München 1993, S. 257-264; Werner Durth, Von der Großstadt zur Stadtlandschaft, in: Leitbilder und Mythen

Die tatsächliche Übertragung des Reichowschen Modells auf Stettin hätte nicht nur einen sehr langen Realisierungszeitraum in Anspruch genommen, sondern zudem auch weitgreifende Einschnitte im vorhandenen städtischen Raum nach sich gezogen. Nicht zuletzt wegen des bereits zu jener Zeit tobenden Krieges konnte Reichow an der Umsetzung seines Konzeptes nicht mehr wirken.

Bereits kurz nach Kriegsende entwickelte Zaremba, in doppelter Kompetenz als Stadtplaner und erster Stadtpräsident, einen Plan zur räumlichen Entwicklung Stettins, mit dem er gleichfalls in enger Anlehnung an die Topografie eine harmonische Einfügung der Stadt in Grün- und Wasserflächen erreichen wollte. Er ging dabei von einem linear-konzentrischen Modell aus.³² So umschrieb er das Areal der Innenstadt, die er als administrativen und kulturellen Mittelpunkt der Stadt begriff, ausgehend vom Schloss mit einem Zirkelschlag, der einen Radius von ca. vier Kilometern umfasste. Der so entstehenden halbkreisförmigen Grundstruktur fügte er die Oder als natürliche, lineare Entwicklungsachse hinzu, an der sich die künftige Stadtausweitung zu orientieren habe. Hierfür sah er jeweils am linken Oderufer eine 17 km lange, von Frauendorf (Gołecin) bis nach Pölitz (Police) und auf der rechten Oderseite eine 12 km lange, von Altdamm (Dąbie) nach Klütz (Klucz) reichende Achse vor. In der Konzipierung dieser linearen Strukturen folgte er nun in markanter Direktheit den Überlegungen Reichows. Er sah gleichfalls am klimatisch ungünstigen Flussufer einen Industriestreifen und auf der klimatisch vorteilhafteren Oderanhöhe Wohngebiete vor. Ausgedehnte Grünflächen sollten Wohngebiete, Verkehrsströme und Arbeitsstätten voneinander trennen. Zugleich wies er auf die kurzen Wege zwischen Arbeits-, Wohn- und Erholungsstätten hin, die mit dieser räumlichen Verknüpfung der funktionalen Zonen zu erreichen seien. Hier griff er eines der Hauptargumente der Verfechter der Bandstadt auf, das auch für Reichow in der Übertragung dieses Stadtmodells auf Stettin von grundlegender Bedeutung gewesen war.

Grenzen – so Zaremba – seien dieser Entwicklung nur durch die mangelnde Schnelligkeit des Verkehrssystems gesetzt, das die Bewohner und ihre Arbeitsstätten mit dem Stadtzentrum zu verbinden ha-

der Stadtplanung 1945–1985, hrsg. v. Hans-Reiner Müller Raemisch. Frankfurt a.M. 1990, S. 50-55; Bernhardt, Reichow (wie Anm. 5), S. 78-84.

³² Piotr Zaremba, Studium Rozwoju Szczecińskiej Aglomeracji, część I: Analiza strukturalna i zasięg przestrzenny [Studie zur Entwicklung des Stettiner Ballungsraumes, 1. Teil: Strukturanalyse und Ausdehnung], in: Przegląd Zachodniopomorski (1967), H. 1, S. 51-68, hier S. 55 ff.

be. Grünbänder sollten die Stadt von West nach Ost durchziehen und Wald als Naherholungsgebiet im Westen bis zur Staatsgrenze erhalten bleiben.³³

Zaremba war sich der Ähnlichkeiten seines Stettiner Stadtmodells zum Reichowschen Konzept bewusst, erwähnt er ihn doch in einer Fußnote nach der theoretischen Erläuterung seines Konzepts und charakterisiert ihn als einen Stadtplaner, der sich „von den preußischen Urbanisten durch große Kultur und Erfindungsgabe distanziert“ und ebenfalls eine weitere Entwicklung entlang der Oder gefordert habe. Sich fast entschuldigend für dieses Lob an einem deutschen Stadtplaner – noch dazu aus nationalsozialistischer Zeit –, erklärte er, Reichow entstamme „einer eingedeutschten slawischen Familie bei Belgard (Białogard)“.³⁴

Die Inszenierung des Alten oder der Bruch mit der Geschichte

Es scheint nunmehr interessant, den Fokus von dieser allgemein planerischen Perspektive auf ein konkretes Beispiel zu richten. Hierfür bietet sich die Altstadt an, da in der Auseinandersetzung mit dieser – als historisch gewachsenem Stadtzentrum – Fragen im Spannungsfeld von Modernität und Tradition sowie – mit Blick auf den markanten historischen Einschnitt 1945 – von Identität und Distanzierung in konzentrierter Art aufeinander treffen.

Das Areal der Altstadt umfasst ein Gebiet, das im Prozess der mittelalterlichen Stadtwerdung im Laufe des 13. Jahrhunderts mit einer Stadtmauer umgeben wurde und bis in das 18. Jahrhundert hinein die räumliche Ausdehnung des gesamten Stadtgebietes umschrieb. Charakteristisch für selbiges ist die Trennung in die unmittelbar an der Oder gelegene Unterstadt und die sich westlich davon oberhalb der rasch ansteigenden Oderhänge erstreckende Oberstadt mit dem Schloss an deren nördlichem Rand.

³³ Hinsichtlich der tatsächlichen städtebaulichen Entwicklung Stettins nach 1945 konstatiert Zaremba 1967, dass zu viele schlechte Kompromisse eingegangen worden seien; von einer modernen Stadtplanung könne nicht mehr gesprochen werden, wobei er insbesondere die fehlende Trennung der Verkehrswege von den Wohngebieten beklagte, vgl. Piotr Zaremba, *Studium Rozwoju Szczecińskiej Aglomeracji, część III: Problem unowocześnienia Szczecina* [Studie zur Entwicklung des Stettiner Ballungsraumes, 3. Teil: Das Problem der Modernisierung Stettins], in: *Przegląd Zachodniopomorski* (1967), H. 4, S. 5-22, hier S. 5 f., 11.

³⁴ Zaremba, *Studium*, część I (wie Anm. 32), hier S. 60.

Da die Stadterweiterung in Stettin ausgesprochen zögerlich verlief, blieb die Altstadt bis zum 20. Jahrhundert kommunaler, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Mittelpunkt der städtischen Ansiedlung. Infolge des Beschlusses zur Entfestung im Jahr 1872 und der nun einsetzenden räumlichen und baulichen Ausdehnung der Stadt durchlief sie jedoch einen erheblichen Wandel in Bezug auf ihre Bedeutung im Gesamtgebilde der Stadt, ihre Funktion und ihre Bevölkerungsstruktur.

War am Anfang des 19. Jahrhunderts bereits mit dem Bau von Mietshäusern ein erster Wandel im Charakter der Bebauung der Altstadt eingetreten, so folgte ab den 1860er Jahren, stärker jedoch ab den 1890er Jahren, eine grundlegende Umgestaltung der bis dahin multifunktionalen Altstadt in ein für die Zeit typisches Büro- und Geschäftszentrum. Industrielle Produktionsstätten verlagerten sich aus der Altstadt heraus. Der Kleinhandel und das Handwerk wurden durch den Bau von großen Kauf-, Bank- und Bürohäusern verdrängt und den anwachsenden räumlichen Bedürfnissen kommunaler Institutionen wurde mit der Errichtung neuer Gebäude außerhalb der Altstadt begegnet.

Schließlich wurde dieser Prozess von einem deutlichen Bevölkerungsrückgang und einer Verarmung des Altstadtgebietes begleitet. Die vermögende Oberschicht hatte bereits Ende der 1870er Jahre ihre Wohnsitze in die neu erschlossenen, attraktiveren Wohngebiete südlich und westlich des Altstadtgebietes verlegt; die Mittelschicht folgte zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Zurück blieben, insbesondere in der Unterstadt, die untersten sozialen Schichten. Deutlich zeichnet sich hierbei eine Differenzierung zwischen den Geschäftsgebieten entlang der Breiten Straße sowie jenen in der Oberstadt und der zunehmend der Verwahrlosung und dem Verfall anheim fallenden Unterstadt ab, die insbesondere das Oderufer entlang zu einem Unterhaltungsviertel der Seeleute und der ärmsten Bevölkerungsgruppen wurde.³⁵

³⁵ Zur baulichen und sozialen Situation in der Altstadt vor Niederlegung der Festungsanlagen: Kozińska, *Rozwój* (wie Anm. 3), S. 45-59; zum baulichen, sozialen und funktionalen Wandel der Altstadt im 19. Jahrhundert: Maciej Słomiński, *Przemiany w zabudowie szczecińskiego Starego Miasta w XIX i na początku XX wieku* [Wandlungen in der Bebauung der Stettiner Altstadt im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts], in: *Kultura i sztuka Szczecina w latach 1800–1945. Materiały Seminarium Oddziału Szczecińskiego Stowarzyszenia Historyków Sztuki 16–17 października 1998* [Kultur und Kunst Stettins 1800–1945. Materialien des Seminars der Stettiner Sektion des Vereins der Kunsthistoriker 16.–17. Oktober 1998]. Szczecin 1999, S. 27-37; zum Bau der Hakenterrasse: R. Makąła, *Die Hakenterrasse in Stettin – Ein Interpretationsversuch*, in: *Architektur in Mecklenburg und Vorpommern 1800–1950. Publikation der Beiträge zur kunsthistorischen Tagung, veranstaltet vom Caspar-David-Friedrich-Institut der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald 2.–4. Februar 1995*, hrsg. v. Bernfried Lichtnau. Greifswald 1996, S. 148-154.

Es ist in Anbetracht der wachsenden Bevölkerungszahl, der drängenden Verkehrs- und Wohnungsprobleme nicht verwunderlich, dass die Stadtplaner des beginnenden 20. Jahrhunderts, wie Weishaupt, Lehnemann und Reichow, sich in erster Linie mit groß angelegten Lösungskonzepten sowie mit der Bereitstellung von Flächen für Industrieansiedlungen und den Wohnungsbau auseinandersetzten. Die historische Altstadt bot hierfür keinen Planungsspielraum und stand aufgrund der zuvor beschriebenen Probleme in der harschen Kritik der Planer. So spricht Weishaupt beispielsweise nur am Rande vom „Alten“ und bedauert, dass der Abriss desselben nicht schnell genug vorstatten gehen könne, da nicht genügend Ausweichwohnraum zur Verfügung stehe.³⁶

Jedoch setzte, ähnlich wie auch in zahlreichen anderen deutschen Städten, in Stettin in den 1930er Jahren eine bewusste Suche nach Gestaltungsmöglichkeiten eben jenes Alten ein, und so legte Lehnemann 1936 eine „Denkschrift des Stadtbaurates über die Gesundung der Altstadt“ vor.³⁷

Man darf sich jedoch nicht von unserem Verständnis einer „Altstadtsanierung“ täuschen lassen. Lehnemann ging es mit dieser Arbeit um nichts weniger als um die Neuorganisation der gesamten Stettiner Innenstadt. Dies umfasste sowohl die Erstellung eines Verkehrs-, Siedlungs- und Grünflächenkonzepts als auch den Entwurf für ein monumentales Behördenviertel an der Grünen Schanze (ul. Dworcowa) südöstlich der Altstadt. Diese alle bisherigen Dimensionen des Stadtzentrums sprengende Anlage sollte, neben den Baulichkeiten für die Reichsstatthalterei, u.a. ein neues Rathaus, weitere Verwaltungsgebäude, eine Oper sowie in unmittelbarer Nähe einen neuen Bahnhof aufnehmen. Die Sanierung der Altstadt stellte dabei nur einen Aspekt dar, der dieser Neuausrichtung der Stadt untergeordnet war.

Deutlich tritt dies in der Verkehrsplanung hervor, die Lehnemann für den Innenstadtbezirk konzipierte. Hierbei sollten breite Verkehrsachsen soweit als möglich an das neu zu schaffende Behördenviertel

³⁶ Weishaupt, Stettins städtebauliche Zukunft (wie Anm. 4), S. 146.

³⁷ Von der Denkschrift haben sich lediglich die Reste der fotografischen Dokumentation der Anlage erhalten. Diese Anlage bestand ursprünglich aus 177 Teilen (Fragebögen, Planmaterial und Zeichnungen). Der erhaltene Rest des Dokuments wird im Fotografischen Archiv des Nationalmuseums in Stettin aufbewahrt. Es handelt sich hierbei um das „Anlagenverzeichnis zur Denkschrift des Stadtbaurates über die Gesundung der Altstadt“ sowie Formulare für Bauerfassungen u.ä., vor allem aber um Fotos, die auf A4-Format-große Pappen aufgeklebt sind und Pläne sowie Zeichnungen dokumentieren (im Folgenden Fot. Dok.); Verwaltungsbericht der Stadt Stettin 1936, S. 86; Kozińska, Rozwój (wie Anm. 3), S. 264 ff.

herangeführt werden. Für die Altstadt bedeutete dies, dass der von Norden kommende Verkehr über den Königsplatz hinweg mitten durch die Oberstadt des Altstadtareals hindurchgeführt werden sollte, wofür umfangreiche Straßenerweiterungen vorgesehen waren. Daneben plante Lehnemann einen zweiten Durchbruch durch die Altstadt, nunmehr durch die Unterstadt, der einer besseren verkehrlichen Kommunikation zwischen dem neuen Behördenviertel resp. Gauforum und der nördlich gelegenen Hakenterrasse dienen sollte. Unschwer ist zu erkennen, dass die Altstadt hier nicht als eigenständiges historisch gewachsenes Areal wahrgenommen, sondern ohne Rücksicht darauf in eine neu ausgerichtete Stadtstruktur eingegliedert wurde.³⁸

In diesem Rahmen sollten die Altstadtbereiche jedoch auch einer tatsächlichen Sanierung unterzogen werden, die neben der bereits erwähnten konsequenten Anbindung an das städtische Verkehrsnetz die bauliche und soziale Situation der Altstadt grundlegend verbessern sollte. Hierzu wurde diese in Untersuchungsareale eingeteilt und anhand von Fragebögen systematisch der Bauzustand jedes einzelnen Hauses, aber auch Angaben zu den Eigentümern erfasst.³⁹ Schließlich wurden Entwürfe vorgelegt, die auf die städtebauliche Inszenierung einzelner historischer Gebäude und Ensembles, des Rathauses, des so genannten Loitzenhofes und des Schlosses abzielten. Diese Erfassung kam nur schleppend voran und wurde 1940 aufgrund der Kriegssituation eingestellt. Lediglich die Renovierung des altstädtischen Rathauses als ein Bestandteil des Gesamtprojektes wurde umgesetzt.⁴⁰

Reichow nun, der an der Ausarbeitung der Denkschrift mit beteiligt war, gestaltete das Lehnemannsche Konzept weiter, indem er die Altstadt über die Regulierung des Verkehrs konsequent in seine Bandstadt eingliederte. Jedoch tritt bei ihm ein weiterer Aspekt hinzu, für dessen Verdeutlichung seine Planungen für die gesamte Innenstadt kurz vorgestellt werden sollen.

Für diese schlug er die Anlage eines Achsenkreuzes vor. Die Hauptachse bildet hierbei der nach Süden und Norden verlängerte Paradeplatz (al. Niepodległości), ein alleinartig angelegter, breiter Straßenzug, der im Norden im rechten Winkel nach Osten abgknickt und auf einer neu durchzubrechenden Straße auf die Hakenterrasse zugeführt werden sollte. Diese Nordsüdachse wird von einer Ostwestachse

³⁸ Fot. Dok., Anlagen 67-69, 75a-m.

³⁹ Fot. Dok., Anlagen 78a-d.

⁴⁰ Fot. Dok., Anlagen 10-110; Verwaltungsbericht der Stadt Stettin 1940, S. 101.

überkreuzt, die an einer bereits von Lehnemann geplanten Gemeinschaftsanlage im westlich gelegenen Stadtteil Torney (Turzyn) ihren Anfang nehmen und geradewegs nach Osten auf die Oder zulaufen sollte.

Ein wesentliches kompositorisches Element dieses Achsenkreuzes war dabei ein neu zu errichtender Bahnhof. Bereits Weishaupt hatte die Verlagerung des Bahnhofs, der im Übrigen noch immer mit einigen Abweichungen auf die Lage des ersten, 1843 noch vor den Festungsanlagen am Oderufer errichteten Bahnhofes zurückgeht, als eine herausragende Aufgabe für die Gestaltung der Innenstadt formuliert. Während er jedoch diesen Bahnhof anstelle des südwestlich des Stadtzentrums gelegenen Kasernenviertels zu erbauen gedachte, gestaltete Reichow den Bahnhof als den räumlichen Fixpunkt des südlichen Endes seiner Nordsüdachse, womit er in leicht veränderter Form Planungen aufgriff, die bereits in der Denkschrift Lehnemanns vorgestellt worden waren.⁴¹

Jedoch wollte er anders als Lehnemann das monumentale Behördenviertel nicht an der Grünen Schanze, also in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs, sondern am entgegengesetzten Ende des Innenstadtbereichs, an der Hakenterrasse, errichtet wissen. Als eines der Hauptargumente führte er hierfür die Möglichkeit zu einer eindrucksvollen Inszenierung der Stadt und deren Lage an der Oder an:⁴² Sei es nun, dass ein Besucher der Stadt auf seinem Weg vom Bahnhof zum Behördenviertel entlang des Paradeplatzes oder aber auf der bereits bei Lehnemann geplanten Durchbruchstraße durch die Unterstadt der Altstadt wandeln könne (die Reichow als Auftakt für seine Talstraße auszugestalten vorhatte), in jedem Fall würde der Gast „große städtebauliche Eindrücke in sich aufnehmen müssen“.⁴³ Die uns hier interessierende Altstadt fungiert demnach als Element auf einem Flanierweg, wobei einzelne, durch „Freilegung“ inszenierte Bauwerke die Komposition der Stadt bereichern sollten.⁴⁴

⁴¹ Zur Entwicklung des Eisenbahnwesens in Stettin: Schultze (Reichsbahnoberbaurat), Die Entwicklung der Eisenbahnanlagen Stettins und ihre geplante Umgestaltung, in: Deutschlands Städtebau (wie Anm. 4), S. 127-134; zu den Planungen Weishaupts: Weishaupt, Stettins städtebauliche Zukunft (wie Anm. 4), S. 143-146; ders., Aus Stettins neuester baulicher Geschichte, in: Pommern Jahrbuch 3 (1926/27), S. 86; zu den Planungen Lehnemanns: Fot. Dok., Anlagen 11, 76; zu den Planungen Reichows: Reichow, Gedanken (wie Anm. 6), S. 88 ff.

⁴² Reichow, Gedanken (wie Anm. 6), S. 81 f.

⁴³ Ebenda, S. 81.

⁴⁴ Ebenda, S. 74-95.

Grundsätzlich das Altstadtkonzept Lehnemanns fortführend, machte Reichow zugleich auch für die Altstadt seine Idee der Stadtlandschaft anschaulich. Ganz eingefangen von der Vorstellung der kompositorischen Eingliederung der Stadt in die sie umgebende Landschaft leistete er zugleich einer Dekontextualisierung des historischen Baubestandes Vorschub.

Der tatsächlichen Umsetzung dieses Bruchs mit der traditionellen, gewachsenen Struktur der Altstadt und der bewussten Zerstörung wenigstens eines Teiles ihres historischen Baubestands kamen die Bombardierungen des Krieges zuvor, die nunmehr in brutaler Weise einen Einschnitt in die Stadtgestalt vollzogen.

Infolge dessen lagen 1945 sowohl Unter- als auch Oberstadt größtenteils in Trümmern. Angesichts dieses Zustandes stellte sich für die neue polnische Verwaltung die Frage des Wiederaufbaus. Klar war bereits 1946, dass man nur einzelne schützenswerte Objekte aus den Trümmern wiederauferstehen lassen wollte, dazu zählte man insbesondere Gebäude mittelalterlichen Ursprungs⁴⁵ wie die Jakobikirche, das Altstädtische Rathaus oder den Loitzenhof, der polnisch konnotiert werden konnte, da die ihn einst besitzende Bankiersfamilie der Loitzen auch König Sigismund August Kredite gewährt hatte.⁴⁶

Unstrittig war 1945 auch der Wiederaufbau des Schlosses, das nach dem Zweiten Weltkrieg sogar einen deutlich höheren Stellenwert im Selbstverständnis der Stettiner einnehmen sollte als zuvor. Da es bis 1637 Sitz Pommerscher Herzöge gewesen war, die slawische Ursprünge aufweisen konnten, diente es den neuen polnischen Bewohnern als Bezugspunkt und entwickelte sich zu einem Erinnerungsort. Das unter Betonung der verwandtschaftlichen Beziehungen der Pommerschen Herrscher zum polnischen Königshaus auch als „Piastenschloss“ oder „Wawel des Nordens“ bezeichnete Gebäude diente als Beweis für die Polonität Stettins und wurde auch aus diesem Grund bis 1984 schrittweise in einem Stil wiederaufgebaut, der sich weitgehend an sein Aussehen gegen Ende der Regierungszeit der Pommernherzöge anlehnte.⁴⁷ Das auf einer Anhöhe oberhalb der Oder gelegene Schloss nahm nach 1945 im Stadtraum eine wesent-

⁴⁵ Vgl. die Sakralisierung der Gotik beim Wiederaufbau Breslaus bei Thum, Breslau (wie Anm. 14), S. 441.

⁴⁶ Anmerkungen zu einer Konferenz in Sachen Baudenkmäler der Stadt Stettin in der Regionalen Direktion für Raumplanung am 24.07.1946, APSz, UWS, Sign. 5090, Bl. 1 u. 3.

⁴⁷ Zum Wiederaufbau des Schlosses und dessen Rolle als polnischem Erinnerungsort vgl. Musekamp, Königsplatz (wie Anm. 7).

lich prominentere Rolle ein als zuvor und bildet heute – anders als vor 1945 – die südöstliche Ecke des Königsplatzes. Zu dieser Rolle verhalfen dem Schloss städtebauliche Auffassungen, die eine besondere Exponierung historischer Bauwerke im Stadtbild forderten und die unter anderem in der „Charta von Athen“ festgelegt worden waren bzw. sich auch in den Konzepten Lehnemanns und Reichows spiegelten.⁴⁸ Dieser Exponierung war durch die weitgehende Zerstörung der umliegenden Bebauung im Krieg Vorschub geleistet worden, was Zaremba und die Städtische Denkmalschutzkommission 1946 ausdrücklich begrüßten.⁴⁹

Abgesehen von diesen historisch wertvollen Gebäuden war Zaremba der Ansicht, dass die „enge und verwinkelte“ Altstadt, die verkehrstechnisch nur schwer erschlossen werden konnte, nicht wieder aufgebaut werden dürfe, um den unhaltbaren Vorkriegszustand in diesem Bereich nicht wiederherzustellen.⁵⁰

Das Gebiet der Altstadt wurde nach 1945 in drei Teile geteilt. Durch die östliche Hälfte der direkt an der Oder gelegenen Unterstadt (Podzamcze) führte die im Folgenden noch näher besprochene und von Zaremba geplante Oder-Arterie. Westlich davon schloss sich bis Mitte der 90er Jahre eine nur von Altstädtischem Rathaus und einem Hotelneubau unterbrochene Grünfläche an, unter der sich die Ruinen der Unterstadt verbargen. Dieser Grünstreifen dürfte im Sinne Zarembas gewesen sein, hatte er doch die Abtrennung der Verkehrsachsen durch eben solche Anlagen gefordert. Westlich davon schloss sich die Oberstadt an, deren Bebauungsplan 1948 unter Mitwirkung Zarembas beschlossen worden war. Die Idee, das alte Straßennetz an dieser Stelle aufzulösen und einen großen modernen Stadtteil zu errichten, konnte sich nicht durchsetzen, vielmehr sollte das noch aus mittelalterlicher Zeit stammende – somit nach damaliger Argumentation als slawisch betrachtete – alte Straßennetz als Denkmal erhalten bleiben.⁵¹ Dieses Gebiet wurde schließlich in den 60er Jahren mit drei- bis fünfgeschossigen modernen Wohngebäuden mit traditionellen Satteldächern bebaut. Man versuchte, eine Balance zu finden zwischen dem Anspruch eines historischen Stadtteils, sozialistischen Wohnungsnormen und den modernen Forderungen nach Wohnungen, die durch Licht, Luft und Grün geprägt sein sollten.

⁴⁸ Durth, Gutschow, Träume in Trümmern (wie Anm. 31), S. 183.

⁴⁹ Zaremba, Wspomnienia (wie Anm. 21), S. 418 f.

⁵⁰ Ebenda, S. 422.

⁵¹ Ebenda, S. 636 f.

Dieses Projekt wurde auf der Denkmalschutzkonferenz der UNESCO 1956 in Paris ausgezeichnet.⁵²

Erhebliche Einschnitte in die historische Struktur des Straßennetzes brachte die teilweise Realisierung von Zarembas Verkehrsprojekten. So entstand in den Jahren 1947–1949 zwischen der Hakenterrasse und dem Hauptbahnhof der einzige realisierte Abschnitt der als erstes großes Infrastrukturprojekt vom Stadtpräsidenten projektierten Oder-Arterie (*arteria nadodrzańska*) als Teil eines Nord-Süd-Verkehrsbandes.⁵³ Angelegt wurde dieser Arterie auf den Trümmern des westlichen Teils der Unterstadt, wodurch das historische Straßengefüge aufgebrochen und die Stadt räumlich dauerhaft von der Oder abgetrennt wurde. Einen zweiten großen Einschnitt bedeutete die Verbreiterung der Breiten Straße (*ul. Wyszyńskiego*) und deren Verlängerung zur Hansabrücke (*Most Długi*) mittels eines Straßendurchbruchs im Bereich der heute nicht mehr existierenden Splittstraße, womit das historische Straßennetz verletzt und die Altstadt geteilt wurde.⁵⁴

Zarembas Plan, als Ersatz für die in der nördlichen Altstadt gelegene und im Krieg zerstörte Baumbrücke eine neue Oderüberquerung südlich des Stadtzentrums als Teil einer Umgehungsstraße zu schaffen, wurde hingegen nicht verwirklicht. Stattdessen baute man die von Zaremba aufgrund ihrer Auswirkungen auf das Stadtpanorama heftig bekämpfte Hochbrücke⁵⁵ als Verlängerung des eingangs beschriebenen Königsplatzes. Zwar war Mitte der 70er Jahre ein entsprechender Architektenwettbewerb durchgeführt worden, in dem der Plan einer Brücke nördlich der Hakenterrasse, also außerhalb des historischen Stadtzentrums, gewonnen hatte, aus finanziellen Gründen entschied man sich aber für die heute noch bestehende Lösung.⁵⁶

Deutlich lassen sich für diese Verkehrskonzepte Parallelen zu den Überlegungen Lehnemanns und Reichows erkennen. So finden sich in den Anlagen zur „Denkschrift des Stadtbaurates über die Gesundung der Altstadt“ Zeichnungen, die Varianten für die Verbreiterung der Breiten Straße vorstellen, und auch Reichow formuliert eine sol-

⁵² Bogdana Kozińska, Neue Stadtstrukturen und Symbole des Neuanfangs in Stettin: Die sozialistische Stadt im Gefüge historisch gewachsener Städte, in: *Die Schleifung: Zerstörung und Wiederaufbau historischer Bauten in Deutschland und Polen*, hrsg. v. Dieter Bingen u. Hans-Martin Hinz. Wiesbaden 2005, S. 66-79, hier S. 69.

⁵³ Orlińska, Zaremba, *Urbanistyczny* (wie Anm. 9), S. 103.

⁵⁴ Ebenda, S. 109 f.

⁵⁵ Zaremba, *Studium, część III* (wie Anm. 33), hier S. 18.

⁵⁶ Gespräch des Autors mit Stanisław Latour am 30.11.2005 in Stettin.

che Aufweitung der Hauptgeschäftsstraße der Altstadt als eine wichtige Voraussetzung für die bessere „Durchblutung“ derselben.⁵⁷ Die Anlage der Odertrasse hingegen lässt sich – bei aller gebotenen Vorsicht – als eine gedankliche Weiterentwicklung der Reichowschen Talstraße interpretieren, die dieser ausgehend vom Bahnhof zunächst durch die Altstadt und dann entlang des Oderufers nach Norden als ein Teil seines verkehrlichen „Kraftbandes“ anlegen wollte. Schließlich kann der Bau der Hochbrücke nördlich des Schlosses als eine fast direkte Umsetzung der Konzeptionen Reichows angesprochen werden. Ähnliches lässt sich auch für die Planungen für einen neuen Hauptbahnhof bemerken. Hier rivalisierte nach 1945 die Idee, den Bahnhof auf die rechte Oderseite zu verlegen,⁵⁸ mit einem Projekt, in dem wie bei Reichow vorgesehen war, den Bahnhof am Eingang zur Lindenstraße (al. 3go Maja) zu errichten.⁵⁹ Schließlich wurden aber noch Ende der 40er Jahre beide Vorschläge verworfen und der ursprüngliche Status quo bis heute beibehalten.

Die Moderne als Brücke

Handelt es sich nun bei den augenfälligen Ähnlichkeiten zwischen den deutschen und den polnischen Planungen bzw. den tatsächlichen Realisierungen nach 1945 um voneinander unabhängige Parallelen oder aber um Kontinuitäten, die über die historische Zäsur von 1945 hinwegführten?

Zunächst ist zu bemerken, dass die polnischen Planer, insbesondere der erste Stadtpräsident Zaremba, die Stadt, bevor er nach Stettin kam, nicht kannte, zugleich jedoch vor dem Hintergrund der notwendigen Existenzsicherung der neuankommenden polnischen Siedler sich schnellstens mit der Stadt, der Infrastruktur und der baulichen Substanz vertraut machen musste. Darüber hinaus muss berücksichtigt werden, dass die neue Stettiner Bevölkerung höchst heterogen und ländlicher Herkunft war, daher in den meisten Fällen keine eigene Vorstellung von einem polnischen Stettin mitbrachte.

Es ist nicht bekannt, in welchem Umfang die polnischen Planer auf die Planungsunterlagen der Vorkriegszeit zurückgreifen konnten.

⁵⁷ Fot. Dok., Anlagen 103-106; Reichow, Gedanken (wie Anm. 6), S. 85.

⁵⁸ Zaremba, Wspomnienia (wie Anm. 21), S. 637.

⁵⁹ APSz, Zarząd Miejski i Miejska Rada Narodowa [Stadtverwaltung und Städtischer Nationalrat], Sign. 364.

Sicher jedoch ist, dass Zaremba die Publikation des letzten deutschen Stadtbaudirektors Stettins, Hans Bernhard Reichow „Gedanken zur städtebaulichen Entwicklung des Groß-Stettiner Raums“ bekannt war und er den Verfasser auch später 1964 bei einem Treffen in Hamburg persönlich kennen lernte.⁶⁰

Es scheint nicht zu weit gegriffen, Reichows Buch als Vermittler, als Gelenk zwischen der deutschen Planung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und den polnischen Planungen nach 1945 zu bezeichnen. Um die theoretische Basis hierfür zu verstehen, muss Reichow in die Städtebaudiskussion seiner Zeit eingeordnet werden. Er avancierte nicht umsonst nach 1945 zu einem der wichtigsten Städtebauer und Architekten im westlichen Nachkriegsdeutschland. Anschaulich demonstriert sich in seinen theoretischen Darlegungen dass, was Werner Durth als „Synthesekonzept der ‚Stadtlandschaft‘“ bezeichnet, „in der die Antipoden der 1920er Jahre in scheinbar neuer Qualität aufgehoben sind“.⁶¹ Reichow war an der Ausarbeitung des Konzeptes der „Stadtlandschaft“ maßgeblich beteiligt. Seine Publikation zu Stettin darf als die erste komplexe Darstellung desselben und Stettin als höchst passendes Objekt seiner Übertragung gelten. Zaremba war Stadtplaner genug, um das auf hoher Sachkenntnis basierende stadtplanerische Potenzial der Reichowschen Planungen von dem aktuell politischen, nationalsozialistischen Bezugsrahmen zu abstrahieren, in den Reichow seine Ausführungen zweifelsohne gestellt hatte.

Entscheidend dabei ist, dass sich die fachliche Kritik Reichows und Zarembas unabhängig von den jeweiligen nationalen Implikationen dem Prinzip nach auf ein und dieselbe Stadt richtete, auf das ihrer Meinung nach verbaute, weder hygienischen noch verkehrstechnischen Standards genügende Stettin, wie es sich vor dem Krieg darstellte. Nur hatte es Reichow mit einem intakten Stadtkörper zu tun, der erst durch schrittweise und langwierige Eingriffe im Sinn des modernen Städtebaus hätte umgestaltet werden können; Zaremba hingegen stand vor einer zerstörten Stadt, für deren Gestaltung nunmehr weit reichende Entscheidungen getroffen werden mussten und konnten.

Reichow stellte in seinem Gesamtkonzept der alten Stadt ein durchdachtes Stadtmodell entgegen, das die zu jener Zeit verbindlichen modernen Standards der Stadtplanung erfüllte, weitsichtig auf räumliche Erweiterung und Bevölkerungswachstum hin geplant war. Vor allem

⁶⁰ Zaremba, *Wspomnienia* (wie Anm. 21), S. 53.

⁶¹ Durth, *Stadtlandschaft* (wie Anm. 31), S. 5.

war es unmittelbar auf Stettin, dessen topografische Gegebenheiten und die Lösung der anstehenden städtischen Probleme zugeschnitten. Reichow und seine Vorgänger hatten bereits komplette Lösungen für einzelne Probleme erarbeitet, die sich die polnischen Planer erst mühsam hätten aneignen müssen. Für die Umsetzung dieser kam nun erleichternd hinzu, dass durch den abrupten Wechsel der staatlichen Zugehörigkeit und den Austausch der Bevölkerung langwierige Verhandlungen um Besitzverhältnisse, die vor 1945 stets den stadtplanerischen Eingriffen vorausgehen mussten, obsolet geworden waren.⁶²

So bilden sich denn auf dem Gebiet der Stadtplanung für Stettin nicht nur Beharrungskräfte ab, die ihr Potenzial aus der Gegenwart der baulichen und infrastrukturellen, wenn auch in Teilen zerstörten Substanz, aus der Lage der Stadt sowie aus der sich in älteren Planungen niederschlagenden Kenntnis und Kompetenz schöpfen. Vor dem Hintergrund des gemeinsamen Bezugspunktes – der zeitgenössischen Stadtplanungstheorie – kommt es gar teilweise zu einer Realisierung der vor 1945 nur in theoretischer Form vorliegenden Planungen im polnischen Stettin.

Führt man diesen Gedanken weiter, erscheint nicht das Jahr 1945, sondern der seit den 1980er Jahren konzipierte Wiederaufbau der Stettiner Altstadt als der eigentliche Wendepunkt in der Stettiner Stadtplanungsgeschichte. Vor dem Hintergrund eines sich sowohl international als auch in Polen vollziehenden Paradigmenwechsels im Städtebau⁶³ legte Stanisław Latour 1983 ein Projekt für die Bebauung der Unterstadt vor. Die Realisierung ist auf der Basis neuer wirtschaftlicher Rahmenbedingungen in modifizierter Form ab 1994 in Angriff genommen worden. Hier nun wird der Enthistorisierung und Entkontextualisierung der vorausgegangenen Stadtplaner der bewusste strukturelle Bezug zur historisch gewachsenen Stadt entgegengesetzt, indem archäologische und archivalische Befunde direkten Eingang in

⁶² Vgl. Durth, Gutschow, Träume in Trümmern (wie Anm. 31), S. 384. Zaremba veranlasste mehrfach auch den Abriss intakter Gebäude, die seine Planungen behinderten, vgl. Zaremba, Wspomnienia (wie Anm. 21), S. 422, 585.

⁶³ Exemplarisch sei hierbei auf das Konzept der „Kritischen Rekonstruktion“ im Rahmen der Internationalen Bauausstellung in Berlin sowie auf die Wiederaufbauprojekte der Altstädte von Elbing (Elbląg) und Kolberg (Kołobrzeg) verwiesen.

eine sonst jedoch zeitgemäße Baugestalt der einzelnen Gebäude finden und die Kontinuität zur alten Stadt bewusst gesucht und gestaltet wird.⁶⁴

⁶⁴ In diesem Zusammenhang ist auch die in den 1990er Jahren in Angriff genommene Sanierung der Innenstadtbereiche zu sehen, deren Bausubstanz auf die Stadterweiterung Ende des 19. Jahrhunderts zurückgeht. Dazu: Katja Bernhardt, *In search of the soul of the city. Recent urban projects in Stettin*, in: *Archis* (2002), H. 2, S. 93-101; zum Projekt Stanisław Latours vgl. Jolanta Barańska, Stanisław Latour u. Lucjan Jan Lipiński, *Modelowe przykłady rewitalizacji wybranych zespołów zabytkowych na Pomorzu Zachodnim* [Modellhafte Beispiele der Sanierung ausgewählter denkmalgeschützter Ensembles in Westpommern]. Szczecin 1990, S. 211-241; zum Wiederaufbau der Unterstadt vgl. Maciej Słomiński, *Szczecińskie Podzamcze. Staromiejska dzielnica nadodrzańska i jej odbudowa – kwartały XIV i XVII* [Das Stettiner Podzamcze-Viertel. Das altstädtische Oderviertel und sein Wiederaufbau – Quartale XIV und XVII]. Szczecin 1998. Weitergehende Pläne zur Wiederherstellung der historischen Altstadt werden in den letzten Jahren regelmäßig geäußert. So existieren Pläne, die Oder-Arterie und einen Teil der Zufahrten zur Oderhochbrücke zurückzubauen, um so die Unterstadt wieder bis zur Oder ausdehnen zu können, vgl. Kinga Koniczny, *Sercem Szczecina jest rzeka. Rozmowa z prof. Stanisławem Latourem, architektem* [Das Herz Stettins ist der Fluss. Gespräch mit dem Architekten Prof. Stanisław Latour], in: *Gazeta Wyborcza*, Ausgabe Szczecin Nr. 46 vom 24.02.2003, Beilage Szczecin, S. 12.

Landsbergs geschichtliches Erbe in Gorzów

von Robert Piotrowski

Die Stadt Landsberg an der Warthe, die 1946 den Namen Gorzów Wielkopolski bekam, gehört mit ihrer 749-jährigen Vergangenheit zwei verschiedenen Völkern. Das betrifft auch die Geschichte der Region, in der sich die Stadt befindet: Zwischen großen Provinzen – Schlesien, Pommern, Großpolen und später Brandenburg (Preußen) – gelegen und von ihnen beeinflusst, lässt sie das Bild einer eigentümlichen Grenzregion erstehen, die sich jeder Vereinnahmung konsequent entzog. Mehrere wichtige Epochen kennzeichnen die Entwicklung der Region und bleiben auch für die lokale Traditionspflege maßgebend: der mittelalterliche polnische Landesausbau und die „deutsche Ostkolonisation“, die Entstehung der preußischen Monarchie und ihrer Verwaltungsstrukturen, der Bevölkerungsaustausch nach dem Zweiten Weltkrieg und die führende Rolle der Stadt in der nunmehr polnischen Region Ziemia Lubuska, schließlich die jüngste politische Wende in Polen und Europa.

Selbst im Vergleich zu anderen Orten des „Deutschen Ostens“ und „Polnischen Westens“ weist die Stadt Landsberg/Gorzów einige besonders starke Kontraste auf. Als ein Produkt der „deutschen Ostsiedlung“ blieb sie bis 1945 ein ausschließlich deutsch markierter Ort.¹ Die Vorstellung von einer nationalen Homogenität der Stadtgeschichte lebt in der Gruppe der ehemaligen Einwohner Landsbergs wie in einer Art Zeitkapsel bis heute fort. Die in jeder Hinsicht neue Einwohnerschaft von Gorzów konnte auch in der Tat, anders als in manch anderer deutschen Stadt in den an Polen gefallen Gebieten, nicht einmal auf die Tradition einer ortsgebundenen polnischen Minderheit oder auf eine in der Stadtchronik dokumentierte slavische Bevölkerungsschicht zurückgreifen.

Für Landsberg begann das Ende bereits mit dem Brand der Synagoge in der „Reichskristallnacht“ 1938. Beim Einmarsch der Roten Armee brannte dann die über die Kriegsjahre verschonte Altstadt komplett nieder. Innerhalb von fünf Jahren musste die gesamte alteingesessene Stadtbevölkerung ihre Heimat verlassen. Die Stadt wurde den polnischen Ansiedlern zu einer neuen, ihnen fremden Heimat.

¹ Wenn man in Prozenten sprechen möchte, könnte man formulieren, dass die Stadtgeschichte zu 90% eine deutsch geprägte ist.

Wie zwischen Breslau und Wrocław blieb auch zwischen Landsberg und Gorzów „eine palimpsestische Beziehung“ bestehen, „denn im Hintergrund der neuen Stadt war die alte immer präsent“.²

Auch die musterhaften Kontakte zwischen den heutigen Einwohnern von Gorzów und der „Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg/Warthe Stadt und Land e.V.“ entwickelten sich im Kontext der deutsch-polnischen Beziehungen einmalig. Es ist geradezu auffällig, dass die Besonderheiten dieser Entwicklung bislang noch nicht die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich gezogen haben. Es gibt aber viele gute Gründe und nun auch eine gute Gelegenheit, diese „Stadt mittlerer Größe“ bei der Untersuchung von Brüchen und Kontinuitäten städtischer Geschichte und Tradition gleich neben Metropolen mit einem ganz anderen Bekanntheitsgrad zu stellen.

1.

Die Stadt Landsberg wurde am 2. Juli 1257 zugleich als Handelsstadt und als militärischer Stützpunkt für die brandenburgischen Markgrafen aus dem Geschlecht der Askanier angelegt.³ Die Stadtgründung erwies sich als erster deutscher urbaner Brückenkopf zu dem kurz davor in die Mark Brandenburg eingegliederten Gebiet des Landes Lebus und zur Zantocher Kastellanei. So wechselte die Region ihre Ausrichtung von dem westlich vorgelagerten Grenzbereich des Polanenreichs in die östlich gerichtete „Marcha trans Oderrana“, die seit der Zeit des Deutschen Ordens als „Neumark“ bezeichnet wurde. Landsberg trug dementsprechend die Bezeichnung „Landisberch Nova“ oder „in der Neumark“, bis sich im 15. Jahrhundert die bis zum Jahr 1945 übliche Bezeichnung „an der Warthe“ durchsetzte, die sich von der Lage am Fluss Warthe herleitet. Schon in ihrer deutschrechtlichen Gründungsurkunde erhielt die Stadt ein spezifisch wirtschaftliches und militärisches Gepräge.⁴ In kurzer Zeit etablierte sie sich durch das Stapelrecht und den Bau einer massiven Stadt-

² Gregor Thum, *Die fremde Stadt*. Breslau 1945; Nachdr. München 2003, S. 48.

³ Bis 1945 erhaltene Gründungsurkunde; vgl. Herbert Ludat, *Warthe oder Netze*, in: *Deutsch-slawische Frühzeit und modernes polnisches Geschichtsbewusstsein: ausgewählte Aufsätze*, hrsg. v. dems. Köln/Wien 1969, S. 191.

⁴ Ewa Syska, *Die Urkunden der Stadt Landsberg an der Warthe aus der Askanier- und Wittelsbacherzeit 1257–1373*, in: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* 48 (2003), S. 29.

mauer zum lokalen Zentrum von „terrae Llandesberghe“⁵ und zur inoffiziellen Hauptstadt der Neumark. Dies hatte zur Folge, dass die slawisch-polnische Burg in Zantoch/Santok eine immer schwächere Rolle spielte. Aber die Erinnerung an die Konkurrenz zwischen Neu-landsberg und Zantoch im 13. Jahrhundert blieb auch in der späteren Zeit überaus präsent.⁶ Die Verluste bzw. der Zugewinn an Territorium – in der Opposition „Neumark“ contra „Land Lebus“ zum Ausdruck gebracht – spielten stets eine wichtige Rolle in der Historiografie.⁷ Bis 1772 lag die Stadt an der brandenburgisch-polnischen „Friedens“-Grenze und wurde sogar zum Begegnungsort benachbarter Machthaber: Ein Beispiel hierfür bietet ein in Landsberg unterzeichnetes Friedensabkommen von 1331. Der Stadtrat unterhielt auch Lebensbeziehungen mit dem in Polen gelegenen Zisterzienserkloster Paradies/Paradyż. Die Entwicklung Landsbergs zur „inoffiziellen“ Hauptstadt der Neumark verlief kontinuierlich. Seit 1537 war die Warthestadt lutherisch, was nicht ohne Einfluss auf die Beziehungen mit den polnischen Nachbarn blieb.⁸ Im Dreißigjährigen Krieg erlitt Landsberg die größten Schäden seiner bisherigen Geschichte; die von den kaiserlichen Truppen und Schweden verwüstete Stadt erholte sich nur langsam. Im deutschen Osten peripher vorgelagert, musste sie bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert auf einen wirtschaftlichen Aufschwung warten.⁹

2.

Als Folge der Teilungen Polens verlor Landsberg seine direkte Grenzlage und wurde – insbesondere seit den Befreiungskriegen – zu einer

⁵ Christian Gahlbeck, Das sogenannte Neumärkische Landbuch Markgraf Ludwigs des Älteren von 1337: Studien zur territorialen Gliederung und zur Überlieferung, in: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* 50 (2005), S. 1.

⁶ Vgl. Otto Kaplick, *Landsberger Heimatbuch. Eine Heimatkunde des Stadt- und Landkreises Landsberg (Warthe)*. Landsberg 1935, S. 41.

⁷ Sehr zutreffend bei der semiotischen Komparatistik der Stadtnamen „Landsberg (in der Neumark)“ und „Gorzów (Wielkopolski)“ – „Das polnisch-brandenburgische Grenzgebiet bezeichnen wir, vom Westen betrachtet als Neumark, vom Osten, das heißt von Polen aus, dagegen als Lebuser Land“, zit. nach: Zbigniew Wielgosz, *Nowa Marchia w historiografii polskiej i niemieckiej* [Neumark in der polnischen und deutschen Historiografie]. Poznań 1980, S. 7.

⁸ Ferdinand Müller, *Die Reformation in der Neumark*. Landsberg/Frankfurt 1917, S. 35.

⁹ Das erste überlieferte Schrifttum ist die Stadtschreiberchronik von 1561–1688; vgl. Rudolf Eckert, *Die Landsberger Stadtschreiberchronik*, in: *Schriften des Vereins für die Geschichte der Neumark* 19 (1893).

durchschnittlichen Handels- und Immediatstadt im Königreich bzw. im Freistaat Preußen des Deutschen Reichs. Durch die Auflösung der alten Verwaltungsstruktur im Zuge der preußischen Staatsreformen verschwand die Neumark als selbstständiges Territorium. Aufgrund ihrer früheren „Autonomie“ und einer eigenen (Rechts-)Tradition kehrte sie jedoch gleichsam als Erinnerungsort wieder.¹⁰ Der 1815 in Landsberg geborene jüdische Kaufmannssohn Eduard Boas schrieb 1831 das acht Jahre später veröffentlichte erste Geschichtsbuch „Aus Landsbergs Vorzeit“. Die Motive für die Beschäftigung mit der Geschichte seiner Geburtsstadt erklärte er im Vorwort: „Ich habe mich bemüht, die Überbleibsel der Historie dieser Stadt zu sammeln, und man wird mir die Unvollständigkeit meines Büchleins wohl verzeihen, wenn man bedenkt, dass ich der Erste bin, der solche Compilation übernimmt, dass ich weder Quellen, noch Vorarbeiten fand (...)“. Fünf Jahre später entstand aus der Feder des gelehrten Juristen und leidenschaftlichen Philologen die „Chronik der Schützengilde“.¹¹ Das an der alten Reichsstraße gelegene Landsberg erhielt dank zeitgemäßer Chausseen die Anbindung an die preußische Umwelt. Im Jahr 1857 wurde der Landsberger Bahnhof der „Königlichen Ostbahn“ (Berlin – Königsberg) eröffnet. Dieses Geschenk zum 600. Stadtjubiläum wurde noch von zwei weiteren begleitet: dem modernen Gaswerk und der ersten Monografie zur Stadtgeschichte. Das zweibändige Werk des (in Landsberg geborenen) Sprachforschers August Engeliens und des (in Landsberg lebenden) Historikers Friedrich Henning ist bis heute in der Dichte des zusammengetragenen Materials nicht überholt.¹² Ein in der Stadt ansässiger Literat, Woldemar Nürnberger, schuf zu der Jubiläums-Feierlichkeit ein mythologisiertes Schauspiel in Anlehnung an die 1260 in Zantoch stattgefundene Hochzeit des Markgrafensohnes mit der polnischen Fürstentochter.¹³ Sein Gedicht „Die polnische Frau Warthe“ erscheint aber im grenzüberschreitenden Blick nach Osten doch eher als ein Unikat.

¹⁰ Wolfgang Neugebauer, Die neumärkischen Stände, in: Neumärkische Stände, hrsg. v. Margot Beck u. Wolfgang Neugebauer. Frankfurt/Berlin 2000 (Quellen, Findbücher und Inventare des Brandenburgischen Landeshauptarchivs. 9), S. XX-XXVII.

¹¹ Vgl. Günther-Fritz Mannheim, Aus Landsbergs Vergangenheit. Landsberg 1928, S. 25.

¹² August Engeliens, Friedrich Henning, Geschichte der Stadt Landsberg an der Warthe von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 2. Bde., Landsberg 1857.

¹³ Woldemar Nürnberger, ein Nachkomme der Hugenottenfamilie Dupont, der sich in seinen Schriften „M. Solitaire“ nannte, gehörte in seiner Zeit zu den viel gelesenen Autoren; vgl. auch Edgar Hampe, Der Pessimismus M. Solitaires (1818–1869), in: Germanische Studien 183 (1937), S. 5; Hugo Bluth, Woldemar Nürnberger (Solitaire). Landsberg 1930.

3.

Der früh verstorbene Boas sowie auch die anderen, bereits erwähnten Autoren der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – Engeli, Henning, Nürnberger – und die darauf folgende Intellektuellengeneration sind allesamt als Sinnbilder der Epoche des deutschen Historismus zu verstehen. Die Heimatpflege begann wie allorts mit Laienarbeit.¹⁴ Im Jahr 1886 entstand im Keller des Mädchenlyzeums das „Städtische Museum“ unter der Obhut des Magistrats.¹⁵ Die Reihe der Betreuer der Sammlungen ist lang und abwechslungsreich: Stadtrat Schacht, Pfarrer Hobus, Apotheker Wartenberg, Stadtarchivar Buchholz, Rektor Kaplick usw.¹⁶ Ähnlich unterschiedlicher Provenienz waren die Mitglieder des Gründungskomitees des „Vereins für die Geschichte der Neumark“ (VGN), der 1890 in Cüstrin/Oder gegründet, in den folgenden Jahren jedoch nach Landsberg verlegt wurde.¹⁷ Der Verein, eingebettet in die „wattEVERPACKE“ Lage zwischen den großen preußischen Provinzen und profitierend von seiner Hauptstadtnähe, nutzte, unter der Leitung des „Wissenschaftlichen Ausschusses“, das „lange 19. Jahrhundert“ zur Professionalisierung des regionalgeschichtlichen Handwerks. Bis zum Ende des Ersten Weltkrieges wurden 49 Hefte der Vereinsschriften veröffentlicht, mit einem die gesamte historische Landschaft der Neumark umfassenden Spektrum.¹⁸ In den gedruckten Mitgliederverzeichnissen spiegelt sich die damalige intellektuelle Elite Landsbergs und seiner Umgebung wider. Die für die Epoche spezifische Form der Heimatpflege stiftete Identität, die wiederum zu neuen Anstrengungen anregte.¹⁹ Die Juden, sprachlich und kulturell ohnehin stark deutsch geprägt, waren die einzige Minderheit in der Stadt. Die polnischen Saisonarbeiter oder Durchwanderer, die

¹⁴ Wielgosz, *Nowa Marchia* (wie Anm. 7), S. 79.

¹⁵ Vgl. Verzeichnis der Sammlungen des Städtischen Museums Landsberg a.W., hrsg. v. Schacht, Hobus u. Haeberlein. Landsberg 1906.

¹⁶ „Museum in Landsberg“, Sign. B4 19-25, Nachlass Mirow, Archiv der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg e.V. Berlin; „Denkmäler und Museen“, Sign. 7001-7009, Akta Miasta Gorzowa [Magistratsarchiv Landsberg], Archiwum Państwowe w Gorzowie [Staatsarchiv in Landsberg].

¹⁷ Vereins-Nachrichten, in: Mitteilungen, hrsg. v. dem Verein für Geschichte der Neumark. Landsberg 1891 ff.

¹⁸ Mitteilungen 1891–1895; Schriften 1893–1918 (ff.).

¹⁹ Vgl. Eugen Höhnemann, *Heimatkunde von Landsberg a.W.*, in: Beilage zum Programm des Königlichen Gymnasiums. Landsberg 1896; Robert Pohl, *Heimatkunde der Stadt und des Kreises Landsberg a.W.* Landsberg 1901; Eugen Höhnemann, *Führer durch die Stadt Landsberg a.W.* Landsberg 1910.

um 1850 sogar eine katholische Gemeinde gründeten, hinterließen keine sichtbaren strukturellen Spuren.

4.

Mit dem Ende des Ersten Weltkrieges rückte Landsberg wieder in die Grenzlage zurück. Diese geografisch-politische Wandlung implizierte die Notwendigkeit der Umorientierung der ostdeutschen Stadt an der unteren Warthe – an einem nunmehr überwiegend polnischen Strom. Der Landkreis Landsberg durchtrennte die aus den preußisch gebliebenen Resten Großpolens und Westpreußens bestehende Provinz „Grenzmark Posen-Westpreußen“ und gehörte selber zum Grenzland. In dem Landsberg unmittelbar benachbarten deutsch-polnischen Grenzbereich spielten sich die militärischen Auseinandersetzungen ab, die von deutscher Seite als „Grenzkämpfe“, von polnischer Seite als „Powstanie Wielkopolskie“ [Großpolnischer Aufstand] bezeichnet wurden. Die beiden Begriffe stehen semiotisch für das Verhältnis der beiden Gedächtnisbildungen in der neuen „Mittleren Ostmark“ und der neugeborenen „Kresy Zachodnie“. Bis Mitte der 1920er Jahre nahm die Stadt etwa 10 000 eingewanderte Optanten (die oft polnische Namen trugen) auf, die aber – abgesehen von wenigen im Vereinsleben – inaktiv blieben.²⁰ Infolge der Repolonisierung des Westens in der Zweiten polnischen Republik wurden drei Institutionen aus den „abgetrennten“ Gebieten nach Landsberg verlegt: „Preussische Landwirtschaftliche Versuchs- und Forschungsanstalten“ – zuvor „Kaiser-Wilhelm-Institut für Landwirtschaft“ in Bromberg mit sechs Instituten, „Preußisches Hygiene-Institut“ aus Posen und „Mutterhaus der Schwesternschaft zum Roten Kreuz ‚Bethesda‘“ aus Gnesen.²¹ Landsberg wurde in die Publikationsreihen für „Bedrohte Ostgebiete“ aufgenommen und tauchte hier zusammen mit den Städten der „Heiligen Ostmark“ sowie der „Grenzmark“ auf.²² Der Landsber-

²⁰ Z.B. Dr. Kurt Heidrich, Studienrat am Landsberger Gymnasium, Optant aus Westpreußen, „der im Zusammenhang mit der 1932 betriebenen Grabung in Zantoch an dieses Burgorts Namen als eine slawisch bezeichneten [Zweifel] geäußert hatte“, zit. nach: Karl Borngräber, Potsdam, Zantoch, Rostock, Stettin und weitere vermeintlich slawische, jedoch deutsche Namen beiderseits der Oder, topographisch, naturkundlich, sowie geschichts- und sprachwissenschaftlich erläutert. Göppingen 1994; vgl. Anm. 26.

²¹ Landsberg an der Warthe in den Jahren 1914–24, hrsg. v. Magistrat. Landsberg 1925.

²² Einige Beispiele: Landsberg a.W., hrsg. v. Magistrat, Stadtbauamt Landsberg a.W., bearb. v. Krahn, Architekt Kronowski u. Max Bahr. Berlin 1921 (Deutschlands Städtebau); Ostmark: Mittlere Ostmark; Grenzmark Posen-Westpreussen, hrsg. v. Deutschen Ostbund, bearb.

ger Hans Beske schrieb 1960 rückblickend: „Trotz unserer Grenzlage von 1918–1945 sind wir Binnendeutsche geblieben mit allen Vorteilen der bewussten Reichszugehörigkeit“.²³ Gleichsam als Spätfolge des vermeintlichen „Dolchstoßes“ nahm die vaterländische Identität gegenüber der regionalen überhand. Hinzu traten epochenspezifische antipolnische Züge, die jedoch ausschließlich verbaler Natur waren.²⁴ Solche Stimmungen machten sich insbesondere im Bereich der Heimatpflege bemerkbar.

5.

Der VGN mit dem neugegliederten Mitgliederbestand griff diese Thematik gerne auf und pochte auf das „Bollwerk des Deutschtums im Osten des Reichs“.²⁵ Die „Nordostdeutsche Forschungsgemeinschaft“ (NOFG) unterhielt enge Kontakte mit den Landeshistorikern aus der Warthe-Netze-Region. Bei der „Grenzmark-Fahrt“ der NOFG im Jahr 1935 besichtigten die Teilnehmer u.a. Landsberg mit seinen Kulturdenkmälern, dem neu organisierten Heimatmuseum und thematisierten bei Vortragsstunden die „grenzmärkischen Belange“.²⁶ Zehn Jahre zuvor hatten sich in Landsberg die Museologen der Mark Brandenburg getroffen.²⁷ Sogar der ADAC/DDAC organisierte Fahrten im Grenzgebiet. Die Warthestadt wurde zudem sehr früh zum Reise- und Bewerbungsziel für „Ludendorff-Gruppen“, „Stahlhelm“ und NS-Organisationen. Das „national-politische“ Interesse an Zantoch führte zu einer Tagung des Ostdeutschen Verbandes der Altertumsforscher, gefolgt von den Rettungsausgrabungen des Wasserbau-

v. Emanuel Ginschel u. Franz Lüdtko. Berlin 1927 (Deutschlands Städtebau); Ostmark (Ostbrandenburg und Grenzmark Posen-Westpreußen). Berlin 1932 (Grieben-Reiseführer. 220); Paul Wolf, Land und Leute der mittleren Ostmark. Frankfurt a.M. 1936; Bilder aus der Ostmark. Berlin 1930; Ostmark. Nördlicher Teil (Küstrin – Landsberg [Warthe] – Schneidemühl). Berlin o.J. (Deutschland-Bildhefte. 76); Östlich der Oder. Neumark und Grenzmark. Berlin 1933 (Mit Rucksack und Nagelschuh. 22).

²³ Hans Beske, „Bürger auf Zeit“ in Gorzów oder Landsberger in Ostbrandenburg?, in: Landsberger Heimat, hrsg. v. Otto Kaplick. Herford 1960, S. 9.

²⁴ Insbesondere Tageszeitungen: Landsberger General-Anzeiger und Neumärkische Zeitung (1918–1945).

²⁵ Schriften (1919–1924), Mitteilungen (1924–1942), Jahrbuch Die Neumark (1924–1943).

²⁶ Schreiben an das Heimatmuseum, Studienrat Heidrich usw., in: „Handakten des Generaldirektors Prof. Brackmann“, Sign. 882; „Publikationsstelle“, Sign. 1282, R153 (Bestand der Publikationsstelle), Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde.

²⁷ Otto Wertheimer, Nachklänge zur Landsberger Tagung, in: Brandenburgische Museumsblätter (1925), Nr. 2, S. 1.

amtes Landsberg/Warthe auf der Burgstelle in den Jahren 1932/33. Die Grabungsergebnisse wurden stark politisch gefärbt ausgewertet. Bezeichnend ist der Titel des ersten und einzigen, 1936 herausgegebenen Bandes „Zantoch. Eine Burg im deutschen Osten“, womit ein Erfolg in der symbolischen Vereinnahmung der Zantocher Burggeschichte erzielt wurde.²⁸ Landsberg blieb in die Verbindungssache Berlin – Schneidemühl²⁹ eingebettet. Willy Hoppe, der spätere Rektor der Berliner Universität, organisierte Studienfahrten über die Oder, inspirierte und betreute einige Dissertationen, die sich der Neumark widmeten.³⁰ Die amtseigenen Publikationen des Magistrats hielten sich sehr eng an die politische Linie der Zeit.³¹ Auch die Entwicklung des Stadtarchivs und -museums wurde stark vorangetrieben. Zu dem Zweck wurde Fritz Buchholz – Referendar a.D. – zum „Wissenschaftlichen Hilfsarbeiter“ am Magistrat und schließlich zum Leiter beider Institutionen berufen.³²

6.

Die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten förderte den Zusammenhalt innerhalb der nationalen Front. Die Sippen- und Ahnenforschung etablierte sich als weitere Aufgabe des VGN.³³ Die Propaganda-Abteilung der örtlichen NSDAP und der von der Provinz beauftragte Archivpfleger Karl Voigt publizierten im Jahr 1938 einen „Heimatkalender für Landsberg Stadt und Kreis 1939“. Das Landsberger Museum erhielt um 1938/39 ein neues Heim im ehemaligen

²⁸ Zantoch. Eine Burg im deutschen Osten. Bd. 1, hrsg. v. Albert Brackmann u. Wilhelm Unverzagt. Leipzig 1936 (Deutschland und der Osten); einige Titelbeispiele aus der Tagespresse: „Deutsche Wacht an der Ostgrenze“, „Das Grab unbekannter Ostkämpfer“, „Ein Troja im deutschen Osten“.

²⁹ Sitz der grenzmärkischen Provinzialverwaltung, Institut für Heimatpflege der Berliner Universität.

³⁰ Herbert Ludat, Die ostdeutschen Kietze. Bernburg 1936; Helmut Wittlinger, Untersuchungen zur Entstehung und Frühgeschichte der neumärkischen Städte. Berlin 1933; Erich Kulke, Die mittelalterlichen Burganlagen der Ostmark. Frankfurt a.d.O. 1935; Günther Wrede, Grenzen der Neumark. Greifswald 1935.

³¹ Landsberg (Warthe). Ein Führer durch die Stadt und seine Umgebung, hrsg. v. Magistrat. Landsberg 1927.

³² Lucie Buchholz, Stadtarchivar Fritz Buchholz. Leben – Werk – Schicksal, in: Heimatblatt Landsberg/Warthe 4-6 (1978), S. 9; Paul Dahms, Das städtische Museum im neuen Heim, in: Landsberger General-Anzeiger 232 (1931).

³³ Der Neumärker. Blätter für neumärkische Familienkunde 1933–44; Ahnenreihen und Ahnenlisten aus der Neumark 1938–41; unter der Schriftleitung v. dem Amtmann Schmaeling.

jüdischen Kaufhaus am Markt und sollte zu einem „Landschaftsmuseum für die Neumark“ ausgebaut werden.³⁴ Im Jahr 1940 feierte der Verein sein 50-jähriges Bestehen und die Jubiläumsausgabe der Vereins-Mitteilungen zierte ein mit nationalsozialistischen Chiffren aufgebautes Titelblatt. Der letzte Vorsitzende, Mittelschulrektor Otto Kaplick, Mitglied des NS-Lehrerbundes,³⁵ schrieb im Jahr 1935 das „Landsberger Heimatbuch“ unter Auslassung der Geschichte der jüdischen Gemeinde. Allein die Erwähnung einiger berühmter jüdischer Persönlichkeiten führte aber zur Rücknahme des bewilligten Kostenzuschusses und zu Maßnahmen gegen das Heimatbuch seitens des Regierungsbezirkes in Frankfurt/Oder.³⁶ Auch Gustav Radeke, emeritierter Lehrer und Heimathistoriker, begann aus seiner handschriftlichen Stadtchronik die Hinweise auf jüdische Geschichte mit Tinte zu vertuschen. In der Reihe der Brandenburgischen Denkmalinventare erschien im Jahr 1937 der Band zu Landsberg Stadt und Kreis. Darin blieb aber die Erwähnung des „Judenhauses“ – des ältesten Bürgerhauses Landsbergs.³⁷ Im Verhalten der örtlichen Heimathistoriker ist demzufolge ein weit verbreitetes Verhaltensmuster erkennbar, ein Schwanken zwischen der Gleichschaltung, dem Engagement für die NS-Ideologie und einer heimatgeschichtlichen Relativierung.³⁸

7.

Der Ausbruch des Krieges bewirkte den Abzug des seit 1935 in Landsberg stationierten Infanterie-Regiments 50.³⁹ Durch die Eingliederung der „Wiedergewonnenen Gebiete“⁴⁰ – des „Warthelandes“ und

³⁴ Peter Herrmann, Zur Geschichte des Museumswesens in Brandenburg von den Anfängen bis 1945. Potsdam 1994 (Brandenburgische Museumsblätter. Sonderheft 2/1-2), S. 29.

³⁵ „Mitglied seit 1933; ab April 1935 Ortsgruppenleiter und kommissarischer Kreisamtsleiter, Kreisfachschaftsleiter und Organisationsleiter der Ortsgruppe Nord“; Mitglied der N.S.D.A.P. seit 1. August 1935 (Mitgliedschaftsnr. 3.675.604), in: Akten ehem. BDC / Bundesarchiv.

³⁶ Erich Hecht, Otto Kaplick zum Gedächtnis, in: Heimatblatt Landsberg/Warthe 11 (1967), S. 3.

³⁷ Die Kunstdenkmäler des Stadt- und Landkreises Landsberg (Warthe), bearb. v. Kurt Reißmann. Vorarbeiten v. Georg Voß u. Otto Korn, Mitarb. v. Eberhard Küster u. Fritz Buchholz. Berlin 1937 (Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg. VII, 3).

³⁸ Fragen zur Verbreitung der nationalsozialistischen Ideologie und ihrer Repräsentanten sind bislang nicht gestellt worden.

³⁹ Vgl. [Theodor] Kretschmer, Das I.R. Nr. 50 im polnischen Feldzug. Landsberg o.J.; Gerhard Sagert, Picken. Spaten und Gewehre. Erinnerungsheft der Kameraden eines Baubataillons über ihren Feldzug in Polen 1939. Landsberg o.J.

⁴⁰ Dazu mehr in Anm. 51.

Westpreußens – rückte Landsberg erneut in eine eindeutig „binnen-deutsche“ Lage. Abgesehen von den großen Lazaretten, der steigenden Anzahl der Holzkreuze im Ehrenteil des St. Marienfriedhofs sowie der Fliegeralarme infolge der Angriffe auf Berlin blieb die Stadt mit ihren 50 000-60 000 Bürgern jedoch noch lange vom Krieg verschont. Noch im Februar 1944 wurde im Rahmen der „NS-Gaukulturwoche“ eine „Ausstellung von Schätzen des Landsberger Heimatmuseums“ in den Vorräumen des Stadttheaters eröffnet,⁴¹ mit einem kleinen Ausschnitt aus den Sammlungen, die in dem nie fertig gewordenen Heim am Marktplatz gelagert wurden. Die letzten Hefte des VGN kamen in den Jahren 1942/44 heraus.

Am späten Abend und in der Nacht vom 30. auf den 31. Januar 1945 wurde Landsberg von den sowjetischen Truppen kampflos besetzt. Etwa ein Drittel der Stadtbevölkerung verließ die Stadt vor dem Einmarsch der Roten Armee.⁴² Am Tag der Eroberung durch die Rote Armee befanden sich in der Stadt lediglich noch einige hundert Fremd- bzw. Zwangsarbeiter,⁴³ darunter auch Polen. Infolge der bis Mitte Februar andauernden „Sieges“-Brände wurde die Altstadt, mit Ausnahme der gotischen Marienkirche, vernichtet. Die Sammlungen des Heimatmuseums, die Bibliothek des VGN und die privaten stadtgeschichtlichen Bestände gehören zu den Verlusten. Damit kam „das Ende der Kindheit“,⁴⁴ wie ein Landsberger 2004 berichtete. Es war zugleich ein tiefer Schnitt durch die seit 738 ununterbrochen deutsch geprägte Stadtchronik. Es begann die Phase des sowjetisch besetzten Landsbergs.⁴⁵

8.

Landsberg wurde ausschließlich durch die russische Militärverwaltung regiert, nachdem ein Versuch, am 28. Februar eine aus deutschen

⁴¹ Hohe Kultur durch die Jahrtausende, in: Landsberger General-Anzeiger 33 (1944).

⁴² Unter den Flüchtlingen befand sich auch der Dichter Gottfried Benn; vgl. Helmut Heintel, Block II, Zimmer 66, Gottfried Benn in Landsberg 1943–1945. Stuttgart 1988.

⁴³ Max Bahr Jutespinnerei und -Weberei A.G. Landsberg befindet sich auf der so genannten Liste der Verbrecherfirmen; zum Werk I.G. Farben: Ich diene nur der Technik. Sieben Karrieren zwischen 1940 und 1950. Berlin 1995.

⁴⁴ Film „Erinnerungen an die Stadt L.“, hrsg. Kowalska, Kowalski u. Zbigniew Sejwa. Gorzów 2004; vgl. Christiane Wite, Ein außergewöhnlicher Film, in: Heimatblatt Landsberg/Warthe 29 (2004), S. 13.

⁴⁵ Vgl. Kirsten Holm, Das sowjetische Speziallager Nr. 4 Landsberg/Warthe. Buchenwalde 2005.

Antifaschisten bestehende Behörde einzusetzen, gescheitert war. Zu diesem Zeitpunkt operierten bereits in dem ehemaligen Grenzraum Vertreter der polnischen Behörden. Die polnische „Operationsgruppe“, die am 27. März aus Wągrowiec nach Landsberg kam, soll – glaubt man den Erinnerungen des ehemaligen stellvertretenden Stadtpräsidenten Leon Kruszona – bestens vorbereitet gewesen sein. Bereits 1944 verfügte man über die Stadtpläne und notwendige Informationen zur Lage in Landsberg.⁴⁶ Am Tag der Verwaltungsübernahme durch die polnischen Behörden am 28. März 1945 erhielt die Stadt den Namen „Landsberg nad Wartą“. Später führte man auf Verfügung der Namenskommission der Wojewodschaft „Gorzów nad Wartą“ ein. Ab 1946, bereits als Sitz des Landrats und zugleich des Posener Vize-Wojewoden,⁴⁷ trug die Warthestadt infolge der administrativen Zuordnung den „großpolnischen“ Titel „Gorzów Wielkopolski“.⁴⁸ Die neue polnische Regierung, gestärkt durch die Entscheidungen der Jalta-Konferenz, proklamierte die Rückkehr der „piastischen“ Ziemia Lubuska (Lebuser Land)⁴⁹ in den Kreis der „polnischen Mutterländer“. An die Stelle der bisherigen spontanen Maßnahmen trat die systematische, administrative „Entdeutschung“ des „seit jeher polnischen Gebiets“. Gleichzeitig begann auch die Suche nach den „durch die Patina überdeckten slawischen Wurzeln“.⁵⁰ Am 8. September 1945 wurde in Gorzów das „Muzeum Lubuskie“ (Lebuser Museum) – das erste Museum überhaupt in den „Wiedergewonnenen Gebieten“⁵¹ – im Rahmen des ersten polnischen Erntedankfestes feierlich eröffnet. Seine Aufgaben waren die Verbreitung polnischer Kunst und Kultur nach Vorgaben der „neu-lebusischen“ „Identitätsingenieure“. Bereits 1946 feierte man mit den sowjetischen Soldaten den 30. Januar als „Tag der Befreiung“. Parallel dazu entstand die

⁴⁶ Leon Kruszona, *Wyjście na prostą. Pamiętniki z lat 1944–69* [Ausgang auf die Gerade. Erinnerungen aus den Jahren 1944–69]. Warszawa 1973, S. 232; abgedruckt als: Gorzów, *miasto wskrzeszone* [Gorzów, eine neu ins Leben gerufene Stadt], in: *Nadwarciański Rocznik Historyczno-Archiwalny* 9 (2002), S. 399.

⁴⁷ Landrat Florian Kroenke erhielt die Verfügung zur Organisation der polnischen Verwaltung in Landsberg. Als Landrat des Kreises Gorzów und Vize-Wojewode fungierte er als Verwalter der 13 Landkreise der neuen „Ziemia Lubuska“ von Gubin bis Pila.

⁴⁸ Vgl. Edward Rymar, *Dlaczego i od kiedy Gorzów* [Warum und seit wann Gorzów], in: *Nadwarciański Rocznik Historyczno-Archiwalny* 2 (1995), S. 162.

⁴⁹ Als Taufpate gilt hier Zygmunt Wojciechowski, nach: Stanisława Zajchowska, *Nad Środkową Odrą i Dolną Wartą* [An der mittleren Oder und unteren Warthe]. Poznań 1959, S. 5.

⁵⁰ Vgl. *Chronik der Schule* (1945), Nr. 1.

⁵¹ Es sind im Sinne eines negativen Ideentransfers verblüffende Ähnlichkeiten in der Begrifflichkeit der völkischen bzw. der NS-Propaganda mit der polnischen Propaganda der Volksrepublik festzustellen.

bis 1989 geltende Erklärung, derzufolge die Zerstörung des Stadtzentrums durch die Wehrmacht und ihre Politik der „verbrannten Erde“ oder gar durch heftige Kämpfe um die Stadt (Panzerschlacht) verursacht worden sei. Dieser Mythos sollte durch den 1948/49 als zentraler Ort des Gedenkens angelegten Soldatenfriedhof gefestigt werden.

9.

Im alten Polen war Santok „Feste und Schlüssel zum Polnischen Königreich“.⁵² Bis 1793 blieb der Titel des „Kastellans von Santok“ erhalten. Trotz ihrer mehrschichtigen pommersch-schlesischen Geschichte war die Burg im Polen der Zwischenkriegszeit wie auch nach 1945 ein wichtiges Objekt der Geschichtspolitik.⁵³ Schon im 18. und 19. Jahrhundert galt das Lebuser Land als eines der größten Verluste des alten Polen.⁵⁴ Der Anspruch auf Revision der mittelalterlichen Grenzverschiebungen führte Vertreter der nationalistischen „Endecja“ und verwandter politischer Kreise zusammen. Diese Auffassung war besonders in den von der „Posener historischen Schule“ beeinflussten Stellungnahmen präsent.⁵⁵ Der Hauptträger des polnischen Westgedankens nach 1945, das Posener „Westinstitut“ (Instytut Zachodni), gab der Reihe „Ziemie Staropolski“ (Altpolnische Länder), in der als Band 3 „Ziemia Lubuska“ (Lebuser Land) aufgenommen wurde, ein klares politisches Ziel.⁵⁶ Mit der Publikations-

⁵² So in der Chronik von Gall Anonym, in: Monumenta Poloniae Historica = Pomniki dziejów Polski, hrsg. v. August Bielowski. Tl. 1, Lwów 1864.

⁵³ Bereits 1918 tagten polnische Historiker zwecks Vorbereitung der Materialien für die Versailler Konferenz über die Frage der Netzeburgen – Zantoch und Driesen. Alfons Parczewski, Mitglied des Ausschusses, veröffentlichte seine Referate 1919 im Verlag des Außenministeriums; abgedruckt als Santok i Drzeń. Memoriał Alfonsa Parczewskiego dla Komisji Demarkacyjnej [Zantoch und Driesen. Denkschrift von Alfons Parczewski für die Demarkationskommission], in: Z dziejów Santoka i Kasztelanii Santockiej [Aus der Geschichte Zantochs und der Zantocher Kastellanei], hrsg. v. Urszula Dymaczewska u. Zofia Hołowińska. Poznań 1961.

⁵⁴ Vgl. Feliks Łojko, Wywód pretensyi do Nowej Marchii [Begründung der Ansprüche gegenüber Neumark]. Berlin 1772; Starożytna Polska pod względem historycznym, jeograficznym i statystycznym opisana [Das alte Polen unter historischen, geografischen und statistischen Gesichtspunkten beschrieben]. Bd. 1, hrsg. v. Michał Baliński u. Tymoteusz Lipiński. Warszawa 1843.

⁵⁵ Zdzisław Kaczmarczyk, Kolonizacja niemiecka na wschód od Odry [Deutsche Kolonisation östlich der Oder]. Poznań 1949, S. 88; Marian Mroczo, Polska Myśl Zachodnia [Der Polnische Westgedanke]. Poznań 1986, S. 117.

⁵⁶ Ziemia Lubuska [Lebuser Land], hrsg. v. Michał Szczaniecki u. Stanisława Zajchowska.

reihe wurde versucht, der breiten Öffentlichkeit eine ideologische und pädagogische Grundausrüstung zu geben. Drei Jahre später erschien in einer für die Nachkriegsverhältnisse gewaltigen Auflage von über 3 000 Exemplaren ein populärer Stadtführer,⁵⁷ in dem erstmalig als „Ureinwohner“ Gorzów wie selbstverständlich die der Lausitzer Kultur angehörigen Urslaven auftraten. Damit und mit weiteren geschichtspolitischen Maßnahmen wurden die Grundrisse des kollektiven „neu-lebusischen“ Gedächtnisses geprägt. Sie reichten vom Pflichtelement wie der slavische Vorläufer des deutschen Landsbergs – die fiktive Burg „Kobyla Góra“ – über die Umkodierung der „fremden Stadt“ mit Hilfe von slavischen Namen („ulica Lutycka“, „ulica Hawelańska“ usw.) sowie das Verschweigen des Bevölkerungsaustausches bis hin zur Erklärung der deutschrechtlichen Lokation der Stadt zum Akt der Besetzung altpolnischen Gebiets und der Unterdrückung der „einheimischen Einwohner“. Karol Rzemieniecki schrieb als erster in seiner Broschüre über die 700 polnischen Namen im Landsberger Adressbuch (1937/38), die als „polnische Bevölkerung, die den Landkreis und insbesondere die Stadt Gorzów bewohnte, einem unheimlichen Druck seitens der Behörden und nationalistischen Organisationen der deutschen Provinz Brandenburg [ausgesetzt war; R. P.]“.⁵⁸ Die Rede von „antipolnischer Arbeit“ wurde wahrscheinlich direkt der Publizistik zu Reichsgebieten mit höherem Anteil polnischer Bevölkerung wie „Grenzmark“ oder „Wartheland“ entnommen und unvermittelt auch in Landsberg dem „Alldeutschen Verband“ und dem „Grenzmarkenverein“ zu Lasten gelegt. Der national-politische Druck wurde darüber hinaus im Sinne des Klassenkampfes durch die Erwähnung einer antipolnischen Lohn-, Grundstücks- und Mietpolitik ergänzt. In der „Encyklopedia Powszechna PWN“ (S. 338) von 1969 gilt Gorzów „in der frühpiastischen Zeit [als, R. P.] befestigte Burg; Stadtrechte seit 1257; Entwicklung des Handels; trotz der deutschen Kolonisation und Germanisierung im 19. Jahrhundert Aufschwung der nationalen Aufklärung der polnischen Bevölkerung. Im Jahr 1945 Rückkehr zu Polen“. In der Tat aber war Landsberg bis

Poznań 1950 (Ziemia Staropolski. 3); Ziemia Lubuska. Opis geograficzny i gospodarczy [Lebuser Land. Eine geografische und wirtschaftliche Beschreibung], hrsg. v. Bogumił Krygowski u. Stanisława Zajchowska. Poznań 1946.

⁵⁷ Karol Rzemieniecki, *Gorzów i okolice* [Gorzów und Umgebung]. Warszawa 1953.

⁵⁸ Bei der Überprüfung ließe sich feststellen, dass es sich oft um Optanten handelte, oder um Landsberger, deren polnische Namen bzw. Abstammung keinen Einfluss auf die Assimilation in Deutschland hatte. National vereinnahmende Interpretationen wie bei Rzemieniecki führen ad absurdum.

1945 niemals ein Objekt polnischen Interesses oder gar politisches Handlungsmotiv gewesen.⁵⁹ Als Adam Kłodzinski⁶⁰ im Jahr 1904 die brandenburgisch-großpolnischen Grenzverträge des 14. Jahrhunderts analysierte, schrieb er von „Landsberg nad Wartą“ als einer zweifellos märkischen Stadt.⁶¹

10.

Den politisierten Ton der ersten Nachkriegsjahre beschrieb trefflich der polnische Kenner der Geschichte Brandenburgs Jerzy Strzelczyk: „In den als Folge des Zweiten Weltkrieges veränderten politischen Bedingungen bekam die polnische Wissenschaft die Aufgabe, die Geschichte der ‚Wiedergewonnenen Gebiete‘ in das polnische historische Bewusstsein einzugliedern.“⁶² Vor Ort begnügte man sich mit der „Umfärbung“ des bisherigen Stadtwappens – des brandenburgischen Rotadlers, der in Landsberg zusätzlich zwei grüne Kleeblätter in den Krallen hält – zu einem weißen „piastischen“ Adler mit derselben Pflanze.⁶³ Umfangreiche Umbauarbeiten fanden auch in der Marienkirche statt, die zur katholischen Kathedrale erhoben wurde. Die gänzlich neue Innenausstattung unter Entfernung beinahe aller Gegenstände von vor 1945 entsprach dem bekannten Duktus der Rekatholisierung durch Regotisierung.⁶⁴ Gleichzeitig aber wurde die Erhaltung des vorgefundenen Kulturgutes erfolgreich betrieben.⁶⁵ Ge-

⁵⁹ Jerzy Topolski, Zygmunt Boras, Andrzej Wędzki, Wstęp [Vorwort], in: *Dzieje Gorzowa* [Geschichte Gorzów]. Bd. 1, hrsg. v. Joachim Benyskiewicz, Zygmunt Boras u. Andrzej Wędzki. Gorzów 1990, S. 9.

⁶⁰ Adam Kłodzinski, *Rokowania polsko-brandenburskie w roku 1329* [Polnisch-brandenburgische Verhandlungen im Jahre 1329]. Kraków 1904.

⁶¹ Kłodzinski stützt sich in seinen Überlegungen auf deutschsprachige Stadtmonografien und Schriften des „Vereins für die Geschichte der Neumark“; ebenda, S. 56 f.

⁶² Jerzy Strzelczyk, Probleme der Geschichte der Neumark im Mittelalter aus polnischer Sicht, in: *Brandenburgische Landesgeschichte heute!*, hrsg. v. Liselott Enders u. Klaus Neitmann. Berlin 1999 (Brandenburgische historische Studien. 4), S. 107.

⁶³ Als einzige „traditionsbewusste“ offizielle Stelle, die den „roten Adler“ unverändert führen sollte, wird in den Berichten der Straßenbahnbetrieb genannt.

⁶⁴ Der „Volkstumskampf“ der Nachkriegsjahre mobilisierte auch kirchliche Kreise; vgl. *Rozwój życia religijnego na Ziemi Lubuskiej i Pomorzu Zachodnim* [Die Entwicklung des religiösen Lebens im Lebusener Land und in Hinterpommern], in: *Kalendarz dla Ziemi Odzyskanych na Rok Pański 1947* [Kalender für die Wiedergewonnenen Gebiete im Jahr des Herren 1947]. Gorzów 1946, S. 35.

⁶⁵ Vgl. *Świat Goethego i Schillera w zbiorach Wilhelma Ogoleita 1869–1953* [Die Welt Goethes und Schillers in den Sammlungen von Wilhelm Ogoleit]. Gorzów 2000.

rettet wurde u.a. der Bestand des Landsberger Magistratsarchivs mit der wertvollen Urkundensammlung.⁶⁶

Die Beschäftigung mit der Stadtgeschichte brachte erst 1964 die bis heute maßgebliche Publikation „Gorzów Wielkopolski. Przeszłość i teraźniejszość“ auf den Büchermarkt.⁶⁷ Die Veröffentlichung geschah in Verbindung mit Grabungen der Posener Archäologen in Santok und dem bevorstehenden Millennium der Taufe Polens. Drei Jahre später folgte die Synthese „Studia nad początkami i rozplanowaniem miast nad Środkową Odrą i Dolną Wartą“, die von einem selbstständigen Studium des Quellenmaterials zeugt.⁶⁸ Aber ähnlich wie in Landsbergs Gründerzeit wurden weiterhin von den ansässigen Lehrern und Kulturbeamten stadthistorische Publikationen und Stadtführer für die breite Masse vorbereitet.⁶⁹ Ein Grund für das Engagement der Laien war die Zurückhaltung der Posener Wissenschaftler bei der Behandlung der Geschichte Gorzów seit der Arbeit von Andrzej Wędzki. Zwar erschien 1990 der verspätete erste Teil von „Dzieje Gorzowa“ unter der Schriftführung des Posener Mediävisten Zygmunt Boras.⁷⁰ Doch erhielt der Sammelband sehr schlechte Kritiken, und er verstaubt trotz des Bedarfs nach Veröffentlichungen zur Geschichte Gorzów bis heute in den Regalen der örtlichen Buchläden.⁷¹ In der Reihe „Biblioteka Lubuska“ des Verlags Wydawnictwo Poznańskie fanden lediglich drei Hefte mit „ostbrandenburgischer“ Thematik Anerkennung, davon kein einziges zum Thema Gorzów.⁷²

⁶⁶ Vgl. Dariusz Rymar, 50 lat Archiwum Państwowego w Szczecinie Oddział w Gorzowie [50 Jahre des Staatsarchivs in Stettin Abteilung Landsberg]. Szczecin/Gorzów 2000.

⁶⁷ Gorzów Wielkopolski. Przeszłość i teraźniejszość [Landsberg. Vergangenheit und Gegenwart], hrsg. v. Teresa Frąckowiak-Skrobała (u.a.). Poznań 1964.

⁶⁸ Studia nad początkami i rozplanowaniem miast nad Środkową Odrą i Dolną Wartą [Studien über die Anfänge und die Planung der Städte an der mittleren Oder und der unteren Warthe]. Bd. 1, hrsg. v. Andrzej Wędzki u. Zdzisław Kaczmarczyk. Zielona Góra 1967.

⁶⁹ Korcz, Kraszewski, Gorzów Wielkopolski, przewodnik, informator, plan miasta [Landsberg. Stadtführer und Stadtplan]. Gorzów 1960; Albert Bubiń, Ludwik Ziołek, Gorzów Wlkp. Powiat i miasto. Przewodnik krajoznawczo-turystyczny [Landsberg: Kreis und Stadt. Landeskundlich-touristischer Führer]. Gorzów 1967; Janusz Popławski, Gorzów Wielkopolski i okolice [Landsberg und Umgebung]. Gorzów 1973.

⁷⁰ Dzieje Gorzowa (wie Anm. 59).

⁷¹ Selbst 15 Jahre nach dem Druck ist das Buch z.B. im Infopoint des Museums noch zu erwerben.

⁷² 10 Hefte der Biblioteka Lubuska wurden in den Jahren 1958–1968 von dem „Polnischen Historischen Verein, Abteilung Zielona Góra“ und „Lubuskie Towarzystwo Kultury“ herausgegeben, die Hefte mit einem Gorzower Bezug betrafen Międzyrzecz (Meseritz), Santok (vgl. Anm. 18) und die mittelalterliche Neumark; der Städtekonflikt Gorzów – Zielona Góra innerhalb der Wojewodschaft Zielonogórskie, auch die „Konfiszierung“ der Institutionen „Teatr“ und „Muzeum Ziemi Lubuskiej“ zu Gunsten der früheren niederschlesischen Stadt sind ein Aspekt der geschichtspolitischen Aneignung.

Ist das etwa ein Beweis dafür, wie schwer es war, Landsberg in die damals geläufige Propagandasprache zu integrieren?

Die Flüchtigkeit des Geschichtsbildes der „ungewollten Städte“ ließ sich nur im begrenzten Maße von der *imagined community* übertünchen. Der Mangel an institutionalisierten Strukturen, das Fehlen von Fachhistorikern und die anhaltende politische Instrumentalisierung waren auch für Gorzów kennzeichnend. Sie behinderten eine freie Beschäftigung mit der lokalen Geschichte. Einer der letzten Akte der Überblendung Landsbergs war die Anfang der 70er Jahre erfolgte Liquidation des evangelischen St. Marienfriedhofs, die als Ordnungsmaßnahme verschleiert, angeblich von der Arbeiterschaft „gewollt“ und durchgeführt wurde.⁷³

11.

Das Kreismuseum, das frühere „Lebuser Museum“, wurde in den 1980er Jahren zum Sitz vom „Klub Pionierów“ (Klub der Pioniere) – der Organisation der ersten polnischen Ansiedler von Gorzów. Im Jahr 1987 wurden gemeinsam vom Klub und vom Museum die Erinnerungen einiger Ansiedler veröffentlicht.⁷⁴ Neben der politisch „korrekten“ Haltung setzten sich in den Erzählungen allerdings auch relativierende Darstellungen der Ereignisse des Jahres 1945 durch.⁷⁵ Auch die Wochenzeitschrift „Ziemia Gorzowska“ versuchte gelegentlich Fotos oder Auskünfte aus der Stadtgeschichte vor 1945 „durchzuschuggeln“. Mit ihrem 1980 auf Polnisch erschienenen Roman „Kindheitsmuster“ (Wzorce dzieciństwa) weckte die 1929 in Landsberg geborene Schriftstellerin Christa Wolf ungewollt eine große Debatte zu der Frage, wie der Code „ehemals L., heute G.“ zu verstehen sei.⁷⁶ Äußerst schwer zu rekonstruieren ist das Verhältnis zwischen dem vorherrschenden und dem autonom entwickelten Wissensstand

⁷³ Die Eröffnung eines neuen Erholungsobjektes wurde als Fest bezeichnet; vgl. Erinnerungstafel vom Juni 1972 im heutigen Park Kopernika, die den Arbeitseinsatz der Mitarbeiter des Stilon-Werkes ehrt; vgl. Helena Tobiasz, Był sobie niemiecki cmentarz [Es war einmal ein deutscher Friedhof], in: Gazeta Wyborcza (Gazeta Zachodnia) vom 31.10.–1.11.2001, S. 5.

⁷⁴ Wiosna na rumowisku i inne wspomnienia [Frühling auf dem Schuttplatz und andere Erinnerungen], hrsg. v. Zdzisław Linkowski. Gorzów 1987.

⁷⁵ Etwa Aussagen zur Schönheit der Stadt trotz ihrer Zerstörungen oder Hinweise auf sowjetische Lager u.ä.

⁷⁶ Christa Wolf, Kindheitsmuster. Berlin/Weimar 1976. Wolf hat die Interpretation ihres Romans als Heimatbuch immer abgelehnt; vgl. weiterführende Hinweise im Text.

über Landsberg. Das Gleiche gilt für das Verhältnis zum „fremden aber nahen“ Landsberg im Gorzów der 70er und 80er Jahre, insbesondere vor dem Hintergrund der damaligen deutsch-polnischen Beziehungen und der politischen Züge der Zeit. Bereits in den 70er Jahren kam es zu den Treffen zwischen Vertretern der katholischen Kirche aus Gorzów mit ehemaligen Landsbergern.⁷⁷ Man fürchtete jedoch noch lange, mit den „revisionistischen“ Kreisen assoziiert zu werden. Noch im Januar 1989 eröffnete das Gorzower Museum zum „Befreiungstag“ eine neue, jedoch größtenteils im Stil der dialektischen „Vorzeit“ gehaltene Ausstellung „Warthe – ein Zeuge der Geschichte“. Zum ersten Mal tauchten dort Namen und Gesichter berühmter Deutscher mit einem Landsberger Bezug auf, etwa des Theologen Friedrich Daniel Schleiermacher, des Geheimrats Balthasar von Brenkenhof usw. Die Ausstellung wurde im frisch sanierten Fachwerkspeicher bis 1999 präsentiert. Die Rettungsaktion dieses „preußischen“ Baus in den Jahren 1980/82–1988 ist eines der Zeichen der sich damals deutlich wandelnden Einstellung gegenüber dem deutschen Anteil an der Stadtgeschichte. Das unterdrückte, aber wachsende und ungesättigte Interesse an der Frage „Was war denn hier vor 1945?“ lenkte den Blick westwärts und führte nach der politischen Wende 1989/90 umgehend zu einer Explosion regionalgeschichtlicher Aktivitäten und einer Auseinandersetzung mit dem deutschen Landsberg und den Landsbergern.

12.

In der Stadt Landsberg, der 1945 ein sinnloser Verteidigungskampf erspart blieb, verblieben etwa zwei Drittel der deutschen Einwohner. Die deutsche Bevölkerung verließ die Stadt infolge der Vertreibung bis Juni 1945 sowie im Rahmen der Aussiedlungsaktion, die bis etwa 1947/50 andauerte.⁷⁸ Ein interessantes Bild der damaligen Lage liefert die deutschsprachige sowjetische „Front-Zeitung“ vom April 1945, in

⁷⁷ Der Vorsitzende der BAG, Hans Beske, und Bischof Kurt Scharf wurden vom Gorzower Bischof Wilhelm Pluta in seiner Residenz empfangen; vgl. Ostbrandenburg – Województwo Lubuskie. Wege zueinander – Rückblick und Ausblick. Gorzów 2004. Der Gorzower Kirchenvater lud im Juni 1973 den in Friedeberg/Neumark (Strzelce Krajeńskie) geborenen Superintendenten E. Schendel zur Einweihung der wieder aufgebauten Stadtkirche in seine Heimatstadt ein; vgl. Erinnerungen an Stadt und Land Friedeberg, N[eu]m[ark], hrsg. v. Wilhelm Brix, Erhard Schendel u. Hans Schauer. Berlin 1974.

⁷⁸ Dietrich Handt, Die Deutschen in Landsberg (Warthe). Herford 2001 (Quellen und Darstellungen zur Geschichte des Landsberger Landes. 2).

der Landsberg als eine in Ordnung gehaltene deutsche Stadt unter russischer Verwaltung dargestellt wird. Krankenhaus und Kraftwerk, die dort als sowjetisch-deutsche Unternehmen abgebildet sind, befanden sich in Wirklichkeit bereits in polnischer Hand.⁷⁹ Die wachsende polnische Präsenz in Landsberg bleibt in der Zeitung gänzlich unerwähnt. Bis 1949 befanden sich in den abgesperrten Stadtbezirken sowjetische Internierungs- und Sonderlager, die einige tausend Opfer zu verzeichnen hatten.⁸⁰ In Gorzów blieben im Unterschied zu anderen Orten der polnischen Nord- und Westgebiete so gut wie keine Bürger, deren Wurzeln zu der Stadt von vor 1945 reichen würden.⁸¹

Die vertriebenen Landsberger organisierten sich im besetzten Deutschland sehr schnell. Bereits in November 1946 brachten sie die „Monatsberichte“ heraus, die seit 1949 als „Heimatblatt der ehemaligen Kirchengemeinden Landsberg (Warthe) Stadt und Land“ die in der ganzen Welt verstreuten ehemaligen Einwohner zweimal im Jahr erreichen.⁸² Im Jahr 1957 fanden sich einige tausend Landsberger im westfälischen Herford, dem Paten des Heimatkreises, zum ersten „Bundesheimattreffen“ zusammen. Anlass dazu gab das 700. Stadtjubiläum. Der Ehrenvorsitzende der ein Jahr zuvor gegründeten „Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg/Warthe Stadt und Land e.V.“ (BAG), Otto Kaplick, erklärte die „grenzenlose Heimattreue“ zum Ziel der neuen Körperschaft.⁸³ Sein Nachfolger fragte drei Jahre später, ob Treue nicht Wissen über die Vorgänge in der Heimat voraussetze. Diese Überlegung führte ihn zu schmerzlichen Fragen: Sind die Landsberger für die alte Heimat überflüssig und soll eine Annäherung an die neuen „Landsberger“ in Gorzów gesucht werden?⁸⁴

⁷⁹ Trudne Gorzowskie początki. Z dziejów gorzowskich instytucji (Teksty źródłowe z lat 1945–1948) [Schwierige Anfänge Gorzóws. Zur Geschichte der Institutionen von Gorzów (Quellentexte aus den Jahren 1945–1948)], hrsg. v. Dariusz Rymar. Gorzów 2001.

⁸⁰ Holm, Das sowjetische Speziallager (wie Anm. 45).

⁸¹ Zwar hatten nach 1945 mehrere Dutzend einen Antrag auf die polnische Staatsbürgerschaft gestellt, es handelte sich aber um „ortsfremde“ Ansiedler deutscher Herkunft; ca. 20 „Landsberger in Gorzów“ verließen die Stadt infolge der Spätaussiedlung oder verloren ihre Position im öffentlichen Stadtleben. Eine Ausnahme bildet der Kaufmann Johann Mattis – Jan Matysiewicz, der, in der Provinz Posen geboren, 1919 für Deutschland optierte und in Landsberg einen Kolonialwarenladen führte. Er starb als stadtbekanntes Person im Jahr 1968, vgl. Robert Piotrowski, Człowiek kilku epok [Ein Mensch mehrerer Epochen], in: Głos Gorzowa vom 29.–30.10.2005, S. 6.

⁸² Monatsberichte der ehemaligen Kirchengemeinden von Landsberg (Warthe) Stadt und Land 1946 bis 1948. Herford 2000 (Quellen und Darstellungen zur Geschichte des Landsberger Landes. 1).

⁸³ Meine lieben Landsberger!, in: Heimatblatt Landsberg/Warthe 8 (1957), S. 3.

⁸⁴ Beske, Bürger auf Zeit (wie Anm. 23), S. 9.

Im Jahr 1965 erschien die evangelische „Ostdenkschrift“ („Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn“).⁸⁵ Vordenker und Herausgeber der Schrift war der 1902 in Landsberg als Sohn eines Buchhändlers geborene Präses der Evangelischen Kirche Deutschland Bischof Kurt Scharf, der kein seltener Gast in Herford, Gorzów und in Auschwitz war.⁸⁶ Dem Einfluss von Persönlichkeiten diesen Rangs ist es zu verdanken, dass der avantgardistische Spruch „Verlorene Heimat – Gewonnene Nachbarn“ langsam zum Schwurwort der Landsberger wurde, nachdem es 1972 zum Motto des „Heimattreffens“ avancierte. Diese Linie wurde auch von den Vorsitzenden der BAG – von Hans Beske und bis heute von Ursula Hasse-Dresing – vertreten. Die Schwierigkeit einer solchen Wende wird deutlich, wenn man bedenkt, dass Kaplick noch in den 1960er Jahren ein aktives Mitglied des konservativen „Göttinger Arbeitskreises“ war. Die Geschichte Ostbrandenburgs nahm sich dort jedoch im Vergleich zu den zahlreichen Forschungen über die großen Provinzen Schlesien, Pommern oder Ostpreußen recht unbedeutend aus. In den Göttinger Reihen sind lediglich vier Werke mit einem Landsberger Bezug erschienen.⁸⁷

Ähnlich wie die damaligen Gorzówer waren auch die Landsberger in Herford auf sich selbst gestellt: In den Jahren 1976/80 entstand die Trilogie mit der Darstellung des deutschen Geschichtserbes der Stadt und des Kreises.⁸⁸ In diesen Bänden, vor allem aber im „Heimatblatt“ wurde nicht nur über Landsberg, sondern reichlich auch über den Alltag im heutigen Gorzów berichtet. Auf diesem Fundament kam es im Jahr 1982 zur Veröffentlichung des Bildbandes „Wege zueinander. Landsberg (Warthe) – Gorzów Wlkp. – Herford“ unter

⁸⁵ Robert Żurek, Avantgarde der Versöhnung: Über den Briefwechsel der Bischöfe und die Ostdenkschrift des EKD von 1965, in: *Dialog* (2006), Nr. 72/73, S. 65.

⁸⁶ Vgl. Kurt Scharf, *Widerstehen und Versöhnen. Rückblicke und Ausblicke*. Stuttgart 1987; Wolf-Dieter Zimmermann, Kurt Scharf. *Brücken und Breschen. Biographische Skizzen*. Berlin 1977.

⁸⁷ Otto Kaplick, *Das Warthebruch. Eine deutsche Kulturlandschaft im Osten*. Würzburg 1956 (Aus dem Göttinger Arbeitskreis – Beihefte zum Jahrbuch der Albertus-Universität Königsberg/Pr. XVII); Willy Hoppe, *Die Neumark. Ein Stück ostdeutscher Geschichte*. Würzburg o.J. (Der Göttinger Arbeitskreis – Schriftenreihe. 58); Alfred Heinrich Könekamp, *Die Preußischen landwirtschaftlichen Versuchs- und Forschungsanstalten Landsberg/Warthe. Ostbrandenburgs Landbau als Partner der Wissenschaft*. Würzburg 1968 (Ostdeutsche Beiträge aus dem Göttinger Arbeitskreis. XLII); Hans Künkel, *Auf den Hügeln der Neumark. Zur Geschichte eines Schäfer- und Bauerngeschlechts im Warthebruch*. Würzburg 1962 (Ostdeutsche Beiträge aus dem Göttinger Arbeitskreis. XXI).

⁸⁸ *Landsberg an der Warthe*. 3 Bde., hrsg. v. Hans Beske u. Ernst Handke. Bielefeld 1976–1980 (Schriftenreihe der Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg, Warthe, Stadt und Land. 1-3).

Beteiligung des polnischen Soziologen Bogdan Kunicki, des Künstlers Andrzej Gordon und des Fotografen Waldemar Kućko aus Gorzów. Der Journalist Jürgen Serke reiste als Privatmann in seine Geburtsstadt. Seine Eindrücke, die von großem Dokumentationswert sind, stellte er 1979 in einem Bildband „Nach Hause. Eine Heimatkunde“ zusammen. Die heimatorientierten deutsch-polnischen Kontakte wurden aufgrund der politischen Entwicklung in Polen um das Jahr 1981 unterbrochen. Seit Mitte der 80er Jahre setzten sie sich meist auf privater Ebene fort. Von 1975 bis 1998 existierte eine eigenständige Wojewodschaft Gorzów (Województwo Gorzowskie), die aber angesichts der Krise keine Auswirkungen auf das Kulturleben, die Festigung der Institutionen und den Aufbau eines entsprechenden Fachpersonals hatte.⁸⁹

13.

Erst mit der politischen Wende konnte die Stadt, die nur etwa 50 km von der 1945 westwärts verlagerten Grenze zu Deutschland liegt, ihre Grenzen überschreiten. Auf dem Feld der regionalen Geschichtsforschung machte sich Entspannung und Wandel breit. Im Jahr 1990 entstand in Gorzów der „Verein der Freunde der Archive und Denkmäler der Vergangenheit“ (Towarzystwo Przyjaciół Archiwum i Pamiątek Przeszłości) zum Zweck der Rückführung des Staatsarchivs aus der „Verbannung“ in der dörflichen Provinz von Lubczyn nach Gorzów. Das Umzugsvorhaben wurde u.a. dank der Unterstützung privater Unternehmer bereits 1991 möglich. Seit 1993 ist der Verein der Herausgeber des Jahrbuchs „Nadwarciański Rocznik Historyczno-Archiwalny“ (Das Historisch-Archivalische Warthe-Jahrbuch) und publiziert unabhängig über das ganze Kulturerbe der Wartheregion. Darunter befinden sich auch Übersetzungen von Texten deutscher Autoren. Der Leiter des Archivs Dariusz Rymar und der emeritierte Lehrer Zbigniew Czarnuch riefen zusätzlich eine Begleitreihe „Biblioteczka“ (Kleine Bibliothek) ins Leben, deren Schriftensammlung derzeit 15 Bände zählt.⁹⁰ Der „Rocznik“ wird sehr oft mit der

⁸⁹ Vgl. Społeczna problematyka miasta średniego [Soziale Probleme einer mittelgroßen Stadt], hrsg. v. Bogdan Kunicki. Gorzów 1983.

⁹⁰ Dariusz Rymar, 50 lat Archiwum (wie Anm. 56); Bibliografia zawartości Nadwarciańskiego Rocznika Historyczno-Archiwalnego za lata 1994–2003 oraz innych wydawnictw Towarzystwa Przyjaciół Archiwum i Pamiątek Przeszłości w Gorzowie [Bibliografie des Inhalts des Historisch-Archivalischen Warthe-Jahrbuchs für die Jahre 1994–2003 so-

Verlagstradition des „Vereins für die Geschichte der Neumark“ verglichen und nicht selten lobend bewertet.⁹¹ Seit dem Umzug des Archivs in die Stadt wurden sowohl die stadtgeschichtlichen Bestände deutscher Provenienz als auch Belege des polnischen Lebens an der unteren Warthe den Forschern und Interessenten zugänglich gemacht. Besonders oft werden die baupolizeilichen und standesamtlichen Unterlagen von vor 1945 ausgewertet. Das Archiv initiierte auch institutionseigene Ausstellungen, Jubiläumsschriften usw. Eine Lawine von Pressepublikationen, Ausstellungen und persönlichen Begegnungen mit den ehemaligen Einwohnern zeugt von der Selbstverständlichkeit, mit welcher das Gorzów der 1990er Jahre auf historische Tatsachen blickte. Bereits 1993 wurde auf dem ehemaligen St. Marienfriedhof (Park Kopernika) ein Gedenkstein für die Landsberger Toten enthüllt. Parallel dazu entstand im Jahr 1996 in Herford die zweite Ausgabe von „Wege zueinander“, dieses Mal zweisprachig und mit einem breiteren Kreis polnischer Autoren.

14.

Einen Höhepunkt dieser etwas „naiv-euphorischen Phase“ der Annäherung zwischen Landsberg und Gorzów bildete das 740-jährige Stadtjubiläum mit der Einweihung des rekonstruierten Pauckschbrunnens auf dem Marktplatz. Diese, 1897 von einem Fabrikanten gestiftete Anlage war seit der Demontage der Figuren zu Kriegszwecken im Sommer 1942 bis zu dem von der Stadtverwaltung und der „Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg (Warthe)“ getragenen Wiederaufbau lediglich ein stumpfes Sediment des alten Landsbergs inmitten der modernen Bebauung des Stadtzentrums geblieben.

Zur Feier der Begegnung wurde der 2. Juli 1997 gewählt. Der Tag wurde begleitet von der Herausgabe mehrerer Publikationen und umrahmt durch einen Festakt im Stadttheater und einen feierlichen ökumenischen Gottesdienst. Zum ersten und letzten Mal begab sich Christa Wolf unter die vermischten Gorzówer und Landsberger während einer von Adam Krzemiński moderierten Literaturstunde im

wie anderer Veröffentlichungen der Gesellschaft der Freunde des Archivs und der Geschichtsdenkmäler in Gorzów], hrsg. v. Grażyna Kostkiewicz-Górska u. Danuta Zielińska. Gorzów 2003.

⁹¹ Bernard Woltmann, *Od redakcji* [Von der Redaktion], in: *Roczniki Gorzowskie* 1 (1998); Klaus Zernack, *Nowa jakość wspólnej historii* [Eine neue Qualität der gemeinsamen Geschichte], in: *Borussia* 27 (2002), S. 30.

Stadttheater.⁹² Der in Landsberg geborene Professor der Theologie Ulrich Luck predigte während des feierlichen Gottesdienstes von der seit Jahrzehnten nicht mehr genutzten Kanzel.⁹³ In Anlehnung an das Buch Jesaja 43, 18-19 „Gedenket nicht das Alte und achtet nicht auf das Vorige! Denn siehe, ich will ein Neues machen, jetzt soll es aufwachsen und ihr werdet es erfahren (...)“, stärkte er die Gorzówer Gemeinde mit Gotteswort und christlicher Ermahnung wie einst die Gemeinde der Exil-Landsberger. Auch die Evangelisch-augsburgische Gemeinde beging in einer natürlichen Fortsetzung des Stadtjubiläums am 25. Oktober 1997 das 460. Jubiläum des ersten lutherischen Gottesdienstes in Landsberg.⁹⁴

Die Anerkennung, mit der diese Veranstaltungen bedacht wurde, strahlte auf weitere Aktivitäten der folgenden Jahre aus. Im Juni 1999 gedachte der Stadtverkehrsbetrieb an den 100. Jahrestag der elektrischen Straßenbahn unter dem Motto „100 lat komunikacji Miejskiej Landsberg a.W. 1899 – Gorzów 1999“ (100 Jahre Stadtverkehr Landsberg a.W. 1899 – Gorzów 1999).⁹⁵ Zur Jahrhundertwende brachte die lokale Redaktion der *Gazeta Wyborcza* eine reich illustrierte „Kronika Wieku 1900–2000“ (Chronik des Jahrhunderts 1900–2000) heraus, in der Landsberg und Gorzów miteinander verschmelzen. Die Anwesenheit des alten Landsbergs und der Landsberger normalisierte sich zunehmend und führte bereits 1998 zu einem Partnerschaftsvertrag zwischen der BAG Landsberg/Warthe und dem Gorzówer Magistrat. Viele der Aktivitäten auf diesem Feld sind von dem EU-Fond „Phare-CrossBorderCooperation“ im Rahmen der Euroregion Pro Europa Viadrina mit finanziert worden. In den Jahren 2000 und 2004 kamen die Landsberger auf Einladung des Stadtpräsidenten zum „Bundesheimattreffen“ in ihre Heimatstadt. Bei der Letzteren fand die Uraufführung eines Films mit dem Titel „Erinnerungen aus der Stadt L.“ statt, in dem sechs Landsberger von ihrer Kindheit im Krieg

⁹² Bożena Lipiec, Begegnung nach Jahren, in: *Dialog* (1997), Nr. 3/4, S. 33.

⁹³ Pastor Ulrich Luck, Kazanie wygłoszone w gorzowskiej katedrze w dniu 2 VII 1997 [Predigt gehalten im Dom von Gorzów am 2.7.1997], in: *Nadwarciański Rocznik* 5 (1998), S. 382.

⁹⁴ *Przewodnik po gorzowskiej Reformacji (1537–1997)*. Wydanie pamiątkowe z okazji luteranickich nabożeństw w Gorzowie w 740 urodziny miasta [Wegbegleiter durch die Landsberger Reformation (1537–1997). Jubiläumsschrift aus Anlass lutherischer Gottesdienste in Gorzów zum 740. Geburtstag der Stadt], hrsg. v. Robert Piotrowski; vgl. Przemysław Błachut, Paweł Leszczyński, 460 lat reformacji w Gorzowie (1537–1997) [460 Jahre Reformation in Landsberg (1537–1997)], in: *Nadwarciański Rocznik* 5 (1998), S. 389.

⁹⁵ Robert Piotrowski, Józef T. Finster, 100 lat na szynach: Landsberg 1899 – Gorzów 1999 = 100 Jahre auf den Schienen. Gorzów 1999.

und ihrer Flucht bzw. Vertreibung erzählen.⁹⁶ Auch das Wojewodschaftsamt beteiligte sich mit einer Konferenz „Ostbrandenburg – Województwo Lubuskie. Wege zueinander – Rückblick und Ausblick“ am 23. März 2003.⁹⁷ Als ein neuer Akteur trat in den Jahren 2003/04 die Stadt- und Wojewodschaftsbibliothek auf, die ein groß angelegtes deutsch-polnisches Vortrags- und Publikationsprojekt realisiert: „Neumark – eine vergessene Provinz, gemeinsame Wurzeln“.⁹⁸

15.

Die im vorigen Abschnitt beschriebenen „Wege zueinander“ waren aber auch von anderen Erscheinungen begleitet. Im Januar 1995 publizierte zur 50. Jahresfeier der Besetzung Landsbergs die *Gazeta Wyborcza* in einer Sonderbeilage ein Interview mit der Vorsitzenden der BAG, Ursula Hasse-Dresing. Landsberg wird dort von der Redaktion als „verlorenes Atlantis“ proklamiert. Doch liegt das legendäre Atlantis nicht mehrere 100 Meter unter dem Ozean? Wird hier nicht eine Mythologisierung in Gang gesetzt, um den Riss in der Vergangenheit zu umgehen? Eine andere Auslegung prägte die 90er Jahre. „Auf der Suche nach dem Gestern und Heute“ fragte der Redakteur Jerzy Wójcik: „Was haben wir mit der Tradition des alten Landsbergs gemein?“⁹⁹ Ein Bildband, in dem Wójciks Worte als Vorspann zu dem Bildteil eingeblendet sind, wurde von Zbigniew Czarnuch rezensiert.¹⁰⁰ Er geht auf die Frage des Vorworts „Welches Recht hat ein Gorzów'er auf die Geschichte Landsbergs?“ ein und hält die Hinterfragung der „amtlichen Bestätigung der historischen Kontinuität“ für unbegründet. Viele proklamierten wie Czarnuch eine gewohnheitsrechtliche Erbschaftslinie der städtischen Traditionen und Institutionen.

⁹⁶ Film „Erinnerungen an die Stadt L.“ (wie Anm. 44); vgl. Wite, Ein außergewöhnlicher Film (wie Anm. 44), S. 13.

⁹⁷ Vgl. die Dokumentation Ostbrandenburg – Województwo Lubuskie (wie Anm. 77).

⁹⁸ Bereits 3 Hefte: *Nowa Marchia – prowincja zapomniana – wspólne korzenie* [Neumark – eine vergessene Provinz – gemeinsame Wurzeln], hrsg. v. Wojewódzka i Miejska Biblioteka Publiczna. Gorzów 2004 (Zeszyty Naukowe). Das Projekt wird von der „Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit“ und der Euroregion Viadrina mitfinanziert, als Partner kooperiert hier die „Stiftung Brandenburg im Haus Brandenburg e.V.“ in Fürstenwalde a.d. Spree.

⁹⁹ *Gorzów wczoraj i dziś. Landsberg gestern und heute*, hrsg. v. Robert Piotrowski u. Józef T. Finster. Gorzów 1998, S. 15.

¹⁰⁰ Felieton [Feuilleton], in: *Arsenał Gorzowski* 9 (1998), S. 14.

Eine weitere Strategie, die tief in den Geschichtsschulen der Vorzeit fundiert ist, offenbarte sich bereits lange vor den Reibungen um das vom „Bund der Vertriebenen“ geplante „Zentrum gegen Vertreibungen“. In einem Interview für die Lokalausgabe der *Gazeta Wyborcza* plädierte der damalige Gorzówer Sejm-Abgeordnete Kazimierz Marcinkiewicz für die nationale Trennung der Stadtchroniken. „In den letzten vier Jahren legte die Stadtverwaltung Akzente auf das Deutschtum Gorzóws. Meiner Meinung nach ist die Zeit dazu noch nicht gekommen. (...) Wir sollen vielmehr über die Zukunft Gorzóws nachdenken. Dazu brauchen wir gar nicht zu den Traditionen Landsbergs zu greifen. Der Umbau der Stadt in den 50er Jahren war in eine andere Richtung orientiert als die von den Deutschen festgelegte, so dass wir hierhin nicht zurückkehren können.“¹⁰¹

Diese Haltung trug Früchte. Der erwähnte Film mit den Landsbergern in den Hauptrollen sorgte im Januar 2005 für Aufregung in der Stadtabgeordnetensitzung, als über die Finanzierung einer zweiten Folge diskutiert wurde, in der die Aussagen der polnischen Zeitzeugen der „Repatriation“ im Mittelpunkt stehen sollten. Ein Fraktionskollege von Marcinkiewicz äußerte seine Meinung zum ersten Teil des Films: „Es war eine tendenziöse und verlogene Darstellung. (...) Im Kriege waren sie Kinder, also leicht als Kriegsoffer darzustellen. Was haben aber ihre Eltern gemacht? (...) Solch einen Film kann man nur im Auftrag Erika Steinbachs realisieren.“

Die Frage, welche Ziele in der Erforschung der Lokalgeschichte bei dieser Art politischer Grundhaltung verfolgt werden könnten, bleibt zunächst offen. Unerforscht bleibt auch die volle Spannweite der Einstellungen der Landsberger zur neueren Entwicklung. Über Christa Wolfs Besuch 1997 in Gorzów, einer Autorin, die jeden Bezug zur Landmannschaft stets ablehnte, befindet sich in der Biografie von Jörg Magenau folgender Satz: „Die achtundsechzigjährige Schriftstellerin kehrte in eine Stadt zurück, die ihr fremd und seltsam vertraut erschien.“¹⁰² Die von Christa Wolf in ihrem Werk thematisierte NS-Periode, aber auch das sowjetische Intermezzo im Jahr 1945 mit Okkupation, Demontagen usw. bleibt nach wie vor Niemandsland.¹⁰³

¹⁰¹ I tę ziemię przeorzemy [Auch dieses Stück Land pflügen wir um], in: *Gazeta Wyborcza* (*Gazeta Zachodnia*) vom 28.11.1998, S. 4.

¹⁰² Jörg Magenau, Christa Wolf. Eine Biographie. Berlin 2002, S. 18.

¹⁰³ Gemeint ist z.B. die erwähnte Ehrenbürgerschaftsfrage, aber auch andere „Traditionen“, die ausgeblendet werden; sehr trefflich ist auch Holms Feststellung: „Im Gegensatz zu den auf dem ehemaligen DDR-Territorium liegenden Speziallagern, wo nach 1990 Gedenkstätten

Die hier gezeigten Stichproben von Aneignungs- und Ablehnungstaktiken zeichnen sich durch ihre große Dynamik aus. Sie bereiten aber beträchtliche Probleme, da in Gorzów diesbezüglich noch kein wirklicher Meinungs Austausch stattfand. Die bescheidenen Ansätze, die man nur lose aneinanderreihen kann, sind längst noch keine Debatte.¹⁰⁴

16.

Die Jahreswende 2005/06 rief bei den Landsbergern gleichsam alttestamentarische Überlegungen hervor. Im Heimatblatt vom Dezember 2005 stellt der Vorstand der BAG die bevorstehende altersbedingte Einstellung der Arbeit der Körperschaft zur öffentlichen Debatte. Es wurden Orte genannt, die als Aufbewahrungsstellen des Nachlasses samt Geldvermögen infrage kämen: die Patenstadt Herford, das Haus Brandenburg in Fürstenwalde/Spree, das Bundesarchiv oder andere staatliche Sammlungen sowie eine Hochschule wie z.B. die Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder. „Zuletzt bleibt Gorzów. Dies ist für viele ein revolutionärer Gedanke, und manch einen wird der Gedanke schmerzen, unsere Sammlung nach Polen zu geben. Andererseits, die Dinge kämen wieder an den Ort zurück, an dem sie entstanden sind. (...) In Gorzów beschäftigt man sich seit einigen Jahren (...) mit der Geschichte der Stadt und des Kreises“, schreiben die Vorstandsmitglieder.¹⁰⁵ Man muss sich an der Stelle fragen, welche Etappen der ethnologischen „Einsegnung“ die Gorzówer und Landsberger haben durchlaufen müssen, bis die Gorzówer das

entstanden, ehemalige Häftlinge Interessenverbände gründeten und sich der Forschung des Themas annahmen, blieben die auf dem heutigen polnischen Territorium liegenden Lager weitgehend unbeachtet. Eines der Lager befand sich in Landsberg an der Warthe (heute: Gorzów Wielkopolski)“, zit. nach: Umschlagtext Holm, Das sowjetische Speziallager (wie Anm. 45); vgl. Robert Piotrowski, Radzieckie obozy w Gorzowie 1945–1946, w szczególności Obóz Specjalny nr 4. w ramach administracji okupacyjnej Landsberga-Gorzowa [Sowjetische Lager in Landsberg 1945–1946, insbesondere das Sonderlager Nr. 4 im Rahmen der Besatzungsverwaltung von Landsberg-Gorzów], in: Nadwarciański Rocznik 12 (2004), S. 301.

¹⁰⁴ Robert Piotrowski, To wspólne dobro [Das ist ein gemeinsames Gut], in: Głos Gorzowa 112 (2005), S. 7; Zbigniew Czarnuch, Proces przewartościowań stosunku gorzowian do landsberczyków i ich spuścizny w latach 1945–2005 [Prozess des Wertewandels im Verhältnis zu den Landsbergern und ihrem Erbe in den Jahren 1945–2005], in: Gorzów Wielkopolski w 60-lecie 1945–2005 [Gorzów Wielkopolski in den 60 Jahren 1945–2005], hrsg. v. Dariusz Rymar u. Juliusz Sikorski. Gorzów 2005, S. 87.

¹⁰⁵ Was wird mit der BAG? Wir bitten um Meinung!, in: Heimatblatt Landsberg/Warthe 31 (2005), S. 6 f.

deutsche Landsberg für sich zu entdecken begannen und die Landsberger zu den revolutionären Trägern von Aussöhnung geworden sind? Andererseits: Im Fazit des aktuellen Direktors des Brandenburgischen Landeshauptarchivs Klaus Neitmann heißt es: „Die generationenlang im Lande selbst blühende, von einigen herausragenden Forscherpersönlichkeiten inspirierte regionale und lokale Forschung [in der Neumark; R. P.] ist nach 1945 abgestorben, nachdem die deutsche Bevölkerung aus ihrer Heimat vertrieben worden war.“¹⁰⁶ Liegt er mit dieser Äußerung falsch?

Die Stadtverwaltung von Gorzów beruft sich auf eine „fremde“ Gründungsurkunde, deren Original in Kriegswirren verschollen ist, ohne sich um eine Anerkennung als Erbberechtigte zu bemühen. Ist das bereits eine vertiefte kulturelle Aneignung? Gewiss noch nicht: Das Angebot der Landsberger hat im Gorzówer Rathaus nichts außer einer politischen Gestik hervorgerufen. Allmählich verlangt die Situation nach einer synkretischen „neuen Qualität“ – einer Art Synthese der Identität der Gorzówer, die „ungebundener“ als zuvor aus dem Erbe des alten Landsberg schöpfen kann, ohne an der „neulebuischen Polonität“ zweifeln zu müssen. Was ist noch an der Profilierung und Professionalisierung des eventuellen Amalgams zu leisten, um nicht in eine mit Selbstzufriedenheit unterfütterte Stagnation zu geraten? Soll man die komplette Stadtgeschichte mit allen Blüten und Schatten beanspruchen und für sie eventuell die ganze Verantwortung übernehmen? Gorzów hat aber keine Hochschule mit einem Geschichtsinstitut, noch nicht einmal ein Heimatmuseum. Die weiteren Akteure wie das Staatsarchiv, die Kulturabteilung der Stadt, die Wojewodschaftsbibliothek stellen einsame Inseln, aber längst kein integrierendes Netzwerk dar. Auch das bevorstehende 750. Stadtjubiläum scheint immer noch „ohne Betreuung“ zu sein. Es bleibt eine paradoxe, auf alle Fälle wenig erbauliche Situation, dass auf der einen Seite hohe Kulturwerte durch Persönlichkeiten beider Völker vertreten werden, die auf der anderen Seite auf das Desinteresse der politisch Verantwortlichen stoßen. Dies ist um so bedauerlicher, als die Entwicklung der Landsberger-Gorzówer Beziehungen Modellcharakter haben dürfte und zu den positiven Errungenschaften der grenznahen Stadt gerechnet werden könnte.

¹⁰⁶ Klaus Neitmann, Vorwort, in: Neumärkische Stände (wie Anm. 10), S. XII.

17.

Zu Landsberg/Gorzów, dieser Provinzstadt mittlerer Größe, die sich ab 1945 im polnisch gewordenen „Ostdeutschland“ befindet, fehlt noch eine wissenschaftliche Analyse des aktuellen Zustandes. Die Tatsache, dass dieser neue Zugang zu dem eigenen und dem fremden Geschichtsgut gegenüber bisher apologetisch betriebenen Historien ein Novum ist, rekapituliert Jörg Hackmann sehr treffend: „Freilich stand die ‚historiografia regionalna‘ in Polen lange Zeit deutlich hinter der nationalen Geschichte zurück und ist in ihrer Tradition und ihrem Umfang nicht mit Landeshistorie der deutschen Landschaften zu vergleichen.“¹⁰⁷ Folgendes schreibt über den Spezialfall der brandenburgischen Neumark der Landeshistoriker Klaus Neitmann: „Die Erforschung der neumärkischen Regionalgeschichte hat in den zurückliegenden Jahren unter keinem guten Stern gestanden.“¹⁰⁸ Was bietet aber Gorzów als selbstverwaltete soziale Organisation an – Mythologisierung, Aneignung, Kooperation oder Ablehnung? „Im Theater herrschte uneingeschränkt die Lokalgeschichte“, kommentiert Bożena Lipiec die Erinnerungsstunde mit Christa Wolf von 1997.¹⁰⁹ Ist das nur eine Inszenierung dessen, was die Stadtgeschichte in den letzten Jahrhunderten erlebte? Führt die Stadtgeschichte heute wirklich bahnbrechend über alle Gräben der Vergangenheit? Oder wurde die Stadt tatsächlich zwei Mal gegründet – real und symbolisch? Der Versuch einer neuen Geburt der Stadt, entweder in der Dunkelheit der slavischen „Vorgeschichte des deutschen Landsbergs“ oder als sozialistische Arbeiterstadt nach 1945, ist eindeutig gescheitert. Ist aber die Berufung auf das Jahr 1257 nicht etwa das Erfinden einer fiktiv linearen Stadttradition vom Mittelalter bis heute? Für derartige traditionskritische Überlegungen liegt mannigfaltiges Quellen- und Faktenmaterial vor, erzeugt auf diesem regionalgeschichtlichen „Exerzierplatz“ der Clio.

Welche Erkenntnisse liefert letzten Endes die Untersuchung von Stadtgeschichten in „Deutschlands Osten – Polens Westen“?¹¹⁰ Das

¹⁰⁷ Jörg Hackmann, *Ostpreußen und Westpreußen in deutscher und polnischer Sicht. Landeshistorie als beziehungsgeschichtliches Problem*. Wiesbaden 1996, S. 12.

¹⁰⁸ Neitmann, Vorwort (wie Anm. 107), S. XII.

¹⁰⁹ Lipiec, *Begegnung nach Jahren* (wie Anm. 92), S. 33.

¹¹⁰ Vgl. *Wokół niemieckiego dziedzictwa kulturowego na Ziemiach Zachodnich i Północnych* [Im Umkreis des kulturellen Erbes in den West- und Nordgebieten], hrsg. v. Zbigniew Mazur. Poznań 1997; ders., *Wspólne dziedzictwo? Ze studiów nad stosunkiem do spuścizny kulturowej na Zemiach Zachodnich i Północnych* [Gemeinsames Erbe? Studien zur Haltung gegenüber dem kulturellen Erbe in den West- und Nordgebieten]. Poznań 2000; Pogra-

kollektive Gedächtnis ist und bleibt eine identitätsstiftende Kraft einer historischen Landschaft. Die „vergleichende landesgeschichtliche Forschung“ kann ihm Nahrung geben, wenn sie sowohl intern die „beiden Stadtchroniken“ miteinbezieht als auch extern den Vergleich mit anderen Städten nicht scheut. Der Kulturraum Landsberg/Gorzów muss das Objekt einer vielfältigen Historiografie-, Beziehungs-, Personen- und Institutionsgeschichte werden, die interdisziplinär angelegt ist und sowohl die deutschen wie die polnischen Wege der lokalen Identitätsbildung angemessen berücksichtigt. Nur so kann eine komplexe, moderne Darstellung der Kulturgeschichte einer Region entstehen, die für simplifizierende, eindimensionale Identitätsbildungen ohnehin ungeeignet ist.¹¹¹

Mit einem derartigen Forschungsvorhaben könnte ein Schritt gewagt werden, der die Anregungen der brandenburgischen Landeshistoriker mit einbezieht und eine Teilantwort auf eine Bemerkung Klaus Zernacks geben könnte, als er bereits in den frühen 70er Jahren feststellte: „Dem Anspruch der polnischen Historiker, im Fachgespräch über die Geschichte der Mark Brandenburg deutscherseits gehört zu werden, steht bislang keine Geschichte der Mark Brandenburg aus polnischer Feder zur Seite.“¹¹² Inzwischen entsteht aber die Frage, ob die von Neitmann postulierte „Wiederbelebung der neumärkischen Landesgeschichtsforschung“ überhaupt möglich sein wird? Ob nicht Desinteresse oder aber neue Konfliktfronten den erwünschten Dialog zum Scheitern bringen? In seiner grundlegenden Monografie zur Geschichte Breslaus im Jahr 1945 betont Gregor Thum, dass die Historiker nicht mehr politische Positionen bedienen müssten, ihre national determinierten Standpunkte im Verschwinden begriffen und dass gemeinsame deutsch-polnische Projekte möglich und selbstverständlich seien. Für diese Art von Kooperationen appelliert auch Neitmann bei seinem „Wiederbelebungs-Postulat“. Ein Projekt, in dem beide national fundierten Teile der Stadtgeschichte zu einem Bild zusammengefügt werden, bietet sich als ein attraktiver Beitrag zur deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte an. So Jerzy Strzelczyk: „Ich bin davon überzeugt, dass die Geschichte der

nicze polsko-niemieckie. *Przeszłość Terazniejszość Przyszłość* [Polnisch-deutsches Grenzgebiet. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft], hrsg. v. Edward Włodarczyk. Szczecin 2001.

¹¹¹ Franz Irsigler, Landesgeschichte als regional bestimmte interdisziplinäre Wissenschaft, in: Brandenburgische Landesgeschichte (wie Anm. 62), S. 9.

¹¹² Klaus Zernack, Brandenburgische Landesgeschichte in der polnischen Geschichtswissenschaft, in: Geschichte und Verfassungsgefüge. Frankfurter Festgabe für Walter Schlesinger. Wiesbaden 1973, S. 3.

Neumark ein Paradebeispiel für die deutsch-polnische wissenschaftliche Zusammenarbeit darstellen könnte, die historische Forschung beider Länder sollte wohl im gleichen Maß an einer solchen Zusammenarbeit interessiert sein.“¹¹³ Bereits 1960 schrieb Hans Beske: „Bürger auf Zeit, in Gorzów und Landsberg, jetzt sind wir gerufen, wollen wir den Aufbau unserer Stadt gemeinsam versuchen?“ Um noch einmal in die erfrischend versöhnungs-positivistische Richtung den Blick zu werfen, seien die Worte des Vorsitzenden der Stadtabgeordnetensitzung Jan Korol aus seiner Festrede zum Stadtjubiläum 1997 erinnert: „Beispiele der berühmten Metropolen, nennen wir hier nur Konstantinopel und Karthagina oder andere europäische Städte der römischen Routen, beweisen, dass es schließlich unwichtig ist, welchen Namen die Stadt in den verschiedenen Epochen ihrer Geschichte trug und welcher Sprache sich ihre ehemaligen Einwohner bedienten; was zählt, ist die Einstellung der zeitgenössischen Stadthalter zu der jahrhundertelangen Tradition und dem jahrhundertalten Erbe.“¹¹⁴

¹¹³ Strzelczyk, *Probleme der Geschichte* (wie Anm. 62), S. 107.

¹¹⁴ Jan Korol, *Posłanie z okazji 740-lecia Gorzowa* [Botschaft zum 740. Jahrestag von Landsberg], in: *Faltblatt zum Festakt* (1997).

Goroden, Gardinas, Grodno, Garten, Hrodna: Stadt an der Memel

von Felix Ackermann

In der Vielzahl der Namen Grodnos spiegelt sich auch die komplexe Vergangenheit seiner Herrscher. In den Berichten der Kundschafter des Deutschen Ordens wurde die Burg am Ufer der Memel als „Garten“ geführt. Die litauischen Großfürsten, die von Norden den Berg an der Mündung des Flüsschens Horoničanka einzunehmen suchten, vermerkten die Siedlung als „Gardinas“. In russischen Chroniken findet ein Fürstensitz zu „Goroden“ Erwähnung – ein westlicher Vorposten der Kiever Rus'. Die Magnaten der Rzeczpospolita besuchten seit 1678 jeden dritten Sejm in der Königsstadt Grodno, nachdem hier zuvor Stefan Batory seine Residenz hatte errichten lassen. August der Starke ließ als Wahlkönig der Adelsrepublik den zweiten Schlossholm bebauen. Nach der zweiten Teilung der Rzeczpospolita wurde die Stadt zum Zentrum des Gouvernements Гродно (Grodno). Nach dem Ersten Weltkrieg wurde sie Teil des polnischen Nationalstaats und damit wieder zum lateinisch geschriebenen Grodno. Nach nur 20 Jahren begann ein baldiger Wechsel zum russisch ausgesprochenen und konjugierten Гродно (Grodno). Während der deutschen Besatzung verwendeten einige deutsche Institutionen die Bezeichnung Garten, obwohl Grodno der gängige Name war, bis die Stadt erneut sowjetisch und damit Гродно wurde. Erst mit der Gründung der Republik Belarus erschien in offiziellen Schriften, auf Plakaten und Büchern eine der möglichen weißrussischen Varianten: *Гродна* (*Hrodna*). Diese Vielzahl ließe sich – wie von Norman Davies anhand von Breslau vorgeführt – auf je eine Geschichtsepoche zuspitzen und so zu einem Gesamtnarrativ zusammenfassen.¹ Da diese Konzeption aber viele Schwächen birgt, soll sie an dieser Stelle allein dazu dienen, die Vielschichtigkeit der möglichen historischen Bezüge und Konnotationen geschichtspolitischer Konzepte im 20. Jahrhundert aufzuzeigen.² So steht fest, dass es sich trotz verschiedener Namen jeweils um

¹ Norman Davis, *Microcosm, Portrait of a Central European City*. London 2003. Eine ähnliche Gesamtdarstellung der Geschichte Grodnos liegt bisher nicht vor. So umreißt die Edition von Quellen und Aufsätzen den aktuellen Forschungsstand: Jaugen M. Žabrun (u.a.), *Pamiat' Hrodna. Historyka-dakumental'naja chronika horoda Hrodna* [Erinnerung Grodnos. Historisch-dokumentarische Chronik der Stadt Grodno]. Minsk 1999.

² Das Standardwerk über Geschichtspolitik und die Rolle der Historiker ist in deutscher

den gleichen Stadtraum und damit um die gleiche Stadt handelte – in seiner jeweils anzutreffenden Ausprägung.

Die zentrale Frage dieses Aufsatzes zielt auf das Verhältnis von Bruch und Kontinuität in der Umdeutung dieses Stadtraums. Das heute im Nordwesten der Republik Belarus gelegene Verwaltungs- und Industriezentrum wechselte im Laufe des kurzen 20. Jahrhunderts mehrfach die staatliche Zugehörigkeit: nach der deutschen Besatzung von 1915 bis 1919 und dem polnisch-sowjetischen Krieg gehörte Grodno seit 1920 der Zweiten Polnischen Republik an. 1939 wurde sie Teil der Belarussischen Sozialistischen Sowjetrepublik (BSSR). Im Juni 1941 erfolgte die Einnahme durch die Wehrmacht und gemeinsam mit dem Bezirk Białystok die formelle Eingliederung nach Ostpreußen und damit in das Deutsche Reich, bis Grodno im Juli 1944 erneut Teil der Sowjetunion wurde. 1991 wurde die BSSR zur souveränen Republik Belarus. Die damit einhergehenden kulturellen Aneignungsprozesse änderten den städtischen Raum als Bezugssystem. Bestehend aus Straßennetz, einzelnen Bauten und ganzen Plätzen wurde diesem jeweils eine bestimmte Symbolik zugeordnet, deren Dimension als Erinnerungsort hier analysiert werden soll. Die im Zusammenspiel von staatlicher Rahmenvorgabe und bürgerlicher Eigeninitiative oder aber Normerfüllung aktivierten Prozesse, modifizierten einzelne Schichten, legten verschüttet geglaubte frei und fügten neue hinzu.

These dieser Arbeit ist, dass bei den jeweiligen Aneignungsprozessen die drei Strategien Modifizieren, Freilegen und Überschreiben gleichzeitig angewendet wurden, um die Präsenz in der Stadt zu legitimieren. Grodno weist dabei eine anderen Städten im heutigen Weißrussland nicht gegebene räumliche Kontinuität auf. Die nach einem Großbrand 1885 in weiten Teilen neu erbaute Innenstadt Grodnos bietet für das heutige Weißrussland ein ungewöhnlich breites Spektrum von Kulturdenkmälern, das es ermöglicht, diese Annahme zu untersuchen. Die Spuren aus Zeiten der Kiever Rus', dem Litauischen Großfürstentum, der Rzeczpospolita sowie des Russischen Reiches ermöglichen dabei in besonderer Weise, den Umgang mit fremden Vergangenheiten im 20. Jahrhundert zu analysieren.³ Da Grodno in

Sprache verfasst worden: Rainer Lindner, *Historiker und Herrschaft. Nationsbildung und Geschichtspolitik in Weißrussland im 19. und 20. Jahrhundert*. München 1999.

³ Ein Gesamtüberblick der Grodnoer Architekturgeschichte mit weitergehenden Verweisen ist 2005 an der örtlichen Universität erschienen: Tatjana Malinauskaja, *Architektura horada Hrodna (z X st. da 1939 g.)* [Die Architektur Grodnos (vom 10. Jahrhundert bis 1939)]. Grodno 2005.

einem Zeitalter der Extreme auf einem historischen Längengrad mit Wilna und Lemberg lag, standen auch hier die demografischen Brüche in scharfem Widerspruch zur Kontinuität des Raumes.

Die Bevölkerungsstruktur des Gebietes am unteren Memellauf war durch ein ethnisches Übergangsgebiet zwischen westslawischen, baltischen und ostslawischen Stämmen geprägt. Sie veränderte in den jeweiligen Herrschaftskonstellationen nach und nach ihre Muster, die bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts vornehmlich religiös und lokal konnotiert waren.⁴ Noch zum Beginn des 21. Jahrhunderts befindet sich hier das historische Grenzland, in dem die Einflüsse von Orthodoxie und Katholizismus ineinander übergehen. Die Bauern der vornehmlich gemischten Dörfer der Region sprachen einen weißrussischen Dialekt mit lokalen Besonderheiten. Mit Ausnahme des verarmten Landadels, der sich nach dem Prinzip Katholik gleich Pole dem Polentum verpflichtet fühlte, herrschten noch vornationale Identitätsmuster vor. Im Gegensatz dazu war die Stadtbevölkerung bereits vom Ende des 19. Jahrhunderts an einer Nationalisierung unterworfen: demografisch von einer deutlichen jüdischen Mehrheit geprägt, welche sich wie andernorts in einen kleinen Teil von Unternehmern und freischaffenden Bürgern sowie der großen Masse armer Arbeiter und Handwerker gliederte. In erbitterter Konkurrenz stand mit letzteren eine zahlenmäßig und ökonomisch schwächere katholische Arbeiterschaft. Das angestammte katholische Bürgertum war nur gering vertreten und rekrutierte sich vornehmlich aus dem Landadel. Als die Ärmsten der Armen wurden grundsätzlich die Weißrussen oder auch jene „einfachen Leute“ wahrgenommen, die als Bauern und Saisonarbeiter in der Stadt präsent waren. Wie Ales Smalenčuk in seiner Studie „Zwischen Regionalismus und nationaler Idee“ überzeugend zeigt, identifizierten sich insbesondere die katholischen Bürger der Stadt nach der Revolution von 1905 weniger in regionalen Termini als Erben Litauens, sondern zunehmend polnisch-national.⁵ Parallel dazu setzte sich auch die Selbstwahrnehmung der jüdischen Gemeinde in nationalen Termini durch, die aber von sozialen und politischen

⁴ Eine eingehende Analyse der komplexen Zusammenhänge ist zu finden: Piotr Eberhardt, *Przemiany narodowościowe na Białorusi* [Wandel der Nationalitäten in Weißrussland]. Warszawa 1994.

⁵ Ales Smalenčuk, *Pamiž krajowostju a nacionalnaj idejai. Polski ruch na belaruskich i litouskich zemljach 1864 – luty 1917 g.* [Zwischen Regionalismus und nationaler Idee. Die polnische Bewegung in den weißrussischen und litauischen Gebieten 1864 – Februar 1917]. St. Petersburg 2004.

Teilungen überlagert war:⁶ die schwache Präsenz weißrussischer Bewohner als Bürger der Stadt, die rein dörfliche Konnotation ihrer Wahrnehmung und die sehr späte und fragmentarische Entwicklung einer weißrussischen Nationalbewegung, die sich im Grodno der Zwischenkriegszeit nur mit Mühe nachvollziehen lässt.⁷ Weiterhin gab es in Grodno bis zum Zweiten Weltkrieg eine Minderheit russischer, litauischer, deutscher und tatarischer Bürger. Insbesondere das Zusammenleben von jüdischen und christlichen Stadtbewohnern lässt sich als zunehmend angespanntes Nebeneinander beschreiben. Nach dem Auslöschen der jüdischen Gemeinde und der Aussiedlung der Mehrheit der polnischen Bürger nahm Grodno nach 1944 ein gänzlich neues Gesicht an, welches insbesondere durch die verstärkte Migration der Bauern aus der Umgebung geprägt war.⁸

In jeder Herrschaftsperiode des 20. Jahrhunderts wurde die Administration der Stadt – unter ihnen Bürokraten, Lehrer und Polizisten – ausgetauscht. So begab sich die russische Stadt mitsamt dem orthodoxen Klerus zu Beginn des Ersten Weltkrieges auf die Flucht. Die nach Kriegsende neu eingesetzten polnischen Beamten, die 1939 nicht die Flucht ergriffen hatten, wurden Anfang 1940 zu großen Teilen nach Sibirien deportiert, andere wurden von den deutschen Besatzern Repressalien ausgesetzt, die verbliebenen optierten nach 1944 für die Ausreise nach Polen, denn die städtische Administration war wie 1939 durch fremdes, sowjetisches Personal übernommen worden. Während der sowjetischen Periode wurde die statistisch gegebene Plurikulturalität der zur weißrussischen und polnischen Nationalität klassifizierten Migranten vom Dorf, aber auch vieler anderer Nationalitäten zwar zur Kenntnis genommen, sie lässt sich aber als Zusammenleben in einem größeren sowjetischen Rahmen

⁶ Eine genaue Darstellung der Prozesse innerhalb der jüdischen Gemeinschaft, die wegen der derzeitigen Beschränkungen im belarussischen Wissenschaftsbetrieb in der Ukraine veröffentlicht wurde: Olga Sobolevkaja, Vladimir Goncharov, Evree Grodnenščyzy. Žizn do Katastrofy [Die Juden der Grodnenščyna. Das Leben bis zur Katastrophe]. Doneck 2005.

⁷ So gründeten sich in der Zwischenkriegszeit nur wenige weißrussische Initiativen, die Wege der Akteure sind nur mit einem Vergrößerungsglas von besonderer Schärfe auszumachen. Ein solches Instrumentarium hat Andrej Čarnakievich entwickelt. Die Ergebnisse sind in einer Serie von Artikeln erschienen: Andrej Erniakievich, Vedaj historiju Hrodna [Lerne die Geschichte Grodnos kennen], in: Birža Informaciji (2003), S. 1-12.

⁸ Die hier nur in Umrissen dargestellte Zusammensetzung der Bevölkerung wird in vielen ihrer Facetten in folgenden Konferenzbänden dargestellt: Etnasacyjal'nyja i palitynčnyja pracecy u zachodnim regione Belarusi u 1921–1939 g.: historija i sučasnost'. Materialy respublikanskaj navukovaj kanferencyj [Ethnosoziale und politische Prozesse in der Westregion Weißrusslands. Geschichte und Gegenwart. Materialien einer wissenschaftlichen Konferenz auf Republiksebene], hrsg. v. Alexander Nečuchryn. Grodno 1998.

beschreiben, in dem ethnische, religiöse und nationale Unterschiede aufgrund der vorherrschenden sowjetischen Ideologie unterdrückt waren. Mit der Perestrojka und der Unabhängigkeit der Republik Belarus wurden diese wieder sichtbar oder neu inszeniert, insbesondere, um der eigenen Identität Kraft zu verleihen bzw. diese neu zu definieren.

Im Folgenden soll der Zusammenhang von Bruch und Kontinuität in der de facto plurikulturellen Stadt anhand der Veränderungen des historischen Bezugssystems von Straßennamen, den Metamorphosen von religiösen Stätten sowie dem Städtebau als Erinnerungspolitik untersucht werden, um abschließend anhand ausgewählter Erinnerungsorte Exempel für Kontinuität und Bruch sich wandelnder Geschichtsbezüge aufzuzeigen.

Die Achsen der Stadt

Grodno war seit 1801 Zentrum eines russischen Gouvernements im Nordwestlichen Gebiet, wie die zaristische Verwaltung die litauischen und weißrussischen Ländereien nannte, um die Konturen des historischen Litauens zu verwischen. So wies Grodno vor dem Ersten Weltkrieg dem Namen nach einen vorbildlichen russisch-zaristischen Stadtplan auf. Neben den toponymischen Konstanten, die nach ihrer Lage zur Stadt, zur Memel, der Horodničanka oder zum Schlossberg benannt waren, lassen sich die Namen zentraler Achsen der Stadt wie ein Zeitstrahl lesen: Aus der Hauptstraße am Dominikanerkloster, der Dominikańska wurde die „ulica Sobornaja“, die nunmehr auf die orthodoxe Kathedrale ausgerichtet war.⁹ Die deutschen Besatzer hatten sich während des Ersten Weltkriegs nicht viel Mühe mit der geschichtspolitischen Erschließung der Stadt gegeben und nannten sie „Hauptstraße“. Im polnischen Nationalstaat wurde die ursprüngliche „ulica Dominikańska“ wieder eingeführt. Nach der sowjetischen Übernahme im September 1939 wurde die Straße zur „ulica Sowjetskaja“ – der „Sowjetstraße“. Die deutschen Besatzer führten erneut die „Hauptstraße“ ein. Nach 1944 kehrte dann die „Sowjetskaja“ zurück, um bis ins 21. Jahrhundert verbindlich zu bleiben. Als sich 1993

⁹ Eine ausführliche Herleitung der Toponymie: Jerzy Gardziejew, Da pytanja sfarmiravan'nja hrodzenskaj urbananimiki (kanec X – 30aja gady XX st.) [Zur Frage der städtischen Namensbildung Grodnos (Ende des 10. Jahrhunderts bis in die 1930er Jahre)], in: Z glybi vjakau: Histar.-Kul'tural. Zb. II (1997), S. 68-78.

eine Gruppe von national gesinnten Weißrussen daran machte, den ursprünglichen Namen als „Dominikanskaja“ wieder einzuführen, zeigte sich, dass ihre Stimme nicht genügend Gewicht in der post-sowjetischen Stadtöffentlichkeit hatte.¹⁰ Immerhin setzten sie durch, dass eine Seitenstraße am historischen Standort des Klosters in „Dominikanskaja“ umbenannt wurde. Ironischerweise handelte es sich dabei zu polnischen Zeiten um die „Magistracka“, da die Stadtverwaltung nach dem Ersten Weltkrieg in die Räume eines noch erhaltenen Klostertrakts gezogen war. Ähnliche Metamorphosen erlebten andere zentrale Achsen Grodnos: Die vormalige „ulica Brigydzka“ am Brigittenkloster hieß in der russischen Verwaltungsstadt nach ihrer Hauptfunktion „Kupečeskaja“. Die deutschen Besatzer übersetzten sinngemäß in „Handelsstraße“. Im polnischen Grodno erneut in „Brigydzka“ umbenannt, wurde sie unter den sowjetischen Machthabern zur „Karl-Marx-Straße“. Seit 1944, nach einer dreijährigen Pause, in der die deutschen Besatzer erneut eine „Handelsstraße“ vermerkten, blieb Karl-Marx der Grodnoer Innenstadt namentlich erhalten.

Straßenumbenennungen

Nach diesen kursorischen Riesenschritten durch das Straßennetz Grodnos soll nun genauer auf spezifische Veränderungen eingegangen werden: Mit der Gründung der Zweiten Polnischen Republik und der endgültigen Bestätigung ihrer Ostgrenzen mit dem Rigaer Abkommen von 1921 begann auch in Grodno das Zeitalter der Nationalisierung des Gedächtnisses: die Wiedereinführung alter Namen wie „Dominikańska“ machte mit den Straßen „Bernadyńska“, „Brygidzka“, und „Jezuicka“ erneut die katholischen Orientierungslinien sichtbar – und dies auch im Rahmen einer nationalen konfessionellen Rückeroberung. Weiterhin wurde ein Rekurs auf das Erbe der litauisch-polnischen Geschichte vorgenommen: Die „ulica Witoldowa“ erinnerte wieder an den Großfürsten, der in Grodno ein Schloss hatte errichten lassen, die „ulica Jagiellońska“ an das königliche Geschlecht der Jagiellonen. Andererseits wurden lokale Besonderheiten herausgestellt: Die „ulica Akademicka“ stand für die Bemühungen des Schatzmeisters Antoni Tyzenhauz, der zum Ende des 18. Jahrhun-

¹⁰ Igor Trusov, *Vulica Saveckaja* [Die sowjetische Straße], in: *Birža Informacj* (2000), Nr. 21, S. 5.

derts eine frühmoderne Planstadt vor den Toren Grodnos erbaute, in der Gelehrte aus ganz Europa wirkten.¹¹ Mit der Umbenennung der „ulica Muravjova“ in „ulica Orzeszkowa“ wurde symbolisch gegen die Willkür des zaristischen Verwalters und „Strangulierers von Wilna“ das Renommee und die Popularität der Grodnoer Grande Dame gesetzt. Die Schriftstellerin war eine der wichtigsten Vertreter des polnischen Positivismus und hat sich bis zu ihrem Tod 1910 in Grodno als engagierte Bürgerin verdient gemacht. Mit der steten Erweiterung der Innenstadt entstand im Folgenden die Möglichkeit zur konsequenten Durchsetzung einer polnisch-patriotischen Namensgebung. So lassen sich auf dem Stadtplan von 1937 folgende neuen Siedlungen erkennen:¹² Die Straßenzüge um die „ulica Kalinowskiego“, einem der Anführer des Januaraufstandes von 1863, verbanden die Namen einer illustren Gesellschaft von verdienten Teilnehmern der beiden großen Aufstände von 1830/31 sowie 1863 mit so bedeutungsschwangeren polnischen Erinnerungsorten wie Grunwald und der Krakauer Zygmunt-Kapelle. Eine in ihren Ausmaßen ähnliche Rebellenhochburg wurde östlich der „ulica Narbutta“ geschaffen. Abgehend von der „ulica Kościuszki“, die an den Oberbefehlshaber des Januaraufstandes erinnerte, verliefen die nach hochrangigen Militärs wie den Generälen Bem, Poczobutt und anderen benannten Straßen. Etwas weniger militärisch ging es entlang der Straße des 11. November zu: Stefan Żeromski, Władysław Reymont, Adam Mickiewicz, Juliusz Słowacki und Józef Wysocki, allesamt verdiente Literaten, stehen mit ihren Namen für ein vorgestelltes kulturelles Rahmenprogramm von nationaler Bedeutung. Mit Ausnahme von Adam Mickiewicz, der aus dem nahen Nowogródek stammte, war keiner der anderen mit der Region verbunden. Diese Straßen nennen junge weißrussische Historiker heute scherzhaft „ulice Sanacyjne“, da hier vor allem das polnische Bürgertum, vornehmlich aus Unternehmern und Beamten bestehend, in den späten 1920er und im Laufe der 1930er Jahre Villen mit einem an die Architektur von Józef Piłsudskis Gut erinnernden schlichten Portikus errichtete, die zweifellos an die Wohnkultur des Landadels der Region erinnerte und damit auf den bereits in den 1920er Jahren weit verbreiteten „Kresy-Mythos“ anknüpfte, der auf

¹¹ Jerzy Gardziejew, *Próby przekształceń miejskich w Grodnie w okresie Oświecenia* [Versuche des Stadumbaus Grodnos in der Epoche der Aufklärung], in: *Rocznik Biblioteki Naukowej PAU i PAN w Krakowie* (2001), S. 227-257.

¹² Wydawnictwo E. Iberski, *Orientacyjny Plan Miasta Grodna 1937* [Orientierungsplan der Stadt Grodno 1937]. Warszawa 1989.

die hervorragende Rolle des katholischen Adels in den Ostgebieten der Rzeczpospolita verwies.¹³

Im Gegensatz zu diesem nationalen Programm, das mit einigen regionalen und multiethnischen Elementen versehen war, zeichnete sich die Aneignungsstrategie der deutschen Besatzer durch schlichte Pragmatik aus: Während der beiden dreijährigen Aufenthalte, die sich in ihren Folgen schwerwiegend voneinander unterschieden, war der Umgang mit dem Straßennetz und damit auch mit den historischen Eckpunkten der Stadt 1915 und 1941 ähnlich strukturiert. Einfache und allgemein herzuleitende Namen herrschten vor.¹⁴ Zu den Ausnahmen gehörten hier die obligatorische Bismarck- resp. Hitlerstraße und die Kirchstraße, an der mit der evangelisch-lutherischen Kirche einer der wenigen als deutsch zu identifizierenden Erinnerungsorte der Neustadt steht, die unter anderem von Handwerkern aus Norddeutschland errichtet wurde. Andererseits wurde zwischen 1941 und 1945 auch ein Straßennetz eingeführt, welches als bürokratisches Sinnbild allein aus Zahlen bestand.¹⁵ Dieses wurde jedoch kaum gebraucht und schnell durch einfache Straßennamen ersetzt.

Mit der sowjetischen Übernahme von 1939 setzte eine erneute Umbenennungskampagne ein, die nun keiner nationalen Logik mehr folgte, sondern allein den Maximen der Oktoberrevolution diente. Damit ging nicht nur die Verdrängung polnischer nationaler Heldenmythen und die Ausweitung des Bezugsrahmens auf die gesamte Sowjetunion einher, sondern auch die Reinterpretation der regionalen Geschichte. So wurden viele polnische Aufrührer von 1863 zu bourgeoisen Nationalisten umgedeutet, und bis dato unbekannte weißrussische Kämpfer gegen *den polnischen Unterdrücker* wurden zu Würdenträgern und öffentlichen Bezugspersonen. In der offiziellen Lesart war die Angliederung Westweißrusslands bzw. der Nordostgebiete der Zweiten Polnischen Republik an die BSSR ein Akt der Befreiung des weißrussischen Volkes. Dies führte in Grodno selbst zu einer absurden Situation, da – wie eingangs ausgeführt – Weißrussen in der Stadt zuvor kaum präsent waren. Umso mehr diente

¹³ Eine ausführliche Besprechung des letzten polnischen Stadtplans: K. Szczesniak, Światy za słowami zapisane na planie miasta Grodna roku 1937 [Die Welten hinter den Worten des Grodnoer Stadtplans von 1937], in: Droga ku wzajemności. Materiały VIII Miżnar. Navukowaj kanferencji [Wege zueinander. Materialien der 8. internationalen wissenschaftlichen Konferenz]. Grodno 2001, S. 91-104.

¹⁴ Grodnoer Zeitung, Sonderausgabe zum einjährigen Bestehen. Grodno 1916.

¹⁵ 2005 zeugte von diesem System noch die „326 Straße“ in der „Mickiewicza“, Ecke „Bialinskaha“.

die Erzählung von der „polnischen Knute“ der Legitimation der nun einsetzenden Sowjetisierung. Da von 1939 bis 1941, mit Ausnahme der Deportationen nach Sibirien im Winter 1940, die demografische Struktur der polnisch-jüdischen Stadt noch intakt war, übernahmen die Bewohner nicht von heute auf morgen das sowjetische Bezugssystem. Aus den wenigen publizierten Erinnerungsberichten geht hervor, dass sich die polnischsprachige Bevölkerung, das heißt sowohl die jüdische als auch die christliche mit Ausnahme der alten Juden und jener Orthodoxen, die russischsprachig waren, noch lange gegen die Bezeichnungen der sowjetischen Stadtherren wehrten.¹⁶

Die vollständige Wiederherstellung des Zustandes vom Sommer 1941 nach der Befreiung Grodnos durch die Rote Armee im Sommer 1944 zeigt, wie die sowjetische Führung zwischen der Übernahme Westweißrusslands 1939 und der Rückeroberung der Gebiete 1944 einen direkten historischen Zusammenhang herstellte. So galt in der Ideologie der „wiedergewonnenen Gebiete Weißrusslands“ wiedergewonnen nicht im Sinne eines vom polnischen Feind abgetrotzten Territoriums, sondern die Rückeroberung der 1939 aus sowjetischer Sicht rechtmäßig befreiten Gebiete. Diese Logik der Kontinuität, die im Fall von Straßenumbenennungen als Produkt einer offiziellen Erinnerungsstrategie verstanden werden muss, gilt auch für die 1990er Jahre, als theoretisch die Möglichkeit bestand, die Arterien der Stadt nach anderen Bezugspunkten zu benennen. Dennoch blieb mit wenigen Ausnahmen in der Sowjetunion das erarbeitete Repertoire erhalten. Dies illustriert die starke Hinwendung der neuen Republik Belarus zum sowjetischen Erbe. Noch zum Beginn des 21. Jahrhunderts zieren Namen wie „Lenin-Komsomol“, „Maxim-Gorki“, „Sowjetische Grenzsoldaten“, „Suvorov“, „Dzeržinski“ und „60 Jahre Oktoberrevolution“ das Straßennetz Grodnos.

Zu guter Letzt bleibt die Nichtwirksamkeit derjenigen zu vermerken, die die Macht nicht nachhaltig ergriffen haben: Sowohl die Vertreter der Weißrussischen Volksrepublik als auch die Bol'sheviki, die 1918 bzw. 1919 in Grodno Halt machten, hatten eine derart instabile Position an der Memel, dass sie gar nicht dazu kamen, Änderungen am Straßennetz und damit am historischen Bezugssystem der Stadt vorzunehmen. Indirekt gilt dies auch für die große jüdische Gemeinde, die es als größte, zugleich sehr vielfältige soziale Gruppe weder unter zaristischer noch unter polnischer und sowjetischer

¹⁶ Bogdan Chorbaczewski, Grodno, jakie pamietam [Das Grodno, an das ich mich erinnere], in: Glos znad Niemna 35 (1998), S. 5.

Herrschaft schaffte, mit Ausnahme der Literaten Lajba Najdus und Izzak Perec sowie der Seitenstraße der Holzsynagoge in der Vorstadt, offizielle, öffentliche Bezüge zu ihrer reichen Vergangenheit im historischen Litauen herzustellen. Dies gilt zum Leidwesen der lokalen Vertreter der „national erwachten“ weißrussischen Opposition auch für die 1990er Jahre, in denen sich die um den späteren Präsidentschaftskandidaten, Alexander Milinkiewitsch, gruppierten Aktivisten vergeblich um die Unbenennung von mehr oder minder wichtigen Straßen bemühten. Selbst so bedeutende Persönlichkeiten der weißrussischen Nachkriegsgeschichte wie der Schriftsteller Wasyl Bykau, der drei Jahrzehnte in Grodno lebte, erscheinen im Kampf des Regimes Lukaschenko gegen jegliche Abweichungen in der Interpretation postsowjetischer Geschichtsnarrative als Bedrohung. So wurde dem Bürgerbegehren, den Komsolboulevard in Wasyl-Bykau-Straße umzubenennen, nicht stattgegeben.

Kategorienbildung

Trotz des zu Tage tretenden Widerspruchs polnisch-nationaler und sowjetischer Bezugssysteme zeigen sich noch zum Ende des 20. Jahrhunderts Kontinuitäten wie zum Beispiel die „Kalinowski-Straße“, das vollständig intakte Viertel polnischer Literaten und die nach Orzeszkowa benannte Straße. Eine weitere Kontinuität besteht darin, dass sich zwar die Bedeutung diametral änderte, die ursprüngliche Benennungskategorie einer Straße jedoch erhalten blieb: So wurden aus der „Straße des 11. November“, dem Tag der Erlangung der polnischen Unabhängigkeit, kurzerhand die „Straße des 17. September“, dem Tag der Besetzung Ostpolens durch die Rote Armee bzw. der Befreiung Westweißrusslands – je nach Lesart. Entsprechend wurde aus der „Straße des 3. Mai“, dem Tag der polnischen Verfassung, die „Straße des 1. Mai“. Eine Erklärung hierfür geht aus dem Umgang der Bevölkerung mit der Umbenennungspraxis hervor: Sie verwendeten noch lange nach den jeweiligen Neuerungen die alten Namen – zum einen aus Gewohnheit und zum anderen aus Unsicherheit über die Dauer der jeweiligen Machtverhältnisse.¹⁷

¹⁷ Siehe Anschreiben von Seiten der Parteiführung in dieser Angelegenheit: Gosudarstvennyj Archiv Grodnenskoj Oblasti (GAGO) [Staatliches Archiv des Bezirkes Grodno], f. 484, o. 2, d. 2, S. 10 v. 5.8.1944.

In einem Dokument des Grodnoer Staatlichen Historisch-Archäologischen Museums kann man genau nachvollziehen, welche Kriterien 1951 angelegt wurden, um Kontinuität und Bruch in der Straßenbenennung herzustellen.¹⁸ In einem vom Exekutivkomitee der Stadt bestellten Gutachten werden von wissenschaftlichen Mitarbeitern des Museums wichtige Straßen in drei Kategorien eingeteilt: *muss bleiben*, *kann bleiben* und *muss geändert werden*. Damit belegt das Dokument auch, dass die Änderung der Straßennamen wohl vorbereitet und selbst Ausdruck eines von oben geschaffenen Bezugssystems ist. Zu letzterer Kategorie gehörten jene polnischen Nationalisten, deren Aufbegehren gegen das Russische Reich als zu bourgeois eingestuft wurde. Im Widerspruch dazu fanden sich aber viele Teilnehmer der Aufstände von 1831 und 1863 in der Kategorie: *kann bleiben* wieder. Konstanty Kalinowski, der als Kastus Kalinauski auch von der revolutionären Geschichtsschreibung des sozialistischen weißrussischen Volkes als Held in Anspruch genommen wurde, hat es immerhin in die Gruppe *muss bleiben* geschafft. Unter *kann bleiben* versammelten sich all jene polnischen Schriftsteller, die wie Władysław Reymont, Adam Mickiewicz und Stefan Żeromski als „allgemeines Kulturgut“ gewertet wurden.

Gotteshäuser als symbolische Orte

An zentralen Schnittpunkten und Sichtachsen der Stadt wurden seit Bestehen einer mittelalterlichen Siedlung am Schlossberg wichtige Akzente gesetzt. Aufgrund der eingangs beschriebenen spezifischen konfessionellen Situation spielten dabei Gotteshäuser eine hervorragende Rolle: zur Repräsentation kirchlicher Macht, zu ihrer Umdeutung durch eine andere Gemeinschaft oder ihre Profanation und Zerstörung durch totalitäre Staaten. Dabei lässt sich eine starke Kontinuität der Konsolidierung der jeweils als „eigen“ betrachteten Symbolorte feststellen, die immer auch mit der Zerstörung oder Marginalisierung der Symbole „des Anderen“ einherging. Die Dimensionen der Straßennamen waren aber in beiden Fällen die gleichen. So wurden in den Jahrzehnten nach dem missglückten Januaraufstand wichtige katholische und unierte Sakralbauten wie das Dominikanerkloster zerstört oder – wie im Falle der späteren, auch Fara Witol-

¹⁸ Die ausführliche Analyse liegt in Kopie in folgenden Archivbeständen: GAGO, f. 1269, o. 1, d. 38, S.20-24 v. 5.7.1951.

da genannten Garnisonskirche und der vormals unierten Rożdestvo-Bogorodicy-Kirche – zu orthodoxen Gotteshäusern umgebaut. Die Zwiebeltürme im „pseudorussischen“ Stil, mit der die Fara 1892 versehen wurde, sollten dabei gleichzeitig die aktuelle Ausbreitung des Katholizismus, die sich am Marktplatz in Form des ausladenden Barock der Jesuitenkirche manifestierte, symbolisch zurückdrängen und die historische Bedeutung der vom Großfürsten Witold gestifteten Kirche schmälern. Gleichzeitig wurden an zwei zentralen Orten neue orthodoxe Kirchen errichtet, eine davon im Zentrum der von Antoni Tyzenhauz gegründeten Neustadt an der Horodničanka. Mit der Nationalisierung Grodnos in der Zweiten Polnischen Republik wurde die Orthodoxisierung der Fara Witolda nicht nur rückgängig gemacht, sie erhielt auch eine latent neoromanische Fassade, die sie zuvor nie geschmückt hatte. Man machte zudem wie anderswo in Polen 1938 kurzen Prozess mit der Alexandrovskaja-Kirche auf dem *Platz der Freiheit*. Dieses städtebauliche Pingpong-Spiel staatlich subventionierter Kirchenpolitik wurde durch die sowjetische Übernahme in eine andere Qualität überführt. So begann bereits 1939 die Sowjetisierung der Stadt und mit ihr die Profanation jüdischer und christlicher Gottesorte. Während Strukturen wie die jüdische Selbstverwaltung kurzerhand aufgelöst wurden, blieben die Kirchen und Synagogen vorläufig noch für Gläubige offen. Das sollte sich bereits mit dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion ändern, der in Grodno mit der Zerstörung einer der reich verzierten Holzsynagogen des alten Litauen begann.¹⁹ Die Große Choralsynagoge diente zunächst als Auffanglager für jüdische Flüchtlinge aus dem besetzten Westen Polens, bevor sie nach der Schaffung der Grodnoer Ghettos zum zentralen Sammelplatz der Transporte nach Treblinka und Auschwitz entweiht wurde. Nach dem Mord an über 20 000 Grodnoer Juden wurden die Synagogen und Gebetshäuser zumeist als Lagerräume oder Turnhallen verwendet. Ihre profane Nutzung, die Nichtachtung als Gedächtnisorte der wenigen Überlebenden und ihr Ausschluss aus dem offiziellen Repertoire von Erinnerungsorten entsprach dem sowjetischen Narrativ von der Shoa als faschistischem Verbrechen an friedlichen sowjetischen Bürgern, das sich auch an anderen Grodnoer Leidensorten manifestierte: Es war schlicht nicht mehr zu erkennen, dass hier bis 1943 Juden gelebt hatten.

¹⁹ Moshe Verbin, *Wooden Synagogues of Poland in the 17th and 18th Century*. Herzliya 1990, S. 3.

Die Sowjetisierung Grodnos kristallisiert sich in der vollständigen Unterordnung des historischen Erbes unter die Repräsentationsbedürfnisse der neuen Stadtherren. Prominentestes Opfer dieser Politik war die Fara Witolda, die im Jahr 1961 nach einem Beschluss des Rats der Stadt gesprengt wurde.²⁰ Eine besondere Rolle für die geschichtliche Neuerschließung der Stadt hatte die jenseits der Horodničanka am Memelufer gelegene Koloža-Kirche. Nachweislich im 12. Jahrhundert durch russische Baumeister mit Einflüssen aus Polock und Novgorod errichtet, wurde sie von der sowjetischen Führung genutzt, um den Besitzanspruch an dieser „urrussischen Stadt“ zu belegen. Bereits während der Zwischenkriegszeit vom polnischen Museumsbegründer durchgeführte Ausgrabungen auf dem Schlossberg konnten so zu einem Hauptargument für die parallel zum polnischen Piastenmythos entwickelte Erzählung von der in den Mutterschoß zurückkehrenden „urrussischen Erde“ verwendet werden: Hier wurden die Überreste der Oberkirche gefunden, deren Fundament aus dem 11. Jahrhundert stammt, als Grodno Teil eines russischen Fürstentums war.

Die Wende von 1989 zeichnet sich bezüglich der Gotteshäuser durch eine rasante Resakralisierung von unten aus. Während der Perestrojka begannen die Gläubigen ihre Kirchen erneut in Besitz zu nehmen, nachdem diese über Jahrzehnte für die Mehrheit verschlossen gewesen waren. Dabei ist auffällig, dass die Konflikte zwischen der orthodoxen und katholischen Kirche entlang historischer Gräben aufbrechen. Auch ist die Selbstverortung der weißrussischen Nationalisten erneut dadurch erschwert, dass sie sich zum Teil auf keiner der beiden Seiten zu Hause fühlen. Die Einsicht, dass Sakralbauten immer gleichzeitig die Existenz in der Gegenwart und die historische Verankerung repräsentieren, brachte eine kleine Gruppe weißrussischer Katholiken in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre dazu, Versuche zur Rekonstruktion der Fara Witolda als weißrussisches Gotteshaus, wenn auch vergeblich, in Angriff zu nehmen. Ihr Misserfolg und das Desinteresse an der Wiederherstellung des Baus spiegeln sich in der vom Exekutivkomitee der Stadt²¹ betriebenen zurückhaltenden Politik gegenüber Veränderungen aus der Sowjetzeit. Nichtsdestominder ist auch eine bescheidene Wiederbelebung des jüdischen Gemeindelebens zu vermerken, der 1993 die Choralsynagoge übergeben

²⁰ Krajaynauchy Al'manach „Gorad Svjatoga Huberta“, Vypusk pieršy. Historyja Garodni XX st. Vo ustnych uspaminach [Landeskundlicher Almanach „Stadt des heiligen Hubertus“. Erste Ausgabe. Die Geschichte Grodnos im 20. Jahrhundert in mündlichen Erinnerungen], hrsg. v. Ales Smalenchuk. Sejny 2002, S. 43 f.

²¹ Dieses heißt auch noch immer in postsowjetischer Tradition Exekutivkomitee.

wurde. Weniger bedeutsam ist die evangelisch-lutherische Gemeinde, deren Nachfolgegemeinschaft ebenfalls ihr historisches Gebäude zurück übertragen wurde.

Die gezielte Schaffung eines architektonischen Erinnerungsortes wurde beim Umbau der Kasernen praktiziert, die anstelle des nach dem Januaraufstand abgerissenen Karmeliterklosters erbaut wurden. Lokale Akteure der Intelligenzija hatten durchgesetzt, dass die dort einziehende Bank die Fassade der Kirche nachzuahmen habe, die an dieser Stelle im frühen 19. Jahrhundert gestanden hatte. Doch dies war einer der wenigen Siege der auf der Pflege der städtischen Kulturlandschaft bedachten postsowjetischen Elite, zu der auch der damalige Vizebürgermeister Alexander Milinkiewicz und gemeinsame Kandidat der Opposition in den Präsidentschaftswahlen 2006 gehörte.

Obwohl oder gerade weil von der Vorkriegsgemeinde jeweils nur einige wenige Vertreter in Grodno verblieben sind, ist der Bezug auf die Tradition der jeweiligen Gemeinde von großer Bedeutung. So hat die einzige verbliebene Deutsche, Margarita Duchowicz, geboren 1935, in der über 40 Jahre als Archiv verwendeten evangelischen Kirche Kopien ihrer Taufurkunde und Familienfotos aufgehängt und damit eine Verbindung zur Vorkriegszeit hergestellt.²² In der Großen Synagoge erinnert eine Tafel an die Familie Zandman, deren Sohn Felix den Holocaust überlebte und die Instandsetzung des Renaissancegebäudes finanzierte.²³ Die geweißte Leere des mit Jugendstilstück verzierten Gebäudes ist nach der Ankunft eines orthodoxen Rabbi aus New York zu Beginn des 21. Jahrhunderts auf der einen Seite Ort der Wiederanknüpfung an eine abgebrochene Tradition und auf der anderen Erinnerungsort an den Bruch selbst.

Abschließend lässt sich über die Bedeutung von Kirchen und Synagogen sagen, dass sie zum einen selbst als Erinnerungsorte großes Bedeutungspotenzial besitzen und deshalb das 20. Jahrhundert hindurch in Grodno immer wieder umgeweiht, entweiht oder zerstört wurden. Anders als bei der Schaffung eines Bezugssystems von Straßennamen verlief hier die Trennlinie nicht so sehr zwischen nationalen bzw. religiösen Zuordnungen, sondern zwischen ihrer sakralen Nutzung und ihrer Entweihung bzw. Profanation sowie ihrem Rückgewinn als Gotteshäuser.

²² Ein Abriss der Geschichte der Gemeinde in Verbindung mit ihrer Familiengeschichte: Leonas Daugel, Liuteranie [Die Lutheraner], in: Grodnenskaja Niedielja Nr. 4 (144) v. 19.2.2000, S. 8.

²³ Felix Zandman, *Never the last Journey*. New York 1995.

Erinnerungspolitik und Stadtplanung

Zur Überschreibung von historischen Ebenen eignete sich am besten der repräsentative Schlossberg, der aufgrund der Lage und Bedeutung in einer jeden städtebaulichen Konzeption eine zentrale Rolle als Erinnerungsort einnahm. Im Zuge der Nationalisierung der Erinnerung wurde hier durch den engagierten polnischen Lehrer Józef Jodkowski ein erstes historisches Museum in Grodno gegründet, welches mit Bedacht in den Überresten des unter Stefan Batory errichteten Alten Schlosses eingerichtet wurde. Schließlich wurde die Herrschaft Batorys als Blütezeit der Rzeczpospolita und Grodnos gedeutet – und dies in einer speziell polnisch-nationalen Interpretation, die auch in der ständigen Exposition zu sehen war.²⁴ Diese wurde jedoch nach der Wiedereröffnung des Museums 1944 vollständig umgewandelt. Wie man den Gästebüchern des stalinistischen Museums entnehmen kann, bezeugten die Gäste ihre Begeisterung für die Sache der hier zur Schau gestellten Geschichte der Oktoberrevolution sowie der Kollektivierung Westweißrusslands. Aber sie vermerkten auch sehr deutlich ihre Sehnsucht nach „Historie“ vor allem nach den polnischen Königen und litauischen Großfürsten.²⁵

Wie bereits ausgeführt, wurden andererseits die noch von Jodkowski begonnenen Ausgrabungen der Oberkirche zur Propagierung des russischen Ursprungs der Stadtgründung genutzt. Das gegenüberliegende neue Schloss hingegen verschwand hinter dem gut bewachten Eingangsportal, das einst vom Hofarchitekten Augustus des Starken, Matthäus Daniel Pöppelmann, entworfen worden war. Seit Kriegsende residierte hier die Parteiführung des Bezirkes und ein Bezug zur Geschichte des Gebäudes, in dem 300 Jahre zuvor jeder dritte Sejm der Rzeczpospolita stattgefunden hatte, wurde nicht hergestellt. Erst nach der Übergabe an die Stadtverwaltung im Jahr 1991 bemühten sich einige Aktivisten um die Markierung des Gebäudes als Teil der Geschichte Litauens und damit auch Weißrusslands, das fortan in der nationalen Interpretation als integraler Bestandteil des Großfürstentums verstanden wird.

Ähnlich wie zuvor beim Umgang mit sakralen Bauten war aber nicht so sehr die Umnutzung von bestehenden Bauten entscheidend, sondern die Zerstörung solcher, die für den Neubau moderner Gegenentwürfe weichen mussten. So wurden Ende der 1940er Jahre

²⁴ Józef Jodkowski, Grodno. Wilno 1923.

²⁵ Gästebücher aus den Jahren 1949–1953 befinden sich im GAGO, f. 1269, o. 1, d. 25.

vor den Augen der Öffentlichkeit am Marktplatz die Grundmauern des klassizistischen Rathauses abgerissen, obwohl es im Krieg nicht vollständig zerstört worden war. Laut dem Generalbebauungsplan von 1949 musste eine Sichtachse für den 1958 fertig gestellten Palast der Textilarbeiter geschaffen werden, auf dessen Gelände im selben Jahr die Überreste des so genannten Zamkovej Dvor abgerissen wurden.²⁶ Hinter diesem wichen demselben Prinzip folgend wertvolle Baudenkmäler, um den Blick für das 1971 errichtete Dienstleistungszentrum Dom Byta freizugeben. Dem gleichen Geiste fielen Überreste des Bernhardinerinnenklosters zum Opfer, um an dessen Stelle nach zwei Jahrzehnten Bauphase 1984 einen spätsowjetischen, expressionistischen Theaterbau einzuweihen, der zum Wahrzeichen der neuen sowjetischen Stadt auserkoren wurde, wovon der häufig gewählte Kontrast zwischen der noch erhaltenen Bernhardinerkirche und dem Theaterbau zeugt.²⁷ Der Theaterbau galt ebenso wie der Sitz des städtischen Exekutivkomitees auf dem Bürgerpark der zugeschütteten *Grodnoer Schweiz* als Ausdruck einer neuen Zeitrechnung und wurde zu deren Ruhm errichtet. Die Missachtung von historischem Erbe zeigt sich auch in dem noch 1989 vollzogenen Abriss des ältesten Gebäudes dieser Art in der heutigen Republik Belarus, des 1861 errichteten Bahnhofs an der Strecke Warschau – St. Petersburg, neben dem ein überdimensionierter, an einen Flughafen erinnernder Betonbau in Betrieb genommen wurde. Der Protest einzelner Universitätsmitarbeiter zeigt, dass zum Ende der 1980er Jahre die inzwischen auch in Grodno geformte sowjetische Intelligenzija in Teilen bereits das kulturelle Erbe der alten Stadt in ihrem Verantwortungsbereich sah, sich aber bei größeren Projekten nicht mit ihrer Sicht durchsetzen konnte. Diese Tendenz sollte mit wenigen Ausnahmen in den 1990er Jahren ihren Fortgang finden.

In Grodno wurden also zum einen historische Gebäude umgenutzt und zum anderen Freiflächen für neue repräsentative Bauten geschaffen, die die vorhergehende Epoche antizipieren sollten. Dies war aber nur möglich, wenn entsprechende wirtschaftliche Mittel zur Verfügung standen. In der Zwischenkriegszeit entstanden mit

²⁶ Igor Trusov, Vulica Saveckaja [Die Saveckaja-Straße], in: *Birža Informacj* (2000), Nr. 21, S. 5.

²⁷ Besonders prominent wurde er auf dem Umschlag der einzigen bisher erschienenen Grodnoer Enzyklopädie dargestellt, welche dank des Erscheinungsjahres als Kompendium über die sowjetische Stadt und ihr Selbstverständnis verwendet werden kann: Ivan P. Shamjakin (u.a.), *Grodno. Encyklopedičeski spravočnik* [Grodno. Enzyklopädisches Lexikon]. Minsk 1989.

dem Schützenhaus, der polnischen Sparkasse, der Staatlichen Tabakfabrik und einer Filiale der Nationalbank nur sehr wenige öffentliche Bauten in der Façon des Konstruktivismus, weil die wirtschaftliche Situation in den Nordostgebieten der Zweiten Polnischen Republik schlecht war.

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg war die Region zunächst unterfinanziert, da der Wiederaufbau der Hauptstadt Minsk Priorität hatte.²⁸ Der Erhalt der Grodnoer Innenstadt ist nicht etwa auf das Verlangen nach Konservierung oder Sichtbarmachung des reichen historischen Erbes zurückzuführen, sondern ein Ergebnis des bis Ende der 1950er Jahre währenden Investitionsmangels. Im anderen Fall wäre dem kühnen Generalbebauungsplan praktisch die gesamte Altstadt zum Opfer gefallen. Diese Politik ist zum einen als Ergebnis einer mangelnden Identifikation der Entscheidungsträger mit der bürgerlichen Wohn- und Besitzkultur der demografisch untergegangenen polnisch-jüdischen Stadt zu werten, aber mehr noch rührte sie aus dem modernen Gefühl einer epochalen Überlegenheit, dem Bedürfnis, Neues zu schaffen, das jenes Alte ohnehin in den Schatten stellen würde.²⁹

Wechselnde Aufmarschplätze

In diesem engmaschigen Netz von Bezügen und Symbolen, die wie Knoten größere Löcher stopften, wurde in der Innenstadt eine Reihe von zentralen Plätzen geschaffen. Der repräsentative Zentralplatz der Neustadt, der in der Zwischenkriegszeit von Spuren russischer Herrschaft gereinigte „Platz der Freiheit“, dessen Freiheitsstatue 1939 von der sowjetischen Verwaltung zerstört wurde, verwandelte sich nach dem Zweiten Weltkrieg in den „Leninplatz“. Anstelle des Palastes von Antoni Tyzenhauz war in der Achse der abgerissenen Kirche eine Statue von Vladimir Lenin errichtet worden. Dahinter brannte das Ewige Feuer auf dem Ehrenfriedhof der gefallenen Helden der Befreiung Grodnos. Auf dem so eingerahmten Platz wurden nun so lange die Aufmärsche zu den hohen Feiertagen der Sowjetunion abgehalten, bis er zu klein war und somit seine Funktion nicht mehr

²⁸ Thomas M. Bohn, „Das „neue“ Minsk – Aufbau einer sozialistischen Stadt nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Handbuch der Geschichte Weißrusslands, hrsg. v. Dietrich Beyrau u. Rainer Lindner. Göttingen 2001, S. 319-333.

²⁹ Die einzelnen sowjetischen Planungsphasen und ihr historischer Kontext sind gut dargestellt in: Viktor I. Kudrjašev, Grodno. Minsk 1960.

erfüllte. Deshalb wurde der einstige Marktplatz „plac Stefana Batorego“ soweit ausgedehnt und eingeebnet, dass er als „Sovetskaja Ploščadz“ für die Mai- und Novemberdemonstrationen groß genug war. Damit blieb von den ursprünglichen Einfassungen des „plac Stefana Batorego“ nach dem Abriss von Rathaus und Fara Witolda nur die Jesuitenkirche erhalten, der mit dem Palast der Textilarbeiter eine entsprechende Baumasse entgegengesetzt wurde. Nachdem auch dieser Platz zu klein und nicht mehr repräsentativ genug war, schuf man auf dem Gelände der Grodnoer Schweiz, eines Bürgerparks entlang der Horodničanka, eine noch größere Fläche. Als deren Kulisse fungierte seit 1989 der neu errichtete Sitz des Exekutivkomitees der Stadt. Das so umrahmte Areal wurde nun zum „Leninplatz“, und das nebenan befindliche frühmoderne Ensemble der Neustadt erhielt den Namen ihres Gründers: Tyzenhauz. So entstand die schizophrene Situation eines sichtbar gemachten historischen Platzes und eines direkt an ihn grenzenden Aufmarschplatzes, beide nur getrennt durch die Grodnoer Außenstelle des Nationalarchivs der Republik Belarus. Sie stehen für zwei Seiten einer Medaille: der sich großzügig repräsentierenden sowjetischen Staatsmacht und der späten Einsicht in den historischen Wert des urbanistischen Gesamtgebildes. Der Erhalt des trennenden Gebäudes aus dem Neustadtensemble des späten 18. Jahrhunderts ist darauf zurückzuführen, dass es Ende der 1980er Jahre zu einer Einigung verschiedener Interessensgruppen kam: Die engagierten Bürger und Wissenschaftler akzeptierten die Einebnung der Hälfte ihrer Grodnoer Schweiz aufgrund der Zusage von ausreichenden Mitteln zur Sanierung des historischen Gebäudes des Nationalarchivs. Die Hälfte des Parks zu retten, war zu diesem Zeitpunkt auch für sie unreal. Die Veränderung der zentralen Plätze kann damit nicht nur als Ausdruck eines bestimmten Geschichtsnarratives gewertet werden, sondern richtete sich auch nach den aktuellen Bedürfnissen der Stadt.

Widersprüchliche Erinnerungsorte

Ein Erinnerungsort, der als Beispiel für die Modifizierung bestehender Narrative und damit für die Kontinuität der Erinnerung selbst steht, ist das Werk von Eliza Orzeszkowa.³⁰ Die polnische Schriftstel-

³⁰ Folgende Darstellungen geben einen guten Überblick über ihre Tätigkeit: Edmund Janowski, Eliza Orzeszkowa. Warszawa 1964; Andrzej Romanowski, *Pozytywizm na Litwie*.

lerin, die bis zu ihrem Tod 1910 in Grodno gelebt hatte, dient sowohl für die polnische als auch für die sowjetische und nunmehr für die weißrussische Stadt als Integrationsfigur. Gründe hierfür findet man in ihrem im Geiste des Realismus gehaltenen Oeuvre selbst, das in Form von Romanen, Erzählungen und Briefen eine Vielzahl von Beschreibungen Grodnoer Lebenswelten des ausgehenden 19. Jahrhunderts enthält. Da sich die Eiserne Lady, wie sie von sowjetischen Hippies in den 1980er Jahren am Fuße ihres Denkmals genannt wurde, über die Schriftstellerei hinaus als Bürgerin der Stadt verstand, bereitet gerade ihr Engagement für verschiedene Bevölkerungsgruppen den nachfolgenden Generationen die Möglichkeit, sich mit ihr zu identifizieren. So trat sie nicht nur für den Erhalt polnischer Kultur und Sprache in der russifizierten Stadt ein, sondern bemühte sich auch, die Emanzipation des litauischen Judentums publizistisch zu begleiten. Darüber hinaus war ihr – trotz ihrer Herkunft aus einer adligen Familie – die Welt der weißrussischen Bauern nicht fremd. Gemeinsam mit dem Schicksal des Landadels beschrieb sie auch ihre Wirklichkeit. So wurde es sowohl Juden als auch Polen und Weißrussen möglich, die emanzipatorischen Züge Orzeszkowas zu schätzen, obwohl sie im Kern immer als polnische Patriotin handelte. Für die sowjetische Propaganda wurde Orzeszkowa wichtig, weil sich ihr Wirken im Vergleich zur Mehrzahl ihrer Zeitgenossen als demokratisch und fortschrittlich deuten ließ. So hatte sich Orzeszkowa nach dem einschneidenden Brand von 1885 vor allem für die armen Opfer stark gemacht – egal welcher ethnischen Gruppe sie angehörten. Einen weiteren wichtigen Aspekt stellt ihr Holzhaus dar, das sie nach dem Großbrand bewohnte und das bis heute trotz der Verschiebung um einige Meter und der damit einhergehenden Rekonstruktion erhalten ist. Dadurch, dass Orzeszkowas Werk hier mit einem konkreten Ort sowie den mit ihm verwobenen Erzählungen verbunden ist, war sie über die Jahrzehnte präsenter als andere Personen, die gleichfalls in Grodno gewirkt hatten.

Ausdruck der Kontinuität dieses zentralen Erinnerungsortes der Stadt ist weiterhin die nach ihr benannte Straße. So wurde der nach Gründung der Zweiten Polnischen Republik eingeführte Name „ulica Orzeszkowa“ selbst zu Zeiten des Stalinismus beibehalten, als die pol-

Polskie życie kulturalne na ziemiach litewsko/białorusko/inflanckich w latach 1864–1904 [Positivismus in Litauen. Polnisches Kulturleben auf litauisch-polnisch-livländischem Gebiet 1864–1904]. Kraków 2003. Über ihren Bezug zu Grodno: K.I. Musiënko, Pismenica z Priniomanskaha kraju [Die Schriftstellerin aus dem Memelgebiet], in: Żabrun, Pamiat' Hrodna (wie Anm. 1), S. 245-251.

nischen Bürger Grodno zu Tausenden verlassen mussten. Die ortstypische sprachliche Unsicherheit im Dreieck zwischen Polnisch, Russisch und Weißrussisch führte noch Jahre nach Kriegsende zu improvisierten Formen des Namens: „ulica Ožeškowoj“, „Areškowoj“ oder „Ažežka“, bis man sich letztlich auf eine korrekte weißrussische Form „ulica Ažeški“ bzw. seine russische Entsprechung „ulica Ožeško“ einigte, die bis heute nebeneinander existieren und an den Namen des Geschlechts des ersten Ehemannes Orzeszkowas erinnern. Trotz offizieller Kritik am Straßennamen wurde er bis 1991 nicht geändert. Danach erhielt das Erbe Orzeszkowas neue Aufmerksamkeit, da sie nun wichtiger Anknüpfungspunkt für die polnische Bewegung, aber auch für weißrussische Aktivisten wurde. Abschließend lässt sich sagen, dass die Erinnerung an Eliza Orzeszkowa für eine lokale Tradition steht, in der zwar das eigene kulturelle Erbe gepflegt wird, aber auch andere ethnische und soziale Gruppen in das eigene Wirken einbezogen werden. Außerdem war sie für jede der Epochen neu deutbar: einmal national, dann demokratisch fortschrittlich und letztlich – unabhängig vom Regime – als lokale Größe, auf die sich auch ein Bezug lohnt.

Als Gegenbeispiel eines Bruchs soll hier der Mythos des *Großen Vaterländischen Krieges* angeführt werden. Das sich nach dem Zweiten Weltkrieg in der gesamten Sowjetunion herausbildende Narrativ vom siegreichen sowjetischen Volk hatte im Westen Weißrusslands besondere Konnotationen und musste zwangsläufig zur Ausgrenzung ganzer Bevölkerungsgruppen sowie zum Bruch mit bestimmten Traditionen der Region führen, da den in der Region agierenden Einheiten der polnischen Heimatarmee sowie anderen nicht sowjetischen Partisanenverbänden die Rolle von Verrätern und Banditen vorbehalten war. In der Stadt manifestierte sich der Mythos von der heldenhaften Befreiung bis heute in einer Vielzahl von Soldatenfriedhöfen, Denkmälern, Gedenktafeln und dem klassischen heidnischen sowjetischen Opferhügel „Kurhan Slavy“ (Heldenhügel).

Dabei wurde die Befreiung als Wiederherstellung der Sowjetmacht zu einem Akt der Kontinuität verklärt, da gleichzeitig verschwiegen wurde, dass diese schließlich erst 1939 auf militärischem Wege errichtet worden war. Dass es sich aufgrund der Folgen von sowjetischen Deportationen und des von den Deutschen forcierten Holocausts sowie dem mit Kriegsende einsetzenden Bevölkerungsaustausch um einen einschneidenden Bruch handelte, wird durch die Erzählung vom „Großen Sieg“ antizipiert. Denn dieser bot den Überlebenden allein die Rollen der soldatischen Helden, der patriotischen Mütter

sowie des produktiven Hinterlandes. Nur auf wenige Bewohner des alten Grodnos traf eine der Kategorien zu, da die Stadt drei Jahre unter deutscher Besatzung war. Für die neuen Grodnoer hingegen wurde er ein Gründungsmythos. Diese Funktion ist für die erst 1939 annektierten Gebiete der Sowjetunion entscheidend, da sie die Möglichkeit bot, diese in eine gesamtweißrussische und allsowjetische Erzählung zu integrieren. Dieser Mythos, der in Belarus mit dem geflügelten Wort der *Partisanenrepublik* verbunden ist, wird noch zum Beginn des 21. Jahrhunderts im Grodnoer Staatlichen Historisch-Archäologischen Museum in Form einer ausgedehnten Ausstellung repräsentiert. Diese drei Jahre nehmen hier deutlich mehr Platz ein als das 18. und das 19. und das frühe 20. Jahrhundert zusammen. Dass der Holocaust und die Aussiedlung der Polen nicht namentlich genannt werden, versteht sich nach sowjetischer Logik von selbst: Es handelt sich nicht um relevante Narrative für die Erzählung sowjetischer Geschichte. Um diese nachhaltig zu überschreiben, mangelt es derzeit vor allem an politischem Willen.

Zwar wurde wie anderswo eine Parallele zu den Napoleonischen Kriegen hergestellt, indem z.B. auf den kurzen Aufenthalt des russischen Feldherren Suworow in Grodno verwiesen wird. Auch ließ sich die mehrfache und zumeist erfolglose Belagerung der Grodnoer Festung durch den Deutschen Orden anführen. Aber an direkten Bezugspunkten fehlte es den neuen sowjetischen Machthabern – denn im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts wurden allein die inneren Aufstände niedergeschlagen, und 1920 waren die Bol'sheviki im polnisch-sowjetischen Krieg unterlegen. Dass selbst im Bruch gewisse Kontinuitätslinien auszumachen sind, zeigt eine räumliche Bestandsaufnahme der Heldengräber. So finden sich auch auf der alten orthodoxen Nekropolis sowjetische Soldatengräber. Und die ersten Massengräber wurden am Rande des Soldatenfriedhofs aus dem Ersten Weltkrieg angelegt, auf dem noch ein polnisches, ein deutsches und ein russisches Gräberfeld vorhanden waren.

Die Zukunft der Vergangenheit

Wie anhand von Straßennamen, Gotteshäusern und Plätzen gezeigt, wurde in Grodno je nach Ideologie und pragmatischen Bedürfnissen eine Form der Modifizierung, Freilegung oder des Überschreibens historischer Bezüge gewählt. Der Reichtum der Stadt an der Memel besteht heute gerade in der daraus resultierenden Vielschichtigkeit.

Charakteristisch für die Gegenwart ist dabei ein andauernder Streit um die Umdeutung der Grodnoer Vergangenheit im Rahmen einer neueren weißrussischen Geschichte. Die Stadtverwaltung verfolgt seit dem Amtsantritt von Aleksander Lukaschenko einerseits die Konservierung der historischen Substanz, soweit sie als sanierungswürdig gilt, andererseits stärkt sie sowjetische Akzente durch das Herausstellen von Elementen des Großen Vaterländischen Krieges und die Marginalisierung jenes kulturellen Erbes, welches mit dem historischen Litauen verbunden ist. Am deutlichsten kommt dies zum Ausdruck auf dem Schlossberg, wo die Dauerausstellung im Alten Schloss noch ein gänzlich unverändertes sowjetischen Narrativ aufweist. Das Neue Schloss, das bis 1991 als Sitz des Bezirksparteikomitees diente, wurde zwar dem Museum und einer öffentlichen Bibliothek übergeben, aber geschichtspolitisch wurden außer einer kleinen Gedenktafel und einer Ausstellung über die Geschichte des Gebäudes nur wenige, undeutliche Zeichen gesetzt.

Auf symbolischer Ebene kam es 1995, als die nach 1991 aktiven Lokalpolitiker zum großen Teil von den Leuten Lukaschenkos ausgewechselt wurden, zu einem symbolhaften Vorfall: Die Anhänger einer lokalen Geschichtstradition, die sich an der Geschichte des Litauischen Großfürstentums und der Rzeczpospolita orientierten, bemühten sich, den roten Stern der Bol'sheviki auf der Dachspitze durch das Stadtwappen des Heiligen Hubert zu ersetzen. Dieses war bereits von einem Kunsthandwerker angefertigt worden und sollte auf dem Dach installiert werden. Doch die Spitze mit dem Roten Stern war so hoch, dass der erste herbeigeholte Kran diese nicht sichern konnte. Während Alpinisten bereits das Abheben vorbereiteten und ein größerer Kran unterwegs war, fuhren schwarze Limousinen der Bezirksverwaltung vor und verhinderten das Entfernen des roten Sterns. Diese Anekdote ist selbst zur Geschichte über die Politik der Verwaltung geworden, die vom Lager der weißrussischen Nationalisten als Kräfte einer fremden Macht gesehen werden, um ihren zum Teil feindlichen Umgang mit Aspekten der lokalen Geschichte zu begründen.³¹

Auch wenn der Geschichts-Diskurs über Grodno als post-sowjetische Stadt durch das Regime Lukaschenkos gestützt wird, hat sich nach 1991 – basierend auf der nach dem Krieg geschaffenen sowjetischen Intelligenzija – eine Bürgerschaft gebildet, die bereit ist, für ihre

³¹ Es kursieren in Grodno verschiedene Versionen. Diese wurde erzählt von dem Augenzeugen Ales Gostev, 12.3.2006 Grodno.

Vision der lokalen Geschichte einzutreten. Sie hat zwar bei den Versuchen, Straßenumbenennungen voran zu treiben, Ausstellungen zu kreieren und einzelne Gebäude vor dem Abriss zu bewahren, oft Niederlagen erlitten, aber aufgrund der Vielzahl von Hochschulen und Museen hat sie gewisse institutionelle Rückzugsmöglichkeiten und kann im Schutz der Wissenschaft bis zu einem bestimmten Grade ihren Leidenschaften frei nachgehen. Diese Gruppe von Historikern, Kunsthistorikern, Archäologen, Ethnologen und Kulturwissenschaftlern steht zwar im steten Widerspruch zur Verwaltung. Aber dennoch garantiert sie aufgrund ihres Wissens und ihres Engagements auf Dauer, dass neue und alte Kontinuitätslinien nicht abbrechen werden.

Kaliningrad, Mythos der Weltschöpfung¹

von Alexander Sologubov

1.

„Der Krieg war vorbei, er blieb aber allgegenwärtig (...)“

Der Krieg gehört zu den wichtigsten Ereignissen in der Geschichte des Kaliningrader Gebiets. So beginnen Kaliningrader Geschichtsdarstellungen mit Kriegsschilderungen (einzelne Ereignisse der „Ostpreußischen Operation“). Sie erzählen freilich von einem anderen Krieg als die nüchternen Berichte von der Front oder die emotionalen Propagandatekste, die „den Angriffsgeist der Soldaten weckten und sie zu Heldentaten anfeuerten“.² Es handelt sich hier vielmehr um das historische Heldengenre des Kriegsepos. Das Ergebnis sind rhetorisch reich ausgeschmückte Texte.

„Ein Gewässer unter Feindeschuss zu überqueren, ist immer eine äußerst schwierige und gefährliche Angelegenheit. Doppelt und dreifach kompliziert und riskant wird sie, wenn der Fluss eine Stadt durchfließt, seine Ufer durch steinerne Häuserblöcke verbarrikadiert sind, und der Feind in wachsender Erbitterung aus jedem Winkel, Tor und Fenster schießt und schießt und schießt. Granaten detonieren, endlos erklingt das Pfeifen der Granatsplitter, das Donnern der empor geschleuderten Steine. Heulend fliegen Minen vorbei. Von vorne und hinten, von links und rechts ertönen ihre todbringenden Schläge. Einige Granaten und Minen gehen im Wasser hoch. Unheilbringende, kalte Fontänen schäumen an gerade erst errichteten Brücken und Booten mit ohnehin von Kugeln und Stahlsplintern durchlöcherten Bordwänden hoch (...) Der durch die Explosionen angeschwollene Pregel löscht und zerschlug die Reflexionen der schrecklichen Brandstellen. Das Feuer des Feindes hatte enorme Kraft. Die Festungsstadt, diese Stadt, die so wirkungsvoll zur Verteidigung angelegt worden war

¹ Der Verfasser bedankt sich bei der Gerda Henkel Stiftung für die Unterstützung des Projekts „Kultur im ‚fremden‘ Raum. Russische Aneignungserfahrung der neuen Grenzländer in der Nachkriegsperiode“, in dessen Rahmen der vorliegende Aufsatz entstand.

² S.E. Popov, *Artillerijskie udar'.* Stranicy vospominanij [Sturm der Artillerie. Erinnerungen]. Kaliningrad 1977, S. 35.

und der längsten Belagerung standhalten konnte, dieses Königsberg fiel.“³

1944 und 1945 druckten die führenden sowjetischen Zeitungen Texte, in denen sich das ganze Standardsortiment der Attribute und Metaphern finden lässt, das für das Land und seine Bewohner in der vorsowjetischen Zeit reserviert war:

Preußen: „preußisches Wespennest“, „Zuchtstall der deutschen Generäle“, „eine der dunkelsten Folterhöhlen Deutschlands“, „Raubtierhöhle“, „Schlangenhöhle“, „Höhle der menschenfeindlichen düsteren Reaktion“, „Bollwerk und Vorposten des deutschen Vordrängens in den Osten“, „Zahn im Maul der faschistischen Viper“, „Sprungbrett für den deutschen Marsch nach Osten und in die baltischen Staaten“, „Räubernest“, „der gierig ausgestreckte Arm“.

Königsberg: „die schwarze Stadt Europas“, „das alte Bollwerk des preußischen Militarismus“, „das Herz des germanischen Imperialismus“, „die allerheiligste deutsche Militärclique“, „das Zentrum der deutschen Verbrechensgeschichte“, „die Räuberstadt“, „die preußische Räuberhöhle“.

Die Bewohner der Stadt: „Teutonen – die Vorfahren der heutigen Faschisten“, „Ritterhunde“, „Räuber“, „Banditen“, „teutonische Ritterhunde“. Die Liste ließe sich fortführen.

Wie erfolgreich diese Propaganda war, lässt sich zum Beispiel in den Erinnerungen eines Neusiedlers nachlesen, der 1946 nach Kaliningrad zur Arbeit in der dortigen Waggonfabrik geschickt worden war:

„Von Königsberg hatten wir schon gehört. Wir wussten, dass Königsberg früher die Hauptstadt Ostpreußens und ein Bollwerk der deutschen Militärclique gewesen war. Und dorthin – in den äußersten Westen des Landes – sollten wir also gehen.“⁴

„Kanonische“ Texte oder Fragmente wurden in den folgenden Jahren immer wieder mehr oder weniger stark abgewandelt reproduziert. So brachte die „Pravda“ im April 1945 einen großen Beitrag zur gerade erfolgten Eroberung der Stadt. Darin fand das Königsschloss besondere Beachtung: „(...) im Zentrum der Hauptstadt steht die Festung, ein spitz zulaufender Steinblock von ungeheuerem Ausmaße,

³ Pri šturme Kėnigsberga. Pereprava. Passkazy ob artilleristach [Der Sturm auf Königsberg. Über den Fluss. Erzählungen von den Artilleristen], in: Kaliningradskaja Pravda vom 23.11.1952.

⁴ I.V. Novikov, leitender Verfahrenstechniker der Waggonfabrik; Pervye dumpkary [Die ersten Güterloren], in: Prodolženie podviga [Fortsetzung der Heldentat]. Kaliningrad 1967, S. 127.

in den Galerien, Gänge und Kasematten gebohrt, gehauen und gemeißelt sind. Sie reichen tief unter die Erde (...)“⁵

Dem Verfasser eines späteren Textes (1951) hatte diese Metabole wohl gefallen, und so wiederholte er sie einfach: „Im Zentrum des preußischen Räuberstaates stand eine Festung, in die Galerien und tief unter die Erde reichende Kasematten gebohrt, gehauen und gemeißelt waren.“⁶

In den folgenden Jahrzehnten erscheinen immer wieder Texte über den Beginn der Kaliningrader Geschichte, die von einem gleich bleibenden, vergleichsweise kleinen Autorenkreis geschrieben werden. Die Verfasser greifen regelmäßig auf den bekannten Fundus der „kanonischen“ Bilder zurück. So liest sich einer der späteren sowjetischen Texte folgendermaßen: „Der Ostpreußenfeldzug der sowjetischen Armee, in dessen Verlauf das Nest des preußischen Militarismus für immer zerstört wurde, gehört zu den glorreichsten Ereignissen des Großen Vaterländischen Krieges. (...) Die alte Festung der teutonischen Kreuzritter, dieser Ritterhunde, hatten die Nazis in drei dicht gestaffelten Verteidigungsringen umstellt. (...) Am Mittag gingen die Stoßtrupps zum Angriff über. (...) Der Totenkampf der Festung begann. (...) Die Festungsstadt Königsberg, Garnison und Bollwerk des preußischen Militarismus und der faschistischen Aggression gehörte der Vergangenheit an.“⁷

Die aus der Kriegspropaganda entstandene (und für die Kriegszeit nicht unpassende) Rhetorik wurde für die jüngeren Bewohner Kaliningrads zur Normalität. Ihre Geschichtskenntnisse beruhten auf einer relativ kleinen Sammlung Kaliningrader Texte von der Art, wie wir sie bereits kennen gelernt haben. In einem Geschichtslehrbuch finden sich beispielsweise die Arbeitsanweisungen:

- „1. Definiert die Bedeutung des Ostpreußenfeldzuges für den Sieg der Sowjetischen Armee im Großen Vaterländischen Krieg.
2. Berichtet vom Heldenmut und von der Tapferkeit der sowjetischen Soldaten, die in Ostpreußen gekämpft haben. (...)“

⁵ Padenie Kënigsberga [Der Fall Königsbergs], in: Pravda vom 13.5.1945.

⁶ E. Merzljakova, Šturm Kënigsberga. K 6-letiju šturma i vzjatija Kënigsberga [Der Sturm auf Königsberg. Zum 6-jährigen Jubiläum der Einnahme Königsbergs], in: Kaliningradskaja Pravda vom 7.4.1951.

⁷ Kaliningradskaja oblast'. Očerki stanovlenija i razvitija [Das Gebiet Kaliningrad. Studien zu Entstehung und Entwicklung]. Kaliningrad 1988, S. 13 f.

7. Bereitet eine Leserkonferenz für Schüler vor, in denen Bücher über den Ostpreußenfeldzug besprochen werden. Führt diese durch.“⁸
So wurde sichergestellt, dass eine Tradierung dieser Vorstellungen bereits *ab incunabulis* stattfand.

„Carthagem esse delendam“

Wie in mythischen Vorstellungen über die Entstehung der Welt herrschte auch vor der Gründung des Kaliningrader Gebiets Chaos, Dunkel und Kälte.

„Die umzingelten deutsch-faschistischen Truppen entzündeten und sprengten am Vorabend ihres Untergangs alles, was den Russen von Nutzen hätte sein können. Sie zerstörten dabei auch die Waggonfabrik, ein großes Privatunternehmen in der Stadt. V.P. Gorbunov fand Berge von Ziegeln und Schotter sowie Dampfkraftanlagen, Schmiede- und andere Werkstätten vor, die einfach so zerstört worden waren (...)“⁹

„In Tapiau, heute Gvardejsk, haben die Deutschen im Krieg die Wasserleitung und Kanalisation vollständig zerstört, das Elektrizitätswerk niedergebrannt und viele Betriebe lahm gelegt. Die Wiederherstellung der Kommunalwirtschaft ist inzwischen fast vollendet. Heute sind Wasserleitung und Kanalisation sowie das Kraftwerk wieder in Betrieb. Auch das Kino ist wieder geöffnet.“¹⁰

„Denjenigen, die nach der Einnahme Königsbergs als erste die Mühle betraten, bot sich ein unschöner Anblick: Überall lagen Haufen zerschlagener Ziegelsteine und Eisenteile; in den Werkstätten standen verwüstete Maschinen und Werkbänke regungslos inmitten von Gerümpel.“¹¹

„Die Fernmeldetechniker haben mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die deutschen Truppen haben die Post gesprengt und die Leitungen in der Stadt und im Umkreis zerstört.“¹²

⁸ Istorija našego kraja. Posobie dlja učaščichsja [Geschichte unserer Heimat. Lehrbuch für Schüler], hrsg. v. G.V. Birkovskij, V.S. Isupov u. I.A. Fartun. Kaliningrad 1990, S. 51 f.

⁹ Vasilij Petrovič Gorbunov, in: Kaliningradsckaja Pravda vom 17.12.1946.

¹⁰ Vosstanavlivaetsja gorodskoe kommunal'noe chozjastvo [Die Kommunalwirtschaft wird wiederhergestellt], in: Kaliningradsckaja Pravda vom 21.3.1947.

¹¹ Na sovetskij lad [Auf Sowjetart], in: Kaliningradsckaja Pravda vom 23.3.1948.

¹² Zasluzennaja blagodarnost' [Verdiente Dankbarkeit], in: Kaliningradsckaja Pravda vom 18.2.1947.

Die Beschreibung dieses Anfangszustandes der völligen Zerstörung und des Verfalls dessen, was früher auf diesem Boden stand, sollte in den folgenden Jahren zum Gemeinplatz werden.

„Vor zwanzig Jahren gab es hier ja nichts. Als die Nazis abzogen, wollten sie uns weder Haus noch Hof hinterlassen, wie man so sagt. Wir mussten alles neu aufbauen. Das waren schwere Zeiten.“¹³

Dieser Topos ist nicht nur in Massenpublikationen wie Zeitungen oder Büchern, sondern zum Beispiel auch in offiziellen Auskünften anzutreffen. Auch dort besitzt er keine konkrete, informative, sondern rein rhetorische Funktion.

Die anfängliche, jeder faktischen Grundlage entbehrende Auflistung von Fällen der Zerstörung wurde später zur rhetorischen Figur, zum Sprachmittel, zur obligaten Referenz, auf die die Auflistung der Errungenschaften der sozialistischen Wirtschaft folgte. In späteren Texten klingt das Thema des Anfangs etwa so:

„Die ersten Bauleute des Gebiets hatten es nicht leicht. Der Krieg hatte hier schreckliche, scheinbar irreparable Spuren hinterlassen. Aus leeren, schwarzen Augenhöhlen blickten die Skelette der niedergebrannten Gebäude. Überall Haufen von Ziegeln und verbogenem Eisen. Selten sah man Häuser, die wie durch ein Wunder unversehrt und bewohnbar waren. Keine Industriebetriebe, keine öffentlichen Verkehrsmittel, keine funktionierende Kanalisation, kein Stromnetz – so sah Kaliningrad, das Zentrum des gerade gegründeten Gebiets, aus. (...) Die wenige Ausrüstung, die in den halbzerstörten Betrieben noch da war, konnte größtenteils nicht in Betrieb genommen werden. Es fehlten Strom und Rohstoffe; keins der verbliebenen Kraftwerke war funktionstüchtig. Fernleitungen, Schienenwege und Bahnhöfe waren beschädigt, die Brücken hatte der Feind hinter sich gesprengt, das rollende Material, die öffentlichen Verkehrsmittel und die kommunalen Wohnungsbauunternehmen, die Wasserleitung und die Kanalisation – alles war unbrauchbar. Viele Felder und Wälder waren überflutet. Das Bodenmeliorationssystem funktionierte nicht mehr und es gab keine technische Dokumentation zu den Parzellen des geschlossenen Drainagesystems. Granattrichter, Laufgräben und Schützengräben hatten die Felder aufgerissen.“¹⁴

„In den Städten und Dörfern des Gebiets gab es keinen Strom. Wasserleitung und Kanalisation waren nicht funktionstüchtig. An den

¹³ I.I. Šurinov, Vorsitzender der Kolchose „Gor'kij“ im Rayon Pravdinsk; Šagi sažen'i [Riesenschritte], in: *Prodolženie podviga* (wie Anm. 3), S. 164.

¹⁴ *Kaliningradskaja oblast'* (wie Anm. 6), S. 20-23, 25.

Straßen reihten sich finstere Häuserruinen aneinander, die aus den leeren Augenhöhlen ihrer Fenster blickten; ihre schwarzen Schornsteine schienen sich dem Himmel entgegenzurecken. Es war beklemmend, bei Einbruch der Dunkelheit durch die Straßen zu laufen.“¹⁵

„Aus einem völlig zerstörten Land schufen die Sowjetbewohner ein blühendes Gebiet (...)“

Die Deutschen vernichteten bei ihrem Rückzug ein Großteil dessen, was sie geschaffen hatten. Der Rest wurde im Zuge der Kampfhandlungen zerstört. Die sowjetischen Siedler erbauten – gleichsam aus dem Nichts – eine neue Welt auf den Trümmern der alten. Und die neue Welt war, wie könnte es anders sein, besser als die alte. So der allgemeine Tenor.

Materiell wurde Königsberg beim Sturm auf die Stadt, der am 9. April 1945 beendet war, zerstört. Am 4. Juli 1946 verschwand Königsberg *de jure*, und Kaliningrad erschien auf der Landkarte. Dass es sich bei Kaliningrad um eine *neue* Stadt handelt, betonen nun Texte mit unterschiedlichster Thematik.

„Tausende junger Enthusiasten kamen von nah und fern nach Kaliningrad, um auf den Trümmern der ehemaligen preußischen Hauptstadt, auf altem slawischen Boden, die neue sozialistische Stadt aufzubauen.“¹⁶

„(...) Ich bin wieder hierher gekommen, um am Ort des zerstörten Königsberg die neue Sowjetstadt Kaliningrad aufzubauen.“¹⁷

„Neue sowjetische Städte – Kaliningrad, Sovetsk, Černjachovsk, Gusev, Bagrationovsk und andere – sind auf den Trümmern entstanden; sie werden nach neuer Art, nach Sowjetart, gebaut.“¹⁸

„(...) vor langer Zeit musste das Stadtkomitee die Straßen unserer jungen Stadt, die im Krieg von Bomben und Granaten völlig aufgerissen waren, in Ordnung bringen.“¹⁹

¹⁵ Istorija našego kraja (wie Anm. 7), S. 53.

¹⁶ Konferencija komsomel'cev Kaliningrada [Konferenz der Kaliningrader Komsomolzen], in: Kaliningradskaja Pravda vom 14.2.1948.

¹⁷ Armija osvoboditelej [Die Armee der Befreier], in: Kaliningradskaja Pravda vom 22.2.1948.

¹⁸ V novom godu – k novym pobedam [Im neuen Jahr zu neuen Siegen], in: Kaliningradskaja Pravda vom 1.1.1948.

¹⁹ V. Chersonskij, O jamach i bugrach na trotuarach [Löcher und Hindernisse auf den Gehsteigen], in: Kaliningradskaja Pravda vom 15.2.1948.

Das propagandistische Pathos des *Neubeginns* führte zu inhaltlichen Widersprüchen in den Texten selbst. So etwa im folgenden Text: „die junge fünfzehn Jahre alte Stadt“ – „der große deutsche Philosoph Kant“ – „die Schlossruine“ – „die Bronzestatue Il'ičs“.²⁰

„Wir verlassen unsere freundlichen Gastgeber und fahren ins Stadtzentrum, deren wirkliche Geschichte vor fünfzehn Jahren begonnen hat. Die Stadt ist jung und schön. Sie befindet sich im Aufbau und wächst. Um die Mauern der Börse wurde ein Bauzaun gezogen – hier soll das Kulturhaus der Seeleute entstehen. Die Insel, die die Bewohner der Stadt ohne offizielle Genehmigung nach dem großen deutschen Philosophen Kant benannt haben, wird begrünt. Die Balustrade des zerstörten Schlosses wurde restauriert. Gelb erstrahlen die neuen Häuser an der Žitomirskaja Ulica. Ein Stückchen weiter, auf dem Platz mit dem stolzen Namen, hebt sich deutlich die Bronzestatue Il'ičs vor dem tiefblauen, friedlichen Himmel ab.“²¹

Mit dem Begriff der „Zeit“ passierten merkwürdige Dinge. Die sowjetische Geschichtsschreibung gab eine eigene Temporalität vor: „Zeitlich gesehen ist die zwanzigjährige Geschichte Kaliningrads kurz. Was aber in unserer Stadt innerhalb eines Jahres passiert, würde anderen Städten für Jahrzehnte reichen.“²²

Der *Neubeginn* führte manchmal zu dem einen oder anderen Lapsus. So zitiert der Verfasser eines Artikels zum 19. Jahrestag des Sturms auf Königsberg aus einem Brief, den die Redaktion der Kaliningradsckaja Pravda von einem Soldaten erhalten hatte: „Ich habe viele schöne Städte und Dörfer gesehen. Viele stehen unserem Kaliningrad wohl in nichts nach. Aber es gibt für mich auf der ganzen Welt keine Stadt, der ich mich näher oder verbundener fühlte, als der, die wir im Frühjahr 1945 erstürmt haben (...) Ich möchte es in die ganze Welt hinausschreien: Ruhm sei den Menschen, die auf brennender Erde neues Leben erschaffen haben!“²³

Im Frühjahr 1945 hatten die sowjetischen Truppen mehrere deutsche Städte gestürmt; aus dem Kontext ergibt sich, dass der Autor seine Liebeserklärung an Königsberg adressiert.²⁴

²⁰ V. Evrasov, Fëdor Kotov prichodit v znakomyj dom...“ [Fëdor Kotov kommt in ein vertrautes Haus...], in: Kaliningradsckaja Pravda vom 9.4.1960.

²¹ Ebenda.

²² V.V. Ščagin (Prorektor des Technischen Instituts Kaliningrad), Gorod nauki o more [Die Stadt der Meereskunde], in: Prodolženie podviga (wie Anm. 3), S. 91.

²³ A. Bruskin, Zdes' stojali batarei [Hier standen die Batterien], in: Kaliningradsckaja Pravda vom 9.4.1964.

²⁴ Dieses Versehen weist auf ein tiefer liegendes Problem, das die Stadtbewohner bis heute nicht gelöst haben. Wenn heute über die Umbenennung der Stadt, über Jubiläumsfeiern

In frühen Kaliningrader Texten ist eine natürliche Rhetorik der Wiedergeburt und Neuerschaffung zu finden, die zwar einerseits ideologisch gefärbt ist, andererseits aber eine wichtige Funktion erfüllt: Sie erleichtert den Neusiedlern die mentale Aneignung des Gebiets und die Konstruktion einer räumlichen Identität. Dort finden sich Formulierungen wie „das Zerstörte zu neuem Leben erwecken“, „aus der Asche aufsteigen“, „neues Leben zeugen“, „Leben einhauchen“, „neues Leben auf neuem Boden erschaffen“, „Wurzeln im neuen Land schlagen“, „erhabener Patriotismus“, „Held der Arbeit“, „heldenhafte Neusiedler“. Die schöpferische Tätigkeit der neuen Gemeinschaft führte zu verblüffenden Ergebnissen. Es ereigneten sich buchstäblich mystische Wiedergeburten und „wundersame Verwandlungen“.

„Im Herbst 1946 trafen die ersten Kolchosbauer auf die trostlosen Reihen der halbzerstörten Häuser und die tote Stille der von Unkraut überwucherten Felder. Aber das hat die Sowjetbürger nicht abgeschreckt. Sie machten sich sogleich ans Werk und richteten sich dauerhaft und mit Bedacht in dem neuen Land ein. Sie bekamen Unterstützung von der Sowjetregierung. Heute sind diese Häuser nicht wieder zu erkennen. Sie wurden renoviert, und in ihnen ist es warm und gemütlich.“²⁵

Der in den ersten Nachkriegsjahren entwickelte Beschreibungskanon fand noch Jahrzehnte später Anwendung: „Außerordentliche Bedeutung für die Stärkung des friedliebenden Lagers hatte die Entfernung des Wespennestes des germanischen Imperialismus, namentlich Ostpreußens. Wir Kaliningrader sind stolz darauf, in nur kurzer Zeit eigenhändig ein neues sowjetisches Gebiet – eine unbesiegbare Bastion des Friedens am westlichen Rand unserer Heimat – auf den Überresten dieses Wespennestes aufgebaut zu haben.“²⁶

„Aus einem Gebiet, das vor der Stadtgründung zerstört war, haben die sowjetischen Menschen ein blühendes Gebiet unseres weiten Landes geschaffen. (...) Man muss sich nur die Dörfer anschauen, die einst in Schutt und Asche lagen und heute durch die beharrlichen Bemühungen der sowjetischen Menschen zu Kolchosen geworden sind. Junge Städte, junge Dörfer. Ihre Entstehung begann in dem

oder über das Verhältnis zwischen Kaliningrad und Königsberg diskutiert wird, geht es letztlich immer um die Frage nach der Beziehung zwischen dem „Eigenen“ und dem „Fremden“.

²⁵ V kolchoze „Krasnyj Majak“ [In der Kolchose „Roter Leuchtturm“], in: Kaliningradskaja Pravda vom 23.3.1948.

²⁶ Znamenatel'naja data [Ein denkwürdiger Tag], in: Kaliningradskaja Pravda vom 10.5.1960.

Moment, als das Donnern der Geschütze verstummte und das Land in der Stille friedlicher Werkzeuge versank.“²⁷

„(...) Aufgeworfener Asphalt, Berge von Ziegelsteinen, Verschüttungen auf den Straßen, Bombentrichter, pockennarbig aufgepflügte Erde (...) Heute steht an diesem Ort eine neue, helle, friedliche Stadt.“²⁸

Frühe Kaliningrader Texte bewerten alles Deutsche negativ. Die Architektur der Deutschen, ihre private Flurbereinigung, ihre Prunkvillen und Lebensbedingungen sind der russischen Seele fremd und widersprechen der sozialistischen Lebensweise.

„Dem Ruf der Partei und Regierung folgend, kommen die sowjetischen Menschen nach Kaliningrad, wo sie von heißer Liebe zu diesem urslawischen Land, das dem Feind entrissen wurde, durchdrungen werden. Die Ruinen der fremden, nicht von uns gebauten Gebäude, die finstere Gotik der Städte, die tote Eintönigkeit der Dörfer weckt in den sowjetischen Menschen den Wunsch, hier so schnell wie möglich neues Leben erstehen zu lassen, die Städte und Dörfer auf sowjetische Weise umzubauen (...)“²⁹

Diese Haltung gegenüber dem Deutschen findet sich nicht nur in den „kanonischen“, bestimmte Beschreibungsmodelle vorgebenden Texten. In dem folgenden Text etwa wird von einer Fahrt nach Znamensk (Wehlau) in die dortige Papierfabrik berichtet. Auch hier versäumt es der Verfasser nicht, einige Spitzen gegen die Deutschen auszuteilen.

„Alles, was man an der Fassade des Hauses erkennen konnte, war eine braune Marmorplatte über dem Eingang. Gold vergangener Tage blitzt flüchtig auf, als vier Reihen gotischer Buchstaben sichtbar werden. Unbeeindruckt von dieser Inschrift und dem ganzen Haus gehen Sie weiter (...)“³⁰

Mit der Zeit wird der negative Unterton schwächer, und gegen Ende der 1980er Jahre ändert sich das Verhältnis zum Deutschen radikal. Nun sind Lobesworte an der Tagesordnung: „(...) die Vorzüge der Architektur früherer Zeiten sind offensichtlich: Gebäudesilhouetten, die die Seele aufwühlen, Stuckverzierungen, die das Auge erfreuen,

²⁷ N. Tichonov, V samoj zapadnoj [Im äußersten Westen], in: Na obnovlënnoj zemle. Sbornik [In einem neuen Land. Sammelband]. Kaliningrad 1974, S. 27.

²⁸ S čem svjazany pamjat' i žizn'. O pamjatnikach i pamjatnych mestach Kaliningradskoj oblasti [Woran Erinnerung und Leben geknüpft sind. Denkmäler und Gedenkstätten im Kaliningrader Gebiet]. Kaliningrad 1976, S. 4.

²⁹ Iduščie vpered [Die, die vorangehen], in: Kaliningradskaja Pravda vom 1.1.1948.

³⁰ Po sosestvu s rajonnym centrom [In Nachbarschaft zum Rayonzentrum], in: Kaliningradskaja Pravda vom 2.3.1948.

Fassadenlinien, an denen der Blick nicht müde wird, die Qualität des Mauerwerks und der Materialien, die harmonische Einbindung der Bauten in ihre Umgebung. Deshalb pflegten die Leute früher durch ihre Stadt zu spazieren und sich am Anblick der herrlichen Gebäude zu ergötzen. Versuchen Sie doch heute mal, einen ähnlichen Spaziergang zu unternehmen, über den Moskovskij Prospekt vielleicht. Sie werden sehen: Es ist sinnlos: Reihen identischer Fenster, Mauern, die in Plattenbauweise errichtet wurden, grobe Fugen und Balkonrippen, einförmige Häuserumrisse – das ist alles, was man sieht. Die nichts sagende Stadtumgebung fördert keine der wichtigen menschlichen Qualitäten, wie den Sinn für das Schöne, die Vorstellungskraft oder den Wunsch, das, was gefällt, nachzuahmen. Seelenlosigkeit ist der Preis für eine Welt, die ihre Begeisterung für das Schöne verloren hat.³¹

„Über die Vorzüge des sozialistischen Modells (...)“

Die Betonung der wirtschaftlichen und kulturellen Überlegenheit des Sozialismus gegenüber dem Kapitalismus beziehungsweise des Kaliningrader Gebiets gegenüber Ostpreußen durfte in Zeitungstexten der ersten Nachkriegsjahre nicht fehlen.

„Unsere Landwirtschaft hat großes Entwicklungspotenzial und wir stehen in der Pflicht, sehr viel reichere Ernten und höhere Einnahmen aus der Viehzucht als die preußischen Gutsherren zu erzielen.“³²

„Früher lebte hier die deutsche Bourgeoisie in den Luxusvillen und Hotels. Es gab weder Sanatorien noch Kuren.“³³

„Das Schema der deutschen Produktionsabläufe war zu veraltet, die Technik wurde nicht rational genutzt.“³⁴

Dieser Gegensatz zwischen dem in die Geschichte weisenden Ostpreußen und dem in die Zukunft blickenden Kaliningrader Gebiet spielte später keine Rolle mehr.

³¹ V. Sitovenko, Komfort i krasota [Komfort und Schönheit], in: Kaliningradsckaja Pravda vom 28.1.1989.

³² N. Terechov (Leiter der Umsiedlungsabteilung bei der Gebietsverwaltung für Zivilangelegenheiten), Chozjajstvennoe ustrojstvo pereselencev [Die wirtschaftliche Organisation der Umsiedler], in: Kaliningradsckaja Pravda vom 25.12.1946.

³³ L. Varšavskij, uspolnomočennyj Ministerstva zdravoochranenija RSFSR po pribaltijskim kurortam [L. Varšavskij, der Bevollmächtigte des Gesundheitsministeriums der RSFSR für Ostseekurorte]; Novye sovetskie kurorty [Die neuen sowjetischen Kurorte], in: Kaliningradsckaja Pravda vom 1.2.1947.

³⁴ D. Zarezin (Direktor der Mühle Nr. 2), Na sovetskij lad [Auf Sowjetart], in: Kaliningradsckaja Pravda vom 23.3.1948.

Gegen Ende der 1980er Jahre erscheint der Topos dann wieder, jetzt aber in umgekehrter Form: „Wir sind heute stolz darauf, dass Kaliningrad bisweilen als grüne Stadt bezeichnet wird. Dabei dürfen wir aber nicht vergessen, dass das uns umspülende „grüne Meer“ mit den Händen und der Hingabe derjenigen geschaffen wurde, die vor uns hier lebten. (...) Unser Gebiet trägt überhaupt die Spuren seiner früheren Hausherrn, die hier über viele Generationen Großes geleistet haben. (...) Üppige Eichenwäldchen, Birkenhaine, stille Seen – all das ist Schönheit, die von Menschenhand geschaffen wurde.“³⁵

„Im Gebiet Kaliningrad herrschen hervorragende natürliche Bedingungen (...)“

Das unattraktive Bild einer zerfallenden Wirtschaft im früheren Ostpreußen wird durch die Schilderung eines ungünstigen, regenreichen Klimas komplettiert. Dieses rhetorische Mittel betonte die Heroik des sozialistischen Anfangs am neuen Ort. Einerseits entsprach es der Negativrhetorik in Bezug auf alles Deutsche, das die Siedler hier antrafen, andererseits ihrer Wahrnehmung des ungewohnten Klimas.

„Dezember 1945. Ein großer Mann in Halbuniform betrachtet aufmerksam einige unversehrte Gebäude. Selbst diese Häuser, die die Deutschen beim Rückzug nicht mehr sprengen konnten, boten einen trostlosen Anblick: schmale Fenster, die mit Sperrholz vernagelt waren, Brettertüren, durch die der Winterwind ungehindert durchwehte (...) Dort, bei den Futtertrögen standen Kühe in einer Reihe und zitterten im Wind.“³⁶

„An einem trüben Wintertag lief ein Dampfer aus (...) woher hätte der Unbekannte wissen sollen, dass auch er eines Tages eine weite Reise antreten und sich nach dem Anblick der Wolga-Steilufer sehnen sollte. Aber nach einigen Monaten kehrte er in die Fabrik zurück (...)“³⁷

„Wir kamen aus Tschuwaschien in eine verwüstete Gegend. Auf den Feldern wucherte Unkraut, im Dorf gab es nicht ein einziges unversehrtes Haus. Wind, Regen (...)“³⁸

³⁵ Istorija našego kraja (wie Anm. 7), S. 33.

³⁶ D. Koršikov, V bor'be za pervenstvo [Im Kampf um den ersten Platz], in: Kaliningradskaja Pravda vom 1.1.1947.

³⁷ Konstantin Grakov i ego druž'ja [Konstantin Grakov und seine Freunde], in: Kaliningradskaja Pravda vom 14.4.1948.

³⁸ M. Prilepskaja, Sčast'e zolotoe [Goldenes Glück], in: Kaliningradskij Komsomolec vom 10.11.1948.

Wenn daran anschließend der sozialistische Arbeitsalltag geschildert wird, findet dieser unter ganz neuen Bedingungen statt. Den düsteren Ruinen, dem trüben, kaltfeuchten Wetter werden die Neubauten und das neue Leben im sowjetischen Kaliningrad, die neuen sowjetischen Städte und Dörfer, der wolkenlose Himmel, die Sonne und eine blühende Pflanzenwelt gegenübergestellt.

„Es war ein ganz gewöhnlicher Tag in Kaliningrad. Über der Stadt leuchtete bereits die Sonne, als Fabriksirenen die Menschen zum Arbeitsbeginn willkommen hießen.“³⁹

Nicht nur das Klima, sondern auch die Natur war für die Umsiedler ungewohnt: „Ich weiß noch: Es war Spätherbst und das erste, was uns auffiel, war dieses Grün. Längst waren die Blätter von den Bäumen gefallen, aber auf den Wiesen, an Wald- und Straßenrändern standen grüne Gräser, wie im Frühling. (...) Diese üppigen Gräser, die bis tief in den Herbst ihre Frühlingsfrische bewahrt hatten, und das feuchte, milde Klima halfen uns gleich, uns zurechtzufinden, und wir beschlossen, die Viehzucht in den Mittelpunkt des Gemeinschaftsbetriebs zu stellen.“⁴⁰

Die Ansicht, es sei schwer, Landwirtschaft in Kaliningrad zu betreiben, das Wetter sei unwirtlich und der Boden unfruchtbar, war weit verbreitet. So heißt es im Bericht über die Expedition des Geografischen Instituts der Akademie der Wissenschaften: „Es stimmt aber nicht, dass die Natur des Gebiets besonders ungewöhnlich sei und sich grundlegend von der Natur anderer Gegenden Russlands unterscheide. Einzelne Elemente finden sich so oder ähnlich auch in anderen nordwestlichen oder zentralen Gebieten des europäischen Teils der UdSSR. Allerdings ergibt die spezifische Kombination dieser Elemente Besonderheiten, die nur in dieser Region anzutreffen sind.“⁴¹

Als die sowjetischen Siedler in Ostpreußen eintreffen, das Kaliningrader Gebiet geschaffen wird und allmählich Normalität im Leben der Kaliningrader einkehrt, meint es auch die Natur gut mit den neuen Bewohnern des Gebiets. Texte, die Leben und Arbeit der sowjetischen Siedler schildern, sind voll von Beschreibungen dieser herr-

³⁹ V. Znamenskij, Obyknovennyj den' [Ein gewöhnlicher Tag], in: Kaliningradszkaja Pravda vom 10.4.1952.

⁴⁰ V.I. Rjabov, Prinjalis' jabloni... [Die Apfelbäume haben Wurzeln geschlagen...], in: Prodolženie podviga (wie Anm. 3), S. 154, 156.

⁴¹ P.G. Oževskij, Kaliningradszkaja oblast' (ekonomiko-geografičeskaja charakteristika) [Das Kaliningrader Gebiet (Wirtschaftliche und geografische Merkmale)]. Gosudarstvennoj Archiv Kaliningradskoj Oblasti [Staatsarchiv des Gebiets Kaliningrad, GAKO], f. 297, op. 128, ed. chr. 6, l. 14.

lichen, milden und freundlichen Natur: „Die schöne, nach Äpfeln duftende Kolchosensiedlung, das Feld, begrünt von der Wintersaat, geschwärzt von der Brache, dieser tiefblaue Wald, wo im Frühling wundersames Leben beginnt, Freunde, die Kolchose ist mein großes Glück.“⁴²

Die symbolische „Rehabilitierung“ der Kaliningrader Natur erfolgte auch bei ihrem Vergleich mit der Natur der Heimatorte der Siedler. In der zunächst als fremd empfundenen Natur wurde etwas Vertrautes, Heimisches gesehen. Das bunt besiedelte Kaliningrader Gebiet wurde so zu einer Art „Mikrorussland“. Die Aneignung der Natur war ein schöpferischer, innerer Prozess. Davon zeugen kürzere Gedichte von Berufs- und Hobbydichtern.

„I poltavskie višni,
čerešni,
I rjazanski oblaka,
I berězovye skvorešni
Otrazilis' v tebe, reka.

„Poltaver Sauerkirschen,
und Süßkirschen
Rjazaner Wolken,
Starenhäuser in Birken
Alle spiegelten sich in dir, mein Fluss.

Stala novoj, obil'noj,
čudesnoj
U tvoich beregov zemlja!
Ty uslyšala naši pesni
I uvidela zvezdy Kremlja.

Ein neues, reiches,
wundersames
Land erstand an deinen Ufern!
Du hörtest unsere Lieder
Du sahest die Sterne des Kremls.

Ni pečali, ni gorja ne znaja
I ne vedaja černoj toski,
Ty tečes', novyj mir,
poznavaja,
Vnemlja golosu Volgi-reki.

Ohne Trauer oder Kummer zu kennen
Ohne schwarze Schwermut zu führen
Fließt du, neue Welt
und erkennst,
Vernimmst die Stimme des Wolgaflusses.

V pereleskach tvoich poselilis'
Naši kurskie solov'i.
Za kolchoznoe izobilie
Vosstajut berega tvoji.“

In deinen Hainen nisten nun
unsere Kursker Nachtigallen.
Hinter der Kolchosen Fülle
Erheben sich deine Ufer.“⁴³

Der Autor einer Landschaftsbeschreibung wandte dasselbe Verfahren an und wurde nicht müde, die landschaftliche Vielfalt des Kaliningrader Gebiets mit der Russlands in langen, kunstvollen Aufzählungen zu vergleichen.

⁴² Prilepskaja, Sčast'e zolotoe (wie Anm. 38).

⁴³ Ju. Andruščenko, Pregel'-reka [Der Pregel], in: Kaliningradskij Komsomolec vom 26.12.1948.

„Die verbreitete Vorstellung, das Kaliningrader Gebiet besitze keine Bodenschätze, es sei flach und eintönig und in weiten Teilen versumpft, es habe eine monotone, ‚graue‘ Geländeform, eine trostlose Geländeform und trostlose Landschaften, über die das Auge gleichgültig hinweg gleitet, diese Vorstellung entspricht nicht der Wirklichkeit. (...) Die Natur des Kaliningrader Gebiets bietet viele Reize, die an die traditionellen Siedlungsgebiete des großen russischen Volkes erinnern. Einige Orte tragen *en miniature* den Charme und die Schönheit der Moskauer Landschaften in sich: typische Levitan-Landschaften mit Birken-, Eichen- und Lindenhainen, Tannenwäldern, stillen Seen und Tümpeln. Nicht selten anzutreffen, insbesondere auf der Halbinsel Samland und im Rayon Sovetsk, sind Fichtenwälder, die einem Bild des großen russischen Landschaftsmalers Šiškin entstiegen sein könnten. Viele Orte sehen aus, als seien sie dem Zwischenstromgebiet von Oka und Wolga, der Rjazaner Meščera oder dem bewaldeten Quellgebiet von Wolga und Dnepr entnommen. Die stillen, unberührten Wälder von Brjansk und Weißrussland finden ihr Spiegelbild in den Rayons Krasnoznamensk, Nesterov und Polessk. Felder, wie sie in den Gebieten Kursk, Voronež, Penza und Tambov anzutreffen sind, sieht man auch in den Rayons Bol’sakovo, Pravdinsk, Gvardejsk und Železnodorožnyj. Das Seengebiet im Nordwesten Russlands findet sein Pendant in den Kaliningrader Rayons Ozërk, Gussev und Bagrationovsk. Die Hügellandschaften im Südosten und Südwesten des Gebiets erinnern sehr an die Rayons der Mittellrussischen Platte. Die Erholungsgebiete um Svetlogorsk, Jantarnyj und Baltijsk lassen an die Küstenlandschaft bei Odessa mit ihren steil abfallenden Felsen und niedrigen Sträuchern denken. Die Rayons Pionerskij und Zelenogradsk haben Ähnlichkeit mit dem Leningrader Küstengebiet. Mit seiner reichen, vielfältigen Waldvegetation und seinen ausgedehnten, gräserreichen Wiesenflächen erinnert das Gebiet an die Waldsteppenzone Russlands.“⁴⁴

Künstler wirkten als Katalysatoren im Prozess der symbolischen Aneignung des „fremden“ Kulturraumes. Künstler waren es auch, die erstmals neue Ideen diskutierten und entwickelten.

Der für den Anfang der Kaliningrader Geschichte zeitgemäße Vergleich zwischen der Natur des Gebiets und der Natur anderer Regionen Russlands wird in den folgenden Jahrzehnten zu einem bloßen Stilmittel, das der Retrospektive dienen soll.

⁴⁴ Oževskij, Kaliningradskaja oblast’ (wie Anm. 41), I. 15 f.

„Komok zemli razmjal rukami,
 ščtob znat', kakich ona solej.
 Sravnil s privolžskimi stepjami
 kločki besformennyh polej.
 Sravnil i faunu i floru,
 I podivilsja čudesami:
 tam, na privolžskih kosgorach
 davno osypalis' lesa,
 a zdes' oktjabr'
 po-majski broskij,
 zelěnyj šum vokrug sela,
 i tol'ko modnica-berězka
 v kosički molniju vplela,
 na zalivnyh lugach Pregli,
 kak v senokos, sveža trava (...).“

„Ich zerrieb Erde zwischen den Fingern
 um herauszufinden, wie sie beschaffen sei.
 Mit den Wolgasteppen verglich ich
 die Parzellen der formlosen Felder.
 Ich verglich Flora und Fauna,
 und bestaunte ihre Wunder:
 Dort, an den Berghängen des Wolgagebiets,
 haben sich die Wälder längst entblättert,
 hier aber ist der Oktober
 grün wie der Mai,
 grünes Rauschen umgibt das Dorf,
 und nur die modebewusste Birke
 hat einen Reißverschluss in ihre Zöpfe
 eingeflochten,
 und in den Augen des Pregel
 ist das Gras frisch wie zur Heuernte (...).“⁴⁵

2. Terra incognita

Die neuen Siedler gehen auf Entdeckungsreise

Eine unmittelbare Erforschung des Gebiets durch Sowjetbürger hatte bereits im Krieg begonnen, so etwa durch Aufklärungstruppen der Armee. Freilich waren dabei spezifische, „anwendungsbezogene“ Informationen erhoben worden.

Die in Kaliningrad siedelnden Menschen kamen aus verschiedenen (abgelegenen) Gebieten Russlands. Kaum einer von ihnen hatte eine auch nur halbwegs akkurate Vorstellung von dem Land, in das sie reisten, oder von seiner Geschichte. Alles musste hier fremd erscheinen: die Struktur des Raumes, die Organisation der Arbeit, die Verwendung und Handhabung der hiesigen Materialien und vieles mehr.

Die Siedler waren in ein wahrhaft unbekanntes Land gekommen. Sie müssen sich wohl wie Entdecker vorgekommen sein:

„Die jungen Leute schlugen vor, Getreide ausfindig zu machen, alle verlassenen Höfe und Scheunen abzufahren und alles verfügbare Korn mitzunehmen. (...) Jetzt ist die Kolchose mit Getreide versorgt.“⁴⁶

„In der Nähe der Kolchose wurden drei Mühlen entdeckt. In ei-

⁴⁵ I. Žernakov, Zelenodol'e, in: Na obnovlěnojj zemle (wie Anm. 26), S. 191.

⁴⁶ Upornyj trud moloděži [Die ausdauernde Arbeit der jungen Leute], in: Kaliningradsckaja Pravda vom 1.3.1947.

ner haben der Schmied Leonid Gurilëv und sein Geselle bereits eine Dampfmaschine installiert. Die beiden anderen sollen mithilfe von Verbrennungsmotoren in Gang gebracht werden (...).⁴⁷

Die deutsche Technik war den Neuankömmlingen fremd.

„Vergaßen sie etwa ihre Pause über der Reparatur an der völlig unbekanntem Maschine (...)?“⁴⁸

„Der neue Schmied Nikolai Fomič, ein hochgewachsener, breit-schultriger Mann in Segeltuchschürze, nimmt eine Sämaschine von den Brigadiern entgegen. ‚Unbekanntes Fabrikat, aber das kriegen wir schon hin‘, sagt er und streicht sich durch den roten Schnurrbart.“⁴⁹

Es fehlte an technischen Anleitungen, um die kommunale Wirtschaft, das Meliorationssystem u.a. in Gang zu bringen:

„Korotkov dachte, man solle die Leute von der kommunalen Stadt-Abteilung dort [im Rathaus; A. S.] suchen lassen. Vielleicht fänden sich ja Pläne, Zeichnungen oder Skizzen der städtischen technischen Kommunikation. Ihr Fehlen war jetzt besonders besorgniserregend: Versuch nur mal die Wasserversorgung und -entsorgung auf gut Glück, ohne Anleitung wieder in Ordnung zu bringen.“⁵⁰

Die neuen Siedler waren weder mit den Besonderheiten der Böden, des Klimas, der Flora und Fauna, noch mit den Bewirtschaftungsmethoden vertraut.

„Aber die Ernte ist nicht nur von der Düngung abhängig. Unsere Kolchosbauern werden bald mit der ersten Frühjahrsbestellung beginnen, sie kennen aber die Besonderheiten der hiesigen Böden nicht. Wir führen daher einen Landwirtschaftskurs zusammen mit den Vorsitzenden der Kolchose, den Brigadiern und den Gruppenleitern durch. Es gibt allerdings nur sehr wenige Leute, die mit den klimatischen Bedingungen im Gebiet Kaliningrad vertraut sind. Die Gebietsleitung für Landwirtschaft ist verpflichtet, uns mit den notwendigen Lehrbüchern und Nachschlagewerken zu versorgen.“⁵¹

Die für den Erhalt der Infrastruktur und Bauten nötigen Materialien und Technologien waren den Neuankömmlingen unbekannt.

⁴⁷ V peredovom kolchoze Gvardejskogo rajona [In der fortschrittlichen Kolchose des Rayons Gvardejsk], in: Kaliningradskaja Pravda vom 15.2.1947.

⁴⁸ Konstantin Grakov (wie Anm. 37).

⁴⁹ I. Žrnakov, Peredovye ljudi našej oblasti. Kuznec Nikolaj Balabaev [Die Spitzenleute unseres Gebiets. Der Schmied Nikolaj Balabaev], in: Kaliningradskaja Pravda vom 18.1.1949.

⁵⁰ V. Erašov, Maršrut nomer pervyj [Reiseroute 1], in: Prodolženie podviga (wie Anm. 3), S. 32 f.

⁵¹ O zadačach Kaliningradskoj oblastnoj partijnoj organizacii [Aufgaben der Parteiorganisation des Gebiets Kaliningrad], in: Kaliningradskaja Pravda vom 29.3.1947.

Ebenso wenig wusste man, über welche Bodenschätze das Gebiet verfügte. Alles musste erforscht und erschlossen werden. Dieser Prozess erstreckte sich über mehrere Jahrzehnte, in denen Versuchsanlagen gebaut und wissenschaftliche Expeditionen durchgeführt wurden.

Auf Beschluss der Regierung wurden von 1947 bis 1951 verschiedene allgemeine und fachspezifische Expeditionen von der Akademie der Wissenschaften, verschiedenen Ministerien (Landwirtschaft, Sowchosen, Waldwirtschaft, Geologie u.a.) und staatlichen Forschungsinstituten im Gebiet Kaliningrad durchgeführt. Im Bericht zur Expedition des Geografischen Instituts der Akademie der Wissenschaften (1951) heißt es, die Deutschen hätten keine grundlegenden und umfassenden Arbeiten zur Erforschung des Gebiets hinterlassen. Die vorhandenen Arbeiten beschrieben nur kleinere Rayons oder Teile des Gebiets, die sich früher im Besitz von Großgrundbesitzern befunden hätten. „Sie sind stets mit besonderer Vorsicht zu behandeln, da auf dem Gebiet des früheren Ostpreußen das kapitalistische System des privaten Landbesitz herrschte und Untersuchungen deutscher Forscher somit nicht immer die objektive Wirklichkeit wiedergeben, ja sie sogar entstellen, je nachdem, wie es dem jeweiligen Großgrundbesitzer gerade günstig erschien.“ Im Übrigen seien die deutschen Forschungsmethoden und insbesondere die Bewertung der lokalen Ressourcen als „unvernünftig“ einzustufen, da es sich um „räuberische“ und „konjunkturelle“ Methoden gehandelt habe. Die wissenschaftlichen Einrichtungen hätten isoliert voneinander geforscht und sich gegenseitig Konkurrenz gemacht.⁵²

Da nur wenig über die Wirtschaftsbedingungen des Gebiets bekannt war, entstand eine Nachfrage nach entsprechender Fachliteratur. Ende der 1940er Jahre erschienen erste Bücher über lokale Unkrautarten, Heuernte und Weideland, über Böden, Düngung, Flora und Fauna, Klima u.a.

Von Seiten der Öffentlichkeit wurde vorgeschlagen, einen Verein für Naturfreunde zu gründen, um „den breiten Arbeitermassen“ Kenntnisse von der Kaliningrader Natur zu vermitteln.

„Das Gebiet Kaliningrad besitzt vielfältige Naturreichtümer: das Meer, Flüsse, Seen, Bodenschätze, Wälder mit verschiedensten, bisweilen sehr seltenen Tierarten. Viele dieser Naturreichtümer wurden bereits industriell und landwirtschaftlich erschlossen und somit in den Dienst unserer Heimat gestellt. Einige andere gilt es noch kennen zu lernen und umfassend zu erforschen. Neben Fachleuten, die

⁵² Оževskij, Kaliningradskaja oblast' (wie Anm. 41), I. 16-19.

unsere Natur und ihre Schätze studieren, gibt es in unserem Gebiet auch viele Naturliebhaber. Damit unsere Natur und ihre Reichtümer umfassend erforscht werden können, muss eine Kaliningrader Gesellschaft für Naturfreunde ins Leben gerufen werden, bei der Natur- und Agrarwissenschaftler mit Laien zusammenkommen.“⁵³

„Das Thema interessiert und begeistert unsere Kinder sehr. Wir sollten es zu erzieherischen Zwecken einsetzen (...“

An den Schulen fanden Exkursionen, Wanderungen und Sommerlager – teilweise im Rahmen des Pflichtprogramms – statt. Vielen jungen Kaliningraderern boten diese Veranstaltungen erstmals die Möglichkeit, das Gebiet zu erkunden.

„In den Ferien organisiert die Schule Ausflüge in die Region, Filmvorführungen, Wehrübungsexkursionen und Eislaufen für die Schüler.“⁵⁴

„Die Gebietsabteilung für Volksbildung organisiert für Schüler der achten und neunten Klasse Ferienlager in Kaliningrad, Sovetsk und Černjachovsk. Dort soll die Jugend unser Gebiet kennen lernen. In Kaliningrad wird sie die Ostküste und die Frische Nehrung studieren. In Sovetsk werden die Schüler historische Stätten besuchen und die Naturreichtümer der Memel kennen lernen. In Černjachovsk machen sie sich mit der Bernsteinengewinnung und -verarbeitung vertraut.“⁵⁵

„Gestern haben die Frühlingsferien begonnen. Auf dem Freizeitprogramm der Schule stehen Sportwettkämpfe, gemeinsame Kino- und Theaterbesuche, Ausflüge zu historischen Stätten und Begegnungen mit Menschen, die beim Sturm Königsbergs dabei waren.“⁵⁶

Die Behörden der Volksbildung und die Kultureinrichtungen maßten der Freizeit der Schüler einen hohen Wert zu und förderten heimatkundliche Aktivitäten. Über das Gebiet und seine Geschichte informierte auch das örtliche Heimatmuseum. Freilich wurden dort nur solche Kenntnisse vermittelt, die die staatliche Zensur passiert hatten. Die Geschichtsabteilung reproduzierte lediglich das, was schon aus Publikationen bekannt war.

⁵³ V. Korobkov (Spezialist für Hydromelioration), Sozdat' obščestvo ispytatelej prirody [Lasst uns einen Verein für Naturfreunde gründen], in: Kaliningradsckaja Pravda vom 7.5.1947.

⁵⁴ Zimnie kanikuly v škole [Winterferien], in: Kaliningradsckaja Pravda vom 28.12.1946.

⁵⁵ Turistskie lageri [Ferienlager], in: Kaliningradsckaja Pravda vom 30.5.1947.

⁵⁶ Vesennie kanikuly škol'nikov [Frühlingsferien], in: Kaliningradsckaja Pravda vom 25.4.1947.

„Über die Entstehung unseres Gebiets, dessen 6-jähriges Bestehen vor kurzem gefeiert wurde, über den Sturm und die Eroberung Königsbergs durch die sowjetischen Truppen im April 1945 berichtet die Ausstellung ‚Der große Vaterländische Krieg des sowjetischen Volkes. 1941 bis 1945‘. Im Ausstellungssaal zeichnet eine große Schautafel den Verlauf des Großen Vaterländischen Krieges nach. Schaukästen informieren über ‚Den Sturm und die Eroberung Königsbergs‘, ‚Die Vernichtung der Samländer Gruppe‘ und ‚Den Sturm auf Berlin‘; eine Übersicht skizziert den ‚Verlauf der Ostpreußischen Operation‘. Unter den Exponaten befinden sich Büsten von Helden der Sowjetunion, deren ruhmvolle Namen einige Städte unseres Gebiets heute tragen. (...) Das Museumskollektiv arbeitet hart und unermüdlich daran, den Einwohnern von Kaliningrad die Gegenwart und Vergangenheit unseres Gebiets so umfangreich wie möglich zu präsentieren. In Arbeit ist eine neue Ausstellung zur ‚Frühgeschichte unseres Gebiets‘. Archäologische Ausgrabungen haben eine Vielzahl an Funden zu Tage gebracht, die zeigen, dass in diesem Land schon vor sehr langer Zeit Slawen gelebt haben. In Vorbereitung befindet sich auch eine Ausstellung über die Ostsee und andere Gewässer des Gebiets sowie über die hiesige Flora und Fauna.“⁵⁷

Auch Lektoren des Gebietslektorenbüros, die von der Partei eingesetzt waren und regelmäßig die Kolchosen und Rayonszentren aufsuchten, „um politische und wissenschaftliche Kenntnisse zu propagieren“, vermittelten heimatkundliches Wissen. Im Feuilleton der Zeitungen erschienen regelmäßig Beiträge zur Natur Kaliningrads. Ein Kuriosum, vielleicht das erste seiner Art, stellt die folgende Denkaufgabe dar, erschienen 1948 in der Rubrik „Mußestunden“: „Die Bahnstrecke zwischen Kaliningrad und Moskau verlief in Ost-West-Richtung. An einem sonnigen Wintertag fuhr der Zug in einem Geländeeinschnitt durchs Land. Rechts in Fahrtrichtung glänzte Schnee silbern am Hang, links war er völlig weggetaut. Wohin war der Zug unterwegs – nach Moskau oder Kaliningrad?“⁵⁸

Die Bewohner des Gebiets erkundeten die Umgebung auch auf eigene Faust. Jäger, Wanderer, Pilz- oder Beerensammler und Ausflugsgruppen lernten das Gebiet immer besser kennen.

Trotz all dieser Aktivitäten und professionellen Bemühungen hatten die neuen Bewohner erhebliche Wissenslücken. Letztlich blieb ih-

⁵⁷ V kraevedčeskom muze [Im Heimatmuseum], in: Kaliningradsckaja Pravda vom 14.5.1952.

⁵⁸ A nu-ka, podumaj! Rubrika V časy dosuga [Jetzt denk mal nach! Rubrik Mußestunden], in: Kaliningradsckij Komsomolec vom 12.12.1948.

nen das Land fremd. Zu diesem Schluss kommt jedenfalls der Schriftsteller Georgij Metel'skij, der das Gebiet in den 60er Jahren mehrmals bereist und dabei interessante Beobachtungen gemacht hatte.

„Dem aufmerksamen Leser kann nicht entgangen sein, dass der Autor im Zusammenhang mit Daten und Namen schon wiederholt zu vorsichtigen Formulierungen gegriffen hat. Er ging großzügig um mit Wörtchen wie ‚es scheint‘, ‚möglicherweise‘, ‚höchstwahrscheinlich‘, ganz als wolle er für die Richtigkeit des Geschriebenen keine Verantwortung übernehmen. (...) Es ist nämlich so, dass einige Menschen, die bereits zehn oder fünfzehn Jahr am selben Ort leben und arbeiten, nicht einmal die jüngste Vergangenheit des Fleckchens Erde, das sie bewohnen, kennen. (...) Mehrere Dutzend Mal schon habe ich die elementare, die einfachste aller Fragen gestellt – wie denn ihr Wohnort früher geheißen habe? Und viele, sehr viele haben verlegen mit den Schultern gezuckt, sich ereifert oder herausfordernd zurück gefragt, wofür man das denn wissen müsse?! Jetzt hieße der Ort eben so und so. Ich fragte einen Förster, der schon seit zwölf Jahren in Kaliningrader Wäldern gearbeitet hatte, was das denn für eine Pflanze sei? Beschämt lächelnd antwortete er: ‚Bei uns im Altai-gebirge hab ich so was noch nie gesehen‘. Wie kommt so was? Ist es Zeitmangel? Nein, es handelt sich schlichtweg um Gleichgültigkeit, um Trägheit. Hier verarmt der Mensch aus freien Stücken, er entsagt von sich aus dem größten Vergnügen, das es auf Erden geben kann: der Erkenntnis, der Begegnung mit dem Neuen.“⁵⁹

Die Lage des Gebiets, das einst Feindesland und jetzt als „Vorposten der UdSSR im äußersten Westen“ militärisches Sperrgebiet und Grenzland war, beschränkte sowohl das Wissen, das über das Land verfügbar war, als auch die Mittel der Wissenserlangung.

„Bei seinem Vortrag ging der Gebietsvorsitzende des Ministeriums für Staatssicherheit, Genosse Rudakov, auf Fragen der revolutionären Wachsamkeit ein und appellierte an die Kaliningrader Funktionäre, gegen Fahrlässigkeit, Sorglosigkeit und Kriecherei vorzugehen und auf absolute Geheimhaltung der Staatsgeheimnisse zu achten.“⁶⁰

Das umfassende Regionalwissen eines „einfachen Kaliningraders“ galt eher als „gefundenes Fressen“ für Spione denn als interessante Information für Heimatkundler. Der Staat monopolisierte den „fremden“ Kulturraum und machte Wissen über ihn zum Staatsgeheimnis. Übrigens gilt Ähnliches für die Sowjetunion insgesamt, wo die Kennt-

⁵⁹ V.G. Metel'skij, *Jantarnyj bereg* [Die Bernsteinküste]. Moskva 1969, S. 119 f.

⁶⁰ O zadačach (wie Anm. 51).

nis des eigenen Kulturraums „ein besonderes Privileg darstellt und das unbefugte Streben nach Beobachtung und Wissen befremdlich und gefährlich erscheint. (...) Wer seine Karten verdecken möchte, verrät die Absicht, die Realität zu ‚verdecken‘“⁶¹

„Es konnte keine Karte des Gebiets Kaliningrad ausgebreitet werden, weil es lange überhaupt keine Karte zu kaufen gab. Also musste die Bibliothek aushelfen.“⁶²

Auch Jahrzehnte später, lange nach Kriegsende, war nicht mehr über das Gebiet und seine Geschichte bekannt. In einer Regionalzeitung erschien der Reisebericht einer Journalistin, die eines der Rayonzentren besucht hatte. Er erinnert eher an den Bericht eines Spions, der sich im unbekanntem Feindesland aufgehalten hatte. Für den Kaliningrader Leser klingt diese Rhetorik jedoch vertraut, einleuchtend und legitim.

„Dieser Park ist uralt – wie alt *verraten* die Bäume [die Geschichte des Parks ist noch nicht bekannt, nur die Bäume geben als Gefangene das Geheimnis preis; A. S.]. Exoten – bei uns so häufig zu sehen – gibt es hier kaum. Linden überwiegen. Jetzt stehen sie kahl und grau da, so wie es ihnen zum Frühlingsbeginn ansteht. Sie sehen verlassen aus; der ganze Park macht einen verwahten und überflüssigen Eindruck. (...) Was einem aber in der Seele wehtut, ist das Wasserbecken, wie es so verwaist und vergessen daliegt. (...) Als der Weg mich zu dem ‚Objekt‘ führte, glauben Sie mir, mir schien für eine Sekunde lang, es schlief. Das muss das Gefühl sein, das einen Forscher ergreift, wenn er *auf die Spuren* einer untergegangenen Zivilisation *trifft*: Hier war einmal eine Stadt, hier lebten Menschen, hier ertönte das Lachen von Kindern, und dann (...) längst hat sich der Sand der Zeit darüber gelegt, ist Gras darüber gewachsen. Durchgeplante Anlagen, zubetonierte Plätze (...) Einer Stadt im Gebiet oder, sagen wir, in Mittelrussland ist ein Schwimmbecken unter freiem Himmel im Traum erschienen!“⁶³

Die Quintessenz fast aller bisherigen Betrachtungen findet sich in einem Aufsatz, in dem der erste Sekretär des Gebietskomitees der KPdSU, N.S. Konovalov, die Leistungen der Kaliningrader kurz zu-

⁶¹ V.L. Kaganskij, *Landšaft i kul'tura* [Landschaft und Kultur], in: *Obščestvennye nauki i sovremennost'* (1997), H. 1, S. 134-146; H. 2, S. 160-169.

⁶² Metel'skij, *Jantarnyj bereg* (wie Anm. 59), S. 115.

⁶³ R. Minakova, *Ne na odin majskij den'. Kak gotovjatsja v Guseve k oblastnomu prazdniku pečati* [Nicht an einem Maitag. Wie sich die Leute in Gusevo auf den regionalen Tag der Presse vorbereiten], in: *Kaliningradskaja Pravda* vom 15.3.1989; Hervorhebungen durch den Verfasser.

sammenfasst: „Was die Kaliningrader in den vergangenen Jahren erreicht haben, kann nur mit dem großen Wort ‚Neuerschaffung‘ bezeichnet werden. (...) die Arbeiter haben dieses Stück Land unter der Leitung der Gebietspartei gänzlich verändert (...) Die Kaliningrader können so stolz auf ihre Arbeitsleistung wie die sowjetischen Soldaten auf ihre Heldentaten und die Vernichtung des preußischen Bollwerks sein. (...) Der Forschungstätigkeit von sowjetischen Wissenschaftlern und Spezialisten ist es zu verdanken, dass das Jahrhunderte lang als rohstoffarm geltende Kaliningrader Land in den letzten Jahren seine Vorratskammern öffnete. Im Gebiet wurden beträchtliche Mengen an Steinsalz, Braunkohle und hochwertigem Erdöl gewonnen. (...) Ich erinnere daran, dass Königsberg infolge der schweren Kämpfe fast vollständig zerstört war; der öffentliche Verkehr, die Wasserversorgung und -entsorgung sowie die Energieversorgung waren völlig zusammengebrochen. Auf den Trümmern ist eine neue Stadt entstanden.“⁶⁴

Aus dem Russischen übersetzt von Corinna Tuchtenhagen,
Hamburg

⁶⁴ N.S. Konovalov, *Dorogoj sveršenij. Vstupitel'naja stat'ja* [Auf dem Wege der Errungenschaften. Einleitender Beitrag], in: *Kaliningradskaja oblast'*. Kaliningrad 1978, S. 5 ff.

Tilsit – Die Rückkehr der Perspektiven. *In memoriam* Isaak Rutman

von Ruth Leiserowitz

1.

Wer erinnert sich heute noch an eine der nördlichsten Städte des Deutschen Reiches? Und falls man eine Vorstellung von der geographischen Lage der Stadt an der Memel hat, welche Bilder werden dabei beschworen? In der Politikgeschichte mag der Tilsiter Frieden bisweilen erwähnt werden, im Supermarkt steht der Tilsiter Käse zur Auswahl und dann gibt es noch Familien, deren Wurzeln unweigerlich mit dieser Stadt und ihrer Umgebung verbunden sind. Aber damit scheint der Vorrat an Assoziationen schon erschöpft.

Tilsit liegt hinter einer Wand aus dichtem Nebel. An der Stelle, in der das Flüsschen Tilžė in die Memel floss, gab es seit altersher eine Burg, die zuerst den Schalauern gehörte und später vom Deutschen Orden ausgebaut wurde. Am Fuß der Burg entwickelte sich dann die Ortschaft Tilžė, der Herzog Albrecht 1552 das Stadtrecht verlieh. Erst um 1840 bürgerte sich in Ort und Region selbst die Bezeichnung Tilsit ein. Allerdings blieb im öffentlichen Bewusstsein und auch im Sprachgebrauch die litauische Form Tilžė erhalten. So steht im deutsch-litauischen Grenzvertrag von 1928 unter § 2 über den Grenzverlauf in der deutschen Ausfertigung folgende Definition: „auf den Grenzbrücken bei Eydkuhnen, Schirwint und Tilsit“ und in der litauischen: „per pasienio tiltus ties Eitkūnais, Širvinta, Tilže“.¹ Offiziell heißt die Stadt heute Sovetsk, sie ist die zweitgrößte des Kaliningrader Gebietes. Ca. 43 000 Einwohner leben hier am südlichen Ufer der Memel. Neben Werften und einem Flusshafen wird, wie auch schon im letzten Jahrhundert, eine Zellstoffindustrie betrieben. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts lebten hauptsächlich Deutsche in der Stadt, daneben Litauer und auch Juden. Litauischsprachig waren vor allem die Bewohner in den Dörfern der Umgebung von Tilsit. Sie gehörten zu den so genannten Preußisch Litauern.²

¹ So auch zitiert bei: Vytautas Šilas, Tilžė ar Sovetsk. Klausimas Lietuvos politikui [Tilsit oder Sovetsk. Eine Frage an den litauischen Politiker], in: Tautininkų Žinios (2002), Nr. 5 (149).

² „Preußisch Litthauen“ war Anfang des 19. Jahrhunderts der Name für den östlichsten

Die Stadt lebte noch durch den Holzhandel auf der Memel. Doch die goldenen Zeiten, in denen Hunderte Polen, Russen, Litauer und Deutsche zu den großen Markttagen in die Stadt strömten, waren seit dem Funktionieren der Ostbahn in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts vorbei. Die später erbaute Nebenbahn vermochte nicht soviel Wirtschaftskraft zu bündeln. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wurde Tilsit zu einem wichtigen Kulturzentrum der Litauer. Da bis 1905 im zaristisch regierten Großlitauen ein Druckverbot für litauische Bücher existierte, wurden die Schriften und später auch Zeitungen in Tilsit und anderen umliegenden Orten gedruckt und über die nahe gelegene Grenze geschmuggelt.³

Der polnisch-litauische Konflikt um Wilna brachte in den 20er Jahren die Memelschiffahrt vollends zum Erliegen. Viele Einwohner verließen aus wirtschaftlichen Erwägungen die Stadt. Ab 1933 wurden Tilsiter Juden wie auch in den anderen Städten des Reiches systematisch vertrieben, die letzten ca. 300 im Sommer 1942 in die Nähe von Minsk deportiert und dort sofort erschossen: Damit verschwand die jüdische Perspektive aus der Stadt.⁴

Die Litauer wurden seit Ende der 30er Jahre germanisiert. Nach dem Einmarsch deutscher Truppen in das Memelland im März 1939 wurde der Umfang des früheren Kreises Tilsit wiederhergestellt. Litauisch wurde als Umgangs-, Schul- und Kirchensprache untersagt. Überzeugte Anhänger des Litauertums optierten Ende 1939 für Litauen und verließen Deutschland.⁵ Damit gingen der Stadt die Aspekte des litauischen Kulturlebens verloren. Im Oktober 1944 wurden alle Bewohner von Stadt und Region auf die Flucht geschickt. Nur wenige Hunderte erlebten den Einmarsch der Roten Armee 1945. Jetzt bevölkerte vor allem sowjetisches Militär die Straßen. Ab September 1945 reisten Familienangehörige von Offizieren zu, die hier einquartiert wurden. Sowjetische Facharbeiter für die Zellulosefabrik und

Regierungsbezirk Preußens, den späteren Regierungsbezirk Gumbinnen, in dem eine große Mehrheit litauischsprachiger Einwohner lebte. Litauer nannten dieses Gebiet auch „Mažoji Lietuva“ (Kleinitauen). Das Litauisch von Groß- und Kleinitauern unterschied sich durch polnische bzw. deutsche Einflüsse. Zudem verwendeten die preußischen Litauer gotische Buchstaben.

³ Vgl. dazu Martynas Purvinas, Die litauischen Bücherträger, in: *Kulturalmanach Ost- und Westpreußen*. Potsdam 2005, S. 133-140.

⁴ Bisher liegt keine Publikation zu den Juden von Tilsit vor. Das Thema gilt bislang als unerforscht.

⁵ Arūnė Arbušauskaitė, Deutschlands Politik gegenüber den litauischen Bürgern des Memellandes 1939 bis 1944, in: *Vorposten des Reichs? Ostpreußen 1933 bis 1945*, hrsg. v. Christian Pletzing. München 2006 (*Colloquia Baltica*. 3), S. 151-174.

litauische Eisenbahner wurden zur gleichen Zeit nach Tilsit dienstverpflichtet. Im Jahr darauf wurde die Stadt als Bestandteil des neu gegründeten Kaliningrader Gebietes der Russischen Sowjetrepublik in Sovetsk umbenannt. Es folgte eine so genannte Neubesiedlung durch russische Bürger. Im Oktober 1947 begannen die sowjetischen Behörden, deutsche Bürger aus dem Kaliningrader Gebiet in die Sowjetische Besatzungszone auszusiedeln. 1948 mussten dann die restlichen – meistens binnen 24-Stunden-Frist – ausreisen.⁶ Seit Anfang der 50er Jahre siedelten sich in der Stadt und der Umgebung auch Litauer an, die entweder ihre Heimat aus politischen Gründen verlassen mussten oder nach ihrer Verbannungszeit in Sibirien keine Rückkehrgenehmigung in ihre Heimat erhielten. Viele von ihnen lebten jedoch nur übergangsweise südlich der Memel. Die ehemaligen deutschen Bewohner dürfen offiziell erst seit 1990 die Stadt und das Gebiet besuchen. Die Öffnung des Kaliningrader Gebietes führte in den 90er Jahren zu einer Reisewelle nach Tilsit.

2.

Seitdem existieren vielfache Dialoge zwischen früheren und jetzigen Bewohnern der Stadt. Die verschiedenen Seiten versuchen, ihre eigenen Blickwinkel der Erinnerung zu vermitteln. Dabei treten viele Missverständnisse auf, denn in der Mehrzahl aller Fälle werden die erzählten Aspekte in der Form einer Momentaufnahme vermittelt, sind ohne Hintergrundwissen für den Zuhörer nicht einzuordnen und verbleiben so vereinzelte Anekdoten ohne Bezug.

Wer als Heimwehtourist vor der Königin-Luise-Brücke, dem einstigen und heutigen Wahrzeichen der Stadt steht, muss unbedingt seinen russischen Begleitern mitteilen, wie er oder sie, in den 30er Jahren, obwohl dem Kinderwagen längst entwachsen, auf einem geschmuggelten Berg Butter vom litauischen Markt am nördlichen Memelufer an den deutschen Zöllnern vorbei über die Grenzbrücke geschoben wurde. Die Neutilsiter nicken verständnisvoll, ist ihnen das Sujet doch seit mittlerweile 15 Jahren geläufig. Doch die politischen Dimensionen der Zwischenkriegszeit können sich ihnen nicht erschließen, da

⁶ Detaillierter dazu Ruth Kibelka, *Ostpreußens Schicksalsjahre 1944–1948*. Berlin 2000, S. 229-265.

sie ohne historischen und literarischen Hintergrund nicht aktiv erinnert werden.⁷ Eine Rückblende soll diese Lücke füllen:

Der Versailler Vertrag 1919 brachte den Tilsitern herbe Enttäuschung. Der nördliche Teil des Landkreises wurde gemeinsam mit zwei weiteren Landkreisen (Memel und Heydekrug) vom Deutschen Reich abgetrennt.⁸ Tilsit lag jetzt direkt an der Grenze, verlor ein Stück seines Umlandes und vor allem auch seines wirtschaftlichen Hinterlandes. Der Stadthistoriker Herbert Kirrinis schrieb: „Die Lebensadern Tilsits sind in Versailles rücksichtslos durchschnitten worden. Die Grenzlage hat das wirtschaftliche Leben der Stadt gefährdet und schien zeitweise ihren Ruin zu bedeuten. Sie gibt Tilsit aber eine neue größere Aufgabe, d.i. die Stärkung des Grenzergeistes, die Anspannung aller aus Blut und Boden im Menschen zusammenströmenden Kräfte im Abwehrkampf gegen alle deutschfeindlichen Mächte.“⁹

Die Tilsiter litten unter einem Amputationssyndrom und hofften inständig auf Revision des Vertrages. Das wirtschaftliche Leben der Stadt verlagerte sich zum Teil nach Übermemel, auf die nördliche Memelseite, wo die städtischen Einwohner preiswert bei Litauern und Juden einkauften. Alle diese Entwicklungen prägten das Klima der Zwischenkriegszeit immens, führten zu einer verbalen nationalen Aufrüstung und brachten auch neue Termini in Umlauf. Konjunktur hatte vor allem der Begriff „Grenzland“. Auf der Memel kursierte ein Dampfer mit diesem Namen. Das städtische Museum firmierte unter „Grenzlandmuseum“, das Stadttheater wurde Ende der 30er Jahre unter dem Intendanten Ernst Badekow in „Grenzlandtheater“ umbenannt. Die Tilsiter nahmen für sich in Anspruch, „eine harte Leidenszeit durch[zu]machen“.¹⁰ Um so mehr träumten sie von einer großen Zukunft: „Wenn die (...) vereisten Grenzen des Ostens aber auftauen, dann werden sich auch für Tilsit die alten Straßen, die Memel und die Große Straße nach dem Baltikum, wieder öffnen und der Stadt den Platz einräumen, der ihr auf Grund der natürlichen Lage und der historischen Sendung gebührt.“¹¹

⁷ Bisher gibt es in der populären russischsprachigen Literatur zur Geschichte des Kaliningrader Gebietes keine Arbeiten, die spezielles Wissen über die politische und mentale Situation Ostpreußens nach dem Versailler Vertrag vermitteln.

⁸ Vytautas Žalys, Das Memelproblem in der litauischen Außenpolitik, in: Nordost-Archiv N.F. II (1993), H. 2, S. 235-278.

⁹ Dr. Herbert Kirrinis, Tilsit. Die Grenzstadt im deutschen Osten. Tilsit 1935, S. 22.

¹⁰ Vgl. ebenda, S. 126.

¹¹ Vgl. ebenda, S. 205.

Die Stadt Tilsit, die im politischen Leben Ostpreußens und des Deutschen Reiches ziemlich im Windschatten lag, galt als wichtiger Vorposten beim Kampf um das Deutschtum im Memelland. Hier wurden geheimdienstliche Berichte für deutsche Behörden über Ereignisse im Memelgebiet und an der litauischen Grenze verfasst, von hier aus fuhren SA-Abteilungen, BDM- und HJ-Gruppen im Frühjahr nach Memel, um den dortigen Theaterplatz zu füllen und Hitler eine würdige Kulisse für die Anschlussrede am 22. März 1939 zu bieten. Nach dem Ultimatum der deutschen Reichsregierung an Litauen wurden die Schlagbäume wieder an die Grenzorte von 1919 verlegt. Die Grenze wurde nicht vom Militär, sondern von Einheiten des Zolls bewacht, von denen viele Männer aus Tilsit stammten. Die dortigen NS- und SS-Funktionäre begannen, weitere Eroberungsträume zu hegen. Im Juni 1940 wurde Litauen von der Roten Armee besetzt und in die UdSSR inkorporiert. Als Folge dieser territorialen Veränderung schlossen die sowjetischen Behörden die Grenze und begannen auf ihrer Seite den dicht bevölkerten Grenzraum zu entflechten. Zum ersten Mal seit über 100 Jahren gab es wieder Regelungen, dass bestimmte Bevölkerungsgruppen, die als politisch nicht vertrauenswürdig galten, die direkte Grenzzone zu verlassen hatten. Am 10. Januar 1941 wurde in Kaunas ein Vertrag über einen Bevölkerungsaustausch zwischen dem Deutschen Reich und der Litauischen Sowjetrepublik unterzeichnet, in dessen Folge die litauischen Volksdeutschen „heim ins Reich“ kommen sollten und Litauer und Personen russischer Nationalität aus dem Memel- und dem Suwalkagebiet nach Litauen transferiert wurden.¹² Diese Umsiedlungsverfahren betrafen zahlreiche Bewohner der Grenzorte, hatten doch jahrhundertlang auch viele deutsche Bauern an der litauischen Peripherie gelebt, während es gerade nach der Reichsgründung Litauer auf die deutsche Seite gezogen hatte.

3.

Im Juni 1941, als die Wehrmacht den Krieg gegen die Sowjetmacht entfesselte und deutsche Einheiten auch durch Tilsit weiter in die li-

¹² Im Februar und März 1941 wurden über 50 000 Volksdeutsche aus Litauen ausgesiedelt, 6 167 Personen aus dem Memelgebiet wurden nach Litauen umgesiedelt. Berichte der Gestapo Tilsit vom 31. März 1941 über die endgültigen Resultate der Umsiedlung. Bundesarchiv Berlin, R 58/794, S. 93-103, Bericht der Gestapo Tilsit 31. März 1941. Vgl. Arbušauskaitė, Deutschlands Politik (wie Anm. 5).

tauische Sowjetrepublik marschierten, folgten ihnen Tilsiter SS-Männer auf dem Fuß. In den ersten Tagen und Wochen der deutschen Besatzungszeit überquerten sie regelmäßig die Grenze, fuhren in die grenznahen litauischen Orte, so nach Garsden, Krottingen und Polangen und ermordeten dort die jüdische Bevölkerung. Dieses geschah, um den Grenzabschnitt zu „säubern“. Mehrere tausend Morde kamen auf das Konto des so genannten „Tilsiter Einsatzkommandos“ unter Hans-Joachim Böhme.¹³ Zur gleichen Zeit, als die SS-Männer fast täglich über die Memelbrücke in Richtung Litauen fuhren, existierten in der Stadt Tilsit noch die Reste einer jüdischen Gemeinde. Die erhalten gebliebenen Predigtmanuskripte des Rabbiners Benno Fein bezeugen, dass die Juden von den Morden wussten.¹⁴ Es muss viele Tilsiter gegeben haben, die von diesen Vorfällen jenseits der Grenze hörten und sich hinter vorgehaltener Hand darüber unterhielten. Doch für sie schienen sich diese Taten nicht mit dem Namen ihrer Stadt zu verbinden. Sie waren anscheinend exterritoriale Gräueltaten, da sie sich hinter der Grenze abspielten. Der Begriff des „Tilsiter Einsatzkommandos“ ging erst 1957/58 durch die Presse, als die Bewohner der Stadt, sofern sie Krieg, Flucht und Vertreibung überlebt hatten, schon längst in den beiden deutschen Staaten lebten. Der zu jener Zeit stattfindende Prozess gegen zehn Angehörige des Einsatzkommandos von Stapo und SD Tilsit vor dem Landgericht Ulm war das erste Verfahren, in dem deutsche Richter Deutsche für Erschießungen von Juden hinter der Front, ganz in der Nähe der deutschen Grenze verurteilen sollten. Dieses Ereignis bildete einen großen schwarzen Fleck auf den bis dahin eher ungetrübten Erinnerungen der Tilsiter. Für die Mittel- und Westdeutschen war dieser Blick auf die ehemalige deutsche Peripherie unwillkommen und eher lästig, auch wenn man offiziell noch immer mit den Grenzen von 1937 agierte. Vor allem schienen der Gerichtsprozess und die Fakten, die dazu bekannt wurden, das existierende Vorurteil zu bestätigen, dass vor allem die Deutschen im Osten am Krieg und dessen Ausgang schuld seien. Kurz gesagt: In diesen Jahren trübten sich die Erinnerungen der Tilsiter an ihre Stadt und Heimat. Zwar äußerten sie sich über diese Tatsache nicht breit in den Medien. Eher kam es zeitweise zu einer Sprach-, Wort- und

¹³ Dazu Joachim Tauber, Garsden 24. Juni 1941, in: Annaberger Annalen 5 (1997), S. 117-134; Jürgen Matthäus, Jenseits der Grenze. Die ersten Massenerschießungen von Juden in Litauen (Juni – August 1941), in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 44 (1996), S. 101-117; Konrad Kwiet, Rehearsing for Murder: The Beginning of the Final Solution in Lithuania in June, 1941, in: Holocaust and Genocide Studies 12 (1998), S. 3-26.

¹⁴ Centrum Judaicum (Berlin), Bestand Synagogengemeinde Tilsit.

Erinnerungslosigkeit zu Tilsit, die jedoch genau diese Verunsicherungen oder Dissonanzen im kommunikativen Gedächtnis der Tilsiter Missstimmung widerspiegeln. Vergessen und Verlust hatten hier zu stark individualisierender Erinnerung beigetragen.¹⁵

Auch dieser Teil der städtischen Heimatgeschichte ist den heutigen Bewohnern der Stadt fremd geblieben, da er bisher nicht als Bestandteil der lokalen Geschichte existiert. Zwar wurden Fetzen der Prozessergebnisse damals in der sowjetischen Presse propagandistisch ausgeschlachtet, doch den Bewohnern von Sovetsk konnten sich diese Zusammenhänge kaum erschließen.

4.

Ein ehemaliger Tilsiter versuchte, alle Facetten seiner Erinnerung, die Eigenheiten seiner Stadt, deren spezifische Natur, die Eigenheiten der Landschaft wie auch den Verlust der Heimat und die Scham für die Morde an den Juden zu bündeln und zu verarbeiten. Johannes Bobrowski saß in der Nachkriegszeit im Zentrum Deutschlands, in Berlin und erinnerte sich an die Peripherie.¹⁶ Er schrieb Ende der 50er Jahre viele Gedichte über die Landschaft der Region und Anfang der 60er Jahre u.a. auch die Erzählung „Rainfarn“.¹⁷ Darin geht am Johannistag ein merkwürdiger Beobachter durch die Stadt Tilsit. Er trägt ein geheimnisvolles Farnkraut an der Mütze, das an diesem Tag die Kraft hat, ihn unsichtbar zu machen. Er spaziert durch die Straßen, überquert den Fletcherplatz, geht durch den Park Jakobsruhe, an der litauischen Kirche vorbei, bleibt bei der eisernen Luisenbrücke stehen, die Deutschland von Litauen trennt, und folgt mit den Augen Juden, die zu Fuß fliehen. Diese Erzählung, die 1964 zum ersten Mal gleichzeitig in beiden deutschen Staaten veröffentlicht wurde, erwähnt den Namen der Stadt kein einziges Mal. Den Schauplatz der Handlung konnten nur die entschlüsseln, die Kenntnis von der Stadt hatten. Bobrowski hat aber in seiner Geschichte die Sujets: Tilsit (durch eine treffend knappe Beschreibung der wichtigsten Sehenswürdigkeiten), Grenze (durch die Schilderungen der

¹⁵ Vgl. Aleida Assmann, *Erinnerungsräume. Formen und Wandel des kulturellen Gedächtnisses*. München 1999, S. 94.

¹⁶ Johannes Bobrowski, geb. 1917 in Tilsit, gest. 1965 in Berlin (DDR), Schriftsteller und Verlagslektor.

¹⁷ Johannes Bobrowski, *Gesammelte Werke in vier Bänden*, hrsg. v. Eberhard Haufe. Bd. I, Stuttgart 1987, S. 113-117.

Brückensituation und der Zollwächter) und Juden (mittels Charakterisierung) eindeutig miteinander verknüpft und dieser Konstellation ein einzigartiges Literaturdenkmal *en miniature* gesetzt. Auch wenn der Schriftsteller sich höchstwahrscheinlich öffentlich nie zum „Tilsiter Einsatzkommando“ und dem Ulmer Prozess geäußert hat, lässt sich sein literarischer Text, der große Verbreitung erfahren hat, als Reaktion lesen. Eine Reaktion, die besagt, dass man wohl zugeschaut habe, sich schuldig fühle und seinen Teil davon abtragen möchte.¹⁸

Trotz des geringen Umfanges vermochte es Johannes Bobrowski auch, innerhalb der gleichen Erzählung ein weiteres zentrales Thema der Stadt vorzubringen. Er beschrieb Tilsit als Zentrum der litauischen Kultur und stellte den litauischen Hauptprotagonisten jener Zeit vor – Dr. Wilhelm Storost-Vydūnas.¹⁹ Es heißt in dem Text: „Und was sieht man? Den Doktor Wilhelm Storost. Er kommt aus seinem Haus gerannt, weil ein Windstoß seine Zettel vom Balkontisch geweht hat. Da fliegen sie, und da läuft er ihnen hinterher: seiner ganzen litauischen Geschichte, die er über den Tisch ausgebreitet hatte, mit hunderten von Zetteln. Helft ihm, da ist vielleicht die litauische Geschichte in Gefahr.“²⁰ Es klingt scherzhaft, aber die Bemerkung des Autors beinhaltet präzise das Schicksal der litauischen Geschichte für die Kriegs- und Nachkriegszeit. Bobrowski hatte also versucht, das lädierte Bild der Heimatstadt zu reparieren. Als solches verharrte es bis in die 90er Jahre. In Deutschland blieb Tilsit vor allem ein Familien- oder Generationenort, darauf gründen sich bis heute Gedächtniskraft und Magie.²¹

5.

Jenen, die ab Januar 1945 in die Stadt kamen, haben sich anfangs andere Bilder eingeprägt. Zuerst war es die brückenlose Stadt am

¹⁸ Bobrowski stellte diese Seite seines schöpferischen Engagements unter das Motto „Benannte Schuld – gebannte Schuld“: „Ich benenne also Verschuldungen der Deutschen, und ich versuche, Neigung zu erwecken zu den Litauern, Russen, Polen. Ich beziehe mich also möglichst auf das, was ich selber kenne. Ich will möglichste Authentizität, weil ich denke, daß ‚wahre Geschichten‘ noch immer eher überzeugen: weil ich eine Wirkung wünsche.“ Bobrowski, *Gesammelte Werke* (wie Anm. 17), Bd. IV, S. 447.

¹⁹ Wilhelm Storost-Vydūnas, geb. 1877 in Jonaten (Kreis Heydekrug), gest. 1953 in Detmold, Gymnasialprofessor in Tilsit, daneben Schriftsteller, Bühnenautor, Chorleiter und geistige Führungsfigur der litauischen kulturellen und nationalen Bewegung in Preußen, sein Hauptwerk: *Siebenhundert Jahre deutsch-litauischer Beziehungen*. Tilsit 1932.

²⁰ Bobrowski, *Gesammelte Werke* (wie Anm. 17), Bd. I, S. 115.

²¹ Assmann, *Erinnerungsräume* (wie Anm. 15), S. 101.

Fluss, denn 1944 hatten deutsche Pioniere den Bau gesprengt. Nach dem Krieg wurde eine Notkonstruktion errichtet, die 1965 durch einen Neubau zwischen den alten Brückentoren abgelöst wurde. Tilsit wurde am 1. Juni 1946 von der Militärverwaltung der 11. Armee an die Vertreter einer neuen sowjetischen Zivilverwaltung übergeben. Die Bestätigung der Übergabe mit Stempel und Siegel und der Unterschrift des bisherigen Kommandeurs Alekseev wurde auf der Rückseite eines alten Tilsiter Stadtplans festgehalten.²²

Hatte die Stadt 1939 über 50 000 Einwohner gezählt, lebten 1946 ca. 6 500 Bürger dort. Mit der ersten so genannten „Neubesiedlungswelle“ begannen sowjetische Bürger in die Stadt zu strömen. Sie kamen vorwiegend aus Zentral- und Weißrussland. Die Neueinwohner waren fasziniert von der noch erhaltenen Altstadtsubstanz, von den vielen schönen Jugendstilfassaden und den Silhouetten der Kirchtürme, die sich filigran am Flussufer erhoben. Im Nachhinein lässt sich nicht mehr genau rekonstruieren, welche sowjetische Institution die neue Bezeichnung „Sovetsk“ für die Stadt durchsetzte. Der neue Name sollte jedenfalls einen deutlichen Neuanfang für die Stadt symbolisieren.²³

Es wurde in der Stadt wieder zusammengeffickt, was zum Grundbedarf nötig war, im Übrigen verharrte das wenig kriegsbeschädigte, aber ausgeplünderte Tilsit in einer Wartestellung. Es gab vorläufig keinerlei spektakulären Auf- und Ausbauprojekte, denn die Stadt funktionierte im Allgemeinen über das sowjetische Durchschnittsmaß hinaus sehr gut. Die neuen Besitzer mussten nur lernen, die existierende Infrastruktur zu bedienen und für sich nutzbar zu machen.²⁴ Andererseits lag sie viel zu sehr im Windschatten des nunmehrigen Kaliningrads, das nur 110 km entfernt lag. Sowjetische Elemente wie das Stalindenkmal, das am Vorabend des 1. Mai 1950 im Zentrum von Sovetsk enthüllt wurde, blieben irgendwie Fremdkörper.²⁵

In späteren Jahren versuchte die Verwaltung, die Silhouette der Stadt immer stärker den sowjetischen Blickgewohnheiten anzupassen und alles Deutsche auszumerzen. Ein Beispiel dafür ist das Schicksal der Deutschordenskirche an der Nordseite des Fletcherplatzes, die

²² Als Russe in Ostpreußen. Sowjetische Umsiedler über ihren Neubeginn in Königsberg/Kaliningrad nach 1945, hrsg. v. Eckhard Matthes. Ostfildern 1999, S. 217.

²³ Vgl. hierzu auch Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1996, S. 188.

²⁴ Ebenda, S. 160.

²⁵ Als Russe (wie Anm. 22), S. 278.

direkt im Blick des Besuchers lag, der über die Königin-Luise-Brücke auf die Stadt zuschritt. Ihr Inventar wurde mit der Zeit verheizt, dann diente sie als Altstoffsammelstelle und wurde 1965 durch eine Militäreinheit abgerissen.

Das sowjetische Imperium war auf ewig angelegt. Zeit spielte keine Rolle. Sie wurde auch völlig anders determiniert und in Päckchen von Fünf-Jahres-Plänen an die Einwohner ausgegeben. Innerhalb dieser chronologischen Abschnitte hatten Erinnerungen auch keine Chance, thematisiert zu werden.²⁶ Minimale Aspekte von Vorkriegsgeschichte wurden bisweilen erwähnt, wenn sie für die offizielle Legendenbildung funktional erschienen. So gab es in der Broschüre „Geschichte unserer Region“ eine einzige Erwähnung Tilsits in der Vorkriegszeit – als Durchgangsstation für den Schmuggel der leninistischen Kampfzeitung „Iskra“ (Flamme).²⁷ Sonst gab es nur die Geschichte nach 1945, Kapitel, die sich ausschließlich politik- und wirtschaftsgeschichtlich an dem Erfolgskurs des sowjetischen Staates ausrichteten. Die Geschichte der Stadt Tilsit war in Sovetsk nicht vorhanden. Akten und Unterlagen waren, sofern sie die Vernichtungsorgien bei Kriegsende überlebt hatten, von sowjetischen Behörden nach Kaliningrad und Moskau gebracht worden. Die Bestände an deutscher Literatur, an Zeitungen und Papieren, die man in der Stadt noch vorgefunden hatte, waren längst verheizt worden. Sie galten als unnützlich, denn sie waren nicht nur in einer anderen Sprache, sondern auch mit anderen Schriftzeichen verfasst worden.²⁸ Das Beweismaterial für andere Existenzformen der Stadt, das mit dem bestehenden hätten konkurrieren können, war auf offiziellem und inoffiziellem Weg verbannt worden.²⁹ Das Leben in der Stadt am Fluss oder „am Strom“, wie die Deutschen die Memel genannt hatten, ging gleichmäßig dahin. Manchmal hatten einige Bewohner der Stadt das Gefühl, dass es vieles in dieser Stadt zu enträtseln und entschlüsseln gebe. Die Litauer, die in den 70er und 80er Jahren im kleinen Grenzverkehr regelmäßig zum Handeln in die Stadt kamen, wussten vage darüber Bescheid, dass sich hier ein wesentliches Zentrum der litauischen Kultur befand.

²⁶ Vgl. Assmann, Erinnerungsräume (wie Anm. 15), S. 95.

²⁷ Vassilij Gavrilovič Birkovskij, Vladimir Semenovič Isupov, Ivan Andrejevič Farutin, Istorija našego kraja [Geschichte unserer Region]. Kaliningrad 1990, S. 31.

²⁸ Dieser Vorgang deckt sich mit der Aussage von Aleida Assmann: „Totalitäre Regimes eliminieren das Speichergedächtnis zugunsten des Funktionsgedächtnisses.“ Assmann, Erinnerungsräume (wie Anm. 15), S. 344.

²⁹ Vgl. ebenda, S. 409.

den hatte. Insgesamt ruhte Sovetsk auf einem Sockel des „kulturell Unbewussten“.³⁰

6.

Wie lässt sich ein Bild wiedergewinnen, eine Erinnerung wiederherstellen? Die Stadt behielt auch unter einer neuen Staatszugehörigkeit und mit neuen Bürgern ihre wesentliche Position bei. Ihre Lage symbolisierte Peripherie, ihr Schicksal lag im Windschatten. Dadurch wurde sie attraktiv für sowjetische Zuwanderer, die auf der Suche nach einer produktiven Nische waren. In den 50er Jahren kamen Bürger nach Sovetsk, die hier lebten und arbeiteten und darüber hinaus im Geheimen ein besonderes Verhältnis zu ihrer neuen Heimatstadt entwickelten. Sie sammelten alte Scherben und Spuren und versuchten, ihnen fremde und unbekannte Zeichen und Hinterlassenschaften zu dechiffrieren. An erster Stelle sei hier Isaak Rutman genannt, der jahrzehntelang Überreste der Stadtgeschichte zusammentrug und archivierte.³¹ In den 60er und 70er Jahren versuchte die Stadtverwaltung sein Hobby zu unterbinden und maßregelte ihn. Trotzdem sammelte er weiter. Auf dem Balkon seiner Wohnung bewahrte er beispielsweise den letzten noch erhaltenen Grabstein des ehemaligen jüdischen Friedhofs der Stadt auf. Andere Regionalhistoriker im Kaliningrader Gebiet standen ebenfalls vor großen Schwierigkeiten, ihrem Hobby nachzugehen. Führungen, die sie für Interessierte organisierten, wurden streng kontrolliert, mussten doch alle ideologischen Vorgaben eingehalten werden. Dazu gehörte auch das Verbot, die alten ursprünglichen Orts- und Gebäudebezeichnungen zu nutzen.³²

Später engagierten sich auch andere Bürger der Stadt öffentlich für deren Geschichte, wie Georgi Ivanovič Ignatov, Lev Gusmin und Jakov Rosenblum. Wer sich mit diesen und weiteren Kulturakteuren im Kaliningrader Gebiet unterhält und nach ihren Motiven für ihr anfängliches Engagement forscht, stellt rasch fest, dass es sich bei allen um Personen handelt, die entweder auf Grund ihres familiären Hintergrundes oder ihrer Biografie bereits mit mehreren Kulturen zu

³⁰ Ebenda, S. 410.

³¹ Isaak Jakovlevič Rutman, geb. 1926 in Mogilev, gest. 2003 in Sovetsk, Elektroingenieur, Fachschullehrer in Sovetsk 1956–1986, dann Dozent am Kulturkolleg der Stadt.

³² Kak zdravo, što my zdes' segodnja sobralis' [Wie gut, dass wir uns heute hier versammelt haben], in: Tridevjatij region vom 2.12.1999.

tun hatten und dadurch schon mit geschärftem Blick und gesteigertem Interesse in die Städte des Kaliningrader Gebietes kamen. Z.B. haben einige dieser Kulturakteure manche Jahre als Offiziere der sowjetischen Armee in verschiedenen Ostblockländern verbracht.

Die politischen Veränderungen innerhalb der Sowjetunion, die als „Perestrojka“ und „Glasnost“ 1985 ausgerufen wurden, führten auch zu einer Liberalisierung des Vereinsgesetzes. So durften ab 1987 Kulturgesellschaften gegründet werden. 1989 begann der „Kulturfond des Kaliningrader Gebietes“ aktiv zu werden, auch von der litauischen Seite gab es Bemühungen, Erinnerungsorte der litauischen Kultur innerhalb der Litauischen Sowjetrepublik, aber auch im Kaliningrader Gebiet neu zu markieren. Im Februar wurde die litauische „Vydūnas-Gesellschaft“ gegründet, die ca. 180 Mitglieder hat.³³ Sie sorgte für die Ausstellung einer Büste des Schriftstellers vor seinem ehemaligen Wohnhaus in der heutigen ulica Lenina mit russisch- und litauischsprachiger Inschrift. Litauische Grundschulklassen, Kindergartengruppen und Sonntagsschulen wurden gegründet.³⁴

Ein weiterer wesentlicher Anstoß kam durch den deutschen Heimwehtourismus seit 1989. Bereits seit 1987, als das damals noch zur sowjetlitauischen Republik gehörende Memelland von ausländischen Touristen besucht werden durfte, gehörte für viele Reisende, die aus der Gegend stammten, eine Stippvisite über die Luisenbrücke dazu, da man bis Juli 1992, bis zum Abschluss des neuen Grenzvertrages zwischen der Republik Litauen und der Russischen Föderation problemlos von Litauen aus nach Sovetsk fahren konnte. Es entspannen sich rasch Gespräche zwischen interessierten Alt- und Neubürgern. Besonders intensiv betrieb Isaak Rutman seine Gespräche. Er befragte viele Gäste der Stadt zu zahlreichen Details und auch zu ihren Erinnerungen an die jüdischen Mitbürger.³⁵ Seine Befragungsergebnisse verarbeitete er zu Aufsätzen und einem Manuskript. Seine Geschichte der Städte Tilsit und Sovetsk³⁶ durfte auch nach dem Beginn der Perestrojka trotz vieler Bemühungen nicht im Kaliningrader Gebiet gedruckt werden und erschien schließlich in Minsk.³⁷ Die Stadtväter vergaßen, dass er in früheren Jahrzehnten für sein Interesse und seine Sammelleidenschaft gemäßregelt worden war. Rutman wurde 2002

³³ [http://www.seimas.lt/Kaliningrado \(Karaliaučiaus\) srities Lietuvių Bendruomenė.htm](http://www.seimas.lt/Kaliningrado_(Karaliaučiaus)_srities_Lietuvių_Bendruomenė.htm).

³⁴ Ebenda.

³⁵ <http://www.judeninostpreussen.de>.

³⁶ Isaak Rutman, *Iz Sovetska – v Tilsit* [Von Sovetsk nach Tilsit]. Minsk 1993.

³⁷ Baltijskij almanach (2003).

zum Ehrenbürger der Stadt ernannt.³⁸ In seinen letzten Lebensjahren unterrichtete er Stadtgeschichte an der Fachschule für Tourismus.

7.

Die Erinnerungen der Deutschen, Litauer und Russen an Tilsit und Sovetsk werden immer differieren. Ihre Bilder von der Stadt in den verschiedenen Jahrzehnten sind oft aus unterschiedlichen Blickwinkeln reproduziert. Nachdem in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die verschiedenen Eindrücke und Stadtprofile nebeneinander standen (das deutsche, das litauische und das jüdische), waren nach 1945 vor Ort alle kulturellen Bezüge gekappt worden. Zum großen Teil hatten die neuen Bewohner von Sovetsk keinerlei Ahnung, auf welchem Fundament sie in der Stadt lebten, wodurch das Leben ihrer Stadt vor dem Krieg geprägt wurde. Die jetzt wieder entstehende Multiperspektivität bereichert die Stadt in jeder Hinsicht, auch wenn dieser Prozess manchmal etwas zäh vonstatten geht. Inzwischen lernen die Schüler von Sovetsk, dass in der Stadt ein Dichter Johannes Bobrowski geboren wurde. Eine Gedenkplatte erinnert die Passanten daran. Die Büste für Storost-Vydūnas wurde bereits erwähnt. Heute ist die Stadt sehr stolz auf ihren „einzigartigen Architekturbestand“,³⁹ der insgesamt 166 Architekturdenkmäler umfasst – von den Jugendstilhäusern an der Hohen Straße bis zu den Speicherhäusern an der Memel. 2003 wurde das Wahrzeichen der Stadt, das historische Portal der Königin-Luise-Brücke, rekonstruiert, und auch das Bild der Königin kehrte an seinen angestammten Platz zurück.

So organisierte der Fotograf und Journalist Jakov Rosenblum, der u.a. für „Radio Tilsit“ arbeitet, in den letzten Jahren eine Ausstellung mit Bildern des ehemaligen Tilsiter Fotografen Walter Engelhardt und sorgte für ausschnittweise Veröffentlichungen des Ausstellungsmaterials in der Sovetsker Stadtzeitung „Chroniki Ambera“ (Bernsteinchronik).⁴⁰

Der Bedarf an Tilsiter Erinnerung ist in Sovetsk größer denn je. Doch es gibt nun endlich auch für diese Stadt einen Anlass, den Erinnerungsprozessen eine neue Dynamik zu verleihen, eine eigene kul-

³⁸ Anlässlich des 450-jährigen Stadtjubiläums von Sovetsk (so die offizielle Bezeichnung).

³⁹ <http://www.sovetsk39.ru/history.php>.

⁴⁰ Die Fotografien Walter Engelhardts wurden in Deutschland von Ulla Lachauer herausgegeben: Land der vielen Himmel. Die Photographiesammlung Walter Engelhardt. Berlin 1990.

turelle Neuverortung innerhalb des Gebiets zu finden.⁴¹ Im nächsten Jahr wird der 200. Jahrestag des Tilsiter Friedens mit großem Aufwand begangen werden. Dadurch wird die Stadt wenigstens einen Moment lag im Zentrum lokaler, nationaler und evtl. auch internationaler Aufmerksamkeit stehen. Französische Institutionen haben sich entschlossen, den Friedensschluss auf historischem Tilsiter Boden gebührend zu feiern. In Vorbereitung dieses Jubiläums werden die lokalen Bemühungen, das kulturelle Gedächtnis des alten Tilsits zu dechiffrieren, für neue Publikationen, Medien der Erinnerung, gebündelt werden.⁴² Deutsche und litauische Zeitzeugen und Historiker sind dabei, neben den russischen Kollegen ihren Beitrag dazu zu leisten. Viele Dinge, die sich bis vor kurzer Zeit im Latenz-Zustand befanden, werden gegenwärtig wieder entdeckt, gedeutet bzw. imaginativ wieder belebt.⁴³ Die Perspektiven kehren zurück.

⁴¹ In Kaliningrad gab es innerhalb des letzten Jahrzehnts mehrere Anlässe, das kulturelle Gedächtnis zu reanimieren und zu erweitern, so ein Jubiläum der Universität (1994), der 50. Jahrestag des Kaliningrader Gebietes (1996), das Stadtjubiläum (2003). Das lebhaftere Wahrnehmen dieser Möglichkeiten, Jubiläen zu begehen, und die Produktion von Literatur zu diesen Anlässen bzw. der Auffrischung und Neubestimmung von Orten als Gedächtnismedien des Gebietes weisen deutliche Wechselwirkungen auf. Die Feiertage wurden begangen, weil man sie bzw. deren Beiprodukte für die heutige kulturelle Verortung der Kaliningrader benötigte.

⁴² <http://www.sovetsk39.ru/history.php>.

⁴³ Assmann, Erinnerungsräume (wie Anm. 15), S. 409.

Kampf um die Erinnerung: Memel/Klaipėda im 20. Jahrhundert

von Alvydas Nikžentaitis

Die Geschichte Ostmitteleuropas im 20. Jahrhundert ist von zahlreichen Grenzänderungen und Souveränitätswechseln gekennzeichnet. Begleitet wurden diese Prozesse von dem Kampf um die Erinnerung. Der Denkmalsturz sowie der Bau von neuen Denkmälern, die Änderungen von Straßen- bzw. Schulnamen etc. sollte die Erinnerung an neue Herrscher in den betroffenen Regionen festigen und bei Besuchern wie Einheimischen den Eindruck erwecken, dass die neue Herrschaft sich in dieser Region für alle Zeiten etabliert hatte.¹ Diese Prozesse sind auch typisch für den ganzen baltischen Raum, da diese Territorien von einem sehr häufigen Herrschaftswechsel gekennzeichnet sind. Die allgemeine Rede über den Erinnerungskampf lenkt die Aufmerksamkeit eher auf Ähnlichkeiten denn auf Unterschiede, deswegen lohnt sich die Vertiefung in Lokalstudien, die existierende Unterschiede namentlich in den Erinnerungsstrategien deutlich in den Vordergrund rücken.

Die Beispiele Danzig, Allenstein, Breslau, Königsberg, Riga und Memel weisen leicht erkennbare Parallelen auf. Es geht hier im Kern jedes Mal um eine deutsche Stadt, zumindest bis ins 20. Jahrhundert, die dann im Laufe des Jahrhunderts zur polnischen, russischen, lettischen bzw. litauischen Stadt wurde. Fast alle haben seit je her auch ein starkes nichtdeutsches Hinterland gehabt.² Fast alle waren von Multikulturalität geprägt. Trotz aller Ähnlichkeiten sind andererseits Unterschiede nicht zu übersehen. Von ihrer Bedeutung kann man Riga und Königsberg/Kaliningrad oder Riga und Memel/Klaipėda nicht in eine Reihe setzen. Im 20. Jahrhundert war Königsberg eine Provinzhauptstadt, Riga die Hauptstadt der Republik Lettland, Memel

¹ In diesem Beitrag sollen vor allem die Erinnerungskultur und das kulturelle Gedächtnis analysiert werden. Vgl. das Standardwerk zu dieser Problematik: Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. 4. Aufl., München 2002; sowie Rudolf Jaworski, *Denkmäler als Gedächtnisorte und als Gegenstand der Forschung. Regionale und vergleichende Aspekte*, in: *Denkmäler in Kiel und Posen. Parallelen und Kontraste*, hrsg. v. dems. u. Witold Molik. Kiel 2002, S. 10-22, hier S. 12 ff.

² Einen Überblick über die Situation in Ost- und Westpreußen bietet Christian Pletzing, *Vom Völkerfrühling zum nationalen Konflikt. Deutscher und polnischer Nationalismus in Ost- und Westpreußen 1830–1871*. Wiesbaden 2003, S. 21-24.

dagegen nur eine Hafenstadt, die zwar eine sehr große wirtschaftliche, aber nur eine geringe ideologische Bedeutung für die Bevölkerung Litauens hatte. Das hatte Konsequenzen für den Ausbau des jeweiligen Verwaltungssystems und mit größter Wahrscheinlichkeit auch für den Umgang mit der Vergangenheit.

Die Geschichte der Stadt Memel hat viele Ähnlichkeiten mit anderen, in diesem Band besprochenen Beispielen. Die 1252 vom Deutschen Orden gegründete Stadt war bis zum Frieden von Versailles fest in deutscher Hand. Erst Deutschlands Niederlage im Ersten Weltkrieg brachte einen Herrschaftswechsel. Nach dem Friedensvertrag von Versailles wurden Memel und das Memelgebiet vom Deutschen Reich abgetrennt und bis 1923 vorübergehend von den Franzosen verwaltet. 1923, nachdem drei Jahre zuvor das Wilnagebiet von Polen besetzt worden war, fielen Memel und das Memelgebiet, dem polnischen Beispiel in Wilna folgend, durch einen inszenierten Aufstand an den erst nach 1918 entstandenen kleinen litauischen Staat. Obwohl die Entente die Ansprüche Litauens auf die neugewonnenen Gebiete anerkannt hat, blieben der Sieg und die damit in diesem Gebiet eröffneten Handlungsmöglichkeiten für die Litauer begrenzt. Das Gebiet und die Stadt bekamen einen Autonomie-Status, der die Möglichkeit für ein friedliches Zusammenleben bot, das aber von beiden Seiten nicht aufgegriffen wurde. Memel wurde schon in der Zwischenkriegszeit zum Kampfplatz zwischen Deutschen und Litauern. Bereits einige Jahre vor dem Memelanschluss wurde dieser Kampf von der deutschen Seite gewonnen. Das Jahr 1939 bestätigte damit nur eine Situation, die de facto schon früher existiert hatte.³

Von 1945 bis 1990 wurde die Stadt sowjetlitauisch und ab 1990 zur drittgrößten Stadt und einzigen Hafenstadt der Republik Litauen.⁴ Das 20. Jahrhundert hat hinsichtlich der sozialen Erinnerungsträger sehr starke Veränderungen gezeitigt. So verließ am Ende des Zweiten Weltkrieges die deutsche Bevölkerung die Stadt, Reste der Deut-

³ Es gibt zurzeit keine gute wissenschaftlich fundierte Gesamtdarstellung zur Geschichte der Stadt Memel. Für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts ist vor allem das Buch von Vytautas Žalys, *Ringen um Identität. Warum Litauen zwischen 1923 und 1939 im Memelgebiet keinen Erfolg hatte / Kova dėl identiteto. Kodėl Lietuvai nesisekė Klaipėdoje tarp 1923–1939 m.* Lüneburg 1993 zu erwähnen, das einen sehr guten Einblick in die Nationalitätenproblematik bietet.

⁴ Vgl. die Beiträge von Vygantas Vareikis, *Klaipėda zwischen der Sowjetunion und der Litauischen SSR, 1945–1982* und *Der Weg nach Westen: Die soziale und wirtschaftliche Transformation der Stadt Klaipėda nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit*, in: *Nordost- Archiv N.F. X (2001): Im Wandel der Zeiten: Die Stadt Memel im 20. Jahrhundert*, S. 117-149 u. S. 173-186.

schen wanderten in den 50er Jahren in die DDR und die BRD aus.⁵ In Klaipėda dominierten nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst die Neusiedler aus Russland, und erst ab den 60er Jahren bildeten die Litauer die Mehrheit in der „wiedergewonnenen“ Stadt.

Der Herrschaftswechsel in der Stadt führte zum Kampf um die Erinnerung, am deutlichsten erkennbar im Umgang mit den Straßennamen und Denkmälern. Wie so oft im 20. Jahrhundert wurde auch der Gründungsmythos der Stadt geändert.

Der Gründungsmythos der Stadt Memel/Klaipėda

Bis zum Jahr 1923 hat Memel wie viele andere, von Herrschaftswechseln verschont gebliebene Städte erste Hinweise einer Ansiedlung und Stadtgründung gleichgesetzt. Leider ist kaum etwas bekannt über Stadtfeiern im 19. Jahrhundert. Am Anfang des 20. Jahrhunderts scheinen aber für viele Stadtbürger die gesamtdeutschen Feiertage viel wichtiger als die lokalen, stadtgeschichtlichen Bezugspunkte gewesen zu sein. Der Herrschaftswechsel brachte hier erhebliche Veränderungen. Die Litauer, die 1923 nach dem so genannten Januaraufstand das Memelgebiet in die litauische Republik integriert hatten, führten einen neuen Feiertag ein. Es wurde nicht der Tag des so genannten Aufstands am 15. Januar gefeiert, sondern ein neues Datum und ein Meeresfest erfunden. Trotz früherer Versuche, einen Meerestag zu feiern,⁶ gewann dieses Fest erst 1934 mit zunehmender Politisierung an Bedeutung. Die Redner, unter denen der litauische Staatspräsident der prominenteste war, hoben als besonders wichtige Tatsache die Eingliederung des Memelgebiets in den litauischen Staat hervor.⁷ Selbstverständlich wurde dieses Fest nach 1939, als das Memelgebiet von Hitler-Deutschland „heimgeholt“ wurde, von den nationalsozialistischen Machthabern nicht wieder aufgenommen. 1945 brachten die sowjetischen „Befreier“ einen neuen Gründungsmythos mit: Nach

⁵ Vgl. Nastazija Kairiūkštytė, Die Bevölkerungsentwicklung der deutschen Minderheit in Litauen von 1945–1960, in: Deutschland und Litauen. Bestandsaufnahmen und Aufgaben der historischen Forschung, hrsg. v. Norbert Angermann u. Joachim Tauber. Lüneburg 1995, S. 125–137.

⁶ Vgl. Veronika Krisikaitytė, Jūros šventė Klaipėdoje nuo 1934 iki 2004 metų (pagal spaudos duomenis) [Meeresfest in Klaipėda von 1934 bis 2004 (nach den Angaben der Printmedien)]. Klaipėda 2005 (Baccalaureusarbeit).

⁷ Vgl. die Beschreibung der Feierlichkeiten in: Trimitas (1934), Nr. 27, S. 648 f.; Jūros šventė [Meeresfest], hrsg. v. Kęstutis Demereckas. Klaipėda 2004, S. 5.

1945 wurde als wichtigster Feiertag der Tag der Befreiung gefeiert.⁸ Interessanterweise wurde während der sowjetischen Zeit nicht auf das wieder eingeführte Meeresfest verzichtet, das ab 1963 – mit anderen Inhalten versehen – erneut begangen wurde.⁹ Die Wiedererlangung der Unabhängigkeit Litauens brachte ebenfalls eine Erneuerung des städtischen Gründungsmythos mit. Obzwar auf das Meeresfest nicht verzichtet wurde, fungierte das überlieferte Gründungsdatum erneut als der zu begehende Jahrestag für die Stadt.¹⁰ Gleichzeitig wird seit dem Ende der 80er Jahre der Tag des so genannten Januaraufstandes von 1923 gefeiert.

Die Denkmäler der Stadt Memel

Als kleine ostpreußische Stadt fiel Memel aufgrund seiner Menge an Denkmälern nicht auf. Obwohl der Bau von Denkmälern im Laufe des 19. Jahrhunderts immer wieder Thema städtebaulicher Spekulationen war, bedingte Geldmangel, dass das erste Denkmal für Kaiser Wilhelm I. erst 1896 errichtet werden konnte (1924 demontiert und 1938 wiederaufgebaut, wurde es 1945 zerstört).¹¹ In späteren Jahren fügten sich weitere Denkmäler hinzu:

- 1907 wurde anlässlich des 100. Jubiläums des Sieges der Deutschen gegen Napoleon das „Borussia-Denkmal“ als Nationaldenkmal gebaut (demontiert 1924, wiederaufgebaut 1938, demontiert 1945).¹²
- Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das „Denkmal für die gefallenen deutschen Soldaten“ in der Nähe des Friedhofs und der deutschen Kasernen gebaut (zerstört in den 60er Jahren).¹³
- Das einzige nicht unmittelbar politische Denkmal in Memel wurde 1912 zum Andenken an den in Memel geborenen Dichter Simon Dach gebaut (zerstört 1945, wiederaufgebaut 1989).¹⁴

⁸ Vgl. Vareikis, Klaipėda (wie Anm. 4), S. 141.

⁹ Jūros šventė (wie Anm. 7), S. 6.

¹⁰ Zum ersten Mal wurde 1992 das 740. Stadtjubiläum gefeiert, bevor es 2002 aus Anlass des 750. Stadtjubiläums zu einer sehr großen Veranstaltung kam, an der auch der Hochmeister des Deutschen Ordens teilnahm.

¹¹ Vgl. Jonas Tatoris, Senoji Klaipėda. Urbanistinė raida ir architektūra iki 1939 metų [Das alte Klaipėda. Urbanistische Entwicklung und Architektur bis zum Jahr 1939]. Vilnius 1994, S. 290; Vyantas Vareikis, Umgang mit Denkmälern in Klaipėda, in: Annaberger Annalen (1999), Nr. 7, S. 95-101.

¹² Tatoris, Senoji Klaipėda (wie Anm. 11), S. 291.

¹³ Vareikis, Umgang mit Denkmälern (wie Anm. 11), S. 98.

¹⁴ Ebenda. Vgl. auch die Erinnerungen des ehemaligen Oberbürgermeisters der Stadt Klaipėda: Alfonsas Žalys, Prisikėlimas [Die Auferstehung]. Klaipėda 2005, S. 335-342.

- Die litauische Periode in Memel von 1923–1939 brachte ihrerseits auch ein weiteres Denkmal, wenn der im Friedhof entstandene Bau für die so genannten gefallenen Aufständischen von 1923 eine solche Bezeichnung verdient (unberührt).¹⁵
- 1930 wurde – wie fast überall in Litauen – auch in Memel ein Denkmal für den Großfürsten Vytautas, das Symbol des Litauertums, errichtet, dessen weiteres Schicksal nicht bekannt ist.¹⁶
- Nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden insgesamt drei Denkmäler: für Stalin (zerstört in den 50er Jahren), für Lenin und Gorki (demontiert 1991, nunmehr im Park der sowjetischen Skulpturen aufgestellt)¹⁷ sowie für die „sowjetischen Befreier“ von Klaipėda (demontiert 1991).¹⁸
- Neben diesen sowjetischen Denkmälern verdient das Denkmal von Krišjonas Donelaitis (Donalitus), des kleinlitauischen Dichters aus dem 18. Jahrhundert, besondere Erwähnung (gebaut 1973).¹⁹

Nach der Wende von 1990 wurden errichtet:

- ein Denkmal für Mažvydas (Mosvidius), den ersten Übersetzer der Bibel in die litauische Sprache,²⁰
- und ein Denkmal für die Wiedervereinigung von Klein- und Großlitauen.²¹

Die Straßennamen

Ähnlich wie bei der Errichtung von neuen Denkmälern, bekamen die Straßennamen erst ab dem Ende des 19. Jahrhunderts starke politische Akzente. Jede neue Herrschaft brachte vor allem für die zentralen repräsentativen Straßen und Plätze Namensänderungen mit sich. Die Lindenstraße, in der der Stadtrat und litauische Gouverneur residierte, änderte beispielsweise viermal ihren Namen. In der Zwischen-

¹⁵ Vgl. Dainius Elertas, *Klaipėdos sakralinio kraštovaizdžio kaita (1945–1977)* [Wechsel der sakralen Landschaft in Klaipėda (1945–1977)], in: *Šiaurės Atėnai* vom 24.1.2004.

¹⁶ Tatoris, *Senoji Klaipėda* (wie Anm. 11), S. 293.

¹⁷ Vareikis, *Umgang mit Denkmälern* (wie Anm. 11), S. 99. Vgl. auch Elertas, *Klaipėdos sakralinio kraštovaizdžio kaita* (wie Anm. 15).

¹⁸ Ebenda.

¹⁹ Elertas, *Klaipėdos sakralinio kraštovaizdžio kaita* (wie Anm. 15).

²⁰ Vgl. *Žalys, Prisiškėlimas* (wie Anm. 14), S. 342–368.

²¹ Vgl. Alvydas Nikžentaitis, *Gestürzte und neu errichtete Denkmäler: Geschichte im Transformationsprozess Litauens*, in: *GegenErinnerung. Geschichte als politisches Argument im Transformationsprozeß Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas*, hrsg. v. Helmut Altrichter. München 2006, S. 67–78.

kriegszeit hieß sie A. Smetonos (nach dem litauischen Präsidenten), danach Adolf Hitler-Straße, dann Gorkistraße,²² bevor sie nach 1991 wieder ihren ursprünglichen Namen erhielt. Obwohl die Änderung der Straßennamen für alle Herrschaftswchsel kennzeichnend ist, treten gewisse Unterschiede und Motive klar hervor.

Wichtigste Motive für die Umbenennungen waren bis 1945 politische Überlegungen. Über den Maßstab der Veränderungen entschied auch die Stärke der neuen Herrscher. Trotz größerer Bemühungen gelang es der Kovnoer Regierung nicht, die Memeler Straßen zu lituanisieren. Der Widerstand des von deutschen und prodeutschen Parteien beherrschten Memeler Stadtrats war so groß,²³ dass in der Zeit von 1923 bis 1939 nur wenige Namen verändert werden konnten. Einen neuen litauischen Namen bekamen vor allem die Straßen, die vorher nach aktiven deutschen Politikern benannt waren, zum Beispiel der Hindenburgplatz usw. Dies erleichterte die Arbeit der deutschen Besatzung, die nur die neuen litauischen Benennungen abschaffte und die alten unverändert ließ. Den geschichtswissenschaftlichen Forschungen zufolge umfassten die Veränderungen auf diesem Gebiet nur ca. 5% aller Straßennamen. Die Einmischung in die Struktur der Straßennamen blieb somit eher gering.

Die Sowjetzeit brachte neben politischen auch sozial orientierte ideologische Motive mit. Den Straßennamen nach ähnelte Klaipėda nunmehr vielen russischen Städten. Traditionell trug die Hauptstraße Klaipėdas zuerst Stalins, später Lenins Namen, es gab Stalingrad-, Gorkistraßen und dergleichen mehr. Die meisten Namensänderungen wurden 1947 durchgeführt.²⁴ Sie umfassten jetzt nicht nur stark politisierte Straßennamen, sondern ersetzten auch Namen, die eng mit der deutschen Kultur verbunden waren. Sogar Namensgebungen nach Handwerkerberufen mussten weichen: In einer sowjetischen Stadt sollte nichts mehr an das dunkle Mittelalter erinnern. Während die zentralsten Straßen nach den berühmtesten Bolševiki benannt wurden, wurden gleichzeitig auch einige neue litauische Akzente hinzugefügt. Einen Platz im Stadtbild fanden die bekanntesten litauischen Kommunisten und die litauischen Helden des Großen Vaterländischen Krieges. Bei der Erörterung der neuen Klaipėdaer Namen

²² Vgl. Aidas Rūtė, Zu Änderungen der Straßennamen in Klaipėda-Memel in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Annaberger Annalen (1999), Nr.7, S. 102 f.

²³ Vgl. Žalys, Ringen um Identität (wie Anm. 3).

²⁴ Lijana Pušinskytė, Klaipėdos miesto urbanistinė plėtra ir ideologija (1945–1953 metais) [Klaipėdas Stadtentwicklung und Ideologie (in den Jahren 1945–1953)]. Klaipėda 2004 (Baccalaureusarbeit).

entsteht das spannende Bild eines ortsspezifischen Umgangs mit der nationalen Geschichte Litauens. Wenn auch in viel kleinerem Maße, spielte nämlich auch dieses Motiv bei der Benennung der Straßen eine Rolle. Bereits 1947 trugen zwei Straßen, die sicherlich nicht zu den wichtigsten zählten, die Namen von Vytautas und Tannenberg. Früher – in der Zwischenkriegszeit – wurden die mit Tannenberg und Vytautas verbundenen Themen für die antipolnische Propaganda ausgenutzt. Nach dem Zweiten Weltkrieg veränderte sich das Bild. Warum Vytautas, das Symbol des Litauertums, in Sowjetlitauen nicht völlig verdrängt wurde, geht zum großen Teil auf die Bestrebungen der Klaipėdaer Stadtverwaltung zurück, das litauische Gymnasium nach dem litauischen Großfürsten Vytautas zu benennen. In der Begründung dieses Vorhabens sind folgende Verdienste des litauischen Nationalhelden hervorgehoben: „Klaipėda und das Gebiet haben ständig unter der Verfolgung und den Verwüstungen durch die Ordensritter und schließlich durch die deutschen Räuber gelitten. Der Name Vytautas des Großen, der die Deutschen bei Tannenberg zerschlug, indem er ihnen den Todesstoß versetzte, wird auch die Schüler immer daran erinnern, und ihnen ein Vorbild beim Schutz Sowjetlitauens vor den ewigen deutschen Feinden sein.“²⁵ Bei der Änderung der Straßennamen kamen auch preußisch-litauische Motive ins Spiel. Ein paar Straßen bekamen die Namen von Donalitius, der nicht nur als Dichter, sondern auch gemäß der Staatsideologie als Bauernfreund stilisiert wurde,²⁶ und von Mosvidius, dem Übersetzer der Bibel in die litauische Sprache. Diese zwei Gestalten, zu denen sich noch Herkus Monte, Führer des prussischen Aufstandes gegen den Deutschen Orden im 13. Jahrhundert gesellte,²⁷ waren die einzigen mit der Region verbundenen historischen Persönlichkeiten, deren Gedächtnis mittels Straßenbenennungen erhalten bleiben sollte. Trotz aller politisch und ideologisch bedingten Straßennamensänderungen behielten bis zur Wende 1990 ca. 40% der Klaipėdaer Straßen ihre alten Namen.²⁸ Diese Zahl wirkt gerade im Vergleich mit Kaliningrad oder gar mit Vilnius, der „neugewonnenen“ Hauptstadt

²⁵ Zit. nach Vareikis, Klaipėda (wie Anm. 4), S. 122 f.

²⁶ Vgl. den Artikel Donelaitis, in: Lietuviškoji tarybinė enciklopedija [Sowjet-litauische Enzyklopädie]. Bd. 3, Vilnius 1978, S. 143 f.

²⁷ Aber auch solche Versuche waren nicht leicht zu realisieren. Herkus Monte schien für manche Parteifunktionäre zu „deutsch“. Vgl. die Erinnerungen des Sekretärs der Litauischen KP zu Ideologiefragen: Lioginas Šepetys, Neprarastoji karta. Siluetai ir spalvos. Atsiminimai [Verborgene Generation. Silhouetten und Farben. Erinnerungen]. Vilnius 2005, S. 189 f.

²⁸ Rūtė, Zu Änderungen der Straßennamen (wie Anm. 22), S. 104.

Sowjetlitauens, beträchtlich. Zum Vergleich blieben in dieser Zeit in der litauischen Hauptstadt nur 21 alte Straßennamen erhalten.²⁹

Die Wende brachte neue Weichen. Mit dem Ruf nach der „Wiederherstellung der historischen Wahrheit“ wurden manche Straßen tatsächlich rückbenannt – nicht nur die, welche an das düstere Mittelalter erinnerten. Im heutigen Klaipėdaer Straßenbild sind Repräsentanten der deutschen Kultur wie Immanuel Kant oder Simon Dach wieder vertreten. Auf die Versöhnung mit der Geschichte deutet auch die Wiedererrichtung der dem Andenken an Simon Dach gewidmeten Statue von „Ännchen von Tharau“.³⁰ Es wäre aber falsch zu denken, dass in jüngster Zeit keine neuen Herrschaftszeichen im Straßenpanorama entstanden seien. Nach der Wende hat Klaipėda halb bewusst, halb unbewusst die Fürsorge und Pflege der preußisch-litauischen Kultur übernommen. Anders als in anderen Städten Litauens tragen die Hauptstraßen im heutigen Klaipėda die Namen preußisch-litauischer Helden. Die Bestrebungen in diese Richtung verdeutlichen die neu erbauten Denkmäler für Mosvidius und für die Wiedervereinigung von Groß- und Klein-Litauen im Zentrum der Stadt. Ein zentrales, jährlich gefeiertes historisches Ereignis ist der 15. Januar, der Tag des so genannten Aufstandes von 1923. Auch aus dem heutigen Klaipėda geht demnach ein bewusst erarbeitetes neues Stadtbild hervor.

Wenn man über die Erinnerungskultur in einer Stadt mit einer multinationalen Vergangenheit spricht, kann die Analyse von Denkmälern und Straßennamen sicherlich helfen, doch eine Antwort auf alle Fragen wird diesem Material keinesfalls abzuleiten sein. Der Umgang mit fremden Vergangenheiten hängt stark von den Einstellungen der Menschen ab. Sieht man in neu gewonnenen Gebieten nur eine Kriegsbeute oder betrachtet man diese Territorien als eigene Heimat: Es ergeben sich spiegelverkehrte Herangehensweisen an die Stadtgeschichte. In Litauen kollidieren beide Einstellungen nicht nur im Hinblick auf Memel, sondern auch auf Wilna (Vilnius). Eine innere Verbindung zu Wilna war bei vielen Litauern schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vorhanden. Diese kurzgefasste Ansicht ließe sich in einem anderen Rahmen viel komplexer beschreiben. Gleichwohl war Memel dagegen für viele Großlitauer fremd, denn

²⁹ Vgl. Antanas Rimvydas Čaplinskas, *Asmenybės Vilniaus miestų gatvių pavadinimuose* [Das Verhältnis zur historischen Vergangenheit im 21. Jahrhundert], in: *Santykis su istorine praeitimi XXI amžiaus Vilniuje* [Persönlichkeiten in den Straßennamen von Vilnius], hrsg. v. Alvydas Nikžentaitis u. Aivas Ragauskas. Vilnius 2004, S. 37.

³⁰ Vgl. Anm. 39.

Memel gehörte nicht zum territorial definierten Heimatbegriff. Zeitgenössische Ansichten legen dafür ein beredtes Zeugnis ab:

So stießen 1923 die Veranstalter des Zuges nach Memel auf ernste Probleme. Die größten Schwierigkeiten bereitete den Organisatoren die Suche nach einem geeigneten militärischen Anführer. Die für die Durchführung der geplanten Operation anvisierten litauischen Offiziere sagten oft aus ganz banalen Gründen ab. Darunter zählten führende Militärs, die sich ausgesprochen tapfer in den Kämpfen gegen Polen, die konterrevolutionären Bermond-Gruppen und die Bolševiki erwiesen hatten. Deswegen wurde schon damals die unerfreuliche Schlussfolgerung gezogen, dass die litauischen Offiziere die Angliederung des Memelgebiets nicht als Verteidigung ihres Vaterlandes betrachteten.³¹

In diesem Kontext sind wichtige Elemente zu erwägen. Der ethnischen Zusammenstellung nach war die Bevölkerung des Memelgebiets mehrheitlich litauisch. Hier spielten ethnische Kriterien also nicht die alles entscheidende Rolle über die Tatsache, dass Wilna und nicht Memel dem „Durchschnittslitauer“ und vor allem den politisch aktiven Kreisen der litauischen Intelligenz viel näher war und zum Selbstverständnis der Heimat gehörte.

Das Beispiel Wilna zeigt sehr deutlich, dass die räumliche Integration zuerst als intellektuelles Produkt entstehen und als solches weiter funktionieren kann. Die Ursache eines solchen Phänomens ist in der ursprünglichen Form der modernen litauischen Nation zu suchen. Für die entstehende nationale Ideologie der Jahrhundertwende spielte die Geschichte des Großfürstentums Litauen mit seiner Hauptstadt Wilna eine besondere Rolle. In der national interpretierten Vergangenheit wurde die mittelalterliche Geschichte als Kernperiode des Litauertums hypostasiert. Zu einem Symbol dieses Ideals wurde Wilna.³² Eine solche Konstruktion ignorierte völlig die Realitäten, denn vielen Akteuren, die von Wilna als einer urlitauischen Stadt sprachen und diese Idee in der Gesellschaft multiplizierten, waren die Verhältnisse in der Stadt gar nicht bekannt bzw. wurden von ihnen oft gänzlich ignoriert.³³ So war für viele die Überraschung groß, als

³¹ Žalys, Ringen um Identität (wie Anm. 3), S. 28 f.

³² Vgl. Darius Staliūnas, Wilno czy Kowno? Problem centrum narodowego Litwinów na początku XX w. [Vilnius oder Kaunas? Das Problem des nationalen Zentrums der Litauer am Beginn des 20. Jahrhunderts], in: Nationalismus und nationale Identität in Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. v. B. Linek u. K. Struve. Opole/Marburg 2000, S. 259-269, hier S. 263 f.

³³ Vgl. Algis Kasperavičius, Problem przynależności Wilna i Wileńszczyzny w świadomości

sie 1939 zum ersten Mal nach Wilna kamen. Plötzlich entdeckten sie, dass in Wilna tatsächlich viele Polen lebten und dass die Stadt sehr stark polnisch geprägt war.³⁴

Aber auch die Konfrontation mit der Wirklichkeit vermochte an der grundsätzlichen Einstellung, Wilna sei schon immer eine litauische Stadt gewesen, kaum etwas zu ändern. In Wilna versuchte man ein eigenes litauisches Ghetto zu schaffen, dem nur Litauer angehörten. Der polnische oder russische Nachbar existierte nicht, er gehörte nicht zum Freundeskreis, mit ihm wurde nicht gesprochen. Er war da, aber eben nicht in den Vorstellungen, die im wirklichen Leben viel mehr Bedeutung hatten als die faktischen Umstände. Fremde, die eigentlich nicht fremd waren, weil in der Stadt geboren, fühlten sich auf einmal verpflichtet, über ihre Nationalität Rechenschaft zu geben.

Der hier nur kurz skizzierte Umgang mit den Anderen stellt ein Kapitel für sich dar, das indirekt mit der räumlichen Integration der Litauer in Wilna in Verbindung steht. Dazu gehört der Umgang mit den Kulturdenkmälern aus vergangenen Epochen und mit dem Kulturerbe überhaupt. Für wichtig deklariert wurden ausschließlich litauische oder als litauisch interpretierbare Elemente, die anderen besaßen keine Bedeutung für das Leben der Neusiedler. Auch in der Zeit der großen Umbrüche versuchte man, nicht die ganze Geschichte der Stadt zu behandeln, sondern „litauische Zeichen“ in das Stadtpanorama zu verankern. So entstand beispielsweise das Denkmal für den litauischen Großfürsten Gediminas, während gleichzeitig Pläne zum Wiederaufbau des großfürstlichen Palastes im Zentrum der Stadt entworfen wurden.³⁵ An eine wie auch immer geartete Konfrontation mit der polnischen oder jüdischen Vergangenheit wurde gar nicht erst gedacht. Diese Seiten der Stadtgeschichte waren für viele Neubewohner von Vilnius unbekannt und übten keine besondere Faszination aus.

Im Fall Memels lassen sich vergleichbare Elemente von Selbstfindung unter den Neusiedlern beobachten, andererseits haben wir es hier mit einem ganz anderen Modell räumlicher Integration zu tun.

Litwinów [Das Problem der Zugehörigkeit Wilnas und des Wilnagebiets im Bewusstsein der Litauer], in: *Biuletyn historii pogranicza* 1 (2000), S. 33-43, hier S. 41.

³⁴ Vgl. Rimantas Miknys, *Mykolo Roemerio požiūris į Vilniaus problemą* [Mykola Roemers Standpunkt zur Wilnafrage], in: *Lituanistika* 4 (1994), Nr. 20, S. 26-35, hier S. 31 f.

³⁵ Vgl. Rasa Čepaitienė, *Laikas ir akmenys. Kultūros paveldo sampratos modernioje Lietuvoje* [Zeit und Steine. Die Einstellung zum Kulturerbe im modernen Litauen]. Vilnius 2005, S. 343-363. Dort auch die wichtigste Literatur zu diesem Thema.

Auch wenn anfangs für die zugezogenen Memelländer kein Bedürfnis an alten Verwurzelungsgeschichten bestand, änderte sich die Situation bald. Die staatliche Propaganda agitierte hier viel schwächer als in Wilna. Selbstverständlich gab es in die gleiche Richtung weisende Versuche, die litauischen Wurzeln des Memelgebiets zu betonen. Sie blieben aber auf die kurze Zeit des deutsch-litauischen Konflikts in den 30er Jahren oder auf die Jahre nach Stalins Tod Ende der 50er, Anfang der 60er Jahre begrenzt, als die Integrationsprozesse schon weit fortgeschritten waren.

Der Zustand des ständigen Bevölkerungswechsels nach dem Zweiten Weltkrieg und vor allem die stalinistische Propaganda, die keine Rücksicht auf historische Traditionen nahm,³⁶ ließ die Leute im Prozess der Selbstfindung sozusagen im Stich. Viele Neusiedler vor allem russischer Nationalität haben jene fremden Gebiete schnell wieder verlassen, andere definierten selbstständig ihr privates Verhältnis zum neuen Wohnort.³⁷

Das fehlende dogmatische Schema hat die in Memel ansässigen Leute letztendlich viel offener für ihre Umgebung gemacht. Dabei spielten die verbliebenen litauischsprachigen Memelländer eine entscheidende Rolle. So wie in Polen wurden sie auch hier von den Neusiedlern gehasst, als Faschisten beschimpft, doch gleichzeitig kam es zu einem – wenn auch nur zögerlichen und begrenzten – Dialog. Dieser Aspekt wurde bis heute von keiner Forschung gewürdigt. Nur in privaten Gesprächen mit Neusiedlern kommt das Thema zur Sprache, wenn etwa die Übernahme mancher Kleinigkeiten und Bräuche der früheren Bewohner aus Bereichen wie der Botanik thematisiert wird. Diese Kontakte, so begrenzt sie auch waren, haben die heutigen Einwohner offener für die neue Umgebung gemacht. Manchmal wurde das neue Unbekannte, das Fremde, schlicht angenommen, statt dass es abgelehnt oder vernichtet wurde. Vielleicht hat gerade diese Offenheit dazu beigetragen, dass die Memeler Altstadt nicht weiter zerstört, sondern als eine der ersten in ganz Litauen renoviert wurde.³⁸

³⁶ Über solche Versuche nach dem Zweiten Weltkrieg: Alvydas Nikžentaitis, *Der Vytautaskult in Litauen (15.–20. Jahrhundert) und seine Widerspiegelung im Denkmal*, in: *Nordost-Archiv N.F. VI (1997)*, H. 1: *Das Denkmal im nördlichen Ostmitteleuropa im 20. Jahrhundert. Politischer Kontext und nationale Funktion*, S. 131-146, hier S. 142 f.

³⁷ Ausführlicher: Alvydas Nikžentaitis, *Verloren und neu gefunden. Ein Blick auf die neue Heimat in Ostpreußen nach 1945: Einige einführende Bemerkungen über dieses Thema*, in: *Annaberger Annalen (1999)*, Nr. 7, S. 3-17, hier S. 8.

³⁸ Solche Schritte stießen in Moskau auf wenig Begeisterung. Neben den ideologischen Motiven kamen auch Vorwürfe wegen der hohen Renovierungskosten. Dabei ist die Rolle des

Lässt sich schon aufgrund dieser einzelnen Tatsachen von zwei unterschiedlichen Modellen des Umgangs mit der Vergangenheit in Vilnius und Klaipėda sprechen? Die Antwort lautet ja, doch darf man nicht die Ähnlichkeiten übersehen. Beide Modelle nehmen als Ausgangspunkt für die Formulierung ihres Selbstbildes ihre jeweilige Geschichtsinterpretation. Das Litauertum in Vilnius spielt wie auch in Klaipėda die zentrale Rolle beim Umgang mit der Vergangenheit, und dies auch in Situationen, bei denen die Bezüge mit der litauischen Geschichte nicht so deutlich sind.³⁹ Die aus „litauischer“ Sicht als „fremd“ deklarierte Geschichte ist vor allem für Klaipėda typisch, während die historische Kultur der Stadt Vilnius weiterhin zur eindeutig litauisch interpretierten Geschichte neigt, unabhängig davon, ob diese mit der goldenen Zeit der litauischen Großfürsten bis zum Tod Vytautas' 1430 oder mit der Geschichte des 20. Jahrhunderts verbunden ist. Schon aus diesen Gründen ist der Umgang mit der Geschichte in Klaipėda vielschichtiger. Die Stadtgeschichte bietet hier neben der litauisch-nationalen Geschichtsinterpretation auch genügend Spuren, die zur Suche nach deutscher Kultur anregen. Diese Verflechtungen widersprechen dem Bild einer kontinuierlichen Kulturkonfrontation, sie erzwingen vielmehr die Suche nach den zahlreichen Kulturkontakten, die Klaipėdas Vergangenheit charakterisieren. Dieser noch nicht abgeschlossene Prozess, nämlich verschiedene Komponenten städtischer Identifikation (Gründungsmythos, Denkmäler, Straßennamen) integrativ miteinander zu kombinieren, ist vielleicht der einzig richtige Weg, sich die fremde Vergangenheit zu eigen zu machen.⁴⁰

damaligen und heute noch sehr populären Oberbürgermeisters Alfonsas Žalys nicht zu unterschätzen.

³⁹ Vgl. die Argumente von Alfonsas Žalys für den Wiederaufbau des Denkmals „Ännchen von Tharau“. Wichtig für die Entstehung des Denkmals waren die Argumente von Historikern und Literaturwissenschaftlern, die betonten, dass Simon Dach aus einer halblitauischen Familie stammte und dass damit der Sohn von „Ännchen von Tharau“ auch litauisch gewesen sei. Žalys, *Prisikėlimas* (wie Anm. 14), S. 340. Auch Immanuel Kant könnte einen Platz in der historischen Kultur der Stadt Klaipėda finden, nicht nur wegen seiner philosophischen Leistungen, sondern weil er angeblich litauische Vorfahren hatte. Vgl. *Lietuvių enciklopedija* [Enzyklopädie der Litauer]. Bd. 10, Boston 1957, S. 454.

⁴⁰ Dass die Stadt Klaipėda offener im Umgang mit der eigenen Vergangenheit geworden ist, zeigt auch das Verhältnis zu ihrem deutschen Namen. Noch Anfang der 90er Jahre hat der damalige Oberbürgermeister das Schild von „Cafe Memel“ abgerissen, beim 750-jährigen Stadtjubiläum Klaipėdas wurde eine der größten Bierkneipen in der Stadt feierlich mit dem Namen „Memel“ eröffnet.

Vilnius – die „Anderen“ im Gedächtnis der litauischen Hauptstadt

von Catherine Gousseff

Vilnius als Hauptstadt Litauens ist erst seit dem Zweiten Weltkrieg eine feste Tatsache. 1989, zur Zeit des zweiten, Gorbačevschen Tauwetters durfte die Wiege des litauischen Volkes die nationale Flagge wieder auf ihrem höchsten Turm hissen und damit den altherwürdigen Charakter einer lange Zeit unterdrückten Identität mit erneutem Stolz demonstrieren. Seitdem hat die Wiederherstellung der Burg des Großfürsten Vytautas, des Helden der Schlacht von Žalgiris/Tannenberg/Grunwald und des bedeutendsten Verteidigers des litauischen Staates im 15. Jahrhundert, das Werk einer symbolischen Wiederaneignung im Herzen der Altstadt vollendet. Mit diesem Schlusspunkt scheint die langwierige und wechselhafte Geschichte der Stadt ein Ende zu nehmen, deren unterschiedliche Namen (Wilna, Wilno, Vilnius) die Eroberungen und jahrhundertealten Rivalitäten widerspiegeln. In seiner stürmischen Geschichte kannte Vilnius eine Polonisierung zur Zeit der Union zwischen dem Großherzogtum Litauen und der polnischen Adelsrepublik, eine Russifizierung während der Teilung des Landes zwischen den großen Kaiserreichen und eine abermalige Polonisierung nach dem Ausgang des Ersten Weltkrieges, bevor es im Rahmen des deutsch-sowjetischen Pakts 1939 erneut Litauen zugeschlagen wurde. Gerade die jüngsten und dunkelsten Kapitel dieser langen, brüchigen Geschichte stehen heute im Zentrum neuer Forschungen und Darstellungen. Dabei bildet der Zweite Weltkrieg für die Geschichte der Stadtbevölkerung den bedeutendsten Einschnitt.

Während Vilnius 1939 im Wesentlichen als eine polnisch-jüdische Stadt angesehen wurde,¹ wurde es nach dem Krieg eine litauische Stadt, die wie die meisten Hauptstädte der sowjetischen Republiken eine bedeutende Zahl von Minderheiten aufwies. Nur sehr wenige Augenzeugen des Krieges sind in Vilnius übrig geblieben: Stattdessen

¹ Folgt man der letzten polnischen Volkszählung von 1931, war die Stadt von 63% Polen und 29% Juden bewohnt. Die polnisch-jüdische Identität von Vilnius, die am Vorabend des Zweiten Weltkrieges von einigen litauischen Wortführern verleugnet wurde, trifft nunmehr bei den maßgebenden litauischen Historikern wie A. Kasperevičius auf völlige Akzeptanz. Vgl. Stanisława Lewandowska, *Losy Wilnian. Zapis rzeczywistości okupacyjnej. Ludzie, fakty, wydarzenia 1939–1945* [Das Schicksal der Wilnaer Bevölkerung. Aufzeichnung der Besatzungswirklichkeit. Menschen, Fakten, Ereignisse 1939–1945]. Warszawa 2004, S. 183 f.

erfuhr die Hauptstadt eine rasche Neubesiedlung durch eine massive Immigration, die seit der zweiten Hälfte der 1940er Jahre in die Stadt strömte. Welches Bild dieser epochalen Wende vermitteln die jüngsten historiografischen Arbeiten angesichts fehlender lebendiger oder tradierter Erinnerungen? Wie verhält es sich mit der nicht allzu entfernten polnisch-jüdischen Vergangenheit in den verschiedenen Repräsentationen des heutigen Vilnius?

Das Paradoxon von der „ethnischen Säuberung“ der Polen

Das Wiedererwachen der nationalen Gedächtnisse, das mit der Perestrojka einher ging, hat die Vitalität der polnischen Gemeinde in Vilnius gezeigt, die politisch sehr rege ist und vor allem auf die Herausforderungen der von der Sajüdis-Bewegung getragenen litauischen Erneuerung reagierte.² Die Volkszählung von 1989, das letzte Großunternehmen der sowjetischen Behörden, bekam im gereizten Klima, das damals herrschte, eine ganz bestimmte lokale Funktion: Für die polnische, aber auch für die russische und die weißrussische Minderheit galt es, die zahlenmäßige Vormachtstellung der Litauer in Frage zu stellen. Die Ergebnisse zeigten in der Tat, dass die Litauer nur knapp über die Hälfte der Einwohner ausmachten und dass Russen wie Polen jeweils ca. 20% der Stadtbevölkerung bildeten. Während das russische Element auf die jüngste Sowjetisierung der Stadt zurückging, kann der polnische Anteil nur im Lichte der alten regionalen Zugehörigkeit von Vilnius, der damaligen Wileńszczyzna, zur Zweiten Republik Polens gebührend erklärt werden. Dieser eindeutige Tatbestand unterstrich ein wichtiges Paradox angesichts der Nachkriegsgeschichte und der großen Wellen von Bevölkerungsverschiebungen, die im Prinzip die Stadt „entpolonisiert“ hatten, während sie gleichzeitig zur Neubesiedlung des zerstörten Polens beitrugen. Die massive Aussiedlung der Polen aus Vilnius zwischen 1944 und 1946 ist in Polen weit bekannt. Vor allem an einigen Orten wie Toruń, wohin die Universität Vilnius, die Stefan Batory-Universität, samt Lehrkörper und einem Großteil des Personals „repatriert“ wurde, wird diese Erinnerung wach gehalten.

² Zum „Erwachen“ der nationalen Gedächtnisse vgl. Catherine Gousseff, Wilno, Vilné, Vilnius, capitale de la Lituanie, in: À l'Est la mémoire retrouvée, hrsg. v. A. Brossat (u.a.). Paris 1990; dies., Une ville peut en cacher une autre, in: Pays Baltes, Estonie, Lettonie, Lituanie: le réveil, hrsg. v. Y. Plasseraud. Paris 1991, S. 167-177.

Die Konzentration von „Repatrianten aus dem Nordosten“ hat in Polen das Bild „geplanter“ Bevölkerungstransfers gestärkt. Diese Bevölkerungsverschiebungen erscheinen als Teil des intensiven „social engineering“ qua gelenkter Migrationen, die bestenfalls im Kontext eines äußeren Druckes, wenn nicht gleich unter physischem Zwang in Gang gesetzt wurden. Das dominierende Bild von der Rationalität sowjetischer Planung hatte zur Folge, dass man von einer effizienten Ausradierung der polnischen Präsenz in den ehemaligen polnischen „Kresy“ überzeugt war. So riefen die polnischen Ansprüche auf eine Anerkennung ihrer Identität im Vilnius der späten 1980er Jahre in der polnischen Öffentlichkeit zuallererst Überraschung hervor, der eine starke Welle der Sympathie folgte, bevor diese dann im Laufe der 1990er Jahre allmählich schwächer wurde. Gleichzeitig verloren die Bestrebungen der polnischen Minderheit in Vilnius an Brisanz: Das Schreckgespenst einer Neubelebung des alten polnisch-litauischen Interessenkonfliktes scheint im Nachhinein nur ein zeitlich begrenztes Phänomen gewesen zu sein. Es hatte aber zur Folge, dass neue Untersuchungen zu den Bevölkerungsverschiebungen unternommen wurden, welche die zahlreichen Paradoxa dieser Geschichte in den Vordergrund rücken.

Die Historiografie, die sich speziell mit der Epoche des Kriegsendes beschäftigte, hat sich schon lange vor der Öffnung der Archive für die Bevölkerungsverschiebungen der Polen aus den Ostregionen der Republik Polen interessiert, die im Laufe des Zweiten Weltkrieges den westlichen Sowjetrepubliken, Litauen, Weißrussland und der Ukraine, einverleibt wurden. Die neuartigen Lesarten der Vergangenheit, die mit der Überwindung des Kommunismus einhergingen, haben jedoch eine starke Wende in dieser Historiografie herbeigeführt.

Bisher wurden die Bevölkerungstransfers im Großen und Ganzen als Gesamtphänomen wahrgenommen, das vor allem statistisch erfasst wurde. Diese Verallgemeinerung führte letztendlich zu einer relativen Konsensfähigkeit. Obzwar einige Historiker die Gewalt der angewandten Methoden bei den Verschiebungen unterstrichen, blieb ihr Urteil über die ethnischen Säuberungen dem „Geist von Potsdam“ verhaftet, d.h. der Grundüberzeugung der Alliierten, dass die ethnische Homogenisierung der ost- und ostmitteleuropäischen Staaten eine Bedingung sine qua non für die Befriedung des alten Kontinents sei.³ In diesen vom Krieg besonders heimgesuchten Ländern

³ Dazu vor allem Philipp Ther, *A Century of Forced Migration: The Origins and Conse-*

wurde das Vorhandensein von Minderheiten als ein Faktor der Krisenverschärfung angesehen. Der ausdrückliche Konsens der Siegermächte im Hinblick auf die notwendige Regelung des Problems der deutschen Minderheiten in der Region durch ihre massive Aussiedlung nach Deutschland ebnete den anderen Maßnahmen ethnischer Säuberungen den Weg. Diese Maßnahmen wurden allseits als das kleinere Übel angesehen, das notwendig sei, um neue Konflikte zu entschärfen. In der Retrospektive wurden sie dann vor allem mit den statistischen Kategorien der Migration – als handle es sich um ein normales Bevölkerungsfluidum – reflektiert.

Die ethnischen Homogenisierungsprozesse in den neuen Grenzregionen der UdSSR wurden zudem lange Zeit ausschließlich im Rahmen der Politik des sowjetischen Zentralstaates analysiert, da man grundsätzlich annahm, dass die lokale Durchführung der Bevölkerungstransfers auf Stalins Befehl zurückzuführen sei und die jeweiligen Behörden in den betroffenen Republiken lediglich sehr getreue Vollstrecker waren. Die Interpretationsschemata waren ausschließlich bilateral, als könne alles vor dem Hintergrund der Wechselbeziehung zwischen Moskau und Warschau verstanden werden. Eben diese simple Rollenverteilung der Akteure hielt einer genaueren Untersuchung der Geschichte der Bevölkerungsverschiebungen nicht stand.

Vergleicht man die Zwangsaussiedlung der Polen aus der Ukraine, aus Weißrussland und Litauen, so werden die unterschiedlichen Haltungen der Behörden der jeweiligen Sowjetrepubliken gegenüber der politischen Befehlsgewalt des Moskauer Staatsapparats deutlich.⁴ Diese Unterschiede zeichnen sich unter anderem durch sehr verschiedene Ausgangsszenarien aus. In der Ukraine kommt der Durchführung des Bevölkerungstransfers das Bild einer echten Vertreibung der Polen am nächsten. Dies trifft zumindest für das erste Jahr zwischen September 1944 und Frühjahr 1945 zu. Danach kam es zu einer relativen Normalisierung der Aussiedlungsmaßnahmen. In Weißrussland und in Litauen ist die Geschichte der Zwangsaussiedlungen der Polen durch verschiedene Konflikte gekennzeichnet.

Die fundamentale Rolle der lokalen Behörden bei der sehr ungleichmäßigen Durchführung des Zentralbefehls führte dazu, die „eine“ sowjetische Politik grundsätzlich in Frage zu stellen. Dieser Be-

quences of ‚Ethnic Cleansing‘, in: *Redrawing Nations. Ethnic Cleansing in East-Central Europe 1944–1948*, hrsg. v. dems. u. A. Siljak. New York/Oxford 2001, S. 43-72.

⁴ W. Borodziej, S. Ciesielski, J. Kochanowski, *Przesiedlenie ludności polskiej z kresów wschodnich do Polski 1944–1947* [Die Umsiedlung der Polen aus den ehemaligen polnischen Ostgebieten nach Polen in den Jahren 1944–1947]. Warszawa 1999, S. 5-51.

fund lässt sich letztendlich auf die unterschiedlichen Formen inter-ethnischer Konflikte in den Grenzregionen und ihre Auswirkung auf die Politik der Bevölkerungsverschiebungen zurückführen. In der Ukraine hatten die seit 1943 an Polen begangenen Massaker durch Mitglieder der Ukrainische Aufstandsarmee (UPA) die Virulenz der Spannungen gezeigt. Sie schienen den Siegermächten in ihrem Vorhaben, das Ende des Zeitalters der Minoritäten einzuläuten, recht zu geben. Die Politik der Kiewer Behörden wurde somit in einem Klima der extremen Gewalt definiert. Damit werden die radikalen Positionen des Ersten Sekretärs der Ukrainischen Kommunistischen Partei Chruščev über die Notwendigkeit, die Polen aus der Westukraine rasch und endgültig zu vertreiben, nicht legitimiert, zumindest aber in ihren historischen Kontext gestellt.

In Litauen verlief der Prozess ganz anders. Dies bedeutet keineswegs, dass es hier keinen Streit gegeben hätte, doch die Probleme, mit denen die Polen konfrontiert wurden, waren andere.

Bereits im September 1944, nur einige Wochen nach dem Warschauer Aufstand und zu einer Zeit, da das polnische Territorium noch längst nicht befreit war, unterschrieben die drei Sowjetrepubliken ein Abkommen mit dem Polnischen Nationalen Befreiungskomitee (PKWN) zum Transfer von Polen und polnischen Juden nach Polen einerseits und der Litauer, Weißrussen und Ukrainer von Polen in die UdSSR andererseits. Diese in Moskau gefällte Entscheidung verfolgte offensichtlich das Ziel, die neuen Grenzziehungen de facto durch die massive und „spontane“ Migration Tausender von Polen im Gefolge der nach Westen vorrückenden Roten Armee zu vollziehen. Die Abkommen vom September 1944 basierten auf dem Prinzip einer freiwilligen Migration der betroffenen Bevölkerungen. Präzise Kriterien der Identifikation außer dem der ethnischen Zugehörigkeit wurden jedoch nicht genannt.

In einer ersten, mindestens bis kurz nach der Konferenz von Jalta anhaltenden Phase rief der in Aussicht gestellte Abtransport einen breiten Widerstand unter den polnischen Minderheiten hervor, der durch Mitglieder des in den „Kresy“ sehr aktiven, polnischen Widerstands der Armija Krajowa (AK) geschürt wurde. Für potenzielle Exilanten war zunächst eine Periode der Registrierung zwischen September und Dezember 1944 vorgesehen, worauf eine Phase der organisierten Abtransporte ab Januar folgen sollte. Im Gegensatz zur Ukraine wurde in Litauen keine einzige für die Registrierung zuständige Behörde in dem anvisierten Zeitplan eingerichtet. Der Mangel an Personal und das herrschende Chaos erklären größtenteils diese

Situation, die den Glauben der polnischen Öffentlichkeit an eine militärische und bzw. oder zumindest diplomatische Intervention der Alliierten zugunsten einer Restaurierung der Grenzen von 1939 eine Zeit lang zu bestätigen schienen. Doch die Situation änderte sich rasch. Ab dem Frühjahr 1945 lassen sich Veränderungen in den Haltungen der betroffenen Gruppen beobachten. Zumindest in der Umgebung von Vilnius ist dieser Wandel auf den auf die Polen ausgeübten Druck zurückzuführen. Der Schriftsteller Tadeusz Konwicki hat in dem Zusammenhang nochmals auf die regelrechte Menschenjagd aufmerksam gemacht, die in dieser Zeit jeden Polen mit einer AK-Zugehörigkeit verdächtig und infolgedessen für eine Zwangsrekrutierung in die Rote Armee tauglich machte.⁵ In diese Periode fallen die großen kollektiven Auswanderungen, darunter die der Universitätsmitarbeiter. In den Augen dieser gut identifizierten Intelligenz bleibt die Trennung von der Stadt eine pathetische, schmerzliche Erinnerung, wenngleich ohne materielle Schwierigkeit. Viele Einwohner der Stadt mussten sehr lange auf gepackten Koffern auf die Stunde des Abschieds warten. Nur die Hälfte der im Jahr 1945 100 000 registrierten Auswanderungswilligen hatte vor Jahresende die Stadt auch tatsächlich verlassen.⁶ In ihrer Bilanz im September 1946 bemängelte die polnische „Repatriierungskommission“⁷ der Polen aus Litauen zahlreiche Hindernisse sowohl technischer als auch diplomatischer Natur, die den Prozess der Aussiedlung beeinträchtigt hätten.⁸ Zum größten Stein des Anstoßes wurden die Landbevölkerung sowie die polnische Minderheit auf dem Boden der Republik Litauen der Zwischenkriegszeit.⁹ Während die urbanen Eliten aus Vilnius sich mit

⁵ Interview mit T. Konwicki vom 16. November 2005. Konwicki verließ Vilnius Anfang Mai 1945 mit Hilfe falscher Papiere, die ihm die AK besorgt hatte. Zum Kontext dieser Periode auch A. Paczoska, *Dzieci Jałty. Exodus ludności polskiej z Wileńszczyzny w latach 1944–1947* [Kinder Jaltas: Exodus der polnischen Bevölkerung aus dem Wilnagebiet in den Jahren 1944–1947]. Toruń 2003, S. 123–217.

⁶ E. Kołodziej, *Sprawozdania Głównego Pełnomocnika Rządu RP do spraw Ewakuacji Ludności Polskiej z Litewskiej SSR w Wilnie z przebiegu zbiorowej repatriacji w latach 1945–1947* [Berichte des Hauptbevollmächtigten der Regierung der RP für Umsiedlungsangelegenheiten der polnischen Bevölkerung in der LSSR in Wilno zum Verlauf der Sammelrepatriierung in den Jahren 1945–1947], in: *Teki Archiwalne* (1997), S. 175.

⁷ Die polnischen Behörden bevorzugten den Terminus „Repatriierung“, während die sowjetische Administration eher den Begriff „Evakuierung“ benutzte. Die semantische Debatte zur Terminologie der Umsiedlung und zu ihrer Unfähigkeit, erlebte Erfahrungen wiederzugeben, wurde als erste von K. Kersten initiiert und wird seitdem von jeder monografischen Studie zur Umsiedlung der Polen aufgegriffen.

⁸ Kołodziej, *Sprawozdania* (wie Anm. 6).

⁹ K. Buchowski, *Przesiedlenie ludności polskiej z Litwy etnicznej* [Umsiedlung der polnischen Bevölkerung aus Kern-Litauen], in: *Dzieje najnowsze XXXVII* (2005), Nr. 1, S. 69–78.

einer massiven „Ermunterung“ zur Auswanderung konfrontiert sahen, wurden die ländlichen Einwohner eher davon abgehalten.

In manchen Landstrichen wurden gar keine Registrierungsbüros eingerichtet, in anderen nahmen sie nur für eine sehr kurze Zeit ihre Tätigkeit auf. Im Allgemeinen waren die Polen endlosen Scherereien seitens der Behörden ausgeliefert, zumal sich die Regelungen hinsichtlich der Registrierung im Laufe des Prozesses selbst änderten. Die Frage, wie die polnische Identität der Auswanderungswilligen eindeutig zu beweisen wäre, gab den Anlass für ganz gegensätzliche Richtlinien.

Über allen Betroffenen schwebte der Verdacht, „nur polonisierte Litauer“ zu sein. Die litauischen Behörden in Wilkomierz etwa, so der Bericht eines Agenten der polnischen Repatriierungskommission, verweigerten den Antragstellern das Recht, sich aufgrund von sowjetischen Ausweisen als Polen registrieren zu lassen, sie verlangten die älteren Ausweise aus der Zeit der litauischen Unabhängigkeit.¹⁰ Neue Richtlinien der nationalen „Verifizierung“ führten zu ständigen administrativen Eingriffen bei und sogar nach der Registrierung und trugen wesentlich dazu bei, dass der Transfer der Polen aus Litauen in einem unvollendeten Zustand stecken blieb. Ende Juni 1946, als die von Moskau für die Evakuierung vorgesehene Frist ablief, befanden sich noch 200 000 Auswanderungswillige in Litauen, das war etwas mehr als die Hälfte aller registrierten Personen. Viele kamen nicht mehr von hier fort.¹¹

Die tyrannische Praxis mit dem Identitätsbeweis trieb den Streit zwischen jenen beiden Nationen, deren historische Allianz seit dem 19. Jahrhundert diametral entgegengesetzte Interpretationen hervorgerufen hatte, auf die Spitze. Während die Polen in der Union Polens mit dem Großherzogtum Litauen die friedliche Allianz beider Völker und die emanzipatorische Rolle der Polen gern glorifizierten,

¹⁰ Raporty Ewakuacji [Evakuierungsberichte], in: Karta (1992), Nr. 7, S. 51 f. (Bericht von A. Miłosz, Mitglied der polnischen Repatriierungsbehörde in Wilkomierz und Umgebung vom 19. Juli 1945). Es sei an dieser Stelle bemerkt, dass weniger als 20 000 Polen im Litauen der Zwischenkriegszeit offiziell als Angehörige der ethnisch-polnischen Nationalität anerkannt waren. Vgl. K. Buchowski, Polacy w niepodległym państwie litewskim 1918–1940 [Die Polen in dem unabhängigen Litauischen Staat 1918–1940]. Białystok 1999.

¹¹ Nach Angaben der litauischen Administration waren bis zu diesem Datum 171 158 polnische Bürger umgesiedelt worden. Nach den Angaben der polnischen Repatriierungsbehörden hatten 190 000 das Land verlassen. Der Unterschied zwischen diesen Zahlen macht die Bedeutung der heimlichen Auswanderungen, der so genannten „Ausreisen mit dem bloßen Koffer“, spürbar. Zu diesen Statistiken vgl. P. Łossowski, Litwa [Litauen]. Warszawa 2001, S. 200. Die polnische Repatriierungsbehörde versuchte vergeblich mit den Moskauer Machthabern neue Fristen für die Auswanderung der verbliebenen Polen auszuhandeln.

klagten die Litauer eine Zwangsheirat an, die ihre Kultur und Identität unterbunden habe. Die Wilno-Frage in der Zwischenkriegszeit trieb die Spannungen noch höher. Das Aufbegehren gegen den aggressiven polnischen Nationalismus war nicht nur eine fixe Idee. Sie war vielmehr, wie die Historiker mit Recht betonen, ein integraler Bestandteil des litauischen Nationalbewusstseins.¹² Was für die Litauer die Enteignung ihrer Hauptstadt bedeutete, war für die Polen aufgrund der mehrheitlich polnischen Einwohnerschaft eine letztlich berechnete Annexion. Jeder verneinte auf diese Weise die Identität des Anderen. Bei der Volkszählung von 1931 wurden die Litauer unter den regionalen Minderheiten nicht einmal erwähnt.¹³ Es war aber auf der anderen Seite der abgeschotteten Grenze genau so schwierig, sich als Pole anerkennen zu lassen.¹⁴ Das 1945/46 wieder aufgetauchte Argument, bei der Mehrheit der Auswanderungswilligen handele es sich um „polonisierte Litauer“, schien in der Hinsicht nur die Neuauflage eines alten Konfliktes zu sein, nunmehr im Gewand der Revanche, da die Litauer die neuen Landesherrn waren. In der litauischen Historiografie postsowjetischer Prägung wird hin und wieder die Zahl der „polonisierten Litauer“ eruiert, die sich im Zuge des Bevölkerungstransfers den Polen angeschlossen haben sollen.¹⁵

Über diese Zahlen hinaus verweist diese unlösbare Frage auf die schmerzliche Problematik des Bevölkerungsrückgangs der Litauer nach dem Ende des Weltkrieges, wobei die massiven Fluchtbewegungen beim Rückzug der Deutschen und dem Eindringen der Roten Armee eine wesentliche Ursache bildeten, welche die geringe Zahl der Rückkehrer aus der Zwangsarbeit in Deutschland oder den polnischen Grenzregionen nicht zu kompensieren halfen.¹⁶ Das Ausbleiben eines demografischen Ausgleichs für die Polen liefert sicherlich eine Erklärung für den Widerstand der litauischen Behörden gegen die Durchführung des Bevölkerungstransfers.

¹² A. Eidintas, V. Žalys, Lithuania in European politics. The Years of the First Republic 1918–1940. New York 1998.

¹³ Für sie galt die Kategorie „Andere“. *Mały rocznik statystyczny* [Kleines statistisches Jahrbuch]. Warszawa 1939.

¹⁴ Buchowski, Polacy (wie Anm. 10).

¹⁵ N. Kairiukštytė, Lenku repatriacija iš Lietuvos 1944–1947 [Polnische Umsiedlung aus Litauen 1944–1947], in: *Lietuvos Rytai* (1993), S. 124–139. Laut Kairiukštytė waren 10% der Zwangsumgesiedelten tatsächlich „polonisierte Litauer“.

¹⁶ Laut Bericht vom Juli 1946 über die Umsiedler und Rückkehrer in die drei baltischen Republiken hatten nur 56 auf polnischem Boden befindliche Litauer die Umsiedlung in Richtung Litauen beantragt. Kein einziger Fall ist unter den in Deutschland verschleppten Litauern zu verzeichnen (Staatsarchiv der Russischen Föderation, Bl. 9401/2/285).

Der Preis für diese unmittelbare Nachkriegspolitik der Litauer war der Fortbestand einer bedeutenden polnischen Minderheit. Im Vergleich zu den beiden anderen sowjetischen Republiken, die im Westen an Polen angrenzten und ihre polnischen Einwohner gleichermaßen ausgesiedelt hatten, beherbergte Litauen mit 8,6% der Gesamtbevölkerung im Vergleich zu 6,7% in Weißrussland und 0,9% in der Ukraine die prozentuale wichtigste polnische Minderheit.¹⁷

Die Auswanderung der polnischen Intelligenz aus Vilnius wurde größtenteils durch die Niederlassung polnischer Landbewohner wettgemacht, die vor der Zwangskollektivierung flohen.

Während der „großen Säuberungsaktionen“, die Ende der 1940er Jahre gegen „nationalistische litauische Banden“ durchgeführt wurden, übten Moskauer Stellen Druck auf die lokalen Behörden aus, um die Rechte der polnischen Minderheit wieder einzurichten und deren kulturelle Entfaltung zu fördern.¹⁸ Die alte imperiale Tradition des „divide et impera“ scheint in Litauen ein günstiges Feld für eine Neuauflage gefunden zu haben. In diese Zeit fallen auch die zahlreichen Gründungen von Schulen, auch hier eine Entwicklung, die stark mit der Situation der polnischen Minderheit in den anderen Sowjetrepubliken kontrastierte. In Weißrussland gab es Ende der 1940er Jahre keine einzige polnische Schule mehr. In der Ukraine war es nur noch eine Handvoll Schulen. Ende der 1950er Jahre gab es dort nur noch in Lwiv eine Schule mit Polnisch als Unterrichtssprache. In Litauen hingegen entstand ein regelrechtes Netzwerk. 1954 zählte man 283 polnische Schulen und 82 Einrichtungen, an denen Polnisch unterrichtet wurde, die von rund 27 000 Schülern besucht wurden. In Trakai öffnete eine Ausbildungsstätte für polnische Lehrer ihre Tore.¹⁹ Zudem behauptete die polnische Minderheit eine ungebrochene Vitalität bis zum Ende der sowjetischen Zeit, statt allmählich zu verschwinden.²⁰

¹⁷ Laut der ersten Volkszählung der Nachkriegszeit in der UdSSR im Jahr 1959. Vgl. A. Srebrakowski, *Polacy w Litewskiej SRR, 1944–1989* [Die Polen in der Litauischen SSR, 1944–1989]. Toruń 2000.

¹⁸ Ebenda, S. 108 ff. Der Modus des Eingriffs der Sowjetischen Zentralbehörden zu Gunsten der polnischen Minderheit wird von diesem Historiker nur flüchtig erwähnt. Eine präzisere Schilderung bedürfte einer eingehenderen Auswertung der Archivbestände.

¹⁹ Leszek Zasztowt, *Szkolnictwo na ziemiach litewsko-ruskich (od 1795)* [Das Schulwesen in den litauisch-ruthenischen Gebieten (ab 1795)], in: *Historia i współczesność języka polskiego na Kresach wschodnich* [Geschichte und Gegenwart der polnischen Sprache in den östlichen Grenzstreifen], hrsg. v. I. Grek-Pabisowa. Warszawa 1997, S. 271 ff.

²⁰ 258 000 Einwohner hatten bei der sowjetischen Volkszählung von 1989 eine polnische Angehörigkeit angegeben, 230 100 im Jahr 1959.

Die mit dem „nationalen Erwachen“ einhergehenden Spannungen am Ende der 1980er Jahre waren – wie gesagt – eher spektakulär als langlebig, obwohl einige polnische „Aktivisten“ in Vilnius die Spannungen weiter zu schüren versuchten. Für die rapide Rückkehr zu einer Art von Normalität mag eine Reihe von möglichen Gründen genannt werden, allen voran die Perspektive der europäischen und euro-atlantischen Integration, die sicherlich den polnischen und den litauischen Staat gleichermaßen dazu bewogen haben mag, die alten Fehden zu beenden. Die schwindende Unterstützung der polnischen Öffentlichkeit gegenüber den in Litauen wohnenden Landsleuten markierte aber auch die allmähliche Entfremdung nach einem ersten Moment der spontanen Sympathie. In Polen symbolisiert Wilno neben Lwów ein wenn nicht aristokratisches, so zumindest aufgeklärtes Polentum, das assoziiert wird mit einer jahrhundertealten urbanen und universitären Kultur und mit der Pflege der Toleranz im Miteinander der Völker.²¹ Die soziale und kulturelle Situation hat sich seit dem Zweiten Weltkrieg jedoch radikal verändert. Vor dem Hintergrund ihrer ländlichen Herkunft und ihrer Ausbildung im sowjetischen System können die Polen aus Vilnius schwerlich die einstige Elite verkörpern, unabhängig davon, wie genau sie die Sprache ihrer Ahnen auch noch beherrschen mögen. Die Warschauer Touristen finden daher eher in den Steinen einen angemessenen Ort für ihre nostalgische Suche nach einer unwiederbringlichen Vergangenheit, etwa im Friedhof von Rossa, auf dem Piłsudski begraben wurde, oder vor der Jungfrau von Ostra Brama. Trotz der Widersprüche in der Durchführung der ethnischen Säuberungen hat die sowjetische Ära durch die massive Auswanderung der Eliten letztendlich doch zur Legitimierung der Lituaneität der Stadt beigetragen. Im Rückblick auf eine lange, bewegte Geschichte scheint dieser letzte Tatbestand die in den polnisch-litauischen Grenzgebieten traditionell enge Verflechtung zwischen sozialer und nationaler Identität in den polnischen Selbst- und Fremdwahrnehmungsmustern noch einmal zu bestätigen.²²

²¹ Zu diesen Mythen vgl. *Les confins de l'ancienne Pologne, Ukraine, Lituanie, Biélorussie, XVIe–XXe siècles*, hrsg. v. D. Beauvois. Lille 1988.

²² Dazu *Tematy polsko-litewskie* [Polnisch-litauische Themen], hrsg. v. Robert Traba. Olsztyn 1999.

Das Verschwinden der Juden in litauischen Perspektiven

Mit der spektakulären Anprangerung der Annexion der Baltischen Staaten im Rahmen des deutsch-sowjetischen Pakts im Jahr 1939 wurde ein verborgenes Kapitel aus der Geschichte des Zweiten Weltkrieges wirkungsvoll und langfristig ans Licht gefördert. Neue Einsichten über diese Schlüsselperiode des 20. Jahrhunderts in Litauen wurden in diesem Kontext gewonnen. Welchen Platz nehmen die Geschichte und das Verschwinden der jüdischen Gemeinde des einstigen „litauischen Jerusalem“ in den gegenwärtigen Wahrnehmungen des Krieges ein?²³ Vilne, die einstige Hauptstadt der „Litwaken“, das geistige Zentrum des literarischen und wissenschaftlichen „Jiddischlandes“, wurde während der deutschen Besatzung vernichtet. Doch an diese Vernichtung wurde lange Zeit nur stillschweigend erinnert. Die Erinnerung taucht heutzutage nun wieder auf und bildet für die Zeitgenossen wie auch für die Historiker eine neue Herausforderung. Die gegenwärtigen historiografischen Tendenzen zeichnen sich im Hinblick auf den Stellenwert des Holocaust durch ihre Vielfalt und ihre widersprüchlichen Auswirkungen aus.

Die in der sehr produktiven Historiografie des baltischen Exils während des Kalten Krieges favorisierte Figur des eingekreisten Opfers zwischen Nationalsozialismus und Stalinismus übt noch seine einprägsame Nachwirkung auf das heutige Bild aus. Die einander ablösenden Herrschaften der totalitären Mächte scheinen dieses Interpretationsmuster zur Genüge zu beweisen. Die Kriegsjahre, angefangen mit der Sowjetisierung im Jahr 1940 bis hin zur „Befreiung“ durch die zurückkehrende Rote Armee 1944 nach drei Jahren der bekanntlich im Juni 1941 einsetzenden deutschen Besatzung, gaben das Bild einer ununterbrochenen Folge von Besatzungen ab, die einer fatalen geopolitischen Lage geschuldet waren. In dieser Sicht wurde der Völkermord an den Juden zwar als ein Teil der gesamten Tragödie angesehen, doch die Schicksalsgemeinschaft ließ ihn eher als einen Teil der europäischen Geschichte denn einen Teil der spezifisch litauischen Geschichte des Holocaust erscheinen.

Die postsowjetische Periode war gekennzeichnet durch eine doppelte Entwicklung der Perspektiven über den Krieg. Es kam einerseits zu einer Vertiefung der selbstkritischen Analyse. Die Erforschung bisher tabuisierter Themen, allen voran der Geschichte des nationalen Widerstands, gab den Opfern ihren Status von Akteuren wieder.

²³ H. Minczeles, Vilna, Wilno, Vilnius. La Jérusalem de Lituanie. Paris 1993.

Der neue Stellenwert des litauischen Aufstandes im wirren Zwischenspiel vom Juni 1941 beim plötzlichen Rückzug der Roten Armee vor dem Herannahen der Wehrmacht gibt Aufschluss über diese Tendenz, die Geschichte neu zu lesen. Andererseits haben die neuen Erkenntnisse der Historiografie zur NS-Zeit, insbesondere die Forschungen zur Eroberung des europäischen Ostens ab Sommer 1941, neue Fragen zur Haltung der lokalen Bevölkerungen gegenüber dem neuen Eroberer und dessen prädestinierten jüdischen Opfern aufgeworfen. Emblematisch für diese neue Fragestellung war die Untersuchung zum Massaker an den Juden des ostpolnischen Dorfes Jedwabne durch ihre Nachbarn.²⁴ Trotz der heftigen Kontroversen und der unterschiedlichen Interpretationen hatte die Studie von Jan T. Gross öffentlichkeitswirksam die Frage nach der Verantwortung der „einfachen Bürger“ im Prozess der Ausrottung der jüdischen Gemeinde in Osteuropa aufgeworfen. Die regionalen Historiker begannen mit der Rekonstruktion der dunklen Kapitel dieser Schlüsselperiode. Die Figur des Opfers von zwei Totalitarismen wurde angesichts der an den jüdischen Gemeinden durch ihre „Nachbarn“ „spontan“ verübten Massaker nach und nach fragiler, zumal eine direkte Lenkung durch die neuen Besatzer nicht immer vorhanden war, auch wenn die Nazis aus strategischen Gründen tatsächlich die Massaker von 1941 als eine „gerechte Rache“ der Ortsansässigen gegen das jüdisch-bolschewistische Joch darzustellen geneigt waren. In Litauen verschwand die Mehrheit der jüdischen Bevölkerung im Laufe des ersten Besatzungsjahres. Bereits im Juni 1941 belief sich die Zahl der Opfer auf mehrere Tausende.²⁵ Die Überprüfung der Chronologie des Völkermords zwang zu einer erneuten Analyse der Zeugen und der Akteure dieser Tragödie. Seit den 1990er Jahren hat die litauische Historiografie vermittels einer Reihe intensiver Debatten neue Untersuchungen zur Rolle der „Nachbarn“ in der Genese der mörderischen Handlungen auf den Weg gebracht.²⁶ Fakten, Bilanzen

²⁴ Jan T. Gross, *Nachbarn. Der Mord an den Juden von Jedwabne*. München 2001; englischsprachige Erstveröffentlichung: Princeton, N.J. 2001.

²⁵ 80 000 Juden wurden 1941 ermordet. Die Gesamtzahl der jüdischen Bevölkerung schwankt je nach den Quellen zwischen 94 000 und 130 000. Diese Unsicherheiten entspringen den starken Veränderungen der Periode 1939/41 (Ankunft mehrerer tausend Flüchtlinge aus Zentralpolen 1939, Flucht nach dem Osten nach dem deutschen Angriff vom Juni 1941).

²⁶ Rimantas Miknys, *Stosunki litewsko-żydowskie w pierwszych tygodniach okupacji niemieckiej w publicznych dyskusjach i historiografii litewskiej* [Litauisch-jüdische Beziehungen in den ersten Wochen der deutschen Besatzung in öffentlichen Diskussionen und in der litauischen Historiografie], in: *Początek wojny niemiecko-sowieckiej i losy ludności cywilnej* [Anfang des deutsch-sowjetischen Kriegs und das Schicksal der Zivilbevölkerung].

und Identifizierung der Akteure waren seitdem Gegenstand mehrerer Forschungen und Konferenzen. Insbesondere wurde die Rolle der Front der litauischen Aktivisten (LAF) jener Aufstandsarmee, die sich an die Spitze der Erhebung von Juni 1941 setzte, einer neuen Analyse unterzogen. Der antisemitische Charakter der LAF ist reichlich bewiesen worden. Trotz mancher polemischer Reaktionen zeigt diese Welle introspektiver Arbeiten die Loslösung der akademischen Kreise von einer nationalen, opferzentrierten bzw. heroisierenden Lesart des Weltkrieges. Ihnen geht es um die Benennung der praktischen Verantwortungen.

Parallel zu dieser Entwicklung sind in Vilnius Anzeichen eines Wiederauflebens der jüdischen Kultur zu verspüren. Ein Ausdruck davon ist die Museumslandschaft (derzeit gibt es mehrere jüdische Museen in Vilnius, darunter eines zur Geschichte des Holocaust in Litauen). Die Schaffung einer jüdischen Zeitung, die Begründung eines jüdischen Forschungszentrums und eines Instituts für die jiddische Sprache an der Universität weisen in die gleiche Richtung. So scheint die äußerst geringe Zahl der schätzungsweise 5 000 Vilniuser Juden durch das kulturelle Erstarken ausbalanciert zu sein. Eine der bedeutendsten historischen Identitäten der Stadt behauptet mittels der Herauskristallisierung von Erinnerungsorten und der Wiederaneignung eines bedrohten Erbes ihre Präsenz. Diese Entwicklung ging in dieser multikulturellen Stadt mit dem Demokratisierungsprozess der Perestrojka einher. Die „Befreiung“ einer Vielzahl von Gedächtnissen mündete in die Auferstehung einer pluralen und verflochtenen Geschichte. Doch ihre Entwicklung war alles andere als homogen.

Die neue Lesart der litauischen Nationalgeschichte bekräftigt auch andere Interpretationen des 20. Jahrhunderts im Lichte der Sowjetisierung. Das Verschwinden der Juden mag in mancher dieser Lesarten erneut verschwiegen, vergessen oder vermieden sein. Mit dem Ende des Kommunismus und bereits zu den frühen Stunden von Perestrojka und Glasnost' avancierte die sowjetische Vergangenheit zum zentralen Untersuchungsobjekt der Historiker. Wie in Moskau ging es zuerst um eine Einschätzung der Opfer des sowjetischen Regimes. Die wiedererlangte Unabhängigkeit der baltischen Staaten bestätigte die geläufige, negative Interpretation der sowjetischen Epoche als „Okkupation“. Die hohe Bilanz der Verfolgung bestätigte zum einen

Warszawa 2003, S.71-77. Dieser historiografische Beitrag bietet eine sehr klare Synthese über die Debatten und Forschungen in der litauischen Historiografie zur Anfangsphase der deutschen Besatzung.

den Gewaltcharakter der Aggression, zeigte auf der anderen Seite jedoch auch die Stärke des Widerstands. Die Bezifferung der Opferbilanz und die zur Gleichschaltung angewandten Gewaltmethoden der Ortsansässigen führten zu einer Fokussierung auf die Anfangsperiode der Sowjetisierung (1940/41) und auf das Kriegsende nach 1944. Viele wichtige faktografische Fragen wurden anhand eines Vergleichs dieser beiden Schlüsselmomente diskutiert. Angesichts der Gewaltanwendung scheint die explizite Opposition der örtlichen Eliten gegen die sowjetische Macht für die erste dieser Epochen kennzeichnend zu sein. Mag das Hin und Her der sowjetischen Annexion bei der historischen Analyse stimulierende komparatistische Ansätze hervorgerufen haben, so hatte es aber zur Folge, dass die traditionelle Figur des „Eingeklemmtseins“ zwischen zwei totalitären Herrschaften, der stalinistischen und der nationalsozialistischen, durch das alleinige Bild der sowjetischen „Klammer“ abgelöst wurde. Da dieses Bild die ausschlaggebende Interpretation für das halbe Jahrhundert der baltischen Unfreiheit liefert, erscheinen die Jahre der nationalsozialistischen Besatzung tendenziell als eine Art Parenthese innerhalb der langen und tragischen Geschichte der Sowjetisierung. Diese Wahrnehmung der Zeitgeschichte liegt ganz klar dem in den 1990er Jahre eröffneten Museum des Völkermords in Litauen zugrunde. Unter der Kategorie der Opfer des Genozids in Litauen werden in diesem, im früheren KGB-Gebäude eingerichteten Museum ausschließlich die Opfer des sowjetischen Regimes verstanden.²⁷ Ihre Geschichte erfährt eine Inszenierung in zwei Etappen. Die Ausstellung beginnt im bedrückenden Untergeschoss mit seinen Zellen und Folterkammern. Hier werden verschiedene Persönlichkeiten des Widerstandes vorgestellt und die Etappen der ersten Annexion von 1940/41 nachgezeichnet. Die oberen Etagen sind den Etappen der Wiedereroberung ab 1944 gewidmet. Die dreijährige deutsche Besatzung wird in der allgemeinen Schilderung der chronologischen Abläufe in einem einzigen kurzen Abschnitt erwähnt. Trotz der Museumsbezeichnung wird der Holocaust gar nicht erst angesprochen. So zeugt diese nationale Lesart der litauischen Vergangenheit mit ihrer Ankreidung der Verbrechen des sowjetischen Besatzers und der Konstruktion einer opferzentrierten Heiligengalerie von einer selbstbezogenen kommunitarischen Geschichtskultur, die meilenweit von jener „geistigen Öffnung“ entfernt ist, von der oben die Rede war.

²⁷ Laut der Homepage des Museums (www.genocid.lt/muziejus/) handelt es sich um eine erstmals 1992 als Bezirksmuseum gegründete und nachträglich umgebaute Einrichtung.

Diese großen Tendenzen in der Neuinterpretation der Geschichte des Krieges samt seinen Akteuren und Opfern unterstreichen den Grad der Herausforderung für die Zeitgenossen. So verständlich dies nach Jahren des Schweigens und der aufgezwungenen monopolistischen Geschichtsinterpretation auch sein mag, der Prozess der geschichtlichen Neuinterpretation im exklusiven nationalen Rahmen trägt unvermeidbar die typischen Züge eines kommunitarischen Projekts, wenn man an den multikulturellen Kontext der Vilniuser Umgebung denkt. Neben dieser Tradition stehen aber auch andere Haltungen, in deren Überlegungen das Echo des tragischen 20. Jahrhunderts widerhallen. Vermittels der geschichtlichen Rekonstruktion jener Vielfalt der sozialen, kulturellen und politischen Zugehörigkeiten, die für die frühere Bevölkerung charakteristisch waren, wird die Bedeutung jeglicher nationalen Zugehörigkeit gleichsam relativiert. Die immer zahlreicheren Unterstützer einer Europäisierung der Zeitgeschichte unter den Historikern überall auf dem alten Kontinent mögen diesen Potenzialen den entscheidenden Schwung geben.

Aus dem Französischen von Thomas Serrier

Riga 1905–2005: A City with Conflicting Identities

by Suzanne Pourchier-Plasseraud

Although largely forgotten in the West, the history of the Baltic city of Riga appears particularly interesting. Traditionally founded as a German trading counter at the Eastern fringe of the “civilized” world, it turned into a Hanseatic city¹ in the late 13th century, and later into a largely German metropolis with the large *Hinterland* of the Russian Empire, to end up as the overdimensioned capital of a “small” country during the independences.

The most striking characteristic of the Baltic metropolis is that it stood for centuries on the confrontation line between two major cultural imperialisms, the powerful *Deutschtum* and the complex and Russian culture. Between the 15th century and World War I, the whole history of the city can be seen as a fight between East and West taking place in a nutshell. In the late 19th century the wave of national awakening added to this situation the quest for Latvian identity (and later nationhood).²

Due to its strategic geographical position, indeed Riga found itself in the very centre of the turmoil and was the theatre of several chronological confrontations: Latvians versus Germans, then from 1720 till 1905, Germans versus Russians, then, between 1905 and 1935, Latvians versus Germans and, since, Latvians versus Russians, without taking into account the two World Wars, when the city suffered several devastating occupations. It consequently underwent several radical changes. However, the centre of the city, especially the old town, has survived practically unchanged to this day, and thus still shows an unusual stratification of various intermingled influences. Though at the borders of the Russian Empire, Riga was actually never a provincial town. It falls into the category of *capital towns*, where each period, each successive domination, has left its imprint, elaborating a construction facilitating the understanding of history.

¹ Riga joined the *Hansa* in 1280.

² As well as that of other “small” peoples, especially the Jews.

Before 1914: Capital of the Baltic Provinces: Hanseatic town of the Russian Empire

At the end of the Great Northern War (1721), which Peter the Great won over the Swedes, Riga became Russian and soon was to be the most important economic and cultural centre of the North-West region, only superseded by Saint Petersburg at the end of 18th century.

After the reign of Alexander III,³ the city took full advantage of the opportunity of the opening of Russia to foreign investments, thanks to its trade traditions and to its well educated and polyglot population. The dramatic events of the 1905 Revolution burst in a town which flourishes as the prosperous seat of the Russian Empire's Governorate of Livonia (*Guberniya*), and the second harbour of the Empire. With more than 282 000 inhabitants,⁴ it is undergoing the process of a fantastic growth. From an urbanistic point of view, it is then clearly divided into three very distinct and indeed very different entities.

The Old City (*Altstadt* in German, *Vecriga* in Latvian) is considered to have been founded in 1201⁵ and enters written history at that date. The medieval town organised around its Warehouses, Guilds and *Hakelwerke*,⁶ remains practically untouched⁷ at the beginning of the 19th century. In this Hanseatic city, the atmosphere is medieval, with narrow twisted lanes tucked in between medieval city walls, *Backstein Gotik* structures, epitomized by buildings which witnessed the life of the German burghers during several centuries. Of the Middle-Age organisation, when power was at stake between three key players – the Livonian Knights Order in the *Burg* (fortress), the citizens ruling their free town in the *Rathaus* (Town Hall) and organised in guilds such as the ones housed in the *Schwarzhäupter Haus*,⁸ and the Archbishop in the *Domkirche*, the Cathedral –, some remaining influence

³ 1881–1894.

⁴ According to the 1897 Imperial census.

⁵ The presence of a Zemgale urban centre, preexisting before the German city (founded in 1201 by bishop Albert von Buxhoevden) was claimed by historians of the first independence period. Cf for instance Alfred Bilmanis, *La Lettonie d'aujourd'hui*. Riga 1925, p. 11. Similarly in another book written in exile in 1951, *A history of Latvia*, Princeton 1951, the same author writes "Latvia may not have been far from a similar unification in the thirteenth century, when such a ruler as Vissevald of Latgale possessed considerable wealth and authority, and stood forth as a champion against the marauding Russians." (p. 49)

⁶ Association of professional urban handworkers (or craftsmen).

⁷ It has as such been recorded in the UNESCO World Heritage List in 1998.

⁸ The House of the Blackheads (1330) was only one of several guild houses in Riga.

is still perceptible in 1905. The town is still essentially German and merchant, with a powerful *Oberschicht* (upper class) ruling its institutions, in spite of the Russian administrative and political rule.

As for religious life, it was carried out in different places according to social status: Saint George's church (1297), for the Knights and their descendants, Saint Peter's church (1209) for the laymen, and the Cathedral (*Domkirche*, 1204) for the Archbishop. The high spires of these and other churches have remained remarkable in the skyline of the city even though the Reformation brought a drastic change, since Livonia was the first place outside Germany to turn to Lutheranism. The main features of the medieval town remain unaltered at the beginning of the 19th century, since only a few buildings had been added such as the classic Jacob's Barracks (*Jekaba Kazarmas*) in the 18th century, the *Landtag of the Ritterschaft*⁹ house, built in 1867 in Florentine Renaissance style for the provincial Assembly of Livonia and the Great and Small Guilds rebuilt at the end of the 19th century in neo-gothic style. All these institutions were meant for the German nobility or the rich merchants who retained their economical and political power even under the rule of the Russian Empire.

Beyond the parks and boulevards, which replaced the former city walls at the end of the 19th century¹⁰ in accordance with the latest urbanistic fashion, lies the New City (*Neustadt*) organised semi-circularly to follow the official city planning.¹¹ It was a space where the new bourgeoisie had settled – including German, Russian, Jewish and Latvian communities – and where architecture became a tool for cultural assertion. Among the emblematic new buildings of this period, one must mention the German ones, namely the Commercial School, later the Fine Arts Academy, and the *Deutsche Gymnasium*, both built in neo-gothic style; also the German theatre, built in classical style, which later became the Opera.

For the private apartment buildings, *Art Nouveau (Jugendstil)* architecture is flourishing. Nevertheless a close look at some of the elegant, but often too hastily constructed, buildings, along large and planified streets, reveals a Latvian "National Revival" influence, clearly theorised by the prominent architect Eugens Laube.¹² National Revival

⁹ It is the territorial assembly of the nobility.

¹⁰ After 1867.

¹¹ Laid out in the 1860s by the architect Johann Daniel Felsko, who was for 35 years (1844–1879) the chief architect of Riga. See Jānis Krastiņš, *Rigas arhitektūras meistari* [The masters of architecture in Riga]. Riga 2002, p. 34.

¹² Cf his manifest *Par būvniecības stilus* [About the style of construction], in: Zalkis (1908),

elements are often disclosed through the use of ethnographic decorative motives and of wooden construction in the upper-part of the buildings.

As for national affirmation, the Riga Latvian Society (*Rīgas Latviešu Biedrība, RLB*)¹³ is a particularly significant symbol:¹⁴ Latvians, until then considered as mere peasants, began taking pride in their culture, benefiting from the German and Russian revivals, as well as similar movements in Central Europe. Under the patronage of this Society, the organisation of Song Festivals was carried out as well as the development of the Latvian language and literature and, with the instrumental devotion of Krišjānis Barons, a collect of the *dainas*,¹⁵ the Latvian traditional popular songs. As regards folklore and culture, the ethnographic exhibition held in 1896 in Riga on the occasion of the Pan-Russian Archeological Congress had already been a show-case for revealing the Latvian folklore to the “Latvian nation in the making” and to other nations. Here is the core of the Latvian national awakening, and in that respect the *dainas* deserve a brief development.

Those short poems, usually of four lines, lyrical, satirical, but devoid of any epic character, they convey the traditions of the daily peasant life, its values and celebrations. Rooted in the culture of the ancient Balts before christianisation, they are the depository of Latvian identity as well as the tradition of choral singing organised since the first Song Festival in 1867,¹⁶ followed by many others to this day. It is on the occasion of the Third Festival¹⁷ that *Lāčplēsis*¹⁸, the epic of the Latvian nation, was issued. This „invention“, a romantic literary creation written by Andrejs Pumpurs¹⁹ was meant to grant

no. 4, pp. 145-148: “Our task is to transform in an independent manner all that we have seen and, when implementing, first of all to listen to voices that our Latvian consciousness expresses and that the spirit of the time whispers lightly.”

¹³ Also referred to as *Mamula* (little mother) showing the link with this institution. After the fire (1908) had destroyed the first house of the RLB, built in 1869, the building was reconstructed by Laube in a classic style. About the context of the establishment of the RLB and its activities, see Kristine Wohlfart, *Der Rigaer Letten Verein und die lettische Nationalbewegung von 1868 bis 1905*. Marburg 2006.

¹⁴ Somewhat similar to the *Matica Slovenska* in Slovenia and the *Matica Česka* in Bohemia.

¹⁵ Krišjānis Barons, with other collectors, has elaborated a collection and a classification of around 300 000 *dainas*, stored in a special piece of furniture (*dainu skapis*), that exists to this day, and recorded in the Unesco Cultural Heritage in 2001.

¹⁶ With already 45 choirs and 1 003 singers participating.

¹⁷ June 18–21, 1888. See *Rīgas latviešu biedrība sešos gadu desmitos (1868–1928)* [Rigas Latvian association in the 60s (1868–1928)]. Riga 1928.

¹⁸ The Bearslayer symbolizing the opposition to the enemy (with different interpretations according to the historical periods). Written between 1872 and 1887.

¹⁹ 1841–1902. See Vaira Viķe-Freiberga, Andrejs Pumpurs's *Lāčplēsis*: Latvian national epic

the Latvians with an epos of their own, to compete with that of other nations, like the *Kalevala*²⁰ for the Finns or the *Kalevipoeg*²¹ for the Estonians. Another exhibition played a role in the Latvian assertion of its identity: the International Exhibition,²² organised on the occasion of the Jubilee of the town in 1901 (700th anniversary). Its success provided yet one more opportunity²³ to strengthen Latvian pride.

Other ethnic (or national) groups were at the same time also gaining visibility and created some heavily identity-loaded landmarks. The Alexander I column erected on the *Schlossplatz*, the new orthodox cathedral, built in the middle of the city centre Park, show Russia's will to assert its political power, following the russification of the mid 1880s.

For foreign traders, Riga, the "Western" cosmopolitan city, is an ideal platform to access the Russian Empire, hence its development which benefits all communities. Though the cyrillic characters of the Russian language are present everywhere, it is not unfrequent to see German signs (especially on shops). As for the large Jewish population, though it plays a great role in the working class organisation and politisation, it remains without much physical influence on the urban atmosphere. There are two reasons for this: the yiddish-speaking community lives mostly in the suburbs, while the Jewish upper and middle class is usually germanized (or sometimes russianized) and avoids showing any conspicuous signs of identity.

The 1905 Revolution spreads also in Riga not only because of its high industrialisation, but also because of its large and politically active labour force²⁴ and also because of the rising Social Democratic Latvian party which attracts the new Latvian *intelligentsia*.²⁵ How-

or romantic literary creation, in: National Movements in the Baltic Countries during the 19th Century, ed. by Aleksander Loit. Stockholm 1985 (Studia Baltica Stockholmiensia. 2), pp. 523-537.

²⁰ Written by Elias Lönnrot. First published edition in 1835.

²¹ Written by Friedrich Reinhold Kreutzwald and published in 1857-1862.

²² See Max Scherwinski, Die Rigäer Jubiläums-Austellung 1901 im Bild und Wort. Riga 1902; and M. Brancis, Jūgendstila izpausmes Rīgas 700 gadu jubiliājas Rupniecības un amatniecības izstādē 1901. gadā [Monuments of Jugendstil at Rīgas 700-years-anniversary of industry and trade in 1901], in: Latvijas Zinātņu Akadēmijas Vēstis (1992), no. 10.

²³ Latvian art historians consider that it introduced Art Nouveau in Riga.

²⁴ This working class lives mainly in Maskva, a suburb of Riga, mostly in traditional one or two floor wooden houses where Russian, Yiddish and Latvian are the most frequent vernacular languages.

²⁵ A very interesting and comparative analysis of the social composition of the *intelligentsia*

ever, after two long general strikes, the unrest comes to an end following an agreement between workers and employers, only to spread to the countryside where riots against the German landlords are severe.²⁶ The repression rages brutally from the Russian and the Baltic Germans. Nevertheless, the path towards national affirmation is now open: after the installation of the Imperial Douma²⁷ in Saint Petersburg, the Latvians obtain six seats for their representatives whose claim, it is to be noted, is restricted to autonomy but not yet independence.

Culturally, the ban of the Latvian language (1886) comes to an end after a regulation is passed (1906) which, in the field of education, allows the opening of private schools in Latvia. Since the political field is closed, the cultural arena can be invested by the activists of the national cause. For instance, the first exhibition of Latvian artists, as such, takes place in 1910 in Riga, different Latvian associations are set up, plays in Latvian, depicting mythological Latvian characters or epics,²⁸ are produced, namely *Nakts un Uguns* (Night and Fire) and *Indulis un Arija* (Indulis et Arija), written by Jānis Rainis, a prominent social-democrat writer of the period, and later a statesman – in fact the emblematic person in Latvian culture for several decades.

The next ten years witness a formidable construction boom in Riga to meet both the needs for housing of the rural population flocking into the city and the investment fever of a newly enriched bourgeoisie.

Figures give an idea of the expansion of the population: 282 000 inhabitants in 1897 and 518 000 in 1914,²⁹ amounting to 50% of the total population of Latvia.³⁰ Interestingly there is a decisive change takes place in the proportion of the Latvian population in Riga. In 1867, Germans were the first ethnic group with 42,9% of the population, Latvians being only 23,6%, whereas, in 1913, Latvians represent 39,6% of the population, thus becoming the first ethnic group in the

of smaller nations, including Latvia, is given by Miroslav Hroch, *Social preconditions of national revival in Europe*. New York 1985, pp. 125-154.

²⁶ See Ludis Berziņš, *Latvijas valstiskuma ideja 1905. g. revolūcijā* [The idea of Latvian statehood in the Revolution of 1905], in: *Latvijas Vēstures Institūta Žurnāls* (1992), no. 3, pp. 84-116; and also the AMAE archives, Nantes, Legation, SOFE, no. 16 pass.

²⁷ Representative assemblies established within the frame of a liberalisation of the regime in Russia after the 1905 Revolution.

²⁸ The epos *Lāčplēsis* becomes a reference.

²⁹ Skujenieks, *Publication du Bureau des statistiques*. Riga 1936.

³⁰ Cf Andrejs Plakans, *The Latvians*. Stanford 1995, p. 108.

city,³¹ Germans being only 16, 7%.³² As made clear by these figures, a considerable economic and cultural development takes place in Riga which becomes an “Art Nouveau Metropolis”.³³ Entire streets are erected in the so-called New-Town, with 5-or-floor-apartment houses, built and completed within one year, the time span imposed by the administrative authorities. Comfort is taken into consideration: these houses are well lit, ventilated and have central heating. Young Latvian architects are commissioned, whereas, until then, only German ones were chosen. The creation of an Architecture Department at the Polytechnicum of Riga in 1869 had provided a local alternative to the studies in Saint Petersburg. These talented young architects, educated in Riga,³⁴ find their inspiration in the national vernacular ethnography – mainly in Finland – hence their contribution in the National Renaissance movement sweeping over Northern Europe at that period.

1914–1919: The brutal interlude. A city caught in the war

For Riga, the war marks a decisive stop in its prosperous boom, as it is caught in the centre of the chaos.

In 1914, the German population is seen with hostility by the Russian authorities. Quite a number of *Balten*³⁵ are mobilized in the imperial army and although their loyalty to Russia is considered unquestionable³⁶ at the beginning of the war, nevertheless, the German community’s cultural and political autonomy is practically suppressed. Especially, the important and reputed German school system is abandoned. Within a few days the town is de-germanised: Riga’s street-signs are pulled down and replaced by Russian ones. For the rulers of Saint Petersburg, Riga must be a purely Russian city.

Moreover, less than a year after the beginning of the war (1915), Riga finds itself on the frontline of the struggle. The endangered population is evacuated towards the “interior” of Russia,³⁷ factories are

³¹ As for the other groups: 1867: Russians 25,1%, Jews 4,5%; 1913: Russians 21,2%, Jews 4,5%. Cf *ibid.*

³² *Ibid.*

³³ Jānis Krastiņš, *Riga, Jugendstilmetropole*. Riga 1996, p. 351.

³⁴ As Eižens Laube (1880–1967), Konstantīns Pēksēns (1859–1928), Ernest Pole (1872–1914).

³⁵ Usual self-designation for Baltic Germans.

³⁶ Cf AMAE Nantes (see note 26), no. 52: Correspondance of the French Consul in Riga, 24.8.1905.

³⁷ There is a consensus for the figure of 800 000 displaced people.

dismantled and trains are loaded with valuable equipments – including some Riga monuments whose metal is precious for war needs – that make their way to the centre of Russia. Riga becomes a “burnt land.”

At the same time, to reinforce the Russian army’s strength, Latvian regiments are created as early as August 1915,³⁸ with Latvian officers, Latvian language, Latvian flags and instructions given in Latvian language. For the first time a visual representation of the nation can be exhibited for the Latvians themselves as well as for the other nations. Thus starts the epic legend of the Latvian Riflemen (*Strelnieki*).³⁹ Their courage and discipline are outstanding and enable them to win heavy battles, and consequently they play a major role in the representation of the Latvian identity and their creation is certainly a decisive step in the Latvian political awakening.⁴⁰ The detestation of Russian forces for Latvian ones⁴¹ certainly enhances the national ideas. Unfortunately these cannot bring out the real victorious liberation of Courland because of the deficient military qualities and organisation of the Russian army. In spite of the heroic resistance of these Latvian soldiers and after heavy losses, Riga falls into German hands in September 1917 while Latvian general opinion has grown estranged from Russia.

The occupation amounts essentially to an oppressive German military presence. The only new structures erected within the city limits during this period are defensive (trenches, forts, etc.). No emblematic construction is erected. Towards the end of the conflict, when Germany realizes it cannot win the war in the West, the German commander Rüdiger von der Goltz imagines the idea of carving out a new protectorate in the Baltics, “*ehemaliges Deutsches Land*”,⁴² in the form of a *Baltikum* Duchy infeodated to Berlin. This, Berlin be-

³⁸ The Latvian battalions are the only ones among the Imperial Russian Army to be “national” hence their crucial importance. See Edgars Andersons, *Latvijas vesture 1914–1920* [History of Latvia 1914–1920]. Stockholm/Daugava 1967, pp. 18 f.

³⁹ Besides the large historiography devoted to this subject, these riflemen have been a source of inspiration in literature as well as in painting.

⁴⁰ In fact the Russian headquarters were reluctant to their creation but it was out of necessity that the decision was made as early as July 13th 1915. An enthusiastic call is published in *Dzimtenes Vestnesis*, 28.07.1915: *Pulcejaties zem latviezu karogiem* [Get together under the Latvians flags], whose last sentence is highly significant and can be translated thus: Ahead with the flags of the Latvians, for the future of Latvia!

⁴¹ Note Service Historique des Armées de Terre (SHAT), 16 N 3020. Rapport de l’ingénieur Gueneau.

⁴² Former German territory.

lieves, could be seen favourably by the Allies in search of means to contain the westward expansion of the “Red Pest.”

In this state of mind, the occupiers undertake to re-germanize the city as much as possible. German is privileged again in all public inscriptions and a statue to the “heroic” German soldier (nicknamed *Fritz* by the Latvian population) is erected in front of the city theatre. The German *intelligentsia* can then shortly believe that the “good old times” are back. Alas for the Germans, their success was to be short-lived and the armistice of November 11th 1918 puts an end to their dreams.

Then starts a military and political imbroglio set up against the Bolshevik and involving the *Baltische Landeswehr*, the German *Reichswehr* and the Latvian armed forces in formation, composed of those of the Riflemen who had not joined the “Red side.” During the next two years Latvia is torn between a Latvian provisional government proclaimed on November 11th 1918,⁴³ a provisional Soviet government headed by Pēteris Stučka (December 1918 – April 1919) and a counter-government created in mid-april 1919, backed by the Germans. The final reconquest of Riga over the Bolshevik armies takes place only on May 21st 1919, when the forces raised by the provisional Latvian government, backed by the Allies, enter Riga.

1920–1940: Riga to the Latvians

After the evacuation of the last German troops⁴⁴ and the signature of a Peace Treaty with Soviet Russia,⁴⁵ Latvia is at last in the hands of the Latvians. Their leaders immediately undertake to make their home in the “German house” they inherit. The town is devastated by a dramatic loss of population: only 181 000 inhabitants remain in 1920, compared to 518 000 in 1913. Within the district of Riga, 40,5% of the houses have been completely destroyed.⁴⁶ Several long-term goals are at stake, including reconstruction, modernisation, urban planning

⁴³ After the armistice, all Latvian parties, except the Latvian Bolsheviks, proclaimed a Republic of Latvia and a Latvian Provisional government headed by Kārlis Ulmanis. They had to flee to Liepāja (Libau) when the Bolshevik government was imposed in Riga. Cf Plakans, *The Latvians* (see note 30), pp. 118 ff.

⁴⁴ November 1919.

⁴⁵ August 11th 1920.

⁴⁶ Service des Informations du Ministère des Affaires Etrangères de Lettonie: *La Lettonie en 1921*. Paris 1922, p. 29.

and *latvianisation*. But erasing the German heritage is by no means an easy task. Everything in the social, economic and built environment remains German and, furthermore, many *Balten* are still there and intend to stay. As a result of the land reform (launched in 1920)⁴⁷ which has destroyed their estates, the *Junkers*⁴⁸ tend to congregate in Riga to find solace in community solidarity. Meanwhile, members of the Latvian *intelligentsia* who had been compelled to emigrate after the 1905 events, return to their homeland in a remarkable eagerness to build the country.

Once the hated *Fritz* is torn down, the first step taken by the new Latvian city authorities is to change all place-names and to have shop signs modified to Latvian language only (with limited success however). In two highly symbolic moves, the old Teutonic *Burg* becomes the New Presidential Palace and the former *Landtag*⁴⁹ of the *Ritterschaft*⁵⁰ of Livonia becomes the Parliament (*Saeima*) of the new state.

The reconstruction of the town is undertaken under the supervision of a Construction Office which puts a stop to the pre-war freedom in that field. The Latvian taste for a well-kept town can finally express itself. Away with the “Russian” little kiosks scattered along the Dvina (Daugava) embankments or on the Dom square! Parks are planted with care and streets are cleaned. At that time the garden city model is highly praised and Riga wishes to develop its suburbs according to that scheme. Some plans are never achieved, but *Mežaparks*, a western suburb of the town implementing this modern trend, is the best example of this type of urbanisation. After Russian and German influences, Riga is designed to become a Latvian capital.

After the arrival of the authoritarian regime,⁵¹ Kārlis Ulmanis⁵² himself becomes president of the National Committee for Construction (1938). This shows the importance given to architecture and

⁴⁷ The main points of the land reform were the following: Nationalization of properties exceeding 110 hectares, redistribution of the lands under the supervision of a government Land Fund. Law of September 16th 1920. For a detailed analysis see V. Markaus, *Agrārās reformas gaita Latvijā 1919–1922* [Entwicklung der Agrarreformen in Lettland 1919–1922]. Riga 1922.

⁴⁸ German landlords.

⁴⁹ See note 9.

⁵⁰ Nobility.

⁵¹ In 1934.

⁵² Kārlis Ulmanis (1877–1942), the political leader of the Agrarian Union, was obliged to leave his country after 1905, and came back in 1913. Elected at the head of the Provisional Government in 1918, he became Prime Minister of the Independent Republic during several periods and became President of an authoritarian regime in 1934.

urbanism by the regime, in accordance with the spirit of the time. The destruction of the Old Town (*Vecrīga*), regarded by some as too “germanic” and likely to be torn down, is even considered.

A text written in 1937 highlights the regime’s intentions and gives an idea of the atmosphere: “In Old Riga’s narrow dusk, the young Latvian generously pours the light which overflows from his soul. Similarly the great Italian Renaissance gave living strength to the Middle-Age-world dying from old age”.⁵³ The Middle Ages and *Deutschtum* are together discredited! Nevertheless the Germans in Riga and a leftist opposition to the regime didn’t allow this plan to come to fruition.

Another example of the conflicting plans can be found in one of the important political quarrels which in the early thirties raged between the *Deutsche Volksgruppe* in Riga and the Latvian church regarding the ownership of the *Dom*. The Germans viewed this beautiful, huge and conspicuous cathedral as the symbol of their immemorial presence and privileges in the Baltics, while the Latvians wanted to turn it into the Lutheran cathedral of the country. Finally, the Latvian argument won and this victory came as a dreadful shock to the ageing and shrinking German community.

Sculpture is also participating in this *latvianization* with the erection of Latvian monuments. The sculptor Kārlis Zāle is entrusted with the task of building both the national Military Shrine: *Brāļu Kapi*, (Cemetery of the Brothers) and the Monument of Freedom (1934). Erected in the massive and highly symbolic style of the period, these two important monuments immediately became national landmarks. To this day, they still play this role and thus deserve further description.

In the Cemetery of the Brothers (*Brāļu Kapi*), the architecture, sculptures and landscape convey an impression of peace, solemnity, sacredness and, above all, “*latvianness*” which is vivid to this day. Everything is designed to remind us of the antique tribal graves.⁵⁴ As early as 1915, it was intended as a burial-place, first for the riflemen of World War I, then for those who fell in the war of national liberation (a total of 2 100 soldiers were buried there). At different stages of the construction, financed by public funding, several patriotic celebrations were organised until the final inauguration in 1936,

⁵³ Roberts Kroders, *Le théâtre des fêtes lettonnes. Riga 1937*, p. 11.

⁵⁴ An excellent analysis of the monument (this entire cemetery being a monument in itself) and its symbols is given by the architect Vaidelotis Apsītis, in: *Brāļu Kapi* [Brothers’ Cemetery]. Riga 1995.

on November 11th, the anniversary of the proclamation of the Latvian Republic.

The Monument of Freedom, planned in 1922, was also financed by a public subscription, with the same idea of involving the whole Latvian nation (*Latviešu Tauta*) in the construction of patriotic landmarks. Its conception is based on Latvian mythology and namely that of *Lāčplēsis*,⁵⁵ the mythical hero who succeeds in driving the enemy out of the country. With a clear message on its base (*Tēvzemai un Brīvībai*, For Fatherland and for Freedom), the monument consists of a high column (42 meters), with at the top the statue of a standing woman, hands raised, showing three stars symbolizing the three provinces of Courland, Livonia and Latgale. Situated in the focal point of the town – at the very spot where the equestrian statue of the Russian tsar Alexander III once stood, it has always been the symbol of a free Latvia – with a military honour guard around it during the first period of independence and since its restitution.

The process of *latvianization* of the town also intended to adapt and transform some buildings such as the Castle, the former fortress of the Livonian Order.⁵⁶ A new decoration, with fitting furniture, transforms the interior (1920–1930). Thanks to an artist with national inspiration and taste for Latvian ethnography and mythology, Ansis Cirulis, the ceilings and the walls of the reception rooms are ornated with national ornaments. Together with its furniture, largely using geometrical ethnographic elements, it is a fine example of the use of applied arts to emphasize *Latvianness*.

After the Ulmanis Coup d'État (1934), on national celebrations in Riga, the erection, on large squares, of various patriotic wooden structures adorned with national symbols becomes a common occurrence. The political patriotic emphasis of these festivals was meant to stage Ulmanis power and was somehow different in nature from the Song festivals. The Regime attempts to turn the city into a showcase for the entire country, with carefully groomed public spaces. Commemorations are staged according to an elaborate and impressive scenography and take place in the open air with the public playing an important role and becoming a real actor.

It is the case of the 1934 *Renaissance Song Festival*, with 3 500 people participating in front of a public of 200 000! Not to mention the

⁵⁵ See note 18.

⁵⁶ A Tower (named the Three Stars Tower) is added in 1938 to permit the use of the castle as the residence of the President.

regular Song festivals, every fourth year (since 1873). For the last Festival before the war (1938) 100 000 people, dressed in ethnic costumes, participate on Victory Square (*Uzvaras laukums*) in front of President Ulmanis and an array of foreign guests, “an entire nation is singing its unity and its identity in the present as in the past”.⁵⁷ The new Republic, though built from provinces with different historical backgrounds and even different traditions, wishes to lay the emphasis on the construction of the unity of Latvia.

The most ambitious of all the urban projects is certainly this Victory Square, across the Daugava river, in the area facing the Old Town. It comprises a huge complex for cultural and sporting activities, supposed to exceed the largest achievements of the time like the Olympic stadium in Berlin. In 1936, Ulmanis is the promoter of a law for a competition which was opened in 1938. Among 44 architects, Fridrihs Karlis Skujiņš was the winner and, in the autumn of 1939, an exhibition of the project was organised in Riga’s Castle Festival Hall.⁵⁸ One can guess the reason why the realisation of the project was never carried out.

Around Latvia, the world is moving towards the war. An understanding between Germany and the USSR leads to the Molotov-Ribbentrop Pact (23rd August 1939) releasing the war. In June 1940, when the Soviet Union troops invade the Baltic Countries, a new era begins for the city and its inhabitants.

1940–1945: Soviet and German occupations

The peaceful and prosperous years of the last period of the Ulmanis government brutally end in a time of sorrow. In fact, according to the above-mentioned German-Soviet pact, a secret protocol grants the USSR command over Estonia and Latvia. In the meantime, the German population is repatriated in the *Reich*, on Hitler’s order, so that, when the Soviet forces arrive, greeted by a minority of sympathizers and opportunists, the town has lost most of its German population.

Although the first Soviet occupation lasts less than one year, it is nevertheless terrible. Arrests and deportations are massive and all reminders of Latvian “bourgeois” statehood are banished. Due to a lack of time and money, the visual sovietisation is of the “cheap” type and

⁵⁷ J.R. Miedan, Comment on fait un État. La Lettonie 1938, p. 139.

⁵⁸ Lejnīeks, Rīga, kuras nav [Riga, never build]. Rīga 1998, pp. 118-127.

thus has to be all the more obvious. Soviet slogans adorn all public spaces and cherished symbols of the national identity are chosen targets of propaganda specialists. The National Theatre and the Riga Latvian Society are literally covered with portraits of Marx, Engels, Lenin and Stalin. This sacrilege is particularly painful to most Latvians.

Within a few months, owing to careless maintenance, the Capital of the Soviet Latvian Republic takes on the characteristic dull and grey look of Soviet cities where the only patches of colour are those offered by propaganda banners and streamers. The former buzzing activity of the commercial town is brought to a dramatic end.

Following operation *Barbarossa*,⁵⁹ while the trains of deportees are still on their journey, on July 1st, Nazi troops enter Riga. At the same time, Soviets with many of their collaborators⁶⁰ flee from the town. At first, the Nazis are greeted as liberators by the population. The joy is however short lived. The illusion of a repeat of 1919 – the reestablishment of a Latvian State – is rapidly dissipated. Within days, the city, “cleaned” of its Soviet emblems, is covered with black and white panels indicating to *Wehrmacht* and other drivers the way to the *Kommandantur* or *Orts Lazarett*. The cruel German *Ordnung* replaces the Soviet totalitarian anarchy. Civil life is under severe control by army forces backed by civil servants coming from Germany. Practically all the nationalisations carried out by the Soviets are kept and all the production is used for war purposes. In 1943, two Latvian Waffen-SS divisions⁶¹ are set up and the city loses its young men.

Latvia, together with Estonia, Lithuania and Belorussia, become one single territory: the *Reichskommissariat Ostland*, with Riga as its capital. But, due to scarce finance, this occupation leaves few lasting marks. All the urbanistic German plans are concentrated on the Old Town while any private construction is forbidden. A ghetto is organised, from where Jews are deported and killed in the nearby camps of Salaspils and Rambula. Before the end of 1941 the 40 000 Jews of Riga are murdered.⁶² Among the victims, one can cite the great historian of Judaism Simon Dubnov.

Once again Riga finds itself in the very centre of the fighting and suffers severe bombings under which the Blackheads House and the

⁵⁹ Invasion of the USSR by the Reich, June 21st 1941.

⁶⁰ 40 000, cf Plakans, *The Latvians* (see note 30), p. 149.

⁶¹ Locally known as the Latvian Legion.

⁶² Among the victims, one can cite Simon Dubnov, the great historian of Judaism.

Town Hall, emblematic of the German presence in Riga, are severely damaged.

After the Nazis' defeat, and the return of the Soviets, as early as the summer of 1944, Riga sees a new wave of departures (120 000 to 150 000 persons)⁶³ towards the West: Germany, Sweden and, later, when some of the DPs⁶⁴ can finally leave the camps where they had temporarily been accommodated, for Australia, Canada and USA. By 1945, the Soviets make their home again in a once more depopulated and to a large extent devastated town. Reconstruction is undertaken as well as a quick repopulation, but this time mostly by non-Latvians coming from the interior of the Soviet-Union, a fact which carries lasting – and to a large extent deliberately planned – consequences.

1945–1991: The Latvian SSR

A period of disorder and violence follows the reoccupation of Riga. War goes on in Courland till May 8th 1945 and many areas in the country are in open uprising led by anti-soviet partisans (Forest Brothers). Under these conditions, during the first few years of the new regime, the city does not change so much at first sight, except for numerous official and political signs in Russian language. The Soviets do not seem to be sure they are here for good! The most striking change is the untidy character of the streets and the absence of maintenance of the buildings.

The most visible evolution takes place after 1949, once the collectivisation and the second mass deportation are completed and the armed anti-soviet resistance (*Forest Brothers*) substantially eradicated. If the official aim is to transform Riga into a major Soviet industrial centre, one of the less publicized intentions is also to “punish” the Latvian for their nationalism and particularly their anti-soviet stance during the war (Latvian Legion, etc.).

It comes as no surprise under these conditions that the first significant move is the discrete destruction of most monuments commemorating the Liberation War (1919–1920). Then come the introduction of bilingual (Latvian and Russian) street signs. Gradually, the Russian language occupies more and more public space, following the growing number of Russian speaking migrants who settle in the city. Within

⁶³ Plakans, *The Latvians* (see note 30), p. 152.

⁶⁴ Displaced Persons, who found refuge in DP camps in Europe after the war.

50 years, this initially very “Latvian” city is to become a mostly (2/3) Russian city.

Soon in the Old centre, remnants of German landmarks (like the *Blackheads House*) are suppressed and the Town Hall is kept as ruins (it shall be destroyed later).

Among the symbolic edifices erected during the Stalinist period, one must mention the very moscovite “cake-like” Academy of Sciences which damaged the traditional skyline of the Old Town, and the massive Hotel Latvija in the centre of the New Town. On the other side of the river, in the suburb of Pardaugava, Victory Park⁶⁵ was re-named the “22nd Soviet Union Congress Park” with a monumental Liberation statue to celebrate the Soviet victory over the Fascists and the “liberation” of the town. During the same period of militant atheism, most churches are closed and the Russian Cathedral itself is turned into a planetarium!

As for the important monuments of the previous period, some “inappropriate” ones are nevertheless maintained to avoid unnecessarily provoking the strong patriotic feelings of the population. The Freedom monument of Kārlis Zāle remains,⁶⁶ but what kind of freedom it celebrates is now unclear!⁶⁷ Some go as far as suggesting that the three stars, on top of the arms of the statue, represent the three Baltic Republics supported by the Soviet Motherland! It is nevertheless forbidden to approach the statue and the traffic now goes around what used to be a “sacred” pedestrian area.⁶⁸ Rainis’s statue remains untouched owing to his “progressive” character.⁶⁹ In spite of his nationalistic stance, he is even turned into a local forerunner of Sovietism!

The National Cemetery of *Brāļu Kapi* is turned into a Soviet monument (by addition of Soviet State symbols after the removal of the Latvian ones) and many Soviet tombs are added, particularly in front of the main entrance.

It must also be kept in mind that Sovietism (particularly in its late versions) although officially internationalistic, was in fact favourable

⁶⁵ *Uzvaras laukums* which recovered its original Latvian name in 1985.

⁶⁶ The authorities probably feared strong reactions from the population besides a group of renowned architects from Moscow regarded it as a valuable work of art!

⁶⁷ On the same square, not far from the Liberty monument, a statue of Lenin looking away from the monument is erected. After 1991, this statue was torn down.

⁶⁸ Of course, the honour guard has been terminated and depositing flowers at certain dates meant immediate arrest.

⁶⁹ Rainis was a social-democrat.

to the visual affirmation of nationalities. Indeed as a heritage of the Stalinist “*korenisatsiya*”⁷⁰ of the pre-war period, the cultures of the differentiated groups were all indeed supposed to be “Soviet in content but national in their form.” The Soviet character being vague and essentially rejected by the people, only the national character remained. In Latvia as well as elsewhere in the USSR, the Soviet years were paradoxically more a time of “nationalization” than the contrary!⁷¹ It is this philosophy which presided over the enlargement of a *Skansen*⁷² created in the 1930s, east of the city and later to the construction of the huge collective singing arena in the vicinity of the capital.⁷³

In the sixties a new square is established where the Town-hall once stood, with a museum, in the purest Soviet style in the middle: the Museum of the Red Latvian Riflemen.

In the suburbs, wooden houses are more and more torn down to make room for the many dull Soviet concrete apartment houses required by the increasing urban population attracted by the heavy industrialization of the Riga area.

In the city proper an inner-party opposition succeeds in saving many of these old charming traditional houses. Fortunately in such a historical city, as elsewhere in the Soviet Union, even though architectural project competitions flourish, constructions are slow to follow. An underground railway is even considered in the eighties, but never realised due to its cost and to protests from part of the population.⁷⁴

From 1987 on, the “Singing Revolution” made possible by the introduction of Gorbachov’s *Perestroika* (1985) and based on the nationalizing trends of the previous era initiates a period of dynamic and cheerful *re-latvianisation*. Symbolically, in the winter of 1988, an exhibition, opened in the Riga castle museum, sporting a staggering array of national state symbols of the Ulmanis times (from the presidential arm-chair to telephones adorned with the coat of arms of the pre-war Republic). An unending line of visitors queues in the cold

⁷⁰ Indigenisation, from the Russian word for roots.

⁷¹ Although this posture is not deprived of ambiguities.

⁷² Ethnographic Park.

⁷³ Collective singing has always been one of the major manifestations of Baltic identity and patriotism.

⁷⁴ It is one of these very protests that started the new national awakening known as the Singing Revolution.

in front of the castle to catch a glimpse of long forbidden images of former Latvia and its economic achievements.

During the years 1987 and 1990, the Latvian population of the city exuberantly manifests its national feelings (pins, flags, emblems...) while the Russian-speaking onlookers watch this evolution with more sympathy than animosity.

Another marking episode of this period is the “Baltic chain” for the commemoration of the Molotov-Ribbentrop-Pact on August 23rd 1989 (50th anniversary) with a long uninterrupted line of people standing hand in hand across the three Baltic countries, from Vilnius to Tallinn. Precisely in Riga, it stretched along the patriotic Freedom monument in the very centre of the town to listen religiously to speeches delivered at the base of the monument. Independence is finally restored on August 21st, 1991 after the collapse of the Soviet Union.⁷⁵

1991 onwards: Return to Latvia

Among the first steps taken after the restoration of independence, the choice having been made of a *restitutio in integrum* of the pre-war state, is the *re-latvianisation* of all street-names and public signs. This does not take place without much outcry from the Russian-speaking community. All public buildings are, within weeks, adorned with the state symbols, and the long forbidden national flag is widely flown on all occasions. Simultaneously, hammer and sickle emblems disappear from the city and one by one the statues of soviet dignitaries are pulled down. Destroyed monuments to the Liberation War are rebuilt and the churches reopened and given back to their respective communities.

The above mentioned⁷⁶ “strange” cubic black building sitting in the very centre of the medieval city, which had housed the museum of the Red Riflemen, is turned into an Occupations museum (the two Soviet occupations and the German one) and, more surprisingly, the very German House of the Blackheads (*Schwarzhäupter Haus*) and the

⁷⁵ Among the many books devoted to the period leading to the independence recovery, see Anatol Lieven, *The Baltic revolution*. New Haven 1994; David Smith, *Artis Pabriks*, Aldis Purs, Thomas Lane, *The Baltic States, Estonia, Latvia and Lithuania*. London/New York 2002.

⁷⁶ See above, previous page.

Townhall are reconstructed on the occasion of the 800th anniversary of the city.

Owing probably to the importance of the Russian population in the country (49% in 1989) and to the foreseen unavoidable protests of the Kremlin, the Soviet emblematic monuments not directly connected with communism are maintained (although they are not always well kept) as well as Soviet military cemeteries.⁷⁷ The Soviet memorial of Pardaugava remains to this day the meeting point of Russian veterans and pensioners who celebrate the victory (a disputed term in present day Latvia) of May 1945, or of those who simply protest against the nationalizing policy of the Latvian State.

After 14 years of regained independence, although a large percentage of Riga's population remains Russian-speaking, the city centre looks pretty much like what it was at the end of the thirties. The minority groups have each regained symbolic premises; the Jewish community⁷⁸ has its seat again in the New City, where the Jewish theatre once stood, the Baltic-German group (mostly emigrated since 1939) has its own quarter in the Old City in the Mentzendorff House, the Russians have a number of cultural institutions, and, in everyday life, the cohabitation of all these different groups (officially more than 100) takes place smoothly and politely.

More recently, emerging as a token of the peacefulness of inter-community cohabitation, two interesting statues have appeared in the central park of the city. The first one represents President Ulmanis, the long discredited *Vadonis*⁷⁹ of the last inter-war independence years. The second, and more intriguing one, financed by Russian private funds, represents the Napoleon-era Russian imperial army Commander Barclay de Tolly. Both monuments seem to be accepted by the entirety of the population.

What is less accepted (and this is an understatement) by the "Russians" is the yearly parade of surviving veterans of the *Latvian Legion*, which conspicuously marches through the city centre to go and lay flowers at the feet of the Monument of Freedom. On each occasion, Moscow, the local Russians, the Israeli Embassy and the Jewish community join voices to energetically denounce this demonstration as an "insult to the memory of the victims of the Shoah and to the dead of the Great Patriotic War."

⁷⁷ The Soviet tombs in front of *Brāļu Kapi* were nevertheless transferred elsewhere.

⁷⁸ 10 000 members.

⁷⁹ Guide, in Latvian.

Conclusion

In 2001 the magnificent celebration of the 800th anniversary of the foundation of Riga received the support and participation of various communities of the country. All these people singing together conveyed an impression of real determination for a common construction. But what is really the essence of such a construction?

Since May 8th 2004, Riga has been the capital of a European Union State, and this fact should help soothen many scars of the past. In this respect, one must pay tribute to the efforts of Latvia to take a closer look into its recent past. For this purpose, the scientific work of the commission of Latvian historians set up by president V. Vīķe-Freiberga, which has investigated the 20th century history of Latvia, including the Second World War – one of the most sensitive periods in Latvian history – is of great significance.

In this beginning of the 21st century, Riga is widely regarded once again as an essentially Latvian capital. Indeed, its visual outlook bears a strange similarity to that of the pre-war capital. But the relevant question is whether this “reenactment” is not in fact a “Pyrrhus victory” with 70% of Riga’s population being Russian, and a large part of the economy of the country owned by Russian investors. This city is furthermore undergoing such a speedy process of internationalization that the affirmed *Latvianness* seems in fact subject to question. What is Riga: a Latvian capital or a cosmopolitan metropolis?

Tartu - Dorpat - Jur'ev

von Olaf Mertelsmann

Der bekannte deutschbaltische Schriftsteller Siegfried von Vegesack (1888–1974) beschreibt am Anfang seiner Erzählung „Jaschka und Janne“ das Tartu der Jahrhundertwende und greift dabei einige grundlegende Punkte im Erscheinungsbild dieser plurikulturellen Stadt auf:

„Die Geschichte, die ich erzählen möchte, hat sich in Dorpat zugetragen, einer kleinen Universitäts-Stadt, deren Ruf und Ruhm einst weit über die Grenzen unserer engeren Heimat drang und deren Name heute nur noch wenigen bekannt sein dürfte. Es seien mir deshalb einige Worte über den Schauplatz dieser Erzählung gestattet – diese seltsame kleine Stadt, die einst Dorpat hieß und deren Name heute spurlos von der Weltkarte verschwunden ist. (...) hier in Dorpat schien die Zeit überhaupt still zu stehen, still und unverrückbar wie die mächtige Domruine oben auf dem Domberg, zu dessen Füßen sich die Altstadt lagerte. Diese Altstadt hatte mit der Johankirche, dem Rathaus, der Universität, dem Wallgraben und der Ritterstraße durch die Jahrhunderte ihr deutsches Antlitz bewahrt. Doch daneben, dahinter und darunter gab es noch ein anderes Dorpat, das von Esten bevölkert war und von diesen ‚Tartu‘ genannt wurde. Und schließlich hatten auch die Russen seit der Russifizierung der Stadt einen russischen Namen gegeben und sie in ‚Jurjew‘ umgetauft. So war der kleinen Stadt die ungewöhnliche Ehre zuteil geworden, drei Namen zu tragen. Zwar spreizte über dem Portal der Universität der russische Doppeladler seine Krallen – doch in Wirklichkeit gab es nur ein deutsches Dorpat und ein estnisches Tartu – zwei Namen für ein und dieselbe Stadt, deren Antlitz zwar noch deutsch, doch deren Bevölkerung in der Mehrzahl estnisch war. Die Deutschen bildeten nur eine dünne Oberschicht, die mit jedem Jahr immer mehr zusammenschmolz und von den vom Lande in die Stadt strömenden Esten immer weiter zurückgedrängt wurde. Ja, die Esten hatten sogar diesseits des Embach, am Fuße des Domberges ein Vereinshaus errichtet – die ‚Wanemuine‘ – einen mächtigen klobigen Bau

im Jugendstil, der fremd und feindlich die verträumte Kleinstadt überragte.“¹

Allein der Name der Stadt verweist auf unterschiedliche Erinnerungskulturen: das „estnische Tartu“, das „deutsche Dorpat“ und das „russische Jur’ev“. Im 20. Jahrhundert konnte einer der drei Namen und das damit verknüpfte Imago der Stadt einen erinnerungspolitischen Inhalt haben, nämlich die Antwort auf die Frage, wer die Stadt gegründet habe, wem somit die Deutungshoheit über die Erinnerung und die Stadt „eigentlich gehöre“. In der neuen Ausgabe einer Geschichte und Kulturgeschichte der Stadt Tartu beginnt der historische Abschnitt deshalb mit den Worten: „Die Gründung des vorzeitlichen Tarbatu und der Aufstieg zu einem der wichtigsten Zentren des vorhistorischen Estlands wurde verursacht durch seine geographische Lage.“² Nach heutigem Forschungsstand entstanden erste Verteidigungsanlagen im 6. oder 7. Jahrhundert, im 9./10. Jahrhundert befand sich am Ort der heutigen Stadt ein Zentrum des südestnischen Binnenhandels. Die erste schriftliche Erwähnung findet sich jedoch in der russischen Nestor-Chronik: Im Jahr 1030 zog Jaroslav der Weise, Großfürst von Kiev, gegen die „Čuden“, also Ostseefinnen, in den Krieg und errichtete Jur’evgrad. Wobei das Wort *grad* sowohl Burg als auch Stadt bedeuten konnte. Russische Historiker haben deshalb Jaroslav als Gründer der Stadt Jur’ev bezeichnet, doch offensichtlich ließ er eine Befestigungsanlage der Esten zerstören und errichtete eine neue, die bis 1061 zum Machtbereich der Kiever Rus’ gehörte. Bis zur Eroberung durch den deutschen Schwertbrüderorden zu Beginn des 13. Jahrhunderts unterstanden Siedlung und Befestigungsanlage wieder estnischer Herrschaft. Die Chronik Heinrichs von Lettland erwähnt Tarbatu/Tartu mehrfach. Ebenso nennt er den 1223 den Esten zu Hilfe gekommenen russischen Fürsten Vjačko. Im folgenden Jahr wurden Siedlung und Befestigung endgültig erobert, ein Bischof sollte dort residieren und erhielt das Recht, eine Stadt zu gründen.³

Die Frühgeschichte der Stadt ist nur durch knappe Erwähnungen in russischen Chroniken und in der Chronik Heinrichs von Lettland

¹ Siegfried von Vegesack, Jaschka und Janne. Eine Liebesgeschichte aus dem alten Dorpat, in: Ders., Jaschka und Janne. Drei baltische Erzählungen. München/Wien 1965, S. 7-80, hier S. 9 f.

² Ain Mäesalu u. Rünno Vissak, Muinas- ja keskaeg [Vorzeit und Mittelalter], in: Tartu. Ajalugu ja kultuurilugu [Tartu. Geschichte und Kulturgeschichte], hrsg. v. Heivi Pullerits. Tartu 2005, S. 15-28, hier S. 15.

³ Ebenda, S. 15-20.

schriftlich dokumentiert. Weiterhin erhellen archäologische Funde diese Phase. Aus diesem, zugegeben knappen Material haben Historiker und Publizisten drei verschiedene Narrative abgeleitet. Die heutige estnische Version erscheint am überzeugendsten, nämlich von einer ursprünglich estnischen Siedlung auszugehen, die von russischer bzw. später deutscher Seite erobert wurde, die aber – möglicherweise mit gewissen Unterbrechungen – fortbestand.⁴ Somit wären die Anfänge Tartus estnisch, wobei von einer regelrechten Stadt erst seit der Mitte des 13. Jahrhunderts gesprochen werden kann. Im Mittelalter muss mit Begriffen wie estnisch, deutsch oder russisch verständlicherweise sehr vorsichtig umgegangen werden. Auf den ursprünglich estnischen Charakter weist auch der Name Tarbatu hin. Davon lassen sich sowohl Tartu als auch Dorpat, niederdeutsch Dörpt, und das im Russischen verwendete Derpt ableiten. Somit liegt mit Tartu/Dorpat ein Begriffspaar vor wie Milano/Mailand oder Köln/Cologne, ein Name der Stadt in zwei verschiedenen Sprachen.

In der deutschsprachigen Historiografie wurde Dorpat als eine Gründung Bischof Hermanns nach der Eroberung der Region 1224 angesehen,⁵ also handelte es sich um eine deutsche Stadt. Ein deutschsprachiger Stadtführer aus dem Jahr 1927 verlegte die „deutsche“ Geschichte Estlands sogar weit in die Vorzeit zurück. Der Verfasser Edgar Berent stellt zwei Hypothesen zur Besiedlung Estlands vor. Aus seinen Formulierungen wird jedoch deutlich, dass er die erstere für plausibler hält. Die ursprüngliche Bevölkerung der Region könne dem germanischen Volk der Aestier angehört haben, über die schon Tacitus berichtete. „Erst zur Zeit der Völkerwanderung (375) dürften diese germanischen Ursiedler mit den von Osten heranziehenden ugrisch-finnischen Völkern in einen erbitterten Kampf geraten und allmählich aufgerieben worden sein.“ Eine zweite Möglichkeit sei, dass finnische Stämme schon vor der Völkerwanderung an der Ostsee siedelten.⁶

⁴ Vgl. Andres Tvaari, *Muinas-Tartu. Uurimus Tartu muinaslõunuse ja asula asustusloost / Prehistoric Tartu: a study of the settlement history of the Tartu prehistoric hillfort and settlement*. Tartu/Tallinn 2001 (Muinasaja teadus. 10).

⁵ Siehe Heinz von zur Mühlen, *Livland von der Christianisierung bis zum Ende seiner Selbständigkeit (etwa 1180–1561)*, in: *Baltische Länder*, hrsg. v. Gert von Pistohlkors. Berlin 1994 (Deutsche Geschichte im Osten Europas), S. 25–172, hier S. 102.

⁶ Edgar Berent, *Dorpat. Ein Führer durch die mittelalterliche und heutige Stadt*. Dorpat 1927, S. 3. Stadtführer und andere nichtwissenschaftliche Publikationen erscheinen dem Verfasser als eine geeignete Quelle zur Untersuchung der Erinnerungskultur. Sie weisen für das gesamte Jahrhundert eine große Ähnlichkeit über Regimewechsel hinweg auf, da der Kernbestand der Sehenswürdigkeiten nahezu konstant blieb. Interessant ist aber die von

Die Gründung Jur'evs durch Jaroslav den Weisen diente im späten 19. Jahrhundert als Beleg dafür, dass es sich um eine ursprünglich russische Stadt handelte. Die zeitgenössische russische Historiografie sah in den baltischen Ostseeprovinzen des Zarenreichs eine Region, die allein schon wegen ihrer geografischen Lage als untrennbarer Bestandteil des Russischen Reichs vorgesehen war, der nur zeitweise und zum Nachteil des Gebiets und der Bevölkerung in fremde Hände geraten war.⁷ Im Zuge der so genannten Russifizierungspolitik wurde die Stadt Tartu/Dorpat, russisch Derpt, im Jahre 1893 in Jur'ev umbenannt. Dieser russische Name war ein Stück bewusster Erinnerungspolitik, und der russische Charakter sollte durch die Verehrung des Heiligen Isidor, eines orthodoxen Märtyrers, der der Legende zufolge 1472 in der Stadt ertränkt worden war, gefördert werden. Der Mittelalterhistoriker Anti Selart bezeichnet den zuvor kaum bekannten Isidor als einen „politischen Heiligen“, der die Auferstehung aus der Bedeutungslosigkeit möglicherweise einzig der Russifizierungspropaganda der 1880er und 1890er Jahre verdanke.⁸ Letztlich blieb das „russische Jur'ev“ eine Episode. Allerdings besteht bis heute ein gewisser Nachhall, und in der Literatur finden sich vereinzelt Angaben, Jur'ev habe 1893 den alten russischen Namen zurückerhalten,⁹ oder Jaroslav der Weise habe „vermutlich im Jahre 1030 Jur'ev (estn. Tartu, dt. Dorpat) gegründet“.¹⁰ Allerdings verwendeten auch andere mittelalterliche russische Chroniken den Namen Jur'ev für die Stadt.¹¹ Nach dem Ende des Zarenreichs erhielt sie den alten Namen Tartu zurück, der nun offiziell geführt wurde, auch im Russischen –

den politischen Umständen verursachte Akzentsetzung. Betont Friedrich Klau (Dorpat. Ein Führer für deutsche Soldaten. Dorpat 1941) die deutsche Geschichte der Stadt und die Rolle als „Vorbürg des Deutschtums im Osten“ (S. 10), vermeidet aber abwertende Bemerkungen über die Esten, so werden die deutschbaltischen Einwohner als Gruppe von sowjetischen Stadtführern fast vollkommen ignoriert, nur einzelne bedeutende Persönlichkeiten finden Erwähnung.

⁷ Tiit Rosenberg, Die russische baltische Historiographie in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in: *Estland und Russland. Aspekte der Beziehungen beider Länder*, hrsg. v. Olaf Mertelsmann. Hamburg 2005 (Hamburger Beiträge zur Geschichte des östlichen Europa. 11), S. 77-108.

⁸ Anti Selart, Tartu märter Isidor ja tema kannatuslugu [Der Tartuer Märtyrer Isidor und seine Leidensgeschichte], in: *Akadeemia* 10 (1998), S. 501-525, hier S. 518.

⁹ Beispielsweise A.Ju. Bachturina, *Okrainy rossijskoj imperii: gosudarstvennoe upravlenie i nacional'naja politika v gody pervoj mirovoj vojny (1914–1917 gg.)* [Die Grenzmark des Russischen Imperiums: die staatliche Verwaltung und die nationale Politik in den Jahren des Ersten Weltkriegs (1914–1917)]. Moskva 2004, S. 80.

¹⁰ Ralph Tuchtenhagen, *Geschichte der baltischen Länder*. München 2005, S. 13.

¹¹ Malle Salupere, *Tartu (Dorpat). Eine tausendjährige junge Kulturstadt*. Tartu 2005, S. 9.

innerhalb Estlands wie in der Sowjetunion – wurde Tartu zur amtlichen Bezeichnung.

Da die 1918–1920 unabhängig gewordene Republik Estland 1940 von der Sowjetunion erst okkupiert und dann annektiert wurde und die Eigenstaatlichkeit erst 1991 wieder herstellen konnte, wäre zu erwarten, dass womöglich eine sowjetische Version der Gründung der Stadt entstand. Doch die offizielle Darstellung folgte weitgehend den von der estnischen Forschung erarbeiteten Erkenntnissen: Zuerst habe es eine estnische Befestigung und Siedlung namens Tarbatu gegeben und Jaroslav habe 1030 eine eigene Festung namens Jur'ev angelegt. Der Akzent wurde aber darauf gelegt, welche positive Rolle die estnisch-russischen Kontakte in dieser Zeit gehabt und wie „unter Führung des Fürsten Vjačko Esten und Russen tapfer“ die Burg gegen die „deutschen Eroberer“ verteidigt hätten.¹² Es war den Sowjets also nicht daran gelegen, Tartu als alte russische Stadt hinzustellen, sondern die positiven Beziehungen zwischen Esten und Russen zu betonen, wobei die letzteren den ersteren bereits in vorhistorischer Zeit gegen die Deutschen geholfen hätten. Zu verstehen ist diese Darstellung im Kontext der sowjetischen Nationalitätenpolitik, die unter dem Motto „In der Form national, im Inhalt sozialistisch!“ operieren sollte.¹³ Einen russischen Chauvinismus galt es zwar tunlichst zu vermeiden, aber seit den 40er Jahren erfolgte die Herausstellung der Russen als erste Nation und „älterer Bruder“ der Völker der Sowjetunion.¹⁴ Als Beispiel dieser Politik mag ein 1980 anlässlich der 950-Jahr-Feier der ersten schriftlichen Erwähnung der Stadt eingeweihtes Denkmal, „Meelis und Vjačko bei der Verteidigung Tartus“, dienen. Die Ironie des Schicksals will, dass Vjačko heute als weißrussischer Nationalheld gilt.¹⁵ Das Denkmal bildet ihn als die ältere und tonangebende Person ab, die dem ungestümen jugendlichen Meelis den richtigen Weg weist.

¹² So ein Reiseführer für Estland: E.F. Varep u. V.Ju. Tarmisto, *Sovetskij Sojus. Estonija* [Sowjetunion. Estland]. Moskva 1967, S. 173.

¹³ Zur sowjetischen Nationalitätenpolitik siehe Gerhard Simon, *Nationalismus und Nationalitätenpolitik in der Sowjetunion. Von der totalitären Diktatur zur nachstalinistischen Gesellschaft*. Baden-Baden 1986 (Osteuropa und der internationale Kommunismus. 16); Terry Martin, *The Affirmative Action Empire. Nations and Nationalities in the Soviet Union 1932–1939*. Ithaca/London 2001 (The Wilder House Series in Politics, History and Culture).

¹⁴ Siehe Lowell Tillet, *The Great Friendship. Soviet Historians on the Non-Russian Nationalities*. Chapel Hill 1969; David Brandenberger, *National Bolshevism. Stalinist Mass Culture and the Formation of Modern Russian National Identity*. Cambridge, Ma. 2002 (Russian Research Centre Studies. 93).

¹⁵ Salupere, Tartu (wie Anm. 11), S. 14.

Wenn Vege sack ein „deutsches Dorpat“ und ein „estnisches Tartu“ benennt, hat er sicherlich Recht. Beide bestanden sozusagen als parallele Lebenswelten der jeweiligen ethnischen Gruppe bis zur Umsiedlung der Deutschbalten 1939–1941 nebeneinander. Kersti Taal hat die Darstellung der Stadtgeschichte in der deutsch- und estnischsprachigen Presse Tartus während des Zeitraums 1918–1944 untersucht. Für die Deutschen wurde Dorpat 1224 gegründet. Es handelte sich um eine deutsche Stadt, in der auch Esten lebten und deren höchste Errungenschaft die deutschsprachige Universität war. „Diese schöne Erinnerung an die deutsche Stadt Dorpat blieb in der Traumwelt vieler Deutscher auch in der Republik Estland bestehen“, so Taal. Für die Esten war Tartu dagegen eine der wichtigsten Befestigungsanlagen der Vorzeit, Ort des „vorzeitlichen Freiheitskampfes“ gegen die Deutschen, in Kriegen mehrfach niedergebrannt und Zentrum des „nationalen Erwachens“ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Außerdem handelte es sich um eine Universitätsstadt.¹⁶ Ob die kleine russische Bevölkerungsgruppe um die Jahrhundertwende in einem „russischen Jur’ev“ lebte, ist hingegen schwer zu sagen, denn anders als Deutsche und Esten verfügte sie über keine regulär erscheinende, in Tartu verankerte Lokalzeitung, die sich heute untersuchen ließe. Als vierte Bevölkerungsgruppe sind die Tartuer Juden zu nennen, die offensichtlich über eine eigene Lebenswelt verfügten. Diese ging 1941 allerdings im Terror Hitlers und Stalins unter.

Das „russische Jur’ev“ am Anfang des Jahrhunderts und das „deutsche Dorpat“ müssen in ihrem historischen Kontext gesehen werden. Die so genannte Russifizierung in den letzten Jahrzehnten des Zarenreichs fiel zeitlich mit einer enormen Steigerung des estnischen Nationalbewusstseins zusammen. Für die estnische Bevölkerungsmehrheit überwogen die positiven Aspekte dieser Politik, das Zurückdrängen der Vormachtstellung der deutschen Minderheit und die Zunahme sozialer Aufstiegsmöglichkeiten. Es bestand keine akute Gefahr des Verlusts der nationalen Identität.¹⁷ Die Straßenschilder in Tartu waren beispielsweise dreisprachig: Man ging durch die Rycarskaja ulica –

¹⁶ Kersti Taal, Tartu ajalugu eesti- ja saksa keelse perioodikas 1918–1944 [Die Tartuer Geschichte in estnisch- und deutschsprachigen Periodika 1918–1944], in: Tartu Linnamuuseum. Aastaraamat 9 (2003), S. 5–15, hier S. 5.

¹⁷ Zur Russifizierung und ihren Folgen siehe Toivo U. Raun, Culture Wars in Estonia at the Beginning of the 20th Century, in: Acta Historica Tallinnensia 4 (2000), S. 49–58; Ea Jansen, Sotsiaalne mobiilsus ja rahvuslik identiteet [Soziale Mobilität und nationale Identität], in: Acta Historica Tallinnensia 7 (2003), S. 15–30; Russification in the Baltic Provinces and Finland, 1855–1905, hrsg. v. Edward C. Thaden. Princeton 1981.

Ritterstraße – Rütli tänav.¹⁸ Auch die Reklame oder die Schilder von Geschäften bedienten sich mehr als einer Sprache.

Im Fall des „deutschen Dorpat“ war die Situation eine andere. Bis in die 80er Jahre des 19. Jahrhunderts hinein bedeutete der soziale Aufstieg für einen Esten oftmals eine „Eindeutschung“. Im Ersten wie im Zweiten Weltkrieg war Estland zeitweilig deutsch besetzt. Langfristiges Ziel der Okkupanten war zu beiden Zeiten die Angliederung des Baltikums an das Deutsche Reich, und in der kurzfristigen Planung stand die ökonomische Ausbeutung im Vordergrund. Im Ersten Weltkrieg setzte eine offene Germanisierungspolitik umgehend ein und die Besatzungsmacht stützte sich besonders auf die ortsansässigen Deutschbalten.¹⁹ Auch ließen die deutschen Okkupanten weitaus mehr Menschen in Tartu töten, als dies während der zwei jeweils nur wenige Monate bestehenden Herrschaft der Bol'seviki 1917–1919 in der Stadt der Fall war.²⁰ Im Zweiten Weltkrieg wurden eine Germanisierung und die Umsiedlung „rassisch unerwünschter“ Bevölkerungsteile auf die Zeit nach dem „Endsieg“ verschoben, doch der nationalsozialistische Terror übertraf die Erfahrung des Ersten Weltkriegs bei weitem.²¹

Tartu als plurikulturelle Stadt

Im Verlauf des gesamten 20. Jahrhunderts war Tartu eine Stadt mit einer eindeutigen estnischen Bevölkerungsmehrheit und bedeutenden

¹⁸ Tiit Rosenberg, 19. sajand [19. Jahrhundert], in: Tartu. Ajalugu (wie Anm. 2), S. 67-72, hier S. 67.

¹⁹ Zur deutschen Okkupation im Ersten Weltkrieg: Hans Kruus, Saksa okupatsioon Eestis [Die deutsche Okkupation in Estland]. Tartu 1920; zum gesamten Gebiet „Ober Ost“: Vejas Gabriel Liulevičius, Kriegsland im Osten. Eroberung, Kolonialisierung und Militärrherrschaft im Ersten Weltkrieg. Hamburg 2002. Kruus schreibt ausgesprochen tendenziös, aber es gibt bis heute keine solide Arbeit zu diesem Thema.

²⁰ Nach heutigem Forschungsstand ermordeten die Bol'seviki in Tartu 19 Personen, das deutsche Militär ließ 140 Menschen erschießen. Ago Pajur, 20. sajand [20. Jahrhundert], in: Tartu. Ajalugu (wie Anm. 2), S. 75-97, hier S. 77 ff.

²¹ Zur deutschen Okkupation im Zweiten Weltkrieg siehe Alvin Isberg, Zu den Bedingungen des Befreiers. Kollaboration und Freiheitsstreben in dem von Deutschland besetzten Estland 1941 bis 1944. Stockholm 1992 (Studia Baltica Stockholmiensia. 10); Argo Kuusik, Die deutsche Vernichtungspolitik in Estland 1941–1944, in: Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zu Stalins Tod. Estland 1939–1953, hrsg. v. Olaf Mertelsmann. Hamburg 2005, S. 130-150; Meelis Maripuu u. Indrek Paavle, Die deutsche Zivilverwaltung in Estland und die estnische Selbstverwaltung, in: Ebenda, S. 96-129; Seppo Myllyniemi, Die Neuordnung der baltischen Länder 1941–1944. Helsinki 1973 (Historiallisia tutkimuksia. 90); Martin Seckendorff, Deutsche Baltikumskonzeptionen 1941–1944 im Spiegel von Dokumenten der zivilen Okkupationsverwaltung. Eine Dokumentation, in: 1999 16 (2001), S. 140-172.

ethnischen Minderheiten, so dass ein gewisses Maß an Mehrsprachigkeit im Alltag schon fast als Regel erschien. Bis 1939 gab es drei, danach zwei örtliche Sprachen, deren Beherrschung in einigen Berufen unumgänglich war. Wenn an dieser Stelle die ethnische Zusammensetzung vorgestellt wird, gilt es allerdings auf einige Probleme hinzuweisen. Die Methodik der Datenerfassung änderte sich im Laufe der Zeit. Ein erster Ungenauigkeitsfaktor ist der Unterschied zwischen Wohnbevölkerung und den in der Stadt registrierten Einwohnern. Für Volkszählungen reisten zahlreiche Personen an den Ort der Registrierung, obwohl sie tatsächlich in Tartu lebten. Angehörige des Militärs wurden in der Sowjetunion lange Zeit nicht im Einwohnerregister erfasst und ihre Anzahl blieb geheim. In der Zarenzeit wurde nach Religion und Mutter- oder Alltagssprache gefragt, erst nach dem Ersten Weltkrieg nach der Nationalität.²² Die Grenzen zwischen den einzelnen Ethnien waren keineswegs so deutlich markiert, wie dies im Nachhinein erscheint, das heißt eine konkrete Person konnte zu verschiedenen Zeitpunkten unterschiedliche Angaben liefern. Das Selbstverständnis eines Menschen und die Zuordnung zu einer ethnischen Gruppe durch eine Behörde oder die Mitbürger mochten sich erheblich unterscheiden. Die „gläserne Wand“, eine Metapher Siegfried von Vegesacks, um die Beziehungen zwischen deutschen und lettischen Landbewohnern zu charakterisieren,²³ war in einer Stadt wie Tartu in der Zwischenkriegszeit tatsächlich sehr durchlässig, wie der hohe Anteil ethnisch gemischter Ehen unter den Deutschen belegt (s. Tab. 1). In einer Situation der Mehrsprachigkeit, in der Mutter-, Alltags-, Bildungs- und Zweitsprachen in unterschiedlichsten Kombinationen vorlagen, war die eindeutige Zuordnung zu einer ethnischen Gruppe keineswegs immer leicht.

Die beiden größten Bevölkerungsgruppen bildeten Esten und Deutsche, die am Ende des 18. Jahrhunderts etwa 44-50% bzw. 42-45% der Einwohnerschaft ausmachten.²⁴ In einer sowjetischen Stadtgeschichte

²² Laut Volkszählung von 1897 waren beispielsweise 0,8% der Einwohner Tartus deutschsprachige Juden (Veiko Berendsen u. Margus Maiste, *Esimene ülevenemaaline rahvaloendus Tartus 28. jaanuaril 1897* [Die erste allrussische Volkszählung am 28. Januar 1897 in Tartu]. Tartu 1999, S. 130). 1927 wurden die deutschsprachigen Juden im Nachhinein jedoch zu den Deutschen gerechnet (Hans Kruus, *Tartu XIX aastasajal ja XX-da alul* [Tartu am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts], in: *Tartu. Tartu 1927*, S. 120-172, hier S. 147).

²³ Gert von Pistohlkors, *Die Ostseeprovinzen unter russischer Herrschaft*, in: *Baltische Länder* (wie Anm. 5), S. 265-450, hier S. 416.

²⁴ Veiko Berendsen u. Margus Maiste, *Rahvastik* [Bevölkerung], in: *Tartu. Ajalugu* (wie Anm. 2), S. 109-133, hier S. 128.

aus dem Jahr 1880 wird für 1844 zwar ein deutscher Bevölkerungsanteil von 60,5% angegeben, doch offensichtlich handelt es sich hierbei um eine durch die Registrierung bedingte Ungenauigkeit.²⁵ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stieg der estnische Bevölkerungsanteil deutlich an und erreichte über 70%. Die folgende Tabelle illustriert die Entwicklung des Bevölkerungsanteils einzelner ethnischer Gruppen im Verlauf des 20. Jahrhunderts, doch sollten die Daten aus den oben genannten Gründen nur als Näherungswerte verstanden werden.

Tab. 1: Ethnische Zusammensetzung der Einwohnerschaft Tartus 1897–1999 in Prozentzahlen²⁶

	1897	1922	1934	1970	1979	1989	1999
Esten	71,4	84,5	87,6	75,3	74,4	72,3	75,5
Deutsche	15,9	6,4	4,6		0,1	0,1	
Russen	6,3	5,1	4,5	19,9	20,6	21,7	17,0
Juden	4,2	2,2	1,6	0,5	0,3	0,2	0,2
Ukrainer				1,4	1,6	2,3	1,3
Weißrussen				0,6	0,7	1,0	0,6
Finnen				1,4	1,2	1,1	1,1
Andere	2,2	1,8	1,7	0,9	1,1	1,3	4,3
Gesamteinwohnerzahl in Tausend	40,5	50,3	58,8	90,4	104,3	113,4	94,7

Für den Zeitraum zwischen der letzten Volkszählung im unabhängigen Estland 1934 und 1970 in Sowjetestland sind die Angaben sehr lückenhaft. 1945 war Estland als Folge von Krieg, deutschem und sowjetischem Terror, Umsiedlung, Evakuierung und Flucht ethnisch so homogen wie zu keinem weiteren Zeitpunkt seiner Geschichte. Es wurden 23 000 Vertreter ethnischer Minderheiten erfasst, Esten stellten über 97% der Bevölkerung.²⁷ Allerdings wurden Angehörige

²⁵ Tartu ajalugu [Geschichte Tartus], hrsg. v. Raimo Pullat. Tallinn 1980, S. 128; Berendsen, Maiste, Rahvastik (wie Anm. 24), S. 128.

²⁶ Zusammengestellt nach: Berendsen, Maiste, Rahvastik (wie Anm. 24), S. 118; dies., Esimene (wie Anm. 22), S. 130 f.; Jüri Kõre, Rahvused ja keeled [Nationen und Sprachen], in: Tartu VII. Statistilised andmeid ja kommentaare [Tartu VII. Statistische Angaben und Kommentare]. Tartu 1991, S. 51; Lühiülevaade Tartu 1999 [Kurze Übersicht Tartu 1999]. Tartu 2000, S. 20; A. Tooms, Tartu rahvastik [Die Bevölkerung Tartus], in: Tartu (wie Anm. 22), S. 443-453, hier S. 451.

²⁷ Siehe Tiit Tammaru u. Hill Kulu, The Ethnic Minorities of Estonia: Changing Size, Loca-

der Roten Armee und Gefangene diverser Lager nicht mitgezählt. Tartu dürfte zu dieser Zeit (abgesehen von der sowjetischen Garnison) einen estnischen Bevölkerungsanteil von über 90% besessen haben. 1959 war er bereits auf 75,7% der 72 000 Einwohner gesunken.²⁸

Lange Zeit war Tartu eine Stadt, in der deutsche und estnische Einwohner dominierten und Russen die dritte konstituierende Gruppe bildeten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren Juden als vierte Gruppe hinzugekommen.²⁹ Diese vier Ethnien bestimmten das Bild der Stadt bis 1939–1941.³⁰ Ähnlich wie im Fall des eingangs zitierten Siegfried von Vegesack werden die Juden zumeist vergessen. Doch diese vier Gruppen zeichneten sich keineswegs durch Homogenität aus. Waren die Esten auch mehrheitlich lutherisch, so gab es unter ihnen auch griechisch-orthodoxe Christen. Sozial gehörten sie allen Schichten der Stadt an, und manche konnten besonders in der Republik Karriere machen. Nach der Unabhängigkeit kamen so genannte Optanten hinzu, also Esten, die lange in Russland gelebt und nach dem Friedensschluss mit Sowjetrußland für die estnische Staatsbürgerschaft optiert hatten. Sie nahmen eine wichtige Position in der sich formierenden Elite des jungen Staates ein.³¹ Nach dem Zweiten Weltkrieg wanderten hingegen Russlandesten zu, von denen viele Russisch als Muttersprache nutzten.³²

Bei den Russen handelte es sich sowohl um Vertreter des Bürger­tums, zu denen später Emigranten hinzustießen, als auch um Arbeiter oder Altgläubige vom Peipus-See. Die letzteren definierten sich nicht über Sprache oder Ethnos, sondern Religion. Nach dem Krieg sollten

tion, and Composition, in: *Eurasian Geography and Economics* 44 (2003), Nr. 2, S. 105-120, hier S. 108.

²⁸ Berendsen, Maiste, *Rahvastik* (wie Anm. 24), S. 118, 129.

²⁹ Zur jüdischen Geschichte siehe: Kopl Jokton, *Juutide ajaloost Eestis* [Über die Geschichte der Juden in Estland]. Tartu 1992; Erstaugabe 1926 auf Jiddisch; Helker Pflug, *Aspekte jüdischen Lebens in Estland bis 1940*, in: *Die vergessenen Juden in den baltischen Staaten*, hrsg. v. Ansgar Koschel u. d. m. Köln 1998 (Galut Nordost. 2), S. 51-60; Sirje Kivimäe, *Esten, Deutsche und Juden in der Zwischenkriegszeit in Estland: Verhalten und Beziehungen*, in: *Der ethnische Wandel im Baltikum zwischen 1850 und 1950*, hrsg. v. Heinrich Wittram. Lüneburg 2005 (Baltische Seminare. 11), S. 129-155.

³⁰ Zu den Minderheiten in Estland siehe Cornelius Hasselblatt, *Minderheitenpolitik in Estland. Rechtsentwicklung und Rechtswirklichkeit 1918–1995*. Hamburg 1996; *Eesti Rahvaste Raamat. Rahvusvähemused, -rühmad ja -killud* [Das Buch der Völker Estlands. Nationale Minderheiten, Gruppen und Splitter], hrsg. v. Jüri Viikberg. Tallinn 1999; Nordost-Archiv. Zeitschrift für Regionalgeschichte N.F. 4 (1995), H. 2: Estland und seine Minderheiten. Esten, Deutsche und Russen im 19. und 20. Jahrhundert.

³¹ Eero Medijainen, *Optieren für Estland – eine freiwillige oder eine erzwungene Migration 1920–1923?*, in: *Estland und Russland* (wie Anm. 7), S. 193-211.

³² Hill Kulu, *Eestlaste tagasiränne 1940–1989* [Die Rückwanderung der Esten 1940–1989]. Tartu 1997.

sowjetische Einwanderer die Gruppe der Russischsprachigen vergrößern.

Die Deutschen umfassten vom kleinen Handwerker bis zum sprichwörtlichen „baltischen Baron“ und Großgrundbesitzer eine weite soziale Spannweite. Einerseits wanderten viele ins Deutsche Reich aus, andererseits stießen Emigranten, Russlanddeutsche und Optanten hinzu. Weiterhin gab es so genannte Wacholderdeutsche, also gebürtige Esten, die sich als Deutsche verstanden.

Die Juden gaben Jiddisch, Deutsch oder Russisch als ihre Muttersprache an und verfügten dementsprechend über eine sehr unterschiedliche kulturelle Prägung. Einige waren gläubig, andere Zionisten. Juden konnten sich im unabhängigen Estland dank des Wegfalls vieler Einschränkungen, einer sehr geringen Ausprägung des Antisemitismus und der Kulturautonomie entfalten wie in kaum einem anderen europäischen Staat. An der Universität Tartu wurde ein eigener Lehrstuhl für Judaistik eingerichtet.

Eine Auswertung der Eheschließungen unter Tartuer Bürgern in den Jahren 1932 bis 1937 zeigt, wie offen oder geschlossen die ethnischen Gruppen der Stadt waren. Nur ein jüdischer Mann heiratete eine „nichtjüdische“ Frau, estnische Ehemänner vermählten sich in 2,5% der Fälle mit einer „Nichtestin“, doch die Hälfte der Russen und 43% der Deutschen heirateten über die ethnische Grenze hinweg.³³ Das heißt, gerade die Deutschen und Russen waren als Bevölkerungsgruppe sehr offen. Ein wichtiger Entwicklungsfaktor der Stadt war die Zuwanderung zumeist aus der ländlichen Umgebung, die zum Wachstum der Einwohnerschaft und des estnischen Bevölkerungsanteils führte. Bis in die 70er Jahre sollte die Stadt deshalb mit einer Unterbrechung wegen des Kriegs weiter wachsen. Der Rückgang der deutschen Einwohnerschaft war nicht nur auf Abwanderung, niedrige Geburtenrate und Überalterung zurückzuführen,³⁴ sondern seit den 1880er Jahren auch auf ein zunehmendes Bekenntnis zum Estentum.³⁵

³³ Errechnet nach der Eheschließungsstatistik: Tartu III. Linnavalitsuse 1934/35. a. tegevuse ülevaade. Jooni Tartu ajaloost ja statistika [Tartu III. Übersicht über die Tätigkeit der Stadtverwaltung 1934/35. Skizzen aus der Geschichte und Statistik Tartus]. Tartu 1936, S. 173; Tartu VI. Ülevaade linnavalitsuse tegevusest 1937/38. a. Jooni Tartu ajaloost ja rahvastikust [Tartu VI. Übersicht über die Tätigkeit der Stadtverwaltung 1937/38. Skizzen aus der Geschichte und der Bevölkerungsentwicklung Tartus]. Tartu 1939, S. 167.

³⁴ Michael Garleff, Die Deutschbalten als nationale Minderheit in den unabhängigen Staaten Estland und Lettland, in: Baltische Länder (wie Anm. 5), S. 451-550, hier S. 492.

³⁵ Salupere, Tartu (wie Anm. 11), S. 29.

Die Zusammensetzung der Bevölkerung seit den 50er Jahren unterschied sich kardinal von derjenigen von 1934. Zwei konstituierende Gruppen, Deutsche und Juden, waren weitgehend verschwunden. Die letzten Deutschen wurden im Sommer 1945 aus Estland deportiert.³⁶ Der russische Bevölkerungsanteil war auf ein Fünftel gestiegen, der estnische gesunken. Die ukrainischen und weißrussischen Einwohner können den russischen fast hinzugerechnet werden, da die Mehrheit von ihnen 1989 angab, Russisch als Muttersprache zu sprechen.³⁷ Laut Angaben dieses Jahres gebrauchten rund 85% der Finnen, ebenfalls eine „neue“ Minderheit, Estnisch als Mutter- oder Zweitsprache.³⁸ Die „Finnen“, eigentlich Ingermanländer, Karelier und Finnen, waren in der Nachkriegszeit auf der Flucht vor ethnischen Säuberungen und Repressalien aus benachbarten russischen Gebieten nach Estland eingewandert, wo sie allerdings auch Opfer einer ethnischen Säuberungsaktion wurden.³⁹

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts war Tartu eine sowjetische bzw. postsowjetische Stadt, das Bevölkerungswachstum setzte sich bis zum Ende der Sowjetzeit fort, um danach in einen Bevölkerungsrückgang überzugehen. Im Verhältnis zum Anfang des Jahrhunderts hat sich allerdings auch eine andere bemerkenswerte Entwicklung vollzogen, die Stabilisierung der Bevölkerung. Waren 1922 noch 69,3% aller Einwohner Zugezogene, so galt dies im Jahr 2000 zwar für 62% der über 50-Jährigen, aber nur für 17,6% der Altersgruppe von 20 bis 30.⁴⁰ Stammten vor dem Zweiten Weltkrieg die meisten Zuwanderer aus der näheren Umgebung, erfolgte später die Migration über eine größere Distanz. Die Migranten der Nachkriegszeit zeichneten sich noch durch eine andere Eigenschaft aus, sofern sie aus den „alten“ Sowjetrepubliken kamen: Sie waren schon stärker an die sowjetische Ordnung angepasst als die Einwohner Estlands, die erst relativ spät in die UdSSR eingegliedert worden waren.

³⁶ Aigi Rahi-Tamm, Deportation und Verfolgung in Estland 1940–1953, in: Vom Hitler-Stalin-Pakt (wie Anm. 21), S. 211–237, hier S. 220–230.

³⁷ Kõre, Rahvused (wie Anm. 26), S. 51.

³⁸ Ebenda.

³⁹ Siehe Riina Reinvelt, Ingeri elud ja lood. Kultuurialüütiline eluloouurimus [Das Leben und die Geschichten der Ingermanländer. Kulturanalytische Lebenslaufforschung]. Tartu 2002 (Studia Ethnologica Tartuensia. 5).

⁴⁰ Edgar Kant, Tartu. Linn kui ümbrus ja organism [Tartu. Die Stadt als Umfeld und Organismus]. Tartu 1926, S. 192; Berendsen, Maiste, Rahvastik (wie Anm. 24), S. 133.

Die Universität

Seit der Wiedereröffnung der Universität durch Zar Alexander I. im Jahr 1802 spielt diese Bildungseinrichtung eine zentrale Rolle nicht nur im geistigen, sondern auch im wirtschaftlichen Leben der Stadt. Als größter Arbeitgeber und wegen der Anziehungskraft auf auswärtige Studenten und Lehrkräfte prägte die Universität nicht nur die Stadt Tartu, sondern auch das historische Gedächtnis ihrer Einwohner. In der Historiografie überragt die Geschichte der Hochschule zumeist die der Stadt. Drei umfangreichen Arbeiten zur Stadtgeschichte⁴¹ und den Veröffentlichungen des Stadtmuseums⁴² stehen eine dreibändige Universitätsgeschichte,⁴³ die in gekürzter Form auch auf Englisch⁴⁴ und Russisch⁴⁵ erschienen ist, eine eigene Zeitschrift zur Universitätsgeschichte⁴⁶ und Monografien,⁴⁷ Sammelbände,⁴⁸ publizierte Listen der immatrikulierten Studenten⁴⁹ und unzählige Aufsätze in verschiedensten Sprachen gegenüber.

Die 1632 gegründete Universität wurde 1802 als deutschsprachige Hochschule für die Ostseeprovinzen unter dem Namen *Kaiserliche Universität zu Dorpat* wieder eröffnet, während der Russifizierung wurde sie zur *Imperatorskij Jur’evskij Universitet*, zur Kaiserlichen Universität zu Jur’ev, mit russischer Unterrichtsprache. Während der deutschen Okkupation im Ersten Weltkrieg firmierte sie ein Semester lang wieder als deutsche Hochschule mit deutschbaltischen und reichsdeutschen Lehrkräften, um nach der Gründung der Republik

⁴¹ Tartu (wie Anm. 22); Tartu ajalugu (wie Anm. 25); Tartu. Ajalugu (wie Anm. 2).

⁴² Das Jahrbuch des Stadtmuseums erscheint seit 1995.

⁴³ Tartu ülikooli ajalugu [Geschichte der Universität Tartu]. 3 Bde., Tallinn 1982.

⁴⁴ History of Tartu University 1632–1982, hrsg. v. Karl Siilivask. Tallinn 1985.

⁴⁵ Istorija Tartuskogo universiteta 1632–1982 [Geschichte der Universität Tartu 1632–1982], hrsg. v. Karl Siilivask. Tallinn 1982.

⁴⁶ Die Zeitschrift „Tartu ülikooli ajaloo küsimusi“ [Fragen der Geschichte der Universität Tartu] erscheint seit 1975.

⁴⁷ Beispielsweise E. V. Petuchov, Imperatorskij jur’evskij, byvsij derptschij, universitet [Die Kaiserliche Universität zu Jur’ev, ehemals Derpt]. Bd. 1, Jur’ev 1902; Bd. 2, St. Petersburg 1906; Roderich von Engelhardt, Die Deutsche Universität Dorpat in ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung. Reval 1933; Hain Tankler u. Algo Rämmer, Tartu University and Latvia with an Emphasis on Relations in the 1920s and 1930s. Tartu 2004.

⁴⁸ Beispielsweise: Die Universitäten Dorpat/Tartu, Riga und Wilna/Vilnius 1579–1979. Beiträge zu ihrer Geschichte und ihrer Wirkung im Grenzbereich zwischen West und Ost, hrsg. v. Gert von Pistohlkors, Toivo U. Raun u. Paul Kaegbein. Köln/Wien 1987 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte. 9); Tartuskij Universitet i Ukraina [Die Universität Tartu und die Ukraine], hrsg. v. Valentina Onoprienko u. Chajn Tankler. Kiev 2004.

⁴⁹ Beispielsweise Album Academicum Universitatis Tartuensis, 1918–1944. 3 Bde., Tartu 1994.

Estland endgültig zu einer estnischsprachigen Bildungseinrichtung, der Universität Tartu, *Tartu Ülikool*, umstrukturiert zu werden. In der Sowjetzeit kam der Zusatz „Staatlich“ hinzu. Während der deutschen Okkupation im Zweiten Weltkrieg operierte sie als der landeseigenen Selbstverwaltung unterstellte Hochschule, an der allerdings nur wenige Studenten eingeschrieben waren. Langfristig sollte sie aber zu einer Deutschen Universität des „Ostlands“ werden.

Tatsächlich war die Universität stets eine plurikulturelle Einrichtung mit einer ethnisch gemischten Studentenschaft und einem eben solchen Lehrkörper. Analog zur Stadt gab es eine deutsche, eine russische und eine estnische Universität allerdings in chronologischer Abfolge. Im Regelfall wurden neben der dominanten Unterrichtssprache sowohl in der russisch- als auch der estnischsprachigen Periode auch andere Sprachen verwendet. Da im ganzen Zarenreich vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs nur zehn Universitäten neben einer Reihe von anderen Hochschulen bestanden, strahlte die Universität Tartu weit über die baltischen Ostseeprovinzen hinaus aus, und in den Jahren 1900 bis 1908 waren zwischen 5,4 und 9,6% aller Universitätsstudenten des Zarenreichs an ihr immatrikuliert.⁵⁰ Die größte ethnische Diversität erreichte sie als russische Hochschule, genaue Angaben haben wir für das Jahr 1916 (siehe Tab. 2). Während der Periode der Eigenstaatlichkeit von 1919–1939 studierten in Tartu hauptsächlich Landeskinder, davon befanden sich mit 82% Esten in der Mehrheit, neben Deutschen (7,2%), Russen (4,5%), Juden (3,6%) und anderen Nationalitäten.⁵¹ Im Lehrkörper stieg der Anteil der Esten von etwa der Hälfte zu Beginn der 20er Jahre auf über 80% 1938 an,⁵² während in der Zarenzeit nur einzelne Esten unterrichtet hatten. An der sowjetischen Hochschule studierten hauptsächlich Esten, ihr Anteil belief sich 1948 auf 96,9% und 1978 auf 80% der Studierenden, während die Zahl der Russen von 2,1% auf 13,2% im selben Zeitraum

⁵⁰ Tartu ülikooli ajalugu, Bd. 2 (wie Anm. 43), S. 397.

⁵¹ Lauri Lindström, *Album Academicum Universitatis Tartuensis 1918–1944*. Rahvus, sugu, sünnikoht ja keskhariduse omandamise koht üliõpilaskonna kujunemist ja kõrghariduse omandamist mõjutavate teguritena [*Album Academicum Universitatis Tartuensis 1918–1944*. Nationalität, Geschlecht, Geburtsort und der Ort des Sekundarschulabschlusses als beeinflussende Faktoren bei der Herausbildung der Studentenschaft und des Hochschulabschlusses]. Tallinn 2001 (Tallinn Pedagogical University Dissertations in Humanities. 5), S. 29.

⁵² Karl Siilivask, Über die Rolle der Universität Tartu bei der Entwicklung der inländischen und internationalen Wissenschaft, in: *Die Universitäten* (wie Anm. 48), S. 105–122, hier S. 121.

anstieg.⁵³ Seit der Wiederherstellung der estnischen Eigenstaatlichkeit sind noch internationale Studenten hinzugekommen, in den letzten Jahren belief sich ihre Anzahl auf rund 550, dies entspricht 3%. Weiterhin unterrichteten etwa 40 ausländische Lektoren und Gastdozenten zumeist in englischer Sprache. Damit ist die Universität wieder eine internationale und weltoffene Einrichtung geworden, nachdem Tartu während der Sowjetzeit wegen der Militärgarnison den Status einer geschlossenen Stadt innehatte, in der Ausländer nicht übernachten durften.

Tab. 2: Ethnische Aufteilung der Studentenschaft der Universität Tartu 1916 in Prozentzahlen⁵⁴

Russen	27,2
Letten	6,6
Juden	24,7
Georgier	1,7
Deutsche	15,8
Litauer	1,0
Esten	15,4
Armenier	0,8
Polen	6,7

Besonders die Universität der späten Zarenzeit ist ein Erinnerungsort für verschiedene Nationalitäten, nicht nur für die vier größten ethnischen Gruppen, sondern auch für Polen, Letten, Georgier, Ukrainer und Armenier, da ein nicht unbedeutender Anteil der akademischen Intelligencija dieser Völker in Tartu ausgebildet wurde.⁵⁵ Die Zeit der

⁵³ A. Liim, Üliõpilaskond [Die Studentenschaft], in: Tartu ülikooli ajalugu, Bd.3 (wie Anm. 43), S. 207.

⁵⁴ Toivo U. Raun, The Role of Tartu University in Estonian Society and Culture, 1860–1914, in: Die Universitäten (wie Anm. 48), S. 123-142, hier S. 126.

⁵⁵ Sergei Issakov, Tartu Ülikooli osa Venemaa rahvaste kultuuriloos [Der Anteil der Universität Tartu an der Kulturgeschichte der Völker Russlands], in: Tartu ülikooli ajalugu, Bd. 2 (wie Anm. 43), S. 375-389; ders., Valgevene üliõpilased Tartu Ülikoolis ja nende osa Valgevene kultuuris ja teaduses [Weißrussische Studenten an der Universität Tartu und ihr Anteil an Wissenschaft und Kultur Weißrusslands], in: Kleio. Akalooline Ajakiri (1994), Nr. 10, S. 27-32; Jānis Stradiņš, Tartu ülikool Läti teadusajaloos [Die Universität Tartu in der lettischen Wissenschaftsgeschichte], in: Ajalooline Ajakiri (2002), Nr. 1/2, S. 219-230; Sergei Issakov, Ukraina üliõpilased ja üliõpilasorganisatsioonid Tartu ülikoolis 19. sajandil ja 20. sajandi algul [Ukrainische Studenten und studentische Organisationen an der Universität Tartu im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts], in: Ebenda, S. 231-246;

Eigenstaatlichkeit führte zu einem Nachlassen der überregionalen Bedeutung, weil die Universität nun einem Kleinstaat und keinem Imperium mehr diente. Unter den Sowjets gehörte die Hochschule zu den etwa 50 Universitäten der UdSSR und errang einen internationalen Stellenwert, besonders im Zusammenhang mit der Tartu-Moskauer semiotischen Schule und ihrem führenden Vertreter in Tartu, dem russischsprachigen Professor jüdischer Herkunft, Jurij Lotman.

Bei der Aneignung der Vergangenheit ließ sich diese plurikulturelle Vergangenheit nicht leugnen, sie wurde aber jeweils mit anderer Gewichtung dargestellt. Dies beginnt mit der Idealisierung der deutschen Universität durch deutschbaltische Autoren.⁵⁶ Sie war zwar im Kontext des Russischen Imperiums und als Brücke zwischen Deutschland und Russland durchaus von Bedeutung, befand sich aber letztlich doch in der Peripherie. Wissenschaftsgeschichtlich brachte diese deutschsprachige Universität einige bedeutende Gelehrte hervor. Interessant ist beispielsweise der Fall des Begründers der Embryologie und Naturforschers Karl Ernst von Baer (1792–1876). An ihn erinnert in Tartu ein Denkmal auf dem Domberg aus dem Jahr 1886. Sowjetestland widmete ihm 1976 ein Museum.⁵⁷ Der in Estland auf einem Gutshof geborene Baer, der seine Ausbildung in Tartu begann, aber erst in Königsberg und St. Petersburg zu einem bedeutenden Wissenschaftler heranreifte, kehrte im Alter nach Tartu zurück, um sein Leben dort zu beschließen. Als deutschbaltischer Gelehrter ist er Namenspatron einer deutschbaltischen Wissenschaftsstiftung. In Russland kennt man ihn als Karl Maksimovič Bër, Mitglied der Russischen Akademie der Wissenschaften und russischen Forscher deutscher Herkunft. Mitunter gilt er auch als „deutscher“ Naturwissenschaftler. In Estland wird er in Folge des Geburtsortes sozusagen als Estländer angesehen und hat als einziger „Nichteste“ die Ehre, einen estnischen Geldschein zu zieren. Sein Denkmal auf dem Domberg überdauerte sämtliche Regimewechsel und ist heute Gegenstand einer wichtigen studentischen Tradition. In der Walpurgisnacht übergibt der Bürgermeister den Schlüssel der Stadt den Vertretern der studentischen Korporationen, anschließend wird dem Denkmal der Kopf mit Sekt gewaschen und der Umzug durch die Stadt kann be-

Rafik Grigorjan, *Armeenia üliõpilased Keiserlikus Tartu Ülikoolis (1830–1918)* [Armenische Studenten an der Kaiserlichen Universität Tartu (1830–1918)], in: Ebenda, S. 247–264; Arkadiusz Janicki, *Poola üliõpilased Tartu ülikoolis 1802–1918* [Polnische Studenten an der Universität Tartu 1802–1918], in: Ebenda, S. 265–280.

⁵⁶ Beispielsweise Engelhardt, *Die Deutsche Universität* (wie Anm. 47).

⁵⁷ Salupere, *Tartu* (wie Anm. 11), S. 98 f.

ginnen. Im Laufe der Nacht feiert die Studentenschaft ihr größtes jährliches Fest.

Baer wird also von drei unterschiedlichen Erinnerungskulturen vereinnahmt, am stärksten jedoch von der estnischen. Damit ergeht es ihm wie zahlreichen anderen Forschern, die in Tartu aktiv waren. Während der Sowjetzeit wurde in vielen Fällen auf die deutsche Herkunft kaum verwiesen und ihre Bedeutung als russische Gelehrte hervorgehoben, während nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit in Estland versucht wird, diese Persönlichkeiten in die estnische Erinnerungskultur zu integrieren. Hier liegt ein deutlicher Unterschied zur ersten Phase der Unabhängigkeit, während der an die deutschen Wissenschaftler deutlich weniger gedacht wurde.

Kompliziert ist der Fall Jurij Lotmans (1922–1993), der 1950 nach Tartu kam. Einerseits wurde er zum weltweit bekannten Gelehrten, andererseits unterlag er Reisebeschränkungen, die Sowjetestnische Akademie der Wissenschaften inkorporierte ihn spät, im Jahr 1990, und er wurde erst 1993 mit dem Estnischen Wissenschaftspreis ausgezeichnet. Den Sowjets war er als Jude und manchem Esten als „Russe“ suspekt. Kurz nach seinem Tod erhielt ein Institut an der Ruhr-Universität Bochum den Namen Lotman-Institut. Estland und die Universität Tartu haben ihm dagegen erst in jüngster Zeit eine gebührende Ehrung erwiesen.

Die Aneignung „fremder“ Vergangenheit und die nationale Frage

Die Konstruktion eines „russischen Jur'ev“ erscheint verständlicher vor dem Hintergrund der kulturellen Fremdheit, die die Ostseeprovinzen bei einem aus Russland zugereisten Beamten, Angestellten oder Soldaten hinterlassen musste. Er wurde hier mit dem lutherischen Glauben, „deutscher“ Architektur, einer anderen Geschichte und Kultur sowie neuen Sprachen konfrontiert. Mit dem Verweis auf den ursprünglich russischen Boden wurde es leichter, in diesem Umfeld zu arbeiten und leben.

Das „deutsche Dorpat“ übernahm eine durchaus vergleichbare Aufgabe. Ähnlich wie in vielen Städten Ost- und Mitteleuropas unterschied sich die ethnische Zusammensetzung von Stadt- und Landbevölkerung erheblich. Die Deutschen waren stets eine kleine Minderheit von höchstens 5% der Gesamtbevölkerung gewesen. Mit dem Zustrom estnischer Zuwanderer gerieten sie auch in den Städten in eine deutliche Minderheit, selbst wenn sie politisch, ökonomisch und

kulturell in einer dominierenden Position verblieben. Als Rechtfertigung der eigenen Rolle war das „deutsche Dorpat“ ebenso wichtig wie die Vorstellung, „Kulturträger“ zu sein.

Aus der Sicht eines bäuerlichen estnischen Zuwanderers in der fremden Stadt, die im Zentrum so anders wirkte, lieferte das „estnische Tartu“ ebenfalls einen wichtigen Halt. Je geringer der Bevölkerungsanteil der Deutschen wurde, desto mehr konnte der städtische Raum erobert werden. Das Theater- und Vereinshaus „Vanemuine“, von dem Vegesack als etwas Bedrohliches schreibt,⁵⁸ wurde 1906 als Symbol des kulturellen Anspruchs der Esten als erstes professionelles Theater der Stadt eingerichtet. Die Deutschbalten zogen mit der Einweihung eines prächtigen, aber kleineren Deutschen Theaters nach, das aber nicht im Stadtzentrum lag. Symbolisch hatte die estnische Bevölkerungsmehrheit in der bis 1917 wegen des Zensuswahlrechts von Deutschen regierten Stadt schon die kulturelle Lufthoheit errungen. Mit der Unabhängigkeit galt dies auch in politischer Hinsicht. Die Umsiedlung der Deutschbalten beendete die Notwendigkeit, sich von ihnen abzugrenzen.

Im 20. Jahrhundert, dem Jahrhundert des Nationalismus, wurden ethnische Identitäten auf unhistorische Art in die Vergangenheit zurückprojiziert. Inwiefern historische Personen sich nun tatsächlich als Deutsche, Esten oder Russen verstanden oder ob ihnen ständische oder religiöse Identitäten wichtiger waren, spielte dabei kaum eine Rolle. Tatsächlich waren die ethnischen Grenzen in der Stadt keineswegs so fest gefügt, wie man sich dies heute gerne vorstellt. Die vornehmlich verwendete Sprache stand lange in Verbindung mit der sozialen Stellung. Sprache markierte den Sozialstatus. Im Fall eines sozialen Aufstiegs eines Esten erfolgte langfristig oftmals ein Sprachwechsel. Ähnliches kann beim sozialen Abstieg eines Deutschen vermutet werden. Offensichtlich gab es in der Stadt im 19. Jahrhundert auch eine Art estnisch-deutsches Pidgin. Die vom Humoristen „Dr. Bertram“ verfassten Erzählungen und Gedichte im „Halbdeutschen“ erfreuten sich bei einer deutschsprachigen Leserschaft jedenfalls so großer Beliebtheit, dass das Büchlein bis 1900 fünf Auflagen erlebte.⁵⁹ Den Lesern dürfte das Phänomen aus dem Alltag bekannt gewesen sein. Esten, welche zum Deutschtum übergangen, wurden auf Estnisch als Wacholderdeutsche, *kadakasaklased*, bezeichnet und ne-

⁵⁸ Vegesack, Jaschka und Janne (wie Anm. 1), S. 10.

⁵⁹ Dr. Bertram [Georg Julius von Schultz], Erzählungen im Halbdeutschen und gebundener Rede. 5. Aufl., Dorpat 1900.

gativ bewertet. „Die wirtschaftliche, kulturelle und politische Überlegenheit zog estnische Aufsteiger in die Reihen des Deutschtums, die sowohl wirtschaftlich als auch kulturell armselig und ohne nationales Selbstbewusstsein waren“, so der Historiker Hans Kruus 1927.⁶⁰ In der Sowjetzeit folgte die Kategorie „Nationalität“, Punkt 5 im Pass des Sowjetbürgers, im Regelfall der Abstammung und nicht der Muttersprache oder einem freien Bekenntnis. Das heißt, es gab Russlandesten, die als Esten galten und die Sprache nicht beherrschten, und Kinder eines russischen Vaters aus einer ethnisch gemischten Ehe, die Estnisch als Muttersprache beherrschten, aber als Russen gezählt wurden.

Anlässlich von Regimewechseln wurden zwar die alten Herrschaftssymbole und einzelne Denkmäler entfernt, der Kernbestand an Sehenswürdigkeiten blieb aber im 20. Jahrhundert weitgehend konstant, wie ein Vergleich von Stadtführern leicht belegt. Ein Beispiel für die Kontinuität über den Regimewechsel hinweg stellt der Stadtarchitekt Arnold Matteus dar, der von 1926 bis 1960 mit einer Unterbrechung von 1935 bis 1941 im Amt verblieb.⁶¹ Matteus und anderen Architekten und Planern ist es zu verdanken, dass zerstörte Areale im Stadtzentrum zu Grünflächen umgewidmet und nicht mit „sowjetischen“ Bauten gefüllt wurden, wie sich der Architekt Raul-Levroit Kivi erinnert.⁶² Die Ruinen des im Krieg zerstörten Theaterhauses „Vanemuine“, die anfangs noch einen Wiederaufbau erlaubt hätten, wurden allerdings 15 Jahre später abgetragen. Ein sowjetischer Theaterbau trat an seine Stelle. Das Ensemble spielte in dieser Zeit im ehemaligen Deutschen Theater.⁶³ Anders als in vielen polnischen Städten kam es nicht zu planmäßigen Aktionen, die Erinnerung an die Deutschen nach ihrer Umsiedlung zu beseitigen. So überdauerten Friedhöfe und Denkmäler das Jahrhundert. Als Beispiele seien die Denkmäler für Karl Ernst von Baer oder den russischen Feldmarschall Barclay de Tolly, die Büste des Chirurgen Ernst Bergmann, ein Carl Simon Morgenstern gewidmeter Obelisk, eine zum 300-jährigen Regierungsjubiläum der Dynastie der Romanovs 1913 eingeweihte Brücke, die so genannte Teufelsbrücke, oder die „Engelsbrücke“ mit

⁶⁰ Kruus, Tartu XIX (wie Anm. 22), S. 130.

⁶¹ 1000 tartlast läbi aegade [1000 Tartuer durch die Zeiten], hrsg. v. Lembit Ainsoo u. Uno Ainsoo. Tartu 2003, S. 258 f.

⁶² Raul-Levroit Kivi, Arnold Matteusega ühe koridoori peal [Mit Arnold Matteus auf einem Korridor], in: Tartu planeerimisest ja arhitektuurist. Artikleid ja mälestusi [Über Planung Tartus und Architektur. Artikel und Erinnerungen], hrsg. v. dems. Tallinn 2005, S. 76.

⁶³ Salupere, Tartu (wie Anm. 11), S. 62 f.

einem Relief des Gründungsrektors der Kaiserlichen Universität zu Dorpat, Georg Friedrich Parrot, genannt.⁶⁴ Die Friedhöfe der Stadt, darunter auch ein jüdischer, der anders als die Synagoge nicht von den Deutschen 1941 zerstört wurde, sind im Regelfall nach Konfession und oftmals auch ethnischen Gruppen getrennt.

Das beste Beispiel für die plurikulturelle Vergangenheit der Stadt ist aber ein Denkmal aus dem Jahre 1811 mit Inschriften in deutscher, lateinischer, russischer und süd-estnischer Sprache. Der deutsche Text lautet: „Hier ruhen die Gebeine verschiedener Völker. Dorpat begrub sie vom XIII. bis XVIII. Jahrhundert bei St. Marien. Auf ihren Gräbern gründete Alexander I. den neuen Wohnsitz der Musen. Man weihte ihnen diesen Ort der Ruhe. Juni MDCCCVI.“ Die süd-estnische Version bezeichnet die Stadt als Tarto, die russische als Derpt, die lateinische nennt die Völker: Deutsche, Finnen (also Esten), Schweden und Polen. Russen sind nicht vertreten, da es sich um einen katholischen bzw. später evangelischen Friedhof handelte, auf dessen Grund die Universität erbaut wurde.

In der Sowjetzeit wurden 1950 auf einen Schlag drei Denkmäler entfernt, die 1928 aufgestellte Statue des Universitätsgründers und schwedischen Königs Gustav II. Adolf, ein Denkmal des Kalevipoeg, des mythischen Nationalhelden, das an den estnischen Freiheitskrieg 1918–1920 erinnerte, und das Denkmal Villem Reimans, einer Persönlichkeit des „nationalen Erwachens“ und Pfarrer, der in Amtskleidung abgebildet war. Weiterhin erhielten viele historische Straßen anstelle ihres teilweise bis ins Mittelalter zurückzuführenden Namens eine sowjetische Bezeichnung.⁶⁵ Gustav II. Adolf war ein besonderes Ärgernis, sollte doch 1952 die 150-Jahrfeier der Gründung der Universität begangen werden. Dass diese schon 170 Jahre zuvor als schwedische Institution eröffnet worden war, galt es zu vergessen. 30 Jahre später jedoch – zur 350-Jahrfeier der Universität – durfte wieder an die schwedische Vorgeschichte erinnert werden. Eine Statue Gustavs II. Adolf konnte jedoch erst zehn Jahre später im Beisein des schwedischen Königs enthüllt werden.⁶⁶

Die Architektur der Stadt, der Vegesack ein deutsches Antlitz zuschreibt, kann vielleicht besser als eine Mischung aus mittel-, nord- und osteuropäischen Elementen bezeichnet werden. Das Stadtzentrum ist klassizistisch mit einigen Repräsentativbauten des Zaren-

⁶⁴ Ebenda, S. 67 ff., 86-89, 97 ff.

⁶⁵ Pajur, 20. sajand (wie Anm. 20), S. 92.

⁶⁶ Salupere, Tartu (wie Anm. 11), S. 102.

reichs.⁶⁷ Es gibt das hölzerne Tartu der kleinen Leute, funktionalistische Bauten aus den 20er Jahren und das „sowjetische“ Tartu der *Chruščevkas* und Plattenbauten. Das marktwirtschaftliche Tartu erlebt seit einigen Jahren einen Bauboom. Der so genannte Heimatstil einiger deutschbaltischer Gebäude ist ebenso vertreten wie mit Schnitzereien reich verzierte Holzhäuser aus der späten Zarenzeit, wie sie im ganzen Russischen Reich anzutreffen waren, darüber hinaus Bauten im nationalromantischen Stil. Bei einem längeren Spaziergang durch die Stadt war ihre plurikulturelle Vergangenheit und Gegenwart stets erkennbar. Der Zweite Weltkrieg führte zu großen Verheerungen, rund die Hälfte der 5 000 Häuser wurde im Krieg zerstört oder schwer beschädigt, es handelte sich um 400 000 m² Wohnfläche.⁶⁸ Da Tartu vor dem Krieg über schätzungsweise 900 000 m² Wohnraum verfügte⁶⁹ und nach dem Krieg 125 000 m² wieder aufgebaut wurden,⁷⁰ gingen somit etwa 30% der historischen Bausubstanz verloren. Dennoch behielt die Stadt ihr Gesicht.

Inwieweit sich die Vergangenheit einer anderen ethnischen Gruppe aber angeeignet wurde, dies hing und hängt vielmehr auch vom Bild des „Anderen“ ab, das der Selbstbestimmung der Mehrheitsbevölkerung, der Esten, diene. Bis zur Umsiedlung der Deutschbalten waren diese praktisch das Feindbild der meisten Esten, während der Staat eine moderatere Politik verfolgte.⁷¹ Mit dem Beginn der Sowjetzeit wurden die „Russen“ zu einem Feindbild der Bevölkerung, da russisch und sowjetisch gleichgesetzt wurde und die Schrecken des Stalinismus

⁶⁷ Diese Bauten hatten zumeist deutsche Architekten entworfen; sie wurden von mehrheitlich altgläubigen Bauarbeitern errichtet. Den letzteren Hinweis verdanke ich Lea Leppik.

⁶⁸ Materialien der Kommission zur Feststellung der Kriegs- und Okkupationsschäden, Gosudarstvennij archiv Rossijskoe Federacii (Staatliches Archiv der Russischen Föderation, GARF), f. P-7021, o. 97, d. 6, l. 24. In der Sowjetzeit wurden die Kriegsschäden erheblich übertrieben und diese überzogenen Angaben fanden Eingang in (auch heute noch zitierte) Nachschlagewerke. Deshalb ist der Blick in die Quellen die einzige Möglichkeit, ein realistischeres Bild über das Ausmaß der Zerstörungen zu gewinnen.

⁶⁹ Der Verfasser geht bei dieser Schätzung von 15 m² Wohnraum je Einwohner aus, der damalige estnische Durchschnitt, siehe Romuald Misiunas u. Rein Taagepera, *The Baltic States. Years of Dependence 1940–1990*. London 1993, S. 364.

⁷⁰ *Kas tunned maad. Teatmik Eesti NSV matkajaile ning kodu uurijale* [Kennst Du das Land. Nachschlagewerk für Urlauber und Heimatforscher in der Estnischen SSR]. Tallinn 1965, S. 535.

⁷¹ Jüri Kivimäe, „Aus der Heimat ins Vaterland“. Die Umsiedlung der Deutschbalten aus dem Blickwinkel estnischer nationaler Gruppierungen, in: *Nordost-Archiv N.F. 4* (1995), H. 2, S. 501-520; Indrek Jürjo, Das Verhältnis der Deutschbalten zum estländischen Staat und dem estnischen Volk in der Zwischenkriegszeit (Auf Grundlagen von Archivakten der Politischen Polizei), in: *Die deutsche Volksgruppe in Estland und aktuelle Fragen des deutsch-estnischen Verhältnisses*, hrsg. v. Boris Meissner, Dietrich A. Loeber u. Cornelius Hasselblatt. Hamburg 1996, S. 185-202.

den nationalsozialistischen Terror noch übertrafen.⁷² Während die offizielle sowjetische Politik versuchte, das russische Volk als älteren Bruder in der sowjetischen Völkerfamilie zu inszenieren und positive Einflüsse als stets aus dem Osten kommend hinzustellen, verfiel die estnischsprachige Bevölkerung zum größten Teil in eine ablehnende Haltung. Der sowjetische Staat baute die Deutschbalten lange als Feindbild auf, tatsächlich aber schwächte sich die Ablehnung der Deutschbalten immer weiter ab, weil sie ja inzwischen Teil der Geschichte geworden waren.

Wie wichtig die Konstruktion dieses sowjetischen Freund-Feind-Schemas war, lässt sich einem erklärenden Schreiben zum Forschungsplan des Sektors Geschichte der Abteilung Gesellschaftswissenschaften der neu gegründeten Akademie der Wissenschaften der Estnischen SSR vom Juli 1946 entnehmen. Das Dokument befindet sich im ehemaligen Parteiarchiv in Moskau und skizziert die wichtigsten Linien der geplanten Geschichtspolitik. Bemerkenswert ist, dass die Einführung marxistisch-leninistischer Methoden in der historischen Forschung nur fast beiläufig erwähnt wird. Der Schwerpunkt der Argumentation bezieht sich nicht etwa auf die Ideologie oder auf die breit angelegte Untersuchung der estnischen Geschichte, sondern zwei Hauptforschungsaufgaben werden herausgestellt:

„Die wichtigste und politisch aktuellste Frage liegt in der so genannten ‚östlichen‘ oder ‚westlichen‘ Orientierung in der Geschichte Estlands. (...) Erstens muss unbedingt gründlich die Beziehung zwischen dem estnischen Volk und seinen Teilen auf der einen und den Deutschen [im russischen Original wiederholt falsch geschrieben; O. M.] auf der anderen erforscht werden, beginnend mit den frühesten Zeiten bis zum heutigen Tag. Unsere allgemeine Konzeption in dieser Frage ist vollkommen klar, doch sollte der unversöhnliche Antagonismus zwischen dem estnischen und dem deutschen Volk noch mehr unterstrichen und überzeugend dargestellt, stärker präzisiert und erläutert werden und es muss die Neigung reaktionärer Schichten des estnischen Volkes zur Annäherung an die Deutschen gezeigt werden, ebenso wie der Klassencharakter dieser Erscheinung. Zweitens ist es unumgänglich, die Beziehungen zwischen

⁷² Olaf Mertelsmann, How the Russians Turned into the Image of the „National Enemy“ of the Estonians, in: *Pro Ethnologia* 13 (2005), Nr. 19: The Russian Speaking Minorities in Estonia and Latvia, S. 43-58.

Estland und Russland systematisch und von allen Seiten zu untersuchen. (...) Sie [diese Forschung; O. M.] kann einen großen Beitrag zur Vertiefung und Entwicklung der Freundschaft zwischen dem estnischen und dem russischen Volk leisten.“⁷³

An diesem Dokument fällt die „nationale“ Ausrichtung der Forschungspolitik auf. Zwar erscheint ein Jahr nach Ende des Zweiten Weltkriegs eine antideutsche Haltung mehr als verständlich, doch die Grundlinie, die „Deutschen“ als Feindbild aufzubauen und die „Russen“ zu historischen Freunden zu stilisieren, blieb bis zur Perestrojka tonangebend. Sie dominierte ebenso die Aneignung der fremden Geschichte von offizieller Seite. In sowjetischen Reiseführern wurde auch eine andere Technik praktiziert, die des Verschweigens. Die deutsche Einwohnerschaft Tartus tritt als Bevölkerungsgruppe nicht in Erscheinung, nur einzelne herausragende Persönlichkeiten. „Akzeptable“ Deutschbalten, insbesondere Universitätsmitglieder, wurden von staatlicher Seite oftmals als russische Wissenschaftler dargestellt, der wichtige Anteil der Deutschen an der Geschichte der Stadt teilweise ausgeblendet. Allerdings war es auch während der Sowjetzeit möglich, einzelner Persönlichkeiten zu gedenken. Die alte Sternwarte der Universität trug seit 1964 den Namen des Astronomen Friedrich Georg Wilhelm Struve, heute heißt sie einfach Tartuer Sternwarte.⁷⁴ Ein Denkmal wurde Struve 1969 errichtet, das Karl Ernst von Baer-Museum 1976 eingeweiht und eine Büste für den Physiologen Alexander Schmidt 1982 enthüllt.⁷⁵

Während der Perestrojka und seit der Wiederherstellung der Unabhängigkeit erfuhr gerade die deutschbaltische Geschichte eine Aufwertung. Nun konnte und wurde über die Umsiedlung⁷⁶ oder die Geschichte der Deutschen in Dorpat⁷⁷ gearbeitet. Wer allerdings aufmerksam ein Nachschlagewerk über 1000 Tartuer durchblättert,⁷⁸ wird feststellen, dass Esten deutlich überrepräsentiert sind. Die Ten-

⁷³ Rossijskij gosudarstvennyj archiv social'no-političeskoj istorii [Russisches Staatliches Archiv für sozial-politische Forschung, RGASPI], f. 598, o. 1, d. 14, l. 11-14.

⁷⁴ Malle Salupere, Tuhandaastane Tartu – nooruse ja heade mõtete linn [Das tausendjährige Tartu – Stadt der Jugend und der guten Gedanken]. Tartu 2004, S. 75.

⁷⁵ Salupere, Tartu (wie Anm. 11), S. 80, 93, 99.

⁷⁶ Umsiedlung 60. Baltisaklaste organiseeritud lahkumine Eestist [60 Jahre Umsiedlung. Die organisierte Ausreise der Deutschbalten aus Estland], hrsg. v. Sirje Kivimäe. Tallinn 2000.

⁷⁷ Zur Geschichte der Deutschen in Dorpat, hrsg. v. Helmut Piirimäe u. Claus Sommerhage. Tartu 1998.

⁷⁸ 1000 tartlast (wie Anm. 61).

denz, die „eigene“ ethnische Gruppe stärker zu betonen, findet sich ebenfalls in der deutsch- und russischsprachigen Literatur.

Eine andere Tendenz ist allerdings ebenso zu verzeichnen, gewisse Seiten der Geschichte werden seit 1991 ausgespart. Kein Stadtführer der Sowjetzeit konnte darauf verzichten, auf das Konzentrationslager während der deutschen Okkupation und die angeblich 12 000 Opfer hinzuweisen.⁷⁹ Zwar konnte erstmals die Geschichte dieses Lagers wissenschaftlich untersucht und der Mythos der hohen Opferzahl demontiert werden,⁸⁰ doch Besucher der Stadt wurden in den 90er Jahren nicht mehr auf das Konzentrationslager hingewiesen. Dafür mag verantwortlich sein, dass das Lager vom aus estnischen Partisanen gebildeten Selbstschutz gegründet wurde, was auch in der örtlichen Zeitung bekannt gegeben wurde. Wahrscheinlich stammte die Anweisung für die Errichtung des Lagers aber von der deutschen Feldkommandantur.⁸¹ Auf jeden Fall scheint ein mit estnischem Personal betriebenes und unter deutscher Aufsicht stehendes Konzentrationslager nicht in das Geschichtsbild einer Stadt zu passen, deren Motto lautet: „Tartu – Stadt der guten Gedanken“.

Ein etwas anders gelagerter Fall ist das Verschwinden einer Gedenktafel und einer Büste des Neurochirurgen Nikolaj Burdenko (1876–1946) in den 90er Jahren. Burdenko war vor dem Ersten Weltkrieg Professor in Tartu gewesen, wirkte dann in Russland weiter und stieg im Zweiten Weltkrieg zum Hauptchirurgen der Roten Armee auf. Die Büste zeigte ihn in sowjetischer Uniform und die Tafel stammte ebenfalls aus der Sowjetzeit.⁸² Für die russisch-sowjetische Vergangenheit war kein Raum mehr im neuen Estland, wohl aber für eine Gedenktafel in Erinnerung an den letzten sowjetischen Kommandeur der in Tartu stationierten Flieger, den tschetschenischen General Dudaev. Dass in den 90er Jahren Straßen den alten Namen zurückerhielten, Monumente wieder hergestellt und Lenin-Denkmäler demontiert wurden, erscheint dagegen als selbstverständlich.

Insgesamt geht das heutige Tartu entspannter mit der plurikulturellen Vergangenheit um als in den 20er Jahren. Im Vorwort einer offiziellen Geschichte der Stadt von 1927 hieß es noch: „(...) Tartu hat im unabhängigen Estland eine größere Bedeutung als früher, damit ist die Stadt von dem vom deutschen Element aufgedrängten

⁷⁹ Beispielsweise Johannes Lott, *Tartu. Stadtführer*. Tallinn 1980, S. 21.

⁸⁰ Riho Västriik, *Tartu koonduslaager* [Das Konzentrationslager Tartu], in: *Ajalooline Ajakiri* 3/4 (1999), Nr. 106/107, S. 71-80.

⁸¹ Ebenda, S. 72.

⁸² Salupere, *Tartu* (wie Anm. 11), S. 85.

Scheintod gerettet und geriet in freiere und offenere Lebens- und Entwicklungsbedingungen.⁸³ Im Jahr 1991 – noch vor der Wiederherstellung der Unabhängigkeit – enthielt eine ebenfalls offiziöse Publikation im Kapitel zu den Nationalitäten und Sprachen die Bemerkung: „Obwohl in der Bevölkerungsstruktur die Esten in der Mehrheit sind, hat Tartu seinen mononationalen Charakter verloren, neben den Esten entstand eine zweite große Bevölkerungsgruppe – die Russen.“⁸⁴ Eine monoethnische Struktur hat Tartu zuletzt – wenn überhaupt jemals – im frühen 13. Jahrhundert besessen. Aber im nationalen Überschwang des Jahres 1991 wurde dies vergessen und die russischsprachige Einwohnerschaft, deren Anteil noch unter dem Durchschnitt des Landes lag, als Bedrohung angesehen. Im Vorwort der neuesten Stadtgeschichte beginnt die Herausgeberin hingegen mit einem Zitat Jurij Lotmans, des nach ihren Worten „bekanntesten Tartuers im 20. Jahrhundert“, betont wohl die Bedeutung Tartus für die estnische Literatur und den estnischen Journalismus, aber spricht ohne ethnische Zuordnung einfach von den Einwohnern der Stadt, die diese nach den Zerstörungen zahlreicher Kriege immer wieder aufgebaut hätten.⁸⁵ Der Band zeichnet sich insgesamt durch eine sehr „gelöste“ Haltung in Fragen der ethnischen Zugehörigkeit aus.

Im Jahr 2005 konnte Tartu zwei erinnerungskulturelle Großereignisse begehen, welche einerseits den deutschen Anteil an der Stadtgeschichte betonten und andererseits Tartus „Rückkehr nach Europa“ bekräftigten. Der Wiederaufbau der im Krieg zerstörten mittelalterlichen Johanniskirche wurde beendet und die Kirche in Gegenwart von Bundespräsident Köhler und deutschen sowie estnischen Geistlichen eingeweiht. Es handelt sich nach der Domruine um das zweitälteste Gebäude der Stadt im Stil der norddeutschen Backsteingotik, das deutsche und estnische Kirchengemeinden beherbergt hatte. Aus beiden Ländern flossen seit den 90er Jahren Gelder, um den Wiederaufbau zu finanzieren.⁸⁶ Der Festakt erfolgte im Rahmen der internationalen Hansetage, die erstmals in Tartu stattfanden, anlässlich derer junge Russen in mittelalterlichen Kostümen der Hansezeit nacheiferten. Dies belegt, dass auch sie sich diesen Teil der Geschichte angeeignet haben.

⁸³ Avasõnaks [Vorwort], in: Tartu (wie Anm. 22), S. V.

⁸⁴ Kõre, Rahvused (wie Anm. 26), S. 49.

⁸⁵ Heivi Pullerits, Saateks [Zum Geleit], in: Tartu. Ajalugu (wie Anm. 2), S. 9.

⁸⁶ Salupere, Tartu (wie Anm. 11), S. 113 ff.

Bezüglich der Aneignung fremder Vergangenheiten lassen sich einige Punkte hervorheben. Seit dem 13. Jahrhundert verfügte Tartu über vorwiegend estnische und deutsche Einwohner, wobei die Grenze zwischen diesen beiden Gruppen erheblich durchlässiger war, als es die historische Bezeichnung „Undeutsche“ für die Esten vermuten lässt. Die dritte stets vorhandene Gruppe waren Russen. Die Geschichte der Deutschen in Tartu als eine nennenswerte Minderheit endete mit ihrer Umsiedlung 1939–1941. Trotz des Dualismus eines „estnischen Tartu“ und eines „deutschen Dorpat“ muss gefragt werden, wie fremd die anzueignenden Vergangenheiten im Einzelfall waren und warum. Meines Ermessens war die ethnische Zugehörigkeit oftmals weniger entscheidend für den Aneignungsprozess als die Tatsache der Zuwanderung. Estnische Bauern, deutsche Professoren aus Mitteleuropa oder sowjetische Militärangehörige kamen alle in eine für sie „fremde“ Stadt, die sich mitunter erheblich von ihrer bisherigen Lebenswelt unterschied. Ihnen allen war gemein, dass sie anfangs Halt bei Personen mit einem ähnlichen Migrationshintergrund suchten. Waren das „deutsche Dorpat“ und das „estnische Tartu“ vor dem Zweiten Weltkrieg noch die Erinnerungsorte von anscheinend parallel nebeneinander bestehenden Gesellschaften mit durchlässigen Grenzen, so waren das „estnischsprachige“ und das „russischsprachige“ Tartu der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eng miteinander verwoben und bildeten zusammen das „sowjetische“ bzw. „postsozialistische Tartu“, von dem die sich nur für wenige Jahre in der Stadt aufhaltenden Militärangehörigen ein Stück weit isoliert waren. Anders als vielleicht in Tallinn oder Riga lässt sich heute keine russischsprachige Parallelgesellschaft ausmachen. Wie oben erwähnt, ist die jüngere Generation mit Ausnahme der Studenten in der überwiegenden Mehrheit in Tartu geboren. Es ist ihre Stadt, die eine reichhaltige, wechselvolle und plurikulturelle Geschichte hat, von der Denkmäler, Häuser und Bücher verkünden. Und diese Stadt und ihre Vergangenheit sind ihnen nicht fremd.

Geteilte Geschichte in Estland? Ein Vergleich konkurrierender Erinnerungsschichten in Tallinn (Reval) und Narva

von Karsten Brüggemann

1. Geschichtsteilungen

Anderthalb Dezennien nach dem Auseinanderbrechen der Sowjetunion ist es an der Zeit zu prüfen, wie sich die seit den Tagen der Perestrojka proklamierte „Wiederentdeckung der Geschichte“ auf städtische Kulturlandschaften in Estland ausgewirkt hat. Diese historische Reorientierung fußte ja in erster Linie auf einem abstrakten Gegenbild zur sowjetischen Erzählung: Sie war nicht nur national in der Form, sondern war national auch und gerade im Inhalt. Rückgriffe auf die Phase der eigenen Unabhängigkeit zwischen den Weltkriegen waren en vogue sowohl in staatsrechtlicher als auch in staats-symbolischer Hinsicht. Die „Singende Revolution“ hatte eine sinnliche Präsenz für nationale Farben und Lieder geschaffen, gegen die jedwedes Symbol des „Hammer und Sichel-Regimes“ als Aggression aufgefasst wurde. So begann eine weitere Umdrehung der „cycles of cultural rebirth“, von denen Anatol Lieven schrieb. Die Umbenennung von Plätzen und Straßen in den Städten, ja von den Städten selbst (seit 1988 hieß z.B. Kingissepa auf der Insel Saaremaa [Ösel] wieder Kuressaare [dt. Arensburg]), die Reduzierung der kyrillischen Buchstaben im öffentlichen Raum sowie die Rückgewinnung der rhetorischen Dominanz des Estnischen begleiteten diese „nationale Wiedergeburt“ bis zur Wiedererlangung der staatlichen Unabhängigkeit 1991.¹ So war die Umbenennung des zentralen Tallinner *Võidu väljak* (Platz des Sieges) in *Vabaduse väljak* (Platz der Freiheit) bereits im Mai 1989 ein Sieg der national umkodierte Geschichte, für die Freiheit den Sieg verhiess – wie bereits 1923, als derselbe Platz, der von 1910–1921 nach Zar Peter I. benannt war, erstmals den Namen der Freiheit erhielt (damals noch bis 1939 als *Vabaduse plats*). Dasselbe Schicksal

¹ Immer noch faszinierend aus dem Blickwinkel der „frischen“ Unabhängigkeit: Anatol Lieven, *The Baltic Revolution. Estonia, Latvia, Lithuania and the Path to Independence*. 2. Aufl., New Haven/London 1994 (hier das Kapitel „Imagined Nations: Cycles of Cultural rebirth“, S. 109-130). Die beste Analyse neueren Datums mit einer knappen historischen Gesamtdarstellung: David J. Smith, *Estonia. Independence and European Integration*. London/New York 2001.

erteilte auch die Monumente: Genauso wie das Zarendenkmal 1922 entfernt wurde,² so entfernte man 1991 auch die Lenin-Statue aus dem Stadtbild. Allerdings war der Siegesplatz zur Sowjetzeit denkmallos geblieben – Lenin stand vor dem Gebäude des Zentralkomitees der Estnischen KP, das heute das Außenministerium beherbergt.

Änderungen in der städtischen Toponymie haben die politischen Zeitläufte des 20. Jahrhundert mehrfach und nicht nur über osteuropäische Metropolen gebracht. Im Fall des Baltikums brachte die Sowjetisierung im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg zudem auch eine symbolische Re-Russifizierung mit sich. So ist es für Tallinn nicht unerheblich zu notieren, dass die Sowjetmacht nach 1944 zuerst das so genannte Häuschen Peters des Großen im Park Kadriorg (Katharinental) restaurierte, welches der Zar gleich nach dem Anschluss Estlands und Livlands an das Russländische Reich zu Beginn des 18. Jahrhunderts hatte errichten lassen. Hiermit sollte ein geschichtspolitisches Zeichen gesetzt werden. Die Kunsthistorikerin Krista Kodres betont völlig zu Recht, dass mit der Restaurierung gerade dieses Häuschens die „Neuabfassung und Umbewertung der estnischen Geschichte“ in Richtung auf die „unverbrüchliche Freundschaft“ zwischen Russen und Esten begann.³ Heutzutage bereitet dieses imperiale Erbstück, geschweige denn das Schloss Kadriorg im klassischen Petersburger Barock (1720) gleich nebenan, niemandem mehr Kopfzerbrechen, zumal bereits in der Zwischenkriegszeit der Park durch die Errichtung der neobarocken Präsidentenkanzlei gleich hinter dem Schloss (1938) „estisiert“ wurde.⁴ Die Auseinandersetzung

² Zum Denkmal Peters I. auf dem Freiheitsplatz siehe Bradley D. Woodworth, *An Ambiguous Monument: Peter the Great's Return to Tallinn in 1910*, in: *Problemy nacional'noj identifikacii, kul'turnye i političeskie svjazi Rossii so stranami Baltijskogo regiona v XVIII–XX vekach* [Probleme der nationalen Identifikation, kulturelle und politische Beziehungen zwischen Russland und den Ländern der Ostseeregion vom 18.–20. Jahrhundert], hrsg. v. Ruth Buttner, Vera Dubina u. Michail Leonov. Samara 2001, S. 205–219.

³ Krista Kodres, *Restaurierung und das Problem der nationalen Identität. Paradoxa der sowjetischen Kulturpolitik in Estland*, in: *Nordost-Archiv. Zeitschrift für Regionalgeschichte* 6 (1997), S. 241–272, hier S. 246 f. Zu den weiteren Konsequenzen des Stalinismus für die Altstadt siehe Mart Kalm, *Stalinism kohtab gootikat. Sõjajärgsest arhitektuurist Tallinna vanalinnas* [Stalinismus trifft Gotik. Zur Nachkriegsarchitektur in der Tallinner Altstadt], in: *Kunstiteaduslikke uurimusi* 9 (1998), S. 229–256.

⁴ Wohl oder übel mussten sich die Esten zu Beginn ihrer Unabhängigkeit aus Mangel an eigenen Repräsentationsbauten mit der Architektur ihrer einstigen „Herren“ begnügen; die erste Kanzlei des formalen Staatsoberhauptes befand sich in einem Adelspalais auf dem Domberg (in dem sich heute die Residenz des deutschen Botschafters befindet). Aus Anlass des Besuchs des schwedischen Königs Gustav V. 1929 entschied man sich, eine Kunstausstellung aus dem Zarenpalais auszulagern und dieses für den Gast – und den Staatsältesten – herzurichten. Als sich der durch einen Staatsstreich 1934 an die Macht gekommene Konstantin Päts sicher genug fühlte, ließ er sich schließlich 1938 durch den

mit dem russischen Vermächtnis in Estland ist eine Auseinandersetzung um die Hinterlassenschaften der Parteisekretäre, nicht um die der Zaren.

Es geht in diesem Beitrag somit um „geteilte Geschichte“, wobei der doppelte Wortsinn des Wortes „geteilt“ (*divided vs. shared*) durchaus mitgedacht werden soll.⁵ In einem allgemeinen Sinn kann im Fall Estlands davon gesprochen werden, dass mittlerweile ein durchaus inklusives Geschichtsbild propagiert wird, wenn es z.B. um die mittelalterliche Kultur des eigenen Landes geht. Das Wort der „estnisch-deutschen Schicksalsgemeinschaft“, geprägt vom ehemaligen estnischen Präsidenten Lennart Meri,⁶ verdeutlicht in diesem Zusammenhang vielleicht am besten diese *eine* Bedeutung von „geteilter“ Geschichte. Eine Lösung für das Problem der unmittelbaren Vergangenheit hingegen, das Verhältnis zur eigenen, estnischen sowjetischen Erzählung, hat sich in der Öffentlichkeit des Landes noch nicht eindeutig herauskristallisiert und ist Gegenstand erregter Debatten (wobei die Historikerzunft sich eher bedeckt hält). Hier streben vor allem die Veteranen des Widerstands gegen das Regime – sei es in deutscher Uniform 1944, in den Wäldern 1944–1949 oder in den (dünnen) Kreisen der baltischen Dissidenz – die Erlangung einer Diskursivität gerade auch im moralischen Sinne an, die zuvor nur ihre Gegner, die „Helden“ der Sowjetunion innegehabt hatten. Diese Form der lebensgeschichtlichen Gerechtigkeit führte jedoch in ihrer Konsequenz zu einer absoluten Teilung im historischen Bewusstsein zwischen Gut und Böse, die schon dem kommunistischen System nicht gut bekommen ist. Wie der folgende Text zeigt, hat sich jedoch gleichsam unberührt von diesen rückwärtsgewandten Debatten in einem zumindest für die Außenwahrnehmung des Landes nicht unwesentlichen Bereich mittlerweile eine einigermaßen offensive Ausein-

Architekten Alar Kotli eine neue eigene Residenz errichten. Siehe Mart Kalm, *Eesti 20. sajandi arhitektuur. Estonian 20th Century Architecture*. Tallinn 2001, S. 171-176; Andreas Fülberth, *Tallinn – Riga – Kaunas. Ihr Ausbau zu modernen Hauptstädten 1920–1940*. Köln (u.a.) 2005, S. 65-70 (Das Baltikum in Geschichte und Gegenwart. 2).

⁵ Auf diesen Doppelsinn wies zu Recht hin: Jörg Hackmann, *Zwischen Zerstörung und Rekonstruktion: Beobachtungen zu historischen Altstädten zwischen Lübeck und Narva nach 1945*, in: *Perceptions of Loss, Decline and Doom in the Baltic Sea Region. Untergangsvorstellungen im Ostseeraum*, hrsg. v. Jan Hecker-Stampehl, Aino Bannwart, Dörte Brekenfeld u. Ulrike Plath. Berlin 2004 (*The Baltic Sea Region: Northern Dimensions – European Perspectives*. 1), S. 371-397, hier S. 373, Anm. 1.

⁶ Rede des Präsidenten der Republik Estland auf dem feierlichen Mittagessen zu Ehren des Deutschen Bundespräsidenten und Frau Richard von Weizsäcker im Schloss Palmse am 12. Juni 1993, in: <http://vp1992-2001.vpk.ee/ger/k6ned/K6ne.asp?ID=9585> (letzter Zugriff 06.03.2006).

andersetzung mit dem sowjetischen Erbe durchgesetzt – wenigstens im Fall Tallinns: Für den Tourismus scheint pragmatisches *branding* des eigenen Angebots von größerer Bedeutung zu sein als die Suche nach einem gesellschaftlichen Konsens in der Vergangenheitspolitik.

In Estland hat das Bild der „geteilten“ Geschichte allerdings noch eine weitere Nuance, der sich dieser Beitrag ebenfalls widmen will: die differierenden Geschichtsinterpretationen der Esten auf der einen und der russischsprachigen Minderheit des Landes auf der anderen Seite. Als gleichsam symptomatisch für diese oft konstatierte Spaltung des Geschichtsbewusstseins entlang ethnischer Linien kann die Wahl der Untersuchungsstädte Tallinn und Narva gelten.

2. Ein kurzer Blick auf zwei Städte

Man tut sich heutzutage schwer damit, Tallinn und Narva in einem Atemzug zu nennen. Zu fremd sind sich beide Kommunen zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Während die prosperierende Hauptstadt skandinavischen Vorbildern nacheifert und dank alleuropäischer Billigfliegerei nicht mehr nur deutsche Heimwehreisende oder die als „Elche“ verspotteten finnischen „Wodkatouristen“ anlockt, sondern auch von britischen Jungmannhorden überlaufen wird, bleibt Narva, die östlichste Stadt der EU, das Mauerblümchen im sowjetischen Einheitsgrau. Zu unterschiedlich ist die aktuelle Lage, zu verschieden ist aber gerade auch das als „fremd“ Erachtete in der jeweiligen Geschichte. Aus Tallinner Perspektive verkörpert das nur gut 100 km westlich von St. Petersburg gelegene und zu gut 95% von „Nicht-Esten“ bewohnte Narva das Fremde und beinahe schon Exotische in Estland und in der estnischen Geschichte, zumal es stellvertretend für das Böse steht, das Russland bzw. die Sowjetunion über das eigene Land gebracht hat. Tallinn wiederum ist aus Narvaer Perspektive die fremde und mental weit entfernte Hauptstadt, obgleich die Gravitation St. Petersburgs oder gar Moskaus zusehends schwächer wird. Noch gilt für zahlreiche Bewohner der Grenzstadt indes, dass die Hauptstadt zwar Tallinn sei, der Präsident aber Putin.⁷

⁷ Einige der Informationen zu Narva verdankt der Autor dem Umstand, dass er von 2002–2005 in Narva als Dozent für Allgemeine Geschichte am Narva Kolleg der Universität Tartu gearbeitet hat. Siehe die Erfahrungsberichte: Karsten Brüggemann, Narva ist anders, oder? Es ist, in: *estonia. Zeitschrift für estnische Literatur und Kultur* 18 (2003), H. 1, S. 40–50; ders., Geschichte erleben und Geschichte lehren in Narva. Ein Erfahrungsbericht von der neuen Ostgrenze Europas, in: *Geistes- und sozialwissenschaftliche Hochschullehre in*

Die EU-Grenze, die Narva von seinem traditionellen Hinterland in Ingermanland und vor allem von seiner ihm über Jahrhunderte verbundenen Schwesterstadt Ivangorod am Ostufer des Flusses Narva abschneidet, zwingt die Region zur allmählichen Umorientierung. Diese mentale Wende von Ost nach West, wie man sie der Einfachheit halber beschreiben mag, hat in Tallinn bereits während der Perestrojka massiv eingesetzt, und man kann darüber hinaus ohne weiteres behaupten, dass das typisch sowjetische Klischee, die baltischen Sowjetrepubliken verkörperten so etwas wie „unseren Westen“, auf die estnische Hauptstadt schon immer zutraf. Narva und mit ihm der ganze massiv industrialisierte Nordosten der Estnischen SSR wurde demgegenüber in den Augen der Esten zu „unserem Sibirien“. Aufgrund der fast vollständigen Vernichtung der historischen Bausubstanz Narvas während des Zweiten Weltkriegs sowie des nahezu kompletten Bevölkerungsaustauschs im Anschluss an die „Befreiung“ durch die Rote Armee 1944 kann die sowjetische Metapher der „neuen Stadt“, die im Anschluss wiederaufgebaut worden sei, einige Berechtigung für sich in Anspruch nehmen.⁸ Diese Umstände machten es den neuen Machthabern zudem vergleichsweise einfach, die Geschichte der Stadt umzukodieren.

Für den vorliegenden Beitrag hat diese Ausgangslage erhebliche Konsequenzen. Während wir im Fall Tallinns die sowjetische Vergangenheit als primär fremde definieren müssen, stellt diese für Narva im Grunde immer noch so etwas wie die eigentliche Heimstatt dar. Während in Tallinn, dem alten hanseatischen Reval, die deutschen Schichten der eigenen Geschichte kompromisslos vereinnahmt worden sind, ist dieser Teil der eigenen Wurzeln in Narva nahezu unbekannt. Während Tallinn das Sowjetisch-Russische im Allgemeinen eher verdrängt – obwohl immer noch über 40% der Stadtbevölkerung slavischen Ursprungs sind –, ist es in Narva zweifellos Kern jeglicher lokalen Identität. Dass Narva trotzdem zu Estland gehört, zeigt nicht nur die blau-schwarz-weiße Trikolore am Grenzübergang an der Brücke der Freundschaft, sondern auch die Dominanz der lateinischen Buchstaben im Stadtbild. Aus diesen so unterschiedlichen

Osteuropa. Bd. 2, hrsg. v. Thomas Keith u. Andreas Umland. Frankfurt a.M. (u.a.) 2006, S. 115-124.

⁸ Hierzu ausführlich: Karsten Brüggemann, Der Wiederaufbau Narvas nach 1944 und die Utopie der „sozialistischen Stadt“, in: Narva und die Ostseeregion. Beiträge der II. Internationalen Konferenz über die politischen und kulturellen Beziehungen zwischen Russland und der Ostseeregion (Narva, 1.-3. Mai 2003), hrsg. v. dems. Narva 2004 (Studia humaniora et paedagogica collegii Narovens. 1), S. 81-103; Olaf Mertelsmann, Die Herausbildung des Sonderstatus der Nordostregion innerhalb der Estnischen SSR, in: Ebenda, S. 105-121.

Voraussetzungen ergibt sich, dass eine Bestandsaufnahme für jede der beiden Städte einzeln durchgeführt werden muss, bevor vergleichende Gedanken überhaupt möglich sind. Für eine Gegenüberstellung ist es zudem nicht zu vermeiden, dass das hier verwendete Bild von Tallinn und seiner Geschichte eher der estnischen Perspektive entstammt und die Perspektive der Tallinner russischsprachigen Bevölkerung weitgehend ausspart. Dies liegt auch daran, dass schwerlich von einem Grundkonsens unter den Tallinner „Nicht-Esten“ ausgegangen werden kann, geschweige denn von einer stringenten Vergangenheitspolitik, die über die Addition von Äußerungen berühmter Russen über die Stadt – und damit der Fixierung eines russischen kulturellen Kontinuums – hinausginge.

3. Bilder von Tallinn und seiner Vergangenheit

Beginnen wir also mit der Hauptstadt. Schon ihre exakte Lokalisierung im geografischen Kontinuum der Geschichte macht Schwierigkeiten. Wo liegt sie eigentlich genau? Auf der interaktiven Oberfläche des Computerspiels „Patrizier“ zum Beispiel erreicht der Hansehändler, wenn er in Reval festmacht, von Balalaikaklängen untermalt eine durch Zwiebeltürmchen gekennzeichnete russische Stadt. Der Wehrmachtssoldat hingegen „befreite“ im Sommer 1941 das „alte deutsche Reval“, obgleich dessen deutsche Minderheit bereits 1939 „heim ins Reich“ gerufen worden war. Dass der Rotarmist drei Jahre später *Tallin*, die „Hauptstadt der Estnischen Sozialistischen Sowjetrepublik“, wiederum dem Machtbereich des Kreml einverleibte, sei hier nur ergänzend erwähnt, um zu verdeutlichen, dass es im Fall Tallinns, wie es korrekt mit zwei „n“ auf estnisch heißt,⁹ eigentlich nicht mit der Untersuchung der „russischen“ oder „deutschen“ Vergangenheit getan ist, selbst wenn man es nur mit dem 20. Jahrhundert zu tun hat. Hier müssen – zumindest theoretisch – die Vergangenheiten unter ideologischem Vorzeichen, für deren Kennzeichnung die Kürzel NS und SU ausreichen, unterschieden werden. Nichtsdestotrotz reicht in der estnischen Alltagssprache der Begriff „vene aeg“ (russische Zeit) bzw. „saksa aeg“ (deutsche Zeit) für eine Klärung meist aus. Das historische Gedächtnis, wie es sich in der Sprache

⁹ Einen Einblick in die diesbezüglichen Debatten der Perestrojka-Zeit geben Uno Ussisoo, Tallinn, in: *Sirp ja Vasar* Nr. 48 vom 13.11.1987, S. 13; Ilmar Laan, Ikka Tallinn! [Doch Tallinn], in: *Ebenda*, Nr. 5 vom 29.01.1988, S. 13.

manifestiert, liebt nur das gerade Vergangene und kann Differenzierungen wenig abgewinnen.

Will man die unterschiedlichen Schichten der Vergangenheit der Stadt zu Tage fördern, beginnt man am besten bei ihrem estnischen Namen: „Tallinn“ wird im Allgemeinen zurückgeführt auf *Taani linn*, was nichts anderes als „Dänen-Burg“ bedeutet,¹⁰ schließlich gilt König Waldemar II. von Dänemark als ihr Gründungsvater. Dass jenem am 15. Juli 1219, als die Erstürmung der estnischen Festung Lindanise am Ort der heutigen Kapitale gerade zu scheitern drohte, der Danebrog vom Himmel herab erschienen sein soll, woraufhin sich prompt auch das Schlachtglück zu seinen Gunsten wendete, sichert der estnischen Hauptstadt einen bescheidenen Platz im historischen Gedächtnis der Dänen. Noch heute erinnert wiederum der so genannte Garten des dänischen Königs an der südöstlichen Mauer des Tallinner Dombbergs an dieses legendäre Ereignis, wo jeden Sommer sogar der Danebrog-Tag begangen wird. Ansonsten ist die dänische Erinnerungsschicht der Stadt jedoch kaum erkennbar, es sei denn, man denkt an die Person des gebürtigen dänischstämmigen Revalensers Paul Johansens (1901–1965), des ehemaligen Stadtarchivars in den 1930er Jahren – und langjährigen Professor für hansische Geschichte an der Universität Hamburg –, dessen Vater Jens Christian als dänischer Generalkonsul in der Stadt wirkte.¹¹

Will man nationale Kategorien bemühen, dann ist Tallinns Vergangenheit allerdings nicht nur dänisch, russisch und deutsch, sondern zumindest auch noch schwedisch, finnisch und nicht zuletzt estnisch. Die multinationale Bevölkerungsstruktur der Stadt, ihre Handelskontakte vor allem als Drehscheibe des hansischen Russlandhandels sowie

¹⁰ Weniger prominent sind die übrigen Ableitungsmöglichkeiten: „Überwinterungsort“ bzw. „Unterstadt“. Genaueres bei Paul Johansen, *Nordische Mission. Revals Gründung und die Schwedensiedlung in Estland*. Lund 1951 (Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademiens handlingar. 74), S. 53–65; Paul Ariste, *Tallinna nimed [Die Namen Tallinns]*, in: *Tallinna ajalugu 1860-ndate aastateni [Geschichte Tallinns bis zu den 1860er Jahren]*, hrsg. v. Raimo Pullat. Tallinn 1976, S. 49–53. Knapp zusammenfassend: Tallinn. *Entsüklopeedia [Tallinn. Enzyklopädie]*, hrsg. v. Jaan Tamm. Bd. 2, Tallinn 2004, S. 202 f. Wenn nicht anders angegeben, beruhen alle Angaben, die der vorliegende Beitrag zu Tallinn macht, auf der letztgenannten Quelle.

¹¹ Sirje Kivimäe, *Ein Däne in Estland: Jens Christian Johansen*, in: *Zwischen Lübeck und Novgorod. Wirtschaft, Politik und Kultur im Ostseeraum vom frühen Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*. Norbert Angermann zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Ortwin Pelc u. Gertrud Pickhan. Lüneburg 1996, S. 373–390. Im September 2001 wurde im Tallinner Stadtarchiv eine internationale Konferenz aus Anlass des 100. Geburtstags von Johansen durchgeführt: *Nordosteuropa als Geschichtsregion. Beiträge des III. Internationalen Symposiums zur deutschen Kultur und Geschichte im europäischen Nordosten vom 20.–22. September in Tallinn (Estland)*, hrsg. v. Jörg Hackmann u. Robert Schweitzer. Helsinki/Lübeck 2006.

kontinuierlicher kultureller Austausch gerade auch innerhalb des Sowjetimperiums mit den kaukasischen oder mittelasiatischen Republiken haben im Lauf der Jahrhunderte ihre Spuren hinterlassen, so dass, um auf die Ausgangsfrage dieses Abschnitts zurückzukommen, die Stadt ihrer geografischen Lage am östlichen Rand der Ostsee alle Ehre macht. Wie (v)erklärte doch Lennart Meri, der ehemalige estnische Präsident, diese geografische Konstante der Stadt? „Von drei Straßen,“ so hieß es in einer 1998 gehaltenen Rede, „die auf dem Marktplatz in Tallinn/Reval begannen, verlief die eine nach Bagdad, die andere nach Mitteleuropa und die dritte zu den atlantischen Häfen Europas, über die wir schon in der Vorzeit das fehlende Salz in den Norden brachten.“¹² Tallinn wurde hier als Nabel der Welt imaginiert, ja als „anderes“ Konstantinopel, war die Rede Meris doch überschrieben als „Das andere Mittelmeer“. Natürlich sind nicht alle diese multiplen Schichten interkulturellen Kontakts heute in gleichem Maße sichtbar, doch machen sie fraglos das virtuelle historische und kulturelle Erbe der Stadt aus, mit dem sie lebt.

Für die klassische estnische Erzählung der eigenen Vergangenheit spielt diese internationale Dimension Tallinner Geschichte jedoch nur eine beigeordnete Rolle. In ihr ist die Stadt in erster Linie Schauplatz einer gewaltigen sozialen Veränderung. Neben dem geistigen Zentrum Tartu (Dorpat) war es die Hauptstadt, in der sich der Emanzipationsprozess der estnischen Bauern zu selbstbewussten Vertretern einer wenn auch kleinen Nation vollzog; man lese nur das fünfbandige *opus magnum* „Wahrheit und Recht“ (*Tõde ja õigus*) des kanonischen Großmeisters der estnischen Literatur Anton Hansen Tammsaare (1878–1940). In der städtischen Landschaft Tallinns sind es vor allem die zahlreichen bis heute erhaltenen Holzhausviertel als „Gartenstadt“ selbst im zentralen Bereich, die im Großen und Ganzen auf diese Phase zurückgeführt werden und – im Gegensatz zu den „seelenlosen“ Neubauvierteln der Sowjetära – als Inbegriff estnischer Wohnkultur gelten.¹³ Diese nationale Erfolgsgeschichte um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert auch als Aufstiegs Geschichte von Individuen zu schreiben, ist der estnischen Historiografie zwar leider noch nicht gelungen, aber vor ihrem Hintergrund war das Reval der Hanse mit der Oberstadt und dem Domberg, als Zentrum der deutschbaltischen Ritterschaft ein Ort von untergeordneter Bedeutung. Im stark anti-

¹² Lennart Meri: „Das andere Mittelmeer“ (20.11.98). <http://vp1992-2001.vpk.ee/ger/k6ned/K6ne.asp?ID=5445> (letzter Zugriff 10.02.2006).

¹³ Hierzu zusammenfassend Kalm, *Eesti 20. sajandi arhitektuur* (wie Anm. 4), S. 15-20.

deutsch geprägten klassischen historischen Narrativ der Esten stellten Hansekaufmann und Ordensritter zwei Seiten einer kolonialen Medaille dar – auch wenn in diesem Fall die akademische Geschichtsschreibung differenzierter urteilt.¹⁴ Der Historiker Vahur Made hat kürzlich in einem Beitrag über Estland und Europa diesbezüglich sogar festgestellt, dass die Esten einfach keinen positiven Diskurs über die Ostsee führen und die Hanse ihnen jedenfalls nicht als Quelle politischer Kooperation und kulturellen Austauschs gilt.¹⁵ So gesehen griff auch Meri mit seinem weit reichenden Bild von der Ostsee als das „andere Mittelmeer“ ins Leere, doch dürfte sich in Zukunft der enge Blick auf die eigene Geschichte weiten.

Während sich in den ersten sowjetischen Jahrzehnten an dieser vom eigenen „master narrative“ geprägten Interpretation wenig ändern brauchte, da ja auch die sowjetische historische Erzählung nicht gerade deutschfreundlich war, begann gerade im sowjetisch besetzten Baltikum nach und nach eine Revision dieses Geschichtsbildes zugunsten des deutschen Elements. Überspitzt formuliert: Als die sowjetische Zivilisation Estland zum Westen des Ostens machen wollte, besannen sich die Esten darauf, der Osten des Westens zu sein. Schließlich hatte man es den deutschen Missionaren und Kolonisten zu verdanken, dass das Land seit dem 13. Jahrhundert sukzessive in den *westeuropäischen* Kulturkreis einbezogen worden war, wenn auch zunächst nicht gerade mit friedlichen Mitteln. Backsteingotik, gotische Giebelhäuser, schlanke Kirchtürme: allein das Stichwort „Reformation“ – die sich noch in den 1520er Jahren in den baltischen Hansestädten durchgesetzt hatte – schuf einen spezifisch estnischen Bezug zur Ostsee als dem „protestantischen Meer“,¹⁶ das Estland seit jeher mit dem Rest Europas verband. Wie in wenigen Städten der Ostseeregion ist dieser Einbezug in einen kulturlandschaftlichen Raum in der Tallinner Altstadt immer noch deutlich – und vor allem in Reinform – sichtbar.

Heute ist die hanseatische Tradition, angefangen mit der Verleihung Lübisches Rechts im Jahr 1248 durch den dänischen König, natürlicher Ausgangspunkt der genuin eigenen Tallinner Tradition.¹⁷

¹⁴ Hierzu bereits Karsten Brüggemann, *Der Ostseeraum im Kontext der EU-Erweiterung: Auf der Suche nach hansischen Traditionen in Estland*, in: *Die Kontinuität der hansischen Dimension im baltischen Raum*, hrsg. v. Burkhardt Schmidt. Hamburg (im Druck).

¹⁵ Vahur Made, *Estonia and Europe: A Common Identity or an Identity Crisis?*, in: *Post-cold War Identity Politics. Northern and Baltic Experiences*, hrsg. v. Marko Lehti u. David J. Smith. London 2003, S. 183-198, hier S. 184 f.

¹⁶ Zu diesem Komplex siehe Ralph Tuchtenhagen, *Stadt, Land, Fluss – und die Reformation. War die Ostsee ein „protestantisches Meer“?*, in: *Die Kontinuität* (wie Anm. 14).

¹⁷ Entsprechend wurde das 750. Jubiläum 1998 gefeiert. Vgl. Präsident Meris Rede aus diesem

Natürlich ist man sich bewusst, dass die nahezu komplett erhaltene mittelalterliche Altstadt mit dem Rathaus, den Gebäuden der verschiedenen Gilden, den Kirchen sowie einer weitgehend erhaltenen Stadtmauer samt Türmen, die großteils die Blütezeit der Hansekaufleute architektonisch widerspiegelt, das Pfund ist, mit dem die Stadt im weltweiten *image*-Wettstreit wuchern kann. Auftrieb fand diese Sicht auch darin, dass die Tallinner Altstadt seit 1997 als UNESCO-Weltkulturerbe gilt. Die Begründung war eindeutig: „(...) Tallinn is an outstanding and exceptionally complete and well preserved example of a medieval northern European trading city that retains the salient features of this unique form of economic and social community to a remarkable degree.“¹⁸ Aber es geht nicht nur um perfekte Kulissen für den Tourismus. Die Pflege der (eigenen) deutschen Kultur ist staatliches Programm. Als geradezu symbolisches Projekt kann man in diesem Zusammenhang die unter der Leitung des Tallinner Stadtmuseums seit 1992 andauernde Restauration der Wappenepitaphe adliger deutschbaltischer Familien in der Tallinner Domkirche ansehen.¹⁹ Stellte gerade der deutschbaltische Adel für das estnische „master narrative“ der Zwischenkriegszeit mehr noch als der „russische Bär“ die eigentlich antagonistische Kraft der Geschichte dar, so wird sein Erbe heute offensiv in die eigene Überlieferung eingeschrieben – ganz im Gegensatz zur Hinterlassenschaft der Sowjetzeit, so scheint es jedenfalls.

In einer offiziellen Darstellung – die wie so vieles im *e-riik* Estland virtuell im Internet greifbar ist – stellt sich der Umgang mit Tallinns Geschichte folgendermaßen dar. Die auf dem *site* tallinn.ee abrufbaren Informationen für Touristen werden zunächst einmal unter dem Schlagwort „Attractions“ von folgendem Satz eingeleitet: „Tallinn’s peculiar geographical and historical position affords a different perspective on centuries of history. The 850 years of Tallinn’s architec-

Anlass vom 16. Mai 1998, in: Lennart Meri, Rügimured [Staatsorgen], hrsg. v. Toomas Kiho. Tartu 2001, S. 315-319; Tiina Kala, Lübecki õigus ja Tallinn [Das Lübecker Recht und Tallinn]. Tallinn 1998. Ein Ausdruck für diese Tradition ist auch in der von Raimo Pullat initiierten Buchserie „Vana Tallinn“ [Das alte Tallinn] zu erkennen, mit der seit 1991 die seit 1936 erschienenen ersten vier Bände fortgeführt werden (bislang 16 Bände). Regelmäßige Anzeigen dieser Reihe finden sich auch in der „Hansischen Umschau“ der Hansischen Geschichtsblätter.

¹⁸ <http://whc.unesco.org/en/list/822> (letzter Zugriff 26.02.2006).

¹⁹ Siehe Jüri Kuuskemaa, Wappenepitaphe im Tallinner Dom, hrsg. v. Amt für Kultur und Denkmalschutz der Stadt Tallinn. Tallinn 2005. Einen Werkstattbericht liefert Askur Alas, Toomkirikuse paigutati viis uuendatud vappi [Fünf renovierte Wappen wurden in der Domkirche aufgestellt], in: Eesti Päevaleht vom 21.01.2003.

tural history give a compact and lively overview of various styles and architectural directions.²⁰ Dementsprechend werden die Angaben zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt historisch unterteilt, womit gleichsam die verschiedenen Erinnerungsschichten aufgedeckt werden: die mittelalterliche Altstadt, die zarische Periode sowie das sowjetische Erbe. Es verblüfft allerdings, dass die Zwischenkriegszeit, also die eigentliche „estnische Zeit“ (*eesti aeg*) in dieser Auflistung fehlt, obwohl sich beispielsweise anhand eines 2001 erschienenen imposanten Bildbands zur estnischen Architektur im 20. Jahrhundert genügend Beispiele aus dieser Zeit anboten.²¹ Wir werden auf diesen Befund später zurückkommen, müssen zunächst aber konstatieren, dass die Internet-Präsentation der Stadt Tallinn 15 Jahre nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit die zu Beginn der 1990er Jahre noch so prägende „eigene“ Zeit der 1920er und 1930er Jahre vollständig ausspart. Deutet dies bereits auf einen Wandel in der Rezeption der eigenen Geschichte hin?

Neben dem „deutschen“ Mittelalter finden sich demgegenüber ausgerechnet die Zeitspannen „attraktiv“ repräsentiert, in denen der von Esten bewohnte Raum zu einem russisch dominierten Imperium gehörte. Symbole zarischer Macht und imperialen Anspruchs wie der barocke Palast Kadriorg und das Häuschen Peters I. aus dem 18. Jahrhundert oder die zu Beginn des 20. Jahrhunderts fertig gestellte orthodoxe Aleksandr-Neuskij-Kathedrale auf dem Domberg verweisen auf das russische *Revel'* (РЕВЕЛЬ), das einst von Alexander Puschkin besungen und von den Zaren besucht wurde. Peter I., Katharina II., Alexander I. und Alexander II., Nikolaus I. und Nikolaus II., sie alle waren gern gesehene Gäste in der damals noch von Deutschen dominierten Gouvernementsstadt, selbst wenn sie ihre adligen Gastgeber zunehmend mahnten, sich der russischen Dimension des Imperiums zu öffnen (was für die ökonomisch tätigen deutschen Bürger ohnehin selbstverständlich war). Aber es waren zumeist russische Beamte und Militärs, die zu Zarenzeiten die russische Kolonie der Stadt ausmachten (und deren Gräber auf den Friedhöfen der Stadt noch auszumachen sind), bis sich am Ende des 19. Jahrhunderts auch eine russische Hafen- und Industriearbeiterschaft herausbildete. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts entspricht die Präsentation der Tallinner imperialen Vergangenheit zum Zweck der Tourismusförderung offensichtlich ge-

²⁰ <http://www.tourism.tallinn.ee/fpage/explore/attractions> (letzter Zugriff 26.02.2006).

²¹ Zahlreiche Beispiele aus dieser Zeit, z.B. Funktionalismus oder repräsentativer Traditionalismus, bei Kalm, *Eesti 20. sajandi arhitektuur* (wie Anm. 4), S. 65-225.

nau den Wünschen einer zahlungskräftigen russischen Klientel: Wie auch Helsinki oder Riga hat Tallinn zum Jahreswechsel Rekordzahlen russischer Touristen zu vermelden, die offenbar nur allzu gern Stätten alten imperialen Glanzes im Ausland besuchen.

Natürlich ist Schloss Kadriorg für jeden Gast attraktiv, wenn es auch weder mit der Pracht der Zarenpaläste in St. Petersburg noch mit Schloss Rundäle (Ruhental) im kurländischen Teil Lettlands, dem „Versailles des Baltikums“, mithalten kann. Ganz speziell auf westliche Besucher zugeschnitten wirkt demgegenüber die Passage der Internet-Präsentation über das sowjetische Erbe: „(...) Soviet rule left indelible marks on Tallinn’s landscape which today serve as reminders of the powerful regime that once exercised tight control over every aspect of life in Estonia. They’re also fascinating places to visit for foreign guests interested in that chapter of the world’s history.“²² Hier wird in der Tat alles geboten, was der auf eine historische Gänsehaut hoffende Tourist erwartet, vom Horror des KGB-Hauptquartiers über das Pathos der Erinnerungsorte für die gefallenen sowjetischen Helden am Tõnismägi und in Marjamäe bis hin zur besonderen Ästhetik des für die Olympiade 1980 errichteten Fernsehturms, dessen Inneneinrichtung nahezu unverändert ist. In dieser virtuellen Zeitreise fehlt es, so möchte man sarkastisch anmerken, nur an einem Hinweis auf die Realität der Neubaugebiete am Stadtrand, etwa das in Form einer Blüte geplante Õismäe im Südwesten²³ oder die Massensiedlungen Mustamäe und Lasnamäe, um das Bild des „powerful regime“ zu komplettieren.²⁴ In seiner „Versuchstypologie“ zur Einordnung „kultureller Symbole auf der Basis des politischen und sozialen Bezugssystems (...) zur Analyse von Wandlungen der Kulturlandschaften des ehemaligen sowjetischen Blocks nach dem Fall des Kommunismus“ hat John Czaplicka ausdrücklich betont, „diese die Landschaft zerstörenden Denkmäler der sowjetischen Industrie“ nicht zu den staatlichen Monumenten zu zählen,²⁵ ohne indes darauf zu verweisen, was sie waren: gebaute Zeugnisse eines ideologischen Weltbilds und einer kollektiven, egalisierenden Lebenswelt. Um sie zu „entsorgen“,

²² <http://www.tourism.tallinn.ee/fpage/explore/attractions/soviet> (letzter Zugriff 26.02.2006).

²³ Vgl. das Luftfoto in Tallinn, *Entsüklopeedia* (wie Anm. 10), Bd. 1, S. 99.

²⁴ Tatsächlich findet sich ein Bild eines dieser mehrere Stockwerke hohen Gebäude im Zugriffsmenü „Attractions“ als Illustration des „soviet heritage“ – eine verbale Erläuterung sucht man vergebens.

²⁵ John Czaplicka, *Geteilte Geschichte, geteilte Erbschaft. Stadtbild und Kulturlandschaft im Baltikum und in Polen*, in: *Nordost-Archiv. Zeitschrift für Regionalgeschichte* N.F. VI (1997), H. 1, S. 9-40, hier S. 28, 35.

braucht es eher behutsame Modernisierung denn Abriss; ein mehrstöckiges Typenprojekt ist kein Heldendenkmal. Diese Stadtviertel, die sich von Magadan bis Magdeburg gleichen, könnten als Museumslandschaft für die Welt des „neuen Menschen“ dienen, doch hat sich das Phänomen der „schrumpfenden Stadt“ bislang in Estland noch nicht gezeigt. So bleibt ihre Weiterexistenz soziale Notwendigkeit.

Des Weiteren finden sich unter der Rubrik „Soviet heritage“ das Museum der Okkupationen²⁶ und die Ruinen an der den Freiheitsplatz mit der Altstadt verbindenden Harju-Straße verzeichnet. Während das neue Museum mit zahlreichen Alltagsgegenständen die geballte Information von parallel laufenden historischen Videos mehr illustriert denn kommentiert, stellt die Ruinenlandschaft zwischen der Harju-Straße und der Niguliste (Nikolai)-Kirche, die nur zum Teil 1948 von einer Parklandschaft überbaut wurde, eine diskursive Mischung aus erinnerungsrelevantem Fanal und städtebaulicher Verlegenheit dar. Die von sowjetischen Instanzen gern im propagandistischen Sinn betonte (und oft nur allzu wörtlich verstandene) „Liquidierung der Kriegsschäden“²⁷ ließ hier Raum für ein Antikriegsdenkmal, das jedoch einen zutiefst antisowjetischen Subtext hatte, da die sowjetische Seite ihre Schuld an den Zerstörungen infolge eines Luftangriffs der Roten Armee im März 1944 bis in die Zeit der Perestrojka hinein leugnete. Nach einigen Architekturwettbewerben schon zur Sowjetzeit ist bis heute keine endgültige Entscheidung gefallen, wie diese „Zahnücke“ im Altstadtbild zu füllen sei.²⁸ 2006 wurden die Ruinen wieder zugeschüttet und eine Grünfläche angelegt – im Winter mit Eisbahn.

Als *der* Erinnerungsort der „Singenden Revolution“ gilt die 1960 errichtete Sängerfesttribüne. Frank Lenze schrieb so hübsch aus Anlass des Eurovision Song Contest, der 2002 in der „europäischen Schlagerstadt“ Tallinn stattfand, über diese Zeit in der ZEIT: „Es kam (...) die Revolution, Hunderttausende sangen Volkslieder, laut und immer wieder, bis die Kommunisten Reißaus nahmen.“²⁹ So unhaltbar aus

²⁶ Vgl. die Homepage: www.okupatsioon.ee.

²⁷ Kodres, Restaurierung (wie Anm. 3), S. 257 f.

²⁸ Ene Lääk, Vanalinn versus Disneyland? Harju tänava taashoonestamise on taas päevakorral [Die Altstadt versus Disneyland? Die Wiederbebauung der Harju-Straße steht wieder auf der Tagesordnung], in: Eesti Ekspress vom 18.01.2001 (inkl. eines Interviews mit Krista Kodres); Askur Alas, Raekoja platsi lähedale Apteegi tänavale plaanitakse uusi maju [In der beim Rathausplatz gelegen Apothekenstraße plant man neue Häuser], in: Eesti Päevaleht vom 16.4.2004 (inkl. eines Interviews mit Jüri Kuuskemaa).

²⁹ Frank Lenze, Hier spielt die Musik. Zwei Gesichter der europäischen Schlagerstadt Tallinn, in: Die Zeit Nr. 22 vom 31.5.2002, S. 65 f.

historischem Blickwinkel diese Verkürzung auch sein mag, so eindeutig ist ihre Botschaft für das heutige Estland: Nicht die martialisch-idealistischen „Waldbrüder“, die antisowjetischen Partisanen, sondern fröhliche Sängerinnen und Sänger in einem putzigen kleinen Land sind die eigentlichen Helden der Geschichte. Heute ist Singen in der Tat nicht mehr Protest gegen Fremdherrschaft, sondern Werbung für das eigene Land. Auch hier findet sich ein positives Element des „Soviet heritage“ im touristischen Kanon der Stadt aufgenommen, dem aber verständlicherweise eine Aureole des kulturellen Behauptungswillens in schwierigen Zeiten übergehängt wird. Diese Betonung der Folklore als kulturelles Element der Nation, die zu Beginn der 1990er Jahre nach Czaplicka den Völkern des Baltikums dazu diente, „die Kolonialzeit zu überspringen, um zum mythischen und heidnischen Ursprung ihrer Nation zurückzukehren“,³⁰ ist heute nur noch ein Element unter vielen. Das vom ethnografischen Standpunkt äußerst interessante Freiluftmuseum Rocca al Mare³¹ findet sich in der Internet-Liste der Tallinn-Touristik unter der Rubrik „Open-Air Attractions“ neben dem Zoo und dem Botanischen Garten wieder.

Zumindest im Tourismus zeichnet sich damit eine Veränderung des offiziell sanktionierten Bildes der estnischen Hauptstadt ab, in der die internationale Dimension stärker betont wird als in der traditionellen estnischen Erzählung. Hatte Made in Bezug auf den fehlenden positiven Ostsee-Diskurs der Esten also doch Unrecht? Das Fehlen genuin estnischer Sehenswürdigkeiten aus den 1920er und 1930er Jahren in der offiziellen Liste der Attraktionen wies bereits darauf hin, dass Tallinner Geschichte heute primär als mittelalterliche Herrlichkeit und sowjetisches Faszinosum imaginiert wird – zumindest für die Besucher. Wenn als das „Goldene Zeitalter“ der Stadt die Phase vom frühen 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts angegeben wird, dann weiß man sich mit der Einschätzung der zeitgenössischen Chronistik etwa Balthasar Rüssows in Einklang – eine entsprechende Einigkeit in Bezug auf die Sowjetzeit dürfte allerdings nicht so schnell zu erreichen sein. Die Diskurse des Fremdenverkehrs nehmen in der Darstellung der Vergangenheit ohnehin weniger Rücksicht auf aktuelle Debatten im Land selber und kreieren ein *image*, das attraktiv und weltoffen sein soll. Hanseatischer Honigmet, KGB-Keller und sowjetische Standbilder sind demnach die nachfrageorientierten Ingredienzien des Tallinner Touristenmenüs und haben eher wenig mit

³⁰ Czaplicka, *Geteilte Geschichte* (wie Anm. 25), S. 12.

³¹ Vgl. die Homepage: www.evm.ee.

dem Bild der Stadt zu tun, das sich traditionell die eigenen Bürger machen.

Gleichzeitig reißen die aus den späten 1930er Jahren herrührenden Debatten um die Errichtung eines Freiheitsdenkmals nach Rigaer Vorbild nicht ab. Zwar würde es zu weit führen, im Rahmen dieses Beitrags näher hierauf einzugehen.³² Doch wie in der Frage der Wiederbebauung der Harju-Straße kann eine Konsensunfähigkeit konstatiert werden, denn die 2004 errichtete Freiheitsuhr auf dem *Vabaduse väljak* gilt eher als flauer Kompromiss. Zu befürchten sind demgegenüber architektonische Bausünden wie das nur als scheußlich zu bezeichnende Viru-Zentrum (2004), eine gesichtslose *shopping-mall* mit unterirdischem Bus-Terminal, die bereits der UNESCO Anlass für kritische Töne gab, steht dieses Bauwerk doch in unmittelbarer Nähe der Altstadt. Heftige Kontroversen löste auch das Hochhausviertel ein Stück weiter östlich der Altstadt aus, dessen Kritiker einen Eingriff in das historische Stadtantlitz befürchten. „Größe, Höhe und Platzierung schaffen eine neue Hierarchie in der Skyline der Stadt“ betonte auch Czaplicka³³ – haben wir es hier mit der globalisierten Entwertung der hanseatischen Silhouette der Oberstadt mit den drei Kirchen zu tun, in die schon die Aleksandr-Nevskij-Kathedrale zu Beginn des 20. Jahrhunderts spürbar eingegriffen hatte?³⁴ Tatsächlich ist wie bereits vor Jahrhunderten die Olaikirche dasjenige Gebäude der Stadt, das von See her als erstes wahrgenommen wird. Doch erhebt sich daneben bei der Einfahrt in die Bucht die moderne Stadt mit ihren Bank-, Hotel- und Wohntürmen, so dass die Altstadt zwar nicht von ihr verdeckt, aber doch in den Schatten gedrängt wird. Im Sinne einer historischen „Reinheit“ zu argumentieren, wäre hier sicher fehl am Platze, doch werden Stadtentwicklung und Denkmalschutz gerade in Tallinn einerseits einen Kompromiss finden müssen. Andererseits bleibt auch dem Touristen der Reiz des Kontrastes von Mittelalter und Moderne nicht verborgen. Dass am Ausgang der Tartuer Landstraße, wo das einzige von Stalin einst so geliebte „špil“, eine schmale Turmspitze, auf einem Wohnhaus errichtet, immer noch von einem fünfzackigen Stern gekrönt wird, ist nicht nur eines der au-

³² Für die 1930er Jahre vgl. Fülberth, Tallinn (wie Anm. 4), S. 153-165.

³³ Czaplicka, Geteilte Geschichte (wie Anm. 25), S. 34.

³⁴ Zu Entwurf und Kontext dieses Kirchenbaus vgl. Richard Wortman, The „Russian Style“ in Church Architecture as Imperial Symbol after 1881, in: Architectures of Russian Identity. 1500 to the Present, hrsg. v. James Cracraft u. Daniel Rowland. Ithaca/London 2003, S. 101-116. Vgl. den zeitgenössischen Beitrag: Karp A. Tizik, Revel'skij Aleksandro-Nevskij Sobor na Vyšgorode [Die Revaler Aleksandr-Nevskij-Kathedrale]. Revel' 1900.

genscheinlichsten Beispiele für architektonischen Stalinismus;³⁵ die umliegenden, nach 1991 errichteten Gebäude (Stockmann, Sampo) zeigen mit ihren eigenen kleinen Türmchen, wie geschickt man auch stalinistische Machenschaften integrieren kann.

So bleibt ein komplexes vorläufiges Fazit für Tallinns Umgang mit der eigenen Geschichte. Die bereits tief in den Denkmalschutzdebatten in der Estnischen SSR verankerte Rehabilitation des deutschen bzw. hanseatischen Elements der städtischen Kulturlandschaft als genuin estnisches (und präzise antisowjetisches) Element³⁶ mündete am Ende des 20. Jahrhunderts in eine „freundliche Übernahme“. Wenn Estland schon immer Teil Europas gewesen sein soll – worauf ja der populäre Satz von der „Rückkehr nach Europa“ schon zu Perestrojka-Zeiten verwies –, wäre eine nationalistische Abwehr gegen dieses Stück eigener postulierter Identität nachgerade kontraproduktiv gewesen. Auch die in den letzten Jahren zu beobachtende Öffnung der Stadt zum Meer, die der sowjetische Diskurs aufgrund seiner panischen Angst vor offenen Grenzen verhindert hatte, kann als deutliches Zeichen für die Annahme der mit der Ostsee verbundenen Topografie gedeutet werden. Die gleichzeitige Kultivierung des imperialen zarischen Erbes v.a. im Park Kadriorg, aber auch der Aleksandr-Nevskij-Kathedrale auf dem Domberg, von deren Abriss niemand mehr spricht,³⁷ haben sicher auch mit ästhetischen Erwägungen zu tun, zumal der Palast ja von ähnlichen Bauten im übrigen Europa kaum zu unterscheiden ist und keinesfalls als Zeugnis „asiatischer Barbarei“ gelten kann. Als Kontrapunkt zu den in Kunstmuseen umgewandelten Gebäuden im Park wurde unweit davon kürzlich wohl eines der ehrgeizigsten Kulturprojekte der baltischen Staaten nach dem Umbruch verwirklicht: Der Neubau des Estnischen Kunstmuseums, das am 18. Februar 2006 eröffnet wurde.³⁸ Dieses Prestigeprojekt – nach dem Entwurf eines finnischen Architekten – markiert den Kulturraum des Parks nachhaltig: Nach dem (russischen) Zarenpalais und, so mag man hier im Kontext einfügen, dem (deutschen)

³⁵ Vgl. das Foto in Tallinn, Entsüklopeedia (wie Anm. 10), Bd. 2, S. 180. Zur Architektur der 1940er und 1950er Jahre neben Kalm, Stalinism (wie Anm. 3), Marie Alice L'Heureux, Representing Ideology, Designing Memory, in: The Sovietization of the Baltic States, 1940–1956, hrsg. v. Olaf Mertelsmann. Tartu 2003, S. 207–226.

³⁶ Hierzu neben dem Aufsatz von Kodres, Restaurierung (wie Anm. 3), S. 266–272, Juhan Maiste, Denkmalpflege in Estland. Die Suche nach Identität, in: Nordost-Archiv. Zeitschrift für Regionalgeschichte N.F. VI (1997), H. 1, S. 273–320.

³⁷ Die Diskussionen Ende der 1920er Jahre um einen Abriss des orthodoxen Gotteshauses sind beschrieben bei Fülberth, Tallinn (wie Anm. 4), S. 110–129.

³⁸ Vgl. die Homepage: www.ekm.ee.

Ritterschaftsgebäude auf dem Domberg bezieht die Kunst nun endlich auch ein estnisches Haus. Nachhaltig als „estnisch“ war der Park ja bereits durch die Präsidentenkanzlei 1938 markiert worden.

Wie kontrovers demgegenüber die Auseinandersetzung um das sowjetische Erbe geführt wird, zeigt die alljährlich zum 9. Mai wieder aufflammende Debatte um den 1947 aufgestellten Rotarmisten am Tõnismägi, der einst der „Befreiung“ Tallinns von den Deutschen gewidmet war. Dass die sowjetische Gewohnheit, diesen Tag als Familienfeiertag zu begehen, von den russischen Einwohnern der Stadt übernommen wurde, so dass heute auch die Enkel und Urenkel der Kriegsteilnehmer feiern, verstört die Esten, denn es verweist auf das traditionsbildende Potenzial dieser Feierlichkeiten und die in diesem Punkt extrem geteilte Geschichte: Die Esten schließen sich ihrerseits von dieser Tradition aus, obgleich das Denkmal mittlerweile umgewidmet worden ist und nun an alle Gefallenen des Weltkriegs erinnert.³⁹ Aber als einer der wenigen eigentlich russischen Orte der Stadt wird der Soldat auch in Zukunft die Rolle einer zentralen Erinnerungsstätte spielen, die u.U. auch schon dem ihr wesentlichen historischen Kontext entwachsen ist. Nicht zufällig ist die gigantische, unvollendet gebliebene zentrale Gedächtnisstätte am Maarjamägi bei weitem weniger populär; es mag eine Rolle spielen, dass sie auf einem deutschen Soldatenfriedhof errichtet worden ist (der vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge gepflegt wird) und ihr kürzlich eine Gedenktafel für die Verteidiger Estlands gegen die Rote Armee 1944 beigesellt wurde. Als einziger weiterer Ort für die Russen, an dem nach wie vor Hochzeitspaare einen Blumenstrauß niederzulegen pflegen, sei die Russalka erwähnt, eine vom estnischen Künstler Amandus Adamson 1902 geschaffene Engelsstatue in Erinnerung an das 1893 im Finnischen Meerbusen untergegangene Panzerschiff gleichen Namens, die sich malerisch am Strand der Tallinner Bucht erhebt.

Die Denkmalslandschaft der Stadt ist in den letzten Jahren bereichert worden um so unterschiedliche Gedächtnisorte wie die für den sowjet-estnischen Komponisten und Organisator der Sängervereine Gustav Ernesaks, den zu Beginn des 20. Jahrhunderts aktiven Ringerweltmeister Aleksander Aberg, den Schachspieler Paul Keres oder Fedor Dostoevskij, dessen Büste nun im kleinen Park vor dem Rus-

³⁹ Vgl. hierzu Karsten Brüggemann, „Wir brauchen viele Geschichten“. Estland und seine Geschichte auf dem Weg nach Europa?, in: *GegenErinnerung. Geschichte als politisches Argument im Transformationsprozeß Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas*, hrsg. v. Helmut Altrichter. München 2006 (Schriften des Historischen Kollegs. 61), S. 27-50.

sischen Kulturzentrum am Rande der Altstadt steht.⁴⁰ Die Gedenkstätten für historische Ereignisse reichen von dem Jüriöö-Park zur Erinnerung an den Aufstand der Esten in der Georgsnacht 1343 über die erwähnte „Freiheitsuhr“ bis zum Ensemble für die Opfer der „Estonia“-Katastrophe 1994. Es bleibt abzuwarten, ob sich Stadt und Staat noch zu dem einen Denkmal für die eigene Unabhängigkeit durchringen können oder ob noch eine zentrale Gedenkstätte für die Opfer der eigenen Geschichte errichtet werden wird. Für die Stadt bleibt es wesentlich, dass sie mit der Altstadt gleichsam über ein Denkmal ihrer selbst verfügt.

4. Narva und seine gespaltene Geschichte⁴¹

Über solch ein grandioses, kompaktes Denkmal der eigenen Geschichte verfügt Narva nicht mehr, seitdem die Altstadt im Artilleriefeld der Rotarmisten im Zweiten Weltkrieg unterging (und die Deutschen die Kirchen sprengten). Die Geschichte begann neu nach 1944, architektonisch, mental, politisch – der Phönix aus der Asche trug Hammer und Sichel und hatte kein vorrangiges Interesse am Wiederaufbau der historischen Altstadt. Die Pläne zur Rekonstruktion wurden jedoch erst Mitte der 1950er Jahre endgültig ad acta gelegt, als auf dem Altstadtareal die typischen vier- bis fünfstöckigen industriell vorgefertigten Typenbauten errichtet wurden, die so genannten *chruščevki*. Aus dem historischen und kulturellen Zentrum der Stadt wurde somit ein stilles Wohnviertel, wodurch die Geschichte zum Schweigen gebracht werden sollte. Das Inferno der Vernichtung im Krieg zog also den stalinistischen Wiederaufbau nach sich, der aus der „Perle des Ostseebau“ eine typische sozialistische Stadt mit all den triumphalen Plänen der stalinistischen Architekten und ihrem grauen Ergebnis machte. Ende Juli 1944 waren nur noch ca. 8% der Wohnfläche von 1940 erhalten geblieben. Da die Bevölkerung noch im Frühjahr von den deutschen Besatzern evakuiert worden

⁴⁰ Zu Dostoevskijs Rolle für das russische Revel' siehe Vladimir Iljaševič, *Dostoevskij i Revel' [Dostoevskij und Reval]*. Moskau 2001; in estn. Sprache erschienen als *Dostojevski ja Reval*. Tallinn 2003.

⁴¹ Die Ausführungen dieses Kapitels greifen zurück auf folgenden Aufsatz: Karsten Brüggemann, *Narva – ein Erinnerungsort der estnischen und russischen Geschichte*, in: *Ostseeprovinzen, Baltische Staaten und das Nationale*. Festschrift für Gert von Pistohlkors zum 70. Geburtstag, hrsg. v. Norbert Angermann, Michael Garleff u. Wilhelm Lenz. Münster 2005 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission. 14), S. 635-661.

war, eroberten die Rotarmisten eine leblose Stadt.⁴² Für das weitere Schicksal der Stadt war es zunächst entscheidend, dass nach dem Willen Moskaus hier die Wiege der sowjetischen Uranproduktion liegen sollte. David Vseviiov zufolge lag es in erster Linie an diesen Plänen, dass es kaum einem der ehemaligen Bewohner der Stadt gelang, die Genehmigung für die Rückkehr in die Heimatstadt zu erlangen.⁴³ So erklärt es sich, dass für die heutigen Narvenser die Vergangenheit „ihrer“ Stadt in der Regel 1944 beginnt. Für viele Esten endet sie damit. Dies hat zur Folge, dass niemand Narvas Geschichte in toto erinnert: Die Bruchstellen dieser doppelten Erinnerung liegen auf der Hand und bilden somit ein Paradebeispiel für „geteilte Geschichte“ im Sinne von *divided*.

Das Image der Stadt scheint hingegen seit Jahrhunderten fest gefügt zu sein: Mit dem eindrucksvollen Gegenüber der russischen Burg Ivanogorod am Ostufer des Grenzflusses Narva und der dänisch-deutsch-schwedischen Hermannsfeste am Westufer verbindet sich eine geradezu Huntington'sche Vorstellung vom (Kultur-)Konflikt in Permanenz. Die Stadt selbst betont auf ihrer Internet-Präsentation ihre historische Grenzlage, doch stellt sie dem Konflikt die Begegnung gegenüber: „However, the border is not a mere line that separates, but also a place where two cultural worlds meet, mutually influence and interpenetrate each other.“⁴⁴ Nicht nur für den deutschbaltischen Publizisten Erik Thomson stellte die Stadt demgegenüber tatsächlich ein „Bollwerk“ dar, ein Symbol für die Antithese „West-Ost“, die er während des Kalten Kriegs in ein an die Tolkien'sche Phantasiewelt Mittelerde erinnerndes Schwarz-Weiß-Schema presste und durch die beiden Festungen illustrierte.⁴⁵ Aber auch der schwedische Kunsthistoriker Sten Karling oder der Narvaer Stadtarchivar Arnold Soom konstatierten in ihren Arbeiten aus den 1930er Jahren die „Antithese Ost-West“, doch verschlossen sie nicht die Augen

⁴² Brüggemann, *Der Wiederaufbau* (wie Anm. 8), S. 81; Anton Weiss-Wendt, *Must-valge linn / Schwarz-weiße Stadt. Vana Narva fotoajalugu / Fotogeschichte Alt-Narvas*. Tallinn 1997, S. 55, 62; Ernst Ederberg, *Narva vanalinna ülesehitamise probleeme* [Probleme des Wiederaufbaus der Narvaer Altstadt], in: ENSV Arhitektide Almanahh (1947), S. 60-65, hier S. 60.

⁴³ David Vseviiov, *Endiste Narvakate mõistatus* [Das Rätsel der ehemaligen Narvenser], in: *Tuna. Ajalooline ajakiri* (2001), H. 2, S. 60-67.

⁴⁴ <http://www.narva.ee/eng/> (letzter Zugriff 03.03.2006).

⁴⁵ Narva sei der „Torwächter Estlands“, schrieb Thomson und ließ sein politisches Urteil per Architekturkritik sprechen: „Die russische Feste Iwangoorod, ein barbarischer Koloss, geeignet, die Riesenheere des Moskowitzers zu beherbergen, stand in grellem Kontrast zur architektonischen Geschlossenheit und dem Schwung der Hermannsfeste.“ Zit. aus: Narva wie es war. *Einhundert Ansichten*, hrsg. v. Erik Thomson. Lüneburg 1984, S. 6.

vor den Kontaktmöglichkeiten. So schrieb Soom 1939: „Die Vergangenheit der Stadt Narva ist zweifellos eine der interessantesten und eigenartigsten nicht nur in Estland, sondern in ganz Nord-Europa. Als Grenzfestung hatte die Stadt seit jeher den geschichtlichen Auftrag, die Kultur Westeuropas zu schützen. Andererseits hat sie als Knotenpunkt des Transithandels zwischen Russland und den westeuropäischen Ländern viel zur gegenseitigen Annäherung Ost- und Westeuropas beigetragen.“⁴⁶

Narva ist heute eine Stadt von knapp 70 000 Einwohnern, Tendenz fallend, eine Stadt mit zweifelhaftem Ruf, zumindest in Estland. Es ist ein Ort, dessen Einwohnerschaft fast ausschließlich der russischsprachigen Minderheit des kleinen Landes am Südufer des Finnischen Meerbusens angehört.⁴⁷ Noch immer plagt sich Narva mit dem Erbe der sowjetischen Industrialisierungspolitik herum, das aufgrund der einseitigen, nun begrenzten Förderung bestimmter Industriezweige und der von ihnen abhängigen, mittlerweile verkümmerten städtischen Infrastruktur erhebliche soziale Probleme verursacht: Arbeitslosigkeit, Drogenmissbrauch, Kriminalität. Ist Narva noch „unser Narva“? fragt sich darob die estnische Presse in regelmäßigen Abständen und schickt ihre Journalisten auf Expedition in den so fremden eigenen Osten, der von den übrigen Einwohnern des Landes für gewöhnlich gemieden wird.⁴⁸ Aber auch der typische Narvenser ist nicht gerade häufig Gast in anderen Regionen Estlands, es sei denn,

⁴⁶ Carl Sarap, Vana Narva. The Old Narva. Das alte Narva. Gamla Narva. Ajaloolise ülevaate kirjutanud Arnold Soom, Narva linnaarhivaar [Der historische Überblick wurde verfasst von Arnold Soom, Narvaer Stadtarchivar]. Tallinn 1939, S. 17.

⁴⁷ Dabei ist die übliche Charakterisierung Narvas als „russische“ Stadt eine grobe Vereinfachung. Betrachtet man die eigentliche nationale Zusammensetzung der Stadt, so muss man sie als wahren Schmelztiegel der sowjetischen Vielvölkergemeinschaft bezeichnen: Russen, Ukrainer, Belorussen, Polen, (Russland-)Deutsche, Juden, Ingrier, Roma, Tataren, Baškiren, Čuvašen und viele andere haben sich hier im letzten halben Jahrhundert niedergelassen. Hier siedelten sich nicht nur Industriearbeiter aus dem Osten an, sondern auch zahlreiche ehemalige GULag-Häftlinge und Verbannte, die sich nach dem Verbüßen ihrer Strafe nur außerhalb eines 100 km-Radius der Metropolen (in diesem Falle Leningrads) ansiedeln durften. Vgl. David Vseviõv, Nõukogudeaegne Narva elanikkonna kujunemine 1944–1970 [Die Herausbildung der Einwohnerschaft Narvas während der Sowjetzeit 1944–1970]. Tartu 2001.

⁴⁸ Vgl. z.B. das Interview mit Katri Raik, der Direktorin des Narva Kollegs der Universität Tartu: Kas Narva on meie oma? [Gehört Narva uns?], in: Õpetajate leht Nr.2 vom 16.01.2004; Jaanus Kulli, Süljelärakad ja hingekarje ehk Ida-Virumaalt Eestit otsimas [Spuckeflecken und ein Aufschrei der Seele oder Auf der Suche nach Estland in Ida-Virumaa], in: SL-Õhtuleht vom 22.02.2003; informativ zu Ida-Virumaa und Narva: Sigrid Rand, Die Rolle der Grenze in der regionalen Identitätsbildung aus der Sicht der Regionalelite im Südosten und Nordosten Estlands (Setomaa und Ida-Virumaa), in: Narva und die Ostseeregion (wie Anm. 8), S. 365-387.

er hat Verwandte in Tallinn. Die Metapher der „gläsernen Wand“, die der deutschbaltische Schriftsteller Siegfried von Vegesack (1881–1974) einst für das Verhältnis von Letten bzw. Esten und Deutschbalten prägte,⁴⁹ illustriert ebenso anschaulich die parallelen Welten von Esten und Russen heutzutage, selbst wenn sie für das entschieden russischsprachige Narva keine Anwendung finden kann.

Somit stellt Narva einen sozial vernachlässigten und ökonomisch rückständigen Ort an der Peripherie des estnischen Staates dar, eine Stadt ohne ständiges Theater oder Kino, aber dafür mit zahlreichen Kasinos, Videotheken oder abgedunkelten Bars, deren schwere Samtvorhänge vergangenen sowjetischen Chic verströmen. Nimmt man die selbst im estnischen Vergleich hohe HIV-Rate hinzu sowie die in einer Stadt dieses Charakters nicht untypische Kleinkriminalität (die jedoch kaum das Ausmaß erreicht, unter welchem die Tallinner Altstadt leidet), so hat man den Stoff, aus dem sich die estnische Öffentlichkeit ihr Bild dieser „fremden“, ja fast unheimlichen Stadt strickt. Hinzu kommt eine verbreitete Unkenntnis über die Vergangenheit Narvas, das eben nicht immer so „grau“ war, wie es heutigen Beobachtern oft erscheint. „Am meisten überrascht“ hätten sie die Bilder aus Narva vom Beginn des 20. Jahrhunderts, schrieb unlängst eine estnische Journalistin in einer Rezension über einen Fotoband, der alte Aufnahmen estnischer Städte zeigt. Sie habe ja gar nicht gewusst, wie schön Narva einst gewesen sei.⁵⁰ In dieser Überraschung der Journalistin schwingen alle Vorurteile mit, die für gewöhnlich mit Narva verbunden werden – eine sowjetische Stadt, die eben immer schon grau und hässlich war –, aber auch die Ignoranz, mit der manch ein heutiger Este dem Osten des Landes und seiner Geschichte begegnet.⁵¹ Gleichzeitig tendiert die estnische Öffentlichkeit seit kurzem

⁴⁹ Zit. nach Michael Garleff, Von den baltischen Provinzen zu den Republiken Estland und Lettland, in: *Baltische Länder*, hrsg. v. Gert von Pistohlkors. 2. Aufl., Berlin 2002, S. 465–550, hier S. 505.

⁵⁰ Karin Paulus, Rezension zu Pille Epner, Liina Jänes, *Eesti linnad* [Estnische Städte]. Tallinn 2004 (die Fotos von Narva finden sich auf S. 71–82), in: *Eesti Ekspress* vom 16.12.2004, B10.

⁵¹ Dass Narva vor dem Zweiten Weltkrieg wie selbstverständlich eine besondere Rolle im internationalen Kontext beanspruchte, zeigt ein 1939 für den schwedischen Markt produzierter Estland-Führer, in dem es hieß: „Die Stadt Narva ist nicht nur die interessanteste Touristenstadt Estlands, sondern ganz Nordeuropas“. Arnold Soom: *Narva som turiststad* [Narva als Touristenstadt], in: *Känner Ni Estland? En bok för Estlandsintresserade svenskar och för alla Estlandsvänner* [Ein Buch für estlandinteressierte Schweden und für alle Estlandfreunde], hrsg. v. Joh. Jaanis. Tallinn 1939, S. 160; *Kurort Narva. Estlands största havsbad- och luftkurort* [Kurort Narva. Estlands größter Seebade- und Luftkurort]. Tallinn 1937.

dazu, nicht mehr allein nur die Gefahr einer russischen Irredenta im Narvagebiet zu befürchten,⁵² sondern auch dessen Potenzial für die Entwicklung des Landes zu berücksichtigen. Zuweilen hat man immerhin auch in der estnischen Presse mittlerweile den Eindruck, als wiche die Ignoranz einer gewissen Neugier auf etwas, was es wieder zu entdecken gilt.⁵³

Narva als Kristallisationspunkt kollektiver Erinnerung einer Grenzregion über die Zäsur von 1944 hinweg ist erst wieder zu entdecken, wobei die Stadt für den estländischen Erinnerungskontext mehr zu bieten hat, als das von der (in Tallinn residierenden) rührigen Gesellschaft Alt-Narva (*Vana-Narva Selts*) betonte Estnische im Leben der Stadt vor 1944.⁵⁴ Niemand wird bestreiten, dass Narva ein Ort von historischer Relevanz ist. Fast alle Ostseeanrainer haben in der Stadtgeschichte ihre Spuren hinterlassen. Mehrfach durch Brände und Kriege zerstört sowie von Epidemien verheert, hat sich die Stadt immer wieder aus den Trümmern der Vernichtung erhoben, blieb dabei jedoch stets dem Wandel von Blüte und Niedergang unterworfen. Narva war Grenzfestung der Dänen, Sitz eines Vogts des Deutschen Ordens, prosperierender russischer Ostseehafen, projektierte zweite Hauptstadt Schwedens, architektonische „Perle des Ostseebarracks“, Schauplatz blutiger Kämpfe im Nordischen Krieg, Sitz der berühmten Baumwollmanufaktur *Kreenholm* und Zentrum der Arbeiterbewegung im Nordwesten des Russischen Reichs. Doch nicht nur für die „klassischen“ Bereiche der Geschichte vermag Narva von Interesse zu sein. Im späten 19. Jahrhundert entwickelte es sich gemeinsam mit dem nur wenige Kilometer entfernten Kurbad Narva-Jõesuu (dt. Hungerburg) am Finnischen Meerbusen zu einem frühen Tourismuszentrum vor allem für die Bürger der nahen Hauptstadt

⁵² David J. Smith, Narva Region within the Estonian Republic: From Autonomism to Accommodation?, in: *Regional and Federal Studies* 12 (2002), Special Issue: „Region, State and Identity in Central and Eastern Europe“, hrsg. v. Judy Batt u. Kataryna Wolczuk, S. 89-110.

⁵³ Als Beispiel aus der Presse sei auf einen Artikel des Historikers und Diplomaten Margus Laidre verwiesen, der anhand der Beschreibung der erhaltenen unikalen Festungsanlagen aus dem 17. Jahrhundert Narva als historisches Kleinod und damit als touristisches Reiseziel vorstellte: Margus Laidre, Maa-alune Narva [Das unterirdische Narva], in: *Eesti Ekspress. Areen* vom 12.11.2003, B1 ff. Vgl. auch Kristina Kallas, Mõtisklusi Idast [Nachdenken über den Osten], in: *Eesti Ekspress* vom 23.03.2005, B3, nach der Estland ohne „seinen“ Osten nicht denkbar sei, obwohl im Allgemeinen Narva als „Vorraum“ Russlands gelte.

⁵⁴ Vgl. die Publikationen: *Mälestusi vanast Narvast* [Erinnerungen aus dem alten Narva], hrsg. v. Aino Ahven, Saima Soosaar u. Nikolai Viilup. Tallinn 1999; *Mäleta: Narva kanatuste aastad 1940–1990* [Erinnere Dich: Narvas Leidensjahre 1940–1990], hrsg. v. Vilma Talberg u. Valdek Kulbach. Tallinn 2001.

St. Petersburg. Diese „internationale“ Tradition überwindet problemlos die Zäsuren 1917/18 und 1944, denn sie lässt sich vom Zarenreich über die Zeit der estnischen Unabhängigkeit bis in die sowjetische Ära hinein verfolgen – freilich mit veränderten sozialen Bedingungen. Erst die neue Grenze schob nach 1991 dem Fremdenverkehr aus dem Osten einen Riegel vor, so dass der Kurort Narva-Jõesuu seither verkommt.⁵⁵

Damit kommen wir zum Komplex der widerspenstigen, mehrfach durch die Geschichte gebrochenen Erinnerungen, die sich in dieser Stadt lokalisieren lassen. Der erinnerungspolitische Konflikt um Narva, der sich vor allem in den Denkmälern und den mit ihnen verbundenen Ritualen äußert, ist jedoch primär eine Auseinandersetzung zwischen tradierten sowjetischen Praktiken und der neu eingeführten, vom estnischen Kontext geprägten Erinnerungsarbeit. Dabei ist Narvas Zäsur, das Jahr Null 1944, in ihrem Ausmaß zunächst einmal eine ganz private, auch wenn sie in ein Schicksalsjahr fiel, das für ganz Estland bedeutsam war. Damals wurde am Ort des alten Narva eine neue Stadt gegründet, die als historisches Erbe lediglich den alten Namen in die Wiege gelegt bekam. Einen Anlass für eine Umbenennung der Stadt hatte es offenbar nicht gegeben. Schließlich war Narva als Schauplatz des berühmten Streiks in der Baumwollmanufaktur Kreenholm 1872⁵⁶ und als Gründungsort der „Estnischen Arbeiterkommune“ 1918⁵⁷ ein ehrenvoller Platz in der sowjetischen historischen Meistererzählung sicher. Ort und Name blieben somit erhalten, doch musste, um das sowjetische Narva zu einer Erfolgsgeschichte werden zu lassen, jegliche Erinnerung an die Zeit vor 1944 ausgelöscht werden, wenn sie nicht die Arbeiterbewegung im Zarenreich oder die wenigen kommunistischen Märtyrer im „faschistisch-bourgeois“ Estland der Zwischenkriegszeit betraf. Zweifellos war der Bevölkerungsaustausch bei dieser Auslöschung von Erinnerung hilfreich, genauso wie die vernachlässigte und schließlich überbaute Altstadt. Noch heute trifft man auf ältere Narvenser, die allein die Erwähnung der Schönheit der einstigen „Perle des Ostseebarock“ mit

⁵⁵ Von der Tradition als „russisches“ Kurbad zeugen bis heute die wenigen erhaltenen Holzbauten: Liisi Siibak, Aili Paat, Puitpitsvilla. *Narva-Jõesuu puitarhitektuur* [Holzschnitzvilla. Narva-Jõesuus Holzarchitektur]. Tartu 2003, S. 66 f. Vgl. die in Anm. 51 genannte Literatur.

⁵⁶ Vgl. Reginald E. Zelnik, *Law and Disorder on the Narova River. The Kreenholm Strike of 1872*. Berkeley, Calif. 1995.

⁵⁷ Vgl. hierzu Karsten Brüggemann, *Die Gründung der Republik Estland und das Ende des „Einen und Unteilbaren Rußland“*. Der Russische Bürgerkrieg an der Petrograder Front 1918–1920. Wiesbaden 2002 (Forschungen zur Geschichte des Ostseeraums. 6), S. 202–210.

Schweigen quittieren oder die Errichtung eines Denkmals zum Gedenken an die Schlacht bei Narva und damit an den schwedischen Sieg über Peter I. 1700 mit Argwohn beobachten.⁵⁸

So ist in Narva eine hybride Geschichtskultur entstanden, wobei der in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts dominante sowjetische Diskurs bis heute lebendig ist: Narva ist die einzige Stadt Estlands, in der es noch ein bislang nicht in ein Museum überführtes Lenin-Denkmal gibt. Es steht mittlerweile im Hof der Hermannsfeste, nur wenige hundert Meter von seinem angestammten Platz vor dem ehemaligen Stadtparteikomiteegebäude entfernt, von wo aus der Revolutionsführer mit ausgestrecktem Arm nach Osten zeigt – und wo er am 22. April, seinem Geburtstag, sowie am 7. November, dem Gedenktag der Oktoberrevolution 1917, stets frische Blumen erhält.

Nur zögerlich manifestiert sich demgegenüber ein estnischer Geschichtsdiskurs im Antlitz Narvas. Nicht einmal die Topografie der Stadt wurde bislang restlos entsowjetisiert: Während eine Puškin-Straße eher harmlos erscheint, eine Straße des Friedens schon in den 1930er Jahren existierte und eine Straße der Kosmonauten eher lächerlich wirkt in einem von Kosmosträumen so freien Land wie Estland, lässt eine Straße der Helden, der Partisanen oder des Proletariats schon eher aufhorchen: Namen, die nur noch in Narva (oder Sillamäe) denkbar sind. Gänzlich unannehmbar für das estnische Geschichtsbild sind jedoch zwei Namenspaten, die 1918/19 mit Gewalt die Sowjetmacht errichten halfen: Albert-August Tiimann und Ans Dauman. Anträge auf Umbenennung werden von der Stadtverordnetenversammlung jedoch regelmäßig mit dem Hinweis auf die Finanzlage abgewiesen.⁵⁹ Übrigens hängt auch immer noch eine Erinnerungstafel für die in Narva am 28. November 1918 begründete „Estnische Arbeiterkommune“ neben dem Portal des Rathauses, das seinerseits eines der wenigen erhaltenen Relikte der Altstadt aus dem 17. Jahrhundert darstellt und nur deswegen „überlebt“ hat, weil es der Sowjetmacht seit den 1960er Jahren als Pionierpalast diente. Demge-

⁵⁸ Näheres hierzu bei Brüggemann, Narva ist anders (wie Anm. 7).

⁵⁹ Ants Sild, *Isamaaline kasvatus kaksmeelsuse kaudu?* [Vaterländische Erziehung durch mentale Ambivalenz?], in: *Kultuur ja Elu* (2000), H. 1, S. 57; Jüri Tõnisson, *Daumans, Narva ja Eestimaa. Olukorrad Narvas 1917–1918* [Dauman, Narva und Estland. Über die Situation in Narva 1917–1918], in: *Narva Postiljon* vom 27.3.2004, S. 1. In einem kürzlich vom Narva Museum herausgegebenen Band wird die Biografie Daumans noch recht unkritisch wiedergegeben. Vgl. *Narva. Kul'turno-istoričeskij spravočnik* [Narva. Kulturhistorisches Nachschlagewerk], hrsg. v. Galina Smirnova. Narva 2001, S. 192. Ein Eintrag zu Tiimann fehlt. Beide sollen Ende 1918 auch an Militärgerichtstribunalen teilgenommen haben, die Todesurteile im Sinn der bolschewistischen Revolution fällten.

genüber stehen die *chruščevki* in der ehemaligen Altstadt wieder an der Ritter-, der Graben- oder der Westerwallstraße. Und der sowjetische Typenbau an der zentralen Puškin-Straße, dessen Eingang das Portal der 1944 vernichteten Altstadtresidenz der Familie von Stael zielt? Von einer nicht dezidiert estnischen Perspektive aus ist man leicht versucht zu fragen, wo man denn sonst Geschichte in einer derart verdichteten Form zu Gesicht bekommt.⁶⁰

Auch die Denkmallandschaft Narvas bietet ein wahres Spektakel an geteilter Geschichte. Neben dem sowjetischen und estnischen manifestiert sich hier mittlerweile auch ein russischer Erinnerungskontext. Z.B. erinnert eine kleine, 1999 aufgestellte Puškin-Büste an der gleichnamigen Straße wohl daran, dass der Poet nie in Narva war, kennzeichnet die Stadt aber eindeutig als Teil des russischen Kulturraums (wie die erwähnte, jüngst errichtete Dostoevskij-Büste in Tallinn). Selbst wenn Aleksandr Puškin auch in den sowjetischen Kontext gepasst hätte, manifestiert eine kürzlich angebrachte kleine Gedenktafel für den russischen Schriftsteller Aleksandr Kuprin einen antisowjetischen Diskurs: Sie erinnert an Kuprins Tätigkeit als Redakteur der in Narva und Gatčina 1919 herausgegebenen antisowjetischen Zeitung „Prinevskij kraj“, die von dem berühmten weißen General Petr Krasnov geleitet wurde.⁶¹ Auf einen russischen kulturellen Kontext weisen auch die beiden Kreuze am Flussufer hin, die jeweils den russisch-schwedischen Auseinandersetzungen im Nordischen Krieg gewidmet sind: Eines dieser Kreuze – errichtet 1900 – steht am Weg nach Narva-Jõesuu und erinnert an die russischen Gefallenen der verlorenen Schlacht 1700, während das zweite eine der Bastionen krönt und Peters I. Sieg über Karl XII. 1704 feiert (errichtet 1853, seit 1882 auf seinem heutigen Platz). Interessanterweise wurde im Gegensatz zu Tallinn das alte Haus Peters I., in dem sich vor dem Krieg das Lokalmuseum befunden hatte, in Narva nicht wiederaufgebaut, obgleich es auf den Prioritätenlisten der Architekten in den späten 1940er Jahren ganz oben stand.⁶²

Zur nach wie vor lebendigen sowjetischen Erinnerungslandschaft zählt neben dem bereits erwähnten Lenin im Hof der Deutschordensfeste und der Erinnerungstafel für die rote „Arbeiterkommune“ am ursprünglich schwedischen Rathaus ein Ehrenmal für die

⁶⁰ Vgl. den faszinierenden Exkurs von Torkel Jansson, „Über den Begriff „Norden“ und die nordische Identität in Estland – unter besonderer Berücksichtigung Narvas, in: Narva und die Ostseeregion (wie Anm. 8), S. 29-45.

⁶¹ Brüggemann, Die Gründung (wie Anm. 57), S. 21.

⁶² Vgl. Brüggemann, Der Wiederaufbau (wie Anm. 8).

im Jahr 1918 Gefallenen des 2. Schützenregiments „Viljandi“ der Roten Armee, das sich an der Stelle der ehemaligen Konzertmuschel des „Dunklen Gartens“ auf den Bastionen am Flussufer befindet.⁶³ Das mächtigste Symbol der sowjetischen Vergangenheit⁶⁴ ist jedoch ein Panzer, der ca. 4 km vor Narva in Richtung Jõesuu am Ufer des Flusses postiert ist. Wie überall im östlichen Nachkriegseuropa symbolisierten diese Panzer die Befreiung der jeweiligen Stadt von der deutschen Besatzung. Die Idee, den Panzer, dessen Kanonenturm in Richtung Westen weist, in das Museum der Okkupationen in Tallinn zu verfrachten oder einen speziellen derartigen Ort für Ida-Virumaa zu gründen, ist bislang am vehementen Widerstand der Bevölkerung gescheitert.⁶⁵ Dieser Panzer steht für den Gründungsmythos des sowjetischen Narva, der Befreiung der Stadt von „den Faschisten“ und den gemeinsam bewältigten Wiederaufbau. In einem neuen estnischen Kulturreiseführer wird dieser Panzer als „Kuriosum aus der Sowjetzeit“ bezeichnet, was seiner tatsächlichen Bedeutung für die Bevölkerung nicht gerecht wird und einmal mehr den irritierten estnischen Blick verrät.⁶⁶ Demgegenüber bleibt der Panzer einer der markanten Orte, wo Narvas Hochzeitspaare ihre Blumen hinlegen, gleichsam als Tribut an die Entbehrungen der Großelterngeneration.

Dieses traditionelle Ritual am Hochzeitstag schließt mittlerweile allerdings auch den „Schwedischen Löwen“ ein, der im Jahre 2000 aus Anlass der 300-Jahrfeier des Siegs Karls XII. über Peter I. errichtet wurde. Der Vorläufer des Löwen, der 1936 außerhalb der Stadt

⁶³ Auch wenn die 1964 errichtete Granittafel von den „hier“ begrabenen Soldaten spricht – tatsächlich lagen 83 „rote Schützen“ nur wenige Monate dort, bevor sie 1919 auf den Friedhof in Siivertsi an der Straße nach Narva-Jõesuu überführt wurden. Katri Raik, Andres Toode, *Narva eile ja täna* [Narva gestern und heute]. Narva 2004, S. 69 ff.

⁶⁴ Hierzu gehören außerdem in toto die beiden gigantischen Kraftwerke und ihre Umgebung, in der sich versteckt noch so manches Relikt aus sowjetischen Tagen finden lässt, wie z.B. eine Statue des geflügelten „neuen Menschen“ des Atomzeitalters, eine Haubitze aus dem Zweiten Weltkrieg sowie eine Stele, die an die „Befreiung Sowjet-Estlands“ durch die „heldenhafte“ Rote Armee 1944 erinnern. Viele dieser sowjetischen Gedenkstätten werden übrigens im Rahmen der Abkommen über die Kriegsgräberfürsorge von der Botschaft der Russischen Föderation betreut. Wenn dabei Kränze niedergelegt werden, auf denen der „Befreiung unserer Heimat“ gedacht wird, klingt dies nicht nur in estnischen Ohren provokant und wäre etwa im Kontext der Arbeit des Volksbunds Deutsche Kriegsgräberfürsorge nicht denkbar.

⁶⁵ Vgl. den Redaktionsartikel über die Pressekonferenz des estnischen Justizministers Vaher in Narva: Ken-Marti Vaher: *Narva tank tuleb ära koristada* [Ken-Marti Vaher: Der Panzer von Narva muss weg], in: *Narva Postiljon* vom 28.2.2004, S. 1; Sergej Tsõganov, *Küllalt juba ajaloo ümberkirjutamisest!* [Es reicht mit dem Umschreiben der Geschichte!], in: *Narva Postiljon* vom 13.3.2004, S. 5.

⁶⁶ Indrek Rohtmets, *Kultuurilooline Eestimaa. Teekaaslane* [Kulturgeschichtliches Estland. Wegbegleiter]. Tallinn 2004, S. 194.

am Ort des Schlachtfelds eingeweiht worden war, ist 1944 als Symbol einer fremden Macht von den neuen sowjetischen Herren der Stadt gesprengt worden;⁶⁷ sein neuer Standort mit einem prachtvollen Blick auf die beiden Festungen erklärt vermutlich seine Popularität bei Hochzeitspaaren eher als seine erinnerungspolitisch „fremde“ Kodierung. Zweifellos ist die Versetzung des „Schwedischen Löwen“ ins Zentrum der Stadt ein geschichtspolitischer Akt gewesen, der eher estnischen Bedürfnissen entgegenkam.⁶⁸ Gleiches gilt für den 1992 errichteten Erinnerungsstein am Bahnhofplatz, der den Opfern der Repressionen unter sowjetischer Herrschaft gewidmet ist, sowie für die Wiederaufstellung des Erinnerungsensembles für die Opfer des Estnischen Unabhängigkeitskrieges 1918–1920 im selben Jahr, auch wenn die abgeschlagenen Kreuze um das Ehrenmal herum bis heute nicht repariert wurden.⁶⁹ Schließlich hat die *Eesti Selts Narvas* kürzlich ein Gedenkkreuz an der Stelle errichten lassen, wo einst die lutherische St. Petrikerche stand. Damit nähert sich die Erinnerungsarbeit räumlich dem alten Zentrum der Stadt, von dem heute nur das von *chruščevki* umgebene Rathaus zeugt. Was mit diesem historisch so bedeutsamen Areal geschehen wird, ist jedoch schon nicht mehr allein Sache von erinnerungspolitischen Debatten. Hier geht es vor allem um Geld, das für die Wiederbelebung des alten Zentrums notwendig wäre.⁷⁰

Auch anderswo in der Stadt stellt das Tote den Gegenstand der Erinnerung. Die Straße nach Jõesuu, an der neben dem sowjetischen Panzer sowie dem Kreuz für die 1700 Gefallenen auch das erwähnte estnische Gedenkareal liegt, ist eine Straße der Friedhöfe. Hier lie-

⁶⁷ Raik, Toode, Narva (wie Anm. 63), S. 28 ff.

⁶⁸ Zu dem Komplex vgl. auch Thomas Lundén, *On the Boundary. About Humans at the End of Territory*. Stockholm 2004, S. 136-150.

⁶⁹ Ein unkommentiertes Foto dieser „enthaupteten“ Anlage findet sich in dem zweisprachigen Touristenführer *Narva. Guide book. Putevoditel'*. Narva 2002 (unpag.). Es mag sein, dass ein in der Sowjetzeit geschulter Blick sich daran weniger stört als derjenige eines westlichen Touristen, wie mir estnischerseits erklärt wurde. Fakt ist, dass das 1921 aufgestellte und 1944 gesprengte Denkmal erst 1992 wieder errichtet wurde, vier Jahre, nachdem bereits während der Perestrojka eine ganze Reihe dieser Anlagen in Estland rekonstruiert worden war. Rein Ruutsoo, *Civil Society and Nation Building in Estonia and the Baltic States. Impact of Traditions on Mobilization and Transition 1986–2000*. Rohvaniemi 2002, S. 202 f., 239 (*Acta Universitatis Lapponiensis*. 49).

⁷⁰ Niemand mag das Wort „Wiederaufbau“ bislang ernsthaft in den Mund nehmen; viel wird von dem für 2008 geplanten Bau eines neuen Gebäudes des Narva Kollegs der Universität Tartu auf dem Platz der ehemaligen Börse vor dem Rathaus abhängen. Zu diesem Projekt vgl. Mart Kalm, *Narvast võib veel linn saada* [Aus Narva kann noch eine Stadt werden], in: *Eesti Ekspress* vom 03.08.2005, B8 f. Ende 2006 hat jedoch die Stadt Narva die Baugenehmigung verweigert.

gen im Abstand weniger hundert Meter estnische Soldaten aus dem Unabhängigkeitskrieg und russische Soldaten der damals ebenfalls gegen die Rote Armee kämpfenden weißen russischen Nordwestarmee (samt Gedenkkreuz) sowie zahllose Opfer der Typhusepidemie des Winters 1919/20.⁷¹ Des Weiteren liegen hier deutsche Bürger der ehemaligen St. Johannesgemeinde sowie deutsche Soldaten des Zweiten Weltkriegs, die auf Initiative des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. aus ganz Nordost-Estland hierher überführt wurden, dorthin, wo die Wehrmacht bereits 1943 einen Friedhof angelegt hatte. Doch damit nicht genug – auf diesem Gelände liegen Esten, Russen, Finnen, Schweden, Juden, Moslems, Baptisten; hier befinden sich der Friedhof des bis zum Ersten Weltkrieg in Narva stationierten 92. Pečorskij Regiment (1884–1914) sowie die Gräber der (nicht nur deutschen) Kriegsgefangenen aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1955).⁷²

Das während der Sowjetzeit in die Privatsphäre verbannte nationale Narrativ der Esten hat immer noch als dominierender Diskurs in der Öffentlichkeit des Landes zu gelten, auch wenn die Kritik an dieser einseitigen Geschichtsinterpretation wächst. Zumindest unterbewusst bleibt Narva daher trotz allem die Stadt der „Okkupanten“. Demgegenüber auf die Gegenüberstellung von kommunistischer Geschichte und post-sowjetischer Gegenwart zu verzichten gehört zum rhetorischen Arsenal der Stadtoberen.⁷³ Es bleibt zu wünschen, dass dieser Verzicht schließlich eine Integration des „alten Narva“, sei es deutsch, schwedisch, estnisch, russisch oder sowjetisch, in die Zukunft des „neuen Narva“ befördern wird.

5. Fazit

So unterschiedlich die Voraussetzungen des Umgangs der beiden Städte mit ihrer und des Landes Vergangenheit auch sein mögen, lässt sich

⁷¹ Zu diesem einschneidenden, aber vergessenen Ereignis vgl. Karsten Brüggemann, Der Tod von Narva. Die Typhusepidemie im estnisch-russischen Grenzgebiet von 1919/20 in Augenzeugenberichten, in: Kollektivität und Individualität. Der Mensch im östlichen Europa. Festschrift für Prof. Dr. Norbert Angermann zum 65. Geburtstag, hrsg. v. dems., Thomas M. Bohn, Konrad Maier. Hamburg 2001 (Studien zur Geschichtsforschung der Neuzeit. 23), S. 355-373.

⁷² Tanel Mazur, Ajalooliste kalmistute tulevik on tume [Die Zukunft der historischen Friedhöfe ist finster], in: Narva Postiljon vom 29.5.2004, S. 7.

⁷³ Jaanika Kressa, Narva – vajab ärksat ja juurtega inimest! [Narva braucht wache und verwurzelte Menschen!], in: Kultuur ja Elu (2004), H. 1.

doch zumindest eine Gemeinsamkeit erkennen. Ideologische Scheuklappen in Bezug auf die mittelalterliche deutsche Erinnerungsschicht sind nicht mehr zu erwarten, schon zu Sowjetzeiten war der Rekurs auf die „feudale“ Geschichte ja eher möglich als etwa ein Hinweis auf die „bourgeoise“, „degenerierte“, ja „faschistische“ nationale Eigenstaatlichkeit Estlands in der Zwischenkriegszeit.⁷⁴ Hiervon profitierten auch die Spuren der russischen imperialen Vergangenheit, wie sie etwa im Tallinner Park Kadriorg gehegt und gepflegt werden, die heute einen integralen Teil der Stadtlandschaft in der estnischen Hauptstadt ausmachen. Ähnliche zarische Überreste in Narva sucht man zwar vergebens; allerdings böten sich als Identifikationsobjekt und perfektes Beispiel für die (europäische) Industriearchitektur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die alten und zum Teil immer noch betriebenen Gebäude der Manufaktur Kreenholm an – eindrucksvolle Fabrikhallen und Arbeiterwohnhäuser in backsteinrot, die sogar den Krieg überstanden haben. Tatsächlich verlässt sich Narva in seiner Selbstdarstellung nicht allein auf die spektakulären Festungen am Flussufer,⁷⁵ sondern verweist nicht ohne Stolz auch auf seine 150 Jahre währende Tradition als Stadt der Industrie. Schließlich stellten Textilindustrie und Energieerzeugung Narvas Existenzberechtigung zur Sowjetzeit dar, worauf noch heute das Motto der städtischen Tourismuszentrale anspielt: „Stadt der guten Energie“ (*Hea energia linn*). Mit diesem Akzent schlägt die Stadt zwar elegant die Brücke zwischen der Zaren- und der Sowjetzeit, doch ignoriert sie dieses Erbe, wenn sie es nur in ihrem aktuellen Bezug nutzt und so tut, als ob beide Zweige heute noch für den städtischen Pulsschlag verantwortlich seien. So fehlt in einem kurzen englischsprachigen Video für Touristen jeglicher Hinweis auf die sowjetische Vergangenheit Narvas und die nationale Zusammensetzung seiner Bevölkerung.⁷⁶ Man preist hierin bildgewaltig die Festungen und präsentiert stolz seine industriellen Kapazitäten – allerdings fragt man sich, ob die Information, Narva beherberge die einzige Leder verarbeitende Fabrik Estlands, auch nur einen zusätzlichen Touristen anlockt.

Gerade im Vergleich zu Tallinns offensivem Umgang mit der sowjetischen Vergangenheit, die geradezu zu einem weiteren Eckstein des

⁷⁴ Kodres, Restaurierung (wie Anm. 3), S. 258.

⁷⁵ Bezöge man jedoch die in Nordosteuropa unikalen Bastionen und Fortifikationen aus dem 17. Jahrhundert mit ein, könnte man prächtig auf das schwedische Erbe der Stadt verweisen. Vgl. Laidre, Maa-alune Narva (wie Anm. 53).

⁷⁶ www.narva.ee/eng/index.php?vasakul/Videoklipid.eng/ (letzter Zugriff 04.03.2006).

eigenen Images erklärt wird, fällt die in dieser Hinsicht schüchterne, altbackene Präsentation Narvas negativ auf. Abgesehen von dem Festungsensemble scheint sich die Stadt in ihrer Geschichte nicht so recht wohl zu fühlen. Denn während sich Tallinn sogar das eigentlich Estland so fremde sowjetische Erbe zu Eigen macht, verleugnet Narva mit dem sowjetischen Element sein eigentliches „Eigenes“. Dabei könnte die Stadt ohne weiteres als Freilichtmuseum für sowjetische Architektur dienen, weil ihre gebaute Struktur die Entwicklung der sowjetischen industriellen Bauweise wie Jahresringe abbildet. Allerdings steht die Stadt weder im erwähnten Video noch in anderen Materialien zu ihrer jüngsten Geschichte. Das Video zeigt zwar Bilder der Altstadt mithilfe von geschickten Überblendungen, so dass die Veränderungen im Vergleich zu 1939 deutlich sichtbar werden, doch enthält es sich jeglichen Kommentars hierzu. Die Attraktivität der eigenen Geschichte, die sich gerade auch aus der Faszination ihrer eher negativen Seiten speist, wird hier komplett verspielt. Hier mag der Wunsch erkennbar sein, Narva endlich einmal als „normale“ Stadt zu präsentieren, ohne stets auf die Wunden der Geschichte verweisen zu müssen. Marketingstrategischen Erwägungen wird dieser Wunsch jedoch zunehmend nicht mehr gerecht. Dafür erwähnt das Video, dass Narva regelmäßig an den jährlich stattfindenden „Hansetagen“ teilnimmt, offenbar um das Image einer prosperierenden Handelsstadt zu unterstreichen; dass die Stadt nie Mitglied des Kaufmannbundes war, wird indes verschwiegen. Anstatt die spannungsreiche eigene Überlieferung zu nutzen, versteckt sich Narva hinter Produktionsleistungen. Anstatt die Stadt als Bindeglied zwischen Russland und Europa zu präsentieren, sieht man, wie im E-Werk Ölschieferbrocken ihrer Verwertung zugeführt werden.

Während Narva somit auch in der Form seiner Selbstdarstellung das sowjetische Erbe nicht ganz leugnen kann, ist Tallinn dabei, genau dieses Erbe zu Kapital zu machen. Dass beide Städte auffälligerweise auf das estnische Element verzichten, überrascht wiederum vor allem im Fall Tallinns, da Narva auch in diesem Kontext wenig zu bieten hat. Die Reduktion auf das politische (Sängerfest) und ethnografische (Freiluftmuseum) Element der estnischen Tradition Tallinns wirkt im Kontext eines gerade erst 15 Jahre wieder unabhängigen Landes erstaunlich anational – und damit zweifellos sehr modern. Schon die hervorragend aufgemachte Broschüre aus Anlass der EXPO in Hannover – „12 Fragen über Estland“ – war mit Selbstironie gespickte Werbung für das eigene Land, die gänzlich ohne nationalromantische Verklärung auskam, aber gleichzeitig informativ

war.⁷⁷ Diese innovative Vermarktung des kleinen Landes trägt nun auch für die Hauptstadt Früchte. Auch wenn das „internationale“ Element der Tallinner Geschichte verständlicherweise im Vordergrund steht, wenn es um Werbung im Ausland geht, heißt dies nicht, dass das estnische Erbe der eigenen Geschichte in Vergessenheit geraten wäre. Hier existiert eine erstaunlich aufmerksame Öffentlichkeit, wenn es um Fragen des Denkmalschutzes oder der Umgestaltung der Stadtlandschaft geht. Und der ausländische Tourist wird keineswegs allein gelassen, sollte er sich für die genuin estnische Vergangenheit interessieren.

Allerdings mag dem Besucher aus Westeuropa auffallen, dass Tallinn zwar durchaus keine Schwierigkeiten sieht, die ehemalige KGB-Zentrale in die Liste seiner „attractions“ einzureihen, doch nichts darauf hinweist, dass die NS-Herrschaft hier ebenso ihre Spuren hinterlassen hat. Immerhin finden sich hier und da Gedenktafeln für die jüdischen Opfer, doch hat etwa das ehemalige KZ Klooga außerhalb der Stadt keinen wirklichen Platz im Tallinner Geschichtsprogramm. Dies liegt zum einen sicher daran, dass die Dimensionen jüdischen Lebens in Estland vor 1941 und jüdischen Sterbens danach eher bescheiden waren im Vergleich etwa mit Riga oder Vilnius. Zum anderen ist diese Phase der eigenen Geschichte immer noch nicht Bestandteil des estnischen historischen Gedächtnisses.⁷⁸ Man könnte an dieser Stelle z.B. auch daran erinnern, dass Alfred Rosenberg etwa, der Verfasser des berühmten „Mythos des 20. Jahrhunderts“ und späterer Minister der besetzten Ostgebiete, gebürtiger Revalenser war. Aber es mag sein, dass dieser Aspekt in der reichen Geschichte der Stadt tatsächlich nur von marginaler Bedeutung ist, wenn man an die deutlich sichtbaren Spuren der Sowjetzeit denkt.

Und Narva? Narvas Geschichte ist bislang nur als Geschichte *einer* Überlieferung erzählt worden, sei sie deutsch, estnisch oder russisch/sowjetisch. Dabei war es wie Tallinn über Jahrhunderte ein Kommunikationszentrum im östlichen Ostseeraum und eine plurikulturelle Stadt. In seiner Geschichte spiegelt sich neben der sowjetischen auch die katholische Kolonisation, es war Vorposten der Kreuzzüge und der Lutherisierung Ingermanlands. Narvas Handelsbeziehungen reichten von Portugal bis Persien, sein ikonografischer

⁷⁷ In der englischen Version „A Dozen Questions about Estonia“ auf der Homepage des „Eesti Instituut“ abrufbar: <http://www.einst.ee/publications/12/> (letzter Zugriff 04.06.2006).

⁷⁸ Vgl. hierzu das Interview mit dem jungen Historiker Marek Tamm: Marek Tamm: eestlased armastavad oma kannatusi [Marek Tamm: die Esten lieben ihre Leiden], in: Eesti Päevaleht vom 28.01.2006.

Gehalt als Grenze oder Treffpunkt von Peter (I.) und Karl (XII.) ist legendär. Geschichte stellt geradezu das Kapital für die Zukunft Narvas dar. Für die Zukunft Estlands und das Zusammenleben von Mehrheit und Minderheit in diesem Land ist es zudem von zentraler Bedeutung. Dieses zu erkennen hieße, die Stadt, ihre Geschichte und ihre Gegenwart in die Erzählung und die Repräsentation des Landes zu integrieren. Dann wird deutlich, dass sich nicht nur das estnische, sondern letztlich ein nordosteuropäisches kulturelles Gedächtnis in der Stadt spiegelt. Narva gehört zu Estland – und damit auch seine ganze Geschichte. Aber estnische Geschichte ist ohne den weiteren, Teile Russlands einschließenden nordosteuropäischen Kontext nicht zu entschlüsseln. Was Estland für seine Geschichte von Narva lernen kann, ist somit in erster Linie die Offenheit für das Überschreiten von Grenzen.

Narvas Relevanz als Repräsentant einer „geteilten Geschichte“ im Doppelsinn kann im heutigen Kontext nur darin bestehen, durch integrative Erinnerungspolitik ein neues Bewusstsein für das allen Einwohnern gemeinsame historische Erbe zu wecken, eine „Erinnerungsgemeinschaft“ zu stiften und Narva und Estland wieder miteinander zu versöhnen, nicht gegen, sondern mit den heutigen Einwohnern der Stadt. Der Einbezug des „Schwedischen Löwen“ in die traditionellen Rituale der Narvenser kann vielleicht als Beispiel dafür gelten, dass die Schlachten der Vergangenheit für eine nachwachsende Generation an symbolischer Relevanz verlieren. Modisch gesprochen: *Re-inventing Narva* muss bedeuten, die Geschichte der Stadt als Schnittstelle europäischer Entwicklungen in den historischen Kontext Nordosteuropas einzubeziehen, um dadurch die Zäsur von 1944 zu überbrücken. Ende Januar 2005 haben die (fast ausnahmslos russischen) Studenten des Narva Kolleg der Universität Tartu den „Schwedischen Löwen“ in einer feierlichen Prozession zu einem der ihren geweiht. Hiermit wurde in Anlehnung an den alljährlichen Zug Tartuer Korpsstudenten zum Denkmal von Karl-Ernst von Baer auf dem Domberg eine estnische Tradition in Narva eingeführt. Es bleibt zu hoffen, dass dieses „inventing of traditions“ à la Narva nicht folgenlos bleibt.

Von Helsingfors zu Helsinki. „Die Aneignung fremder Vergangenheiten“ in der Hauptstadt Finnlands*

von Ralph Tuchtenhagen

Eine Geschichte des Wandels kollektiver Erinnerung für Helsinki zu schreiben, ist ein schwieriges und eigentlich verfrühtes Unterfangen, existieren doch bisher kaum Werke zur nationalen Erinnerung im Stile vor allem der französischen und deutschen, aber auch anderer Sammlungen zu „nationalen Mythen“, „Erinnerungen“ und „Erinnerungsorten“, auf die komparativ zurückzugreifen wäre.¹ Auf der anderen Seite ist kollektive Erinnerung natürlich mit Händen zu greifen, sobald man die finnländische Hauptstadt besucht, und jeder halbwegs gebildete Finnländer² wird ohne Weiteres eine Vielzahl entsprechender Daten, Ereignisse und Namen aus dem Ärmel schütteln: der Friede von Nöteborg/Pähkinäsaari³ 1323, der Anjala-Bund 1788, der Landtag von Porvoo 1809, die Unabhängigkeit 1917, der „Winterkrieg“ 1939/40, König Johan III., Mikael Agricola, Per Brahe, Augustin Ehrensvärd, Alexander I., Carl Gustaf Mannerheim, Jean Sibelius, Akseli Gallen-Kallela, Paavo Nurmi, die „Paasikivi-Kekkonen-Linie“, der Senatsplatz, der Hauptbahnhof von Helsinki, die Finlandia-Halle, das Olympia-Stadion, vielleicht auch bald das finnländische Bildungssystem im Rahmen der PISA-Studie – um nur einige zu nennen. Sie alle sind im kollektiven Vergangenheitsbewusst-

* Ein Stadtplan Helsinkis für das Jahr 1838 findet sich am Ende des vorliegenden Bandes.

¹ Vgl. die großen französischen und deutschen Sammelwerke: *Les lieux de mémoire*, hrsg. v. Pierre Nora. 7 Bde., Paris 1984–1992; *Deutsche Erinnerungsorte*, hrsg. v. Etienne François u. Hagen Schulze. 3 Bde., München 2000–2001; *Lieux de mémoire – Erinnerungsorte. D'un modèle français à un projet allemand*, hrsg. v. Etienne François. Berlin 1996.

² Ich unterscheide hier entsprechend der neueren Raum- und Ethnos-Historiografie zwischen „finnländisch“ und „finnisch“, zwischen „Finnländern“ (Bewohner Finnlands; auch Finnlandschweden, -samen, -russen etc.) und „Finnen“ (ethnische Finnen). Für Schweden gilt der Unterschied zwischen „Reichsschweden“ und „Finnlandschweden“.

³ Entsprechend der Tatsache, dass in Finnland sowohl Schwedisch als auch Finnisch offizielle Landessprachen sind, werden im Folgenden Namen und Begriffe jeweils in beiden Versionen wiedergegeben. Für die Zeit bis zur Staatsgründung Finnlands (1917) ist der schwedische Name zuerst genannt; für die Zeit nach 1917 der finnische. Der Name „Helsingfors“ (die schwedische Version von „Helsinki“) wird vor 1917 aus Gründen der Textökonomie, und weil dies der offizielle Name der Stadt in der Zeit vor der Staatsgründung Finnlands (1917) war, jeweils ohne finnische Version benutzt. Unter der finnischsprachigen Bevölkerung war „Helsinki“ aber *nota bene* auch schon vor 1917 gebräuchlich.

sein, im von der neueren internationalen Historiografie so genannten „Gedächtnis“ der Finnländer präsent, bisher aber kaum quellenanalytisch untersucht worden.⁴

Eine offene Frage ist darüber hinaus, ob solche nationalen Memorabilien, die sich in Helsinki befinden oder mit Helsinki verbunden sind, gleichzeitig Versatzstücke einer allgemeinen städtischen „Erinnerung“ sind oder sein könnten. Auf alle diese Fragen kann hier nicht weiter eingegangen werden. Auch wird die nachfolgende Skizze kaum einen Überblick geben können – was eine entsprechende Forschung voraussetzen würde –; sie versteht sich vielmehr als Ideensammlung für eine künftige Forschung zur finnländischen und helsinkischen kollektiven Erinnerung im Sinne einer „Aneignung fremder Vergangenheit“. Da eigentlich jede Vergangenheit – auch die so genannte „eigene“ – fremd ist, ist weiter einzuschränken, dass sich die nachfolgende Untersuchung auf ethnisch-nationale Fremdheit und Vergangenheit und dabei aus platzökonomischen Rücksichten auf die im Stadtbild sichtbaren Artefakte konzentrieren wird. Werke der Literatur, Musik, Philosophie, politischen Theorie u.a. müssen, so wichtig sie für eine umfassende Analyse wären, ausgespart bleiben.⁵

Fremde Vergangenheiten

Wenn von Vergangenheit, zumal von „fremder Vergangenheit“ die Rede ist, muss zunächst die Frage beantwortet werden, welche Vergangenheiten es eigentlich waren, die man sich versuchte anzueignen. Dabei kann man auf eine Unterscheidung von „fremd“ und „eigen“ zunächst verzichten, denn in einer dialektischen Interdependenz der Wahrnehmung von Vergangenheit ist das „Fremde“ immer zugleich ein dialektisch-antithetischer Teil des „Eigenen“ und das „Eigene“ ein dialektisch-antithetischer Teil des „Fremden“. Dass das Eigene als Vergangenes zudem fremd werden kann, wurde bereits festgestellt. Dies tritt besonders bei der Konstruktion einer „finnischen“ Vergan-

⁴ Für die Nachbarländer ist dies ansatzweise geschehen. Vgl. die Beiträge für Norwegen, Schweden, Russland, Polen und Dänemark in: *Mythen der Nationen. Ein europäisches Panorama*, hrsg. v. Monika Flacke. 2. Aufl., München 2001.

⁵ Zur Theorie vgl. die inzwischen klassischen Texte von Maurice Halbwachs, *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1985; ders., *Das kollektive Gedächtnis*. 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1985; Aleida Assmann, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. 3. Aufl., München 2003; Ulrich Borsdorf, *Die Aneignung der Vergangenheit. Musealisierung und Geschichte*. Bielefeld 2005.

genheit von Helsingfors/Helsinki hervor, die die städtische Bevölkerung sich als zunächst fremde, ländliche erst an-„eigen“ musste, bevor sie „eigen“ wurde und die man den dann neuerdings „fremden“ schwedischen, russischen u.a. Vergangenheiten gegenüberstellen konnte. Gleichzeitig waren natürlich die „schwedischen“, „russischen“ u.a. Vergangenheiten den „schwedischen“, „russischen“ u.a. Finnländern bzw. Helsingforsern/Helsinkiern durchaus nicht „fremd“, sondern sehr „eigen“.

Die folgende Analyse beschränkt sich auf die drei wichtigsten Konzepte von Vergangenheit in der Geschichte Helsinkis, die schwedische, die russische und die finnische. Andere, durchaus behandelnswerte Vergangenheiten wie die deutsche, jüdische, englische, niederländische, französische etc. müssen hier, wiederum aus Gründen der Platzökonomie, aber vor allem wegen unzureichender Forschungsgrundlagen ausgespart bleiben.

Monumente der schwedischen Vergangenheit

Die älteste Vergangenheit ist historiografisch als „schwedische“ Vergangenheit konzipiert worden. 1550 gründete König Gustav I. Vasa von Schweden (1523–1560) an der Küste Nylands an der Mündung des Flüsschens Vanda/Vantaanjoki eine Stadt namens Helsingfors.⁶ Diese Stadtgründung hatte unterschiedliche Intentionen. Sie sollte den von den Hansekaufleuten organisierten Außenhandel an der nyländischen Küste in die Hände schwedischer Untertanen überführen und dabei vor allem der auf der anderen Seite des Finnischen Meerbusen liegenden Hansestadt Reval (estn. Tallinn) Konkurrenz machen. Gleichzeitig versuchte Gustav I. aber auch, den lokalen bäuerlichen Handel und die bäuerliche Küstenschifffahrt zugunsten des Großhandels einzudämmen. Ein weiteres – nicht unwesentliches Ziel – bestand darin, an der finnländischen Südküste neben Åbo/Turku und Viborg/Viipuri einen dritten Stützpunkt für die königliche Kriegsflotte

⁶ Der Name „Helsingfors“ geht auf eine ältere Siedlung, das ca. 1351 entstandene Dorf Helsing, zurück. Helsing lag am Kreuzpunkt mehrerer Verkehrswege, u.a. dem so genannten „Königsweg“ (Kungsvägen/Kunninkantie) von Åbo/Turku nach Viborg/Viipuri und der Straße von der Küste nach Tavastland/Häme. Der Name Helsing taucht bereits vor der Entstehung des Dorfes als Flussname (Helsingaa – Helsingfluss) auf und gab dem gesamten Umland seinen Namen. Der Namensbestandteil bezeichnet die Lage der Stadt an den Vanda-Stromschnellen (schwed. *förs* – Stromschnellen). Zur Vorgeschichte von Helsingfors allgemein vgl. Gunnvor Kerkkonen, Helsing sockens historia [Geschichte des Kirchspiels Helsing]. Bd. 1: Helsing medeltid [Helsing im Mittelalter]. Borgå 1965.

zu gewinnen.⁷ Um die neue Stadt zu bevölkern, befahl der König den Bewohnern der finnländischen Städte Borgå/Porvoo, Ekenäs/Tammissaari, Raumo/Rauma und Ulfsby/Ulvila, nach Helsingfors überzusiedeln und sich dort mit Handel und Handwerk zu beschäftigen. Außerdem hoffte Gustav I. einige Revaler Kaufleute und Bauern aus der Revaler Umgebung anziehen zu können.

Die Stadt entwickelte sich jedoch trotz Verleihung der Stapelrechte (1617) wegen ungünstiger topografischer Bedingungen, u.a. wegen geringer Wassertiefe im Hafen und fehlender Ausdehnungsmöglichkeiten, aber auch aufgrund der schwedisch-moskauischen Kriege zwischen 1561 und 1629 nicht in der gewünschten Weise. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wohnten kaum mehr als 500 Einwohner in Helsingfors, die sich zwar recht und schlecht ernähren, die Hoffnungen der schwedischen Krone aber nicht erfüllen konnten.⁸ Um der Stadt bessere ökonomische Bedingungen zu verschaffen, ließ der königliche Generalgouverneur Per Brahe d.J. (1602–1680)⁹ das alte Helsingfors

⁷ Zum wirtschafts- und sozialpolitischen Kontext vgl. Marjut Kirjakka, *The orthogonal Finnish town 1620–1860. Its structure, components and dimensions*. Helsinki 1996 (*Yhdyskuntasuunnittelun täydennyskoulutuskeskuksen julkaisu*. A 23).

⁸ Vgl. Erik Ehrström, *Hälsingfors stads historia från 1640 till stora ofreden* [Geschichte der Stadt Helsingfors von 1640 bis zum Großen Nordischen Krieg]. Helsingfors 1890 (Skrifter utgivna af Svenska litteratursällskapet i Finland. 15); Marta Hirn, *Helsinki, the small town*, in: Helsinki. *Capital of Finland*, hrsg. v. Gunnar Mårtensson. Helsinki 1950, S. 11 f.; Markku Kuisma, *Helsingfors sockens historia* [Geschichte des Kirchspiels Helsingfors]. Bd. 2: *Från tillkomsten av det gamla Helsingfors till Stora ofreden 1550–1713* [Von der Entstehung des alten Helsingfors bis zum Großen Nordischen Krieg 1550–1713]. Jyväskylä 1990; Eino E. Suolahti, *Helsingfors vid Vanda* [Helsingfors am Vanda], in: *Helsingfors stads historia* [Geschichte der Stadt Helsingfors], hrsg. v. Ragnar Rosén, Eirik Hornborg, Heikki Waris u. Eino Jutikkala. Bd. 1, Helsingfors 1950, S. 109–267; ders., *Helsinki 1550–1950*. Helsinki 1950, S. 7–52 (schwed. Fassung: *Helsingfors 1550–1950*. Helsingfors 1950, S. 7–55); *Sirpaleita suurvalta-ajan Helsingistä* [Fragmente aus der Geschichte Helsinkis während der Großmachtperiode], hrsg. v. Marianna Niukkanen. Helsinki 2002 (*Museoviraston rakenushistorian osaston julkaisu*. 22); *Helsinki 1550–1640*, hrsg. v. Päivikki Kallio, Irma Savolainen u. Sinikka Vainio. Helsinki 1994 (Narinkka 1994).

⁹ Per Brahe d.J., einer der „nationalen Väter“ Finnlands, stammte aus einem alten schwedischen Adelsgeschlecht, diente als Offizier der schwedischen Armee während der letzten Jahre des „Polnischen Krieges“ (1600–1629) und in den ersten Jahren des schwedischen Engagements im Dreißigjährigen Krieg. Seit 1629 war er in verschiedenen hohen Funktionen für die schwedische Regierung tätig, bevor er 1637 zum Generalgouverneur von Finnland ernannt wurde. Dieses Amt bekleidete er zunächst bis 1640, später dann noch einmal zwischen 1648 und 1654. In dieser Zeit reformierte er die gesamte finnländische Verwaltung, schloss Finnland an das reichsweite schwedische Postsystem an, gründete neue Städte (z.B. Brahestad), förderte Handel und Landwirtschaft und setzte sich für das Bildungswesen ein. 1640 eröffnete er die Akademie (Universität) von Åbo/Turku, deren Gründer und erster Kanzler er war. Außerdem fungierte er 1632–1644 und 1660–1672 als schwedischer Reichskanzler in den Vormundschaftsregierungen Christianas I. (1644–1654) bzw. Karls XI. (1672–1697). Vgl. Petrus Nordman, *Per Brahe. Illustrerad lefnadsteckning* [Illustrierte Darstellung seines Lebens]. Helsingfors 1904 (Skrifter utgivna af Svenska Litteratursällskapet

1639/40 räumen und weiter nach Süden, nach Estnäskatan/Vironiemi, verlegen. Auch dort entwickelte sich die Stadt zunächst nicht nach Plan. Der Außenhandel blieb verhalten, die Bevölkerung überwiegend arm, und auch das äußere Erscheinungsbild der Stadt machte keinen sonderlich städtischen Eindruck. Fast alle Gebäude bestanden aus Holzhäusern, und die Größe der Stadt entsprach eher der eines größeren Dorfes.

Erst nach den schwedisch-russischen Kriegen zwischen 1700 und 1721 bzw. 1741 und 1743 und dem Verlust zweier wichtiger Außenhandelsstädte im Osten Finnlands, nämlich Viborg/Viipuri und Fredrikshamn/Hamina, nahm Helsingfors einen sichtbaren Aufschwung.¹⁰ Ein entscheidender Wendepunkt war der Bau der Festung Sveaborg/Viapori (heute finn. Suomenlinna) nach Plänen des schwedischen Fortifikationsoffiziers Graf Augustin Ehrensvärd (1710–1772)¹¹ auf einem dem städtischen Hafen vorgelagerten Inselareal im Jahr 1748. Die zeit-

i Finland. 60); Carl Magnus Schybergson, *Per Brahe och Åbo akademi. Till 300 års minnet* [Per Brahe und die Akademie zu Åbo. Zum 300-jährigen Gedächtnis]. 2 Bde., Helsingfors 1915, 1940 (Skrifter utgivna af Svenska Litteratursällskapet i Finland. 123, 278); Nils Villstrand, *Den begränsat belätne greven och hans två folk* [Der eingeschränkt zufriedene Graf und seine beiden Völker], in: *Finsk tidskrift* 233/234 (1993), S. 171-179.

¹⁰ Vgl. *Bidrag till Helsingfors stads historia 5: Gamla Helsingfors 1550–1640* [Beiträge zur Geschichte der Stadt Helsingfors 5: Alt-Helsingfors 1550–1640]. Helsingfors 1908 (Skrifter utgivna av Svenska litteratursällskapet i Finland. 86); K.N. Rauhala, *Drag ur Helsingfors historia 1550–1812* [Kapitel aus der Geschichte von Helsingfors]. Helsingfors 1928; Hirn, Helsinki (wie Anm. 8), S. 12-16; Eino E. Suolahti, *Ensimmäinen Vironniemen Helsinki* [Das erste Helsinki am Vironiemi], in: *Helsingin kaupungin historia* [Geschichte der Stadt Helsinki]. Bd. 1, hrsg. v. Ragnar Rosén, Eirik Hornborg, Heikki Waris u. Eino Jutikkala. Helsinki 1950, S. 245-411 (schwed. Fassung: *Den första stapelstaden på Estnäskatan*, in: *Helsingfors stads historia* [wie Anm. 8], S. 256-427); ders., Helsinki (wie Anm. 8), S. 53-102 (schwed. Fassung: S. 57-106); Eirik Hornborg, *Från återupp ständelsen till Sveaborgs anläggning (1721–1741)* [Von der Wiederaufstehung bis zum Bau von Sveaborg (1721–1741)], in: *Helsingfors stads historia* (wie Anm. 8), Bd. 2, Helsingfors 1950, S. 9-198; Helsinki 1700, hrsg. v. Päivikki Kallio, Irma Savolainen u. Sinikka Vainio. Helsinki 1996 (Narinkka 1995). Vgl. Ville Zilliacus, *Gamle kungens gård* [Der alte Königshof], in: *Alla tiders Helsingfors* [Helsingfors zu allen Zeiten], hrsg. v. dems. Esbo 1998, S. 11-19; Jonathan Moorhouse, Helsinki. *Empirekaupungin synty 1550–1850: kävelyretkiä*. Helsinki 2003 (Suomalaisen Kirjallisuuden Seuran toimituksia. 946) (engl. Fassung: Helsinki. *Birth of the classic capital 1550–1850. Promenades*. Helsinki 2003 [Suomalaisen kirjallisuuden seuran toimituksia. 933]).

¹¹ Zu Ehrensvärd vgl. Oskar Nikula, *Augustin Ehrensvärd*. Åbo 1960 (Skrifter utgivna af Svenska litteratursällskapet i Finland. 380); Hans Eklund, *Augustin Ehrensvärd. Målaren, upplysningsmannen, människovännen, byggaren, sjömannen och flaggmannen* [Augustin Ehrensvärd. Der Maler, Aufklärer, Menschenfreund, Baumeister, Seemann und Flagger]. Stockholm 1997 (Nationalmusei årsbok. 43); ders., *Konstnären Augustin Ehrensvärd* [Der Künstler Augustin Ehrensvärd], in: *Sveaborg – samtiden och eftervärlden* [Sveaborg – damals und danach], hrsg. v. Magdalena af Hällström u. Minna Sarantola-Weiss. Helsingfors 1998 (Bidrag till Sveaborgs historia. 6), S. 24-36.

weise 8 000 Arbeiter und der enorme Bedarf an Baumaterialien für das bald als „Gibraltar des Nordens“ rühmbar werdende Festungswerk kurbelten die Wirtschaft an und verschafften der Stadt einen beachtlichen ökonomischen Aufschwung.¹² Dies lässt sich beispielsweise an der Zahl der Steingebäude der Stadt ablesen. Nach einer Erhebung der schwedischen Behörden aus dem Jahr 1747 existierten in ganz Finnland 47 Steingebäude, davon 46 in der finnländischen Hauptstadt Åbo und nur eines in Helsingfors. Nach 1748 stieg ihre Zahl in Helsingfors sprunghaft an.¹³

Das Ende der schwedischen Epoche von Helsingfors kam mit den napoleonischen Kriegen. 1808 wurde Finnland im Rahmen des russisch-schwedischen Krieges (1808/09) von russischen Truppen besetzt. Diese marschierten im März 1808 in Helsingfors ein. Anfang Mai 1808 eroberten sie Sveaborg. Im Friedensvertrag von Fredrikshamn/Hamina (September 1809) gingen Finnland und ein Teil des eigentlichen Schweden (Österbotten/Pohjanmaa) im Rahmen einer Personalunion mit dem russländischen Kaiser als „Großfürstentum Finnland“ an Russland. Der Kaiser versprach jedoch, die (schwedischen) Rechte und Gesetze Finnlands zu achten und die Verwaltungsautonomie des neuen Staates zu gewährleisten.¹⁴

Dem politischen Schlussstrich unter die schwedische Herrschaftsperiode entsprach das physische Ende des alten Helsingfors. Am 17. November 1808 zerstörte ein Brand ein Viertel des bebauten Areals, darunter sämtliche Holzgebäude. Übrig blieb der von Brahe angeleg-

¹² Zum historischen Kontext vgl. Marta Hirn, *Suomenlinna halki kahden vuosisadan. Suomenlinnan historiaa sanoin ja kuvin* [Zwei Jahrhunderte Suomenlinna. Die Geschichte Suomenlinnas in Wort und Bild]. Porvoo 1948 (schwed. Fassung: *Sveaborg genom två seklers. Borgå/Helsingfors 1948*); *Sveaborgs arkitektur år 1970* [Die Architektur von Sveaborg 1970]. Helsingfors 1970; Olaf af Hällström, *Sveaborg. Suomenlinna. The island fortress of Helsinki. An architectural history*. Helsinki/Helsingfors 1986; ders., *Matkailijan Suomenlinna* [Suomenlinna für Touristen]. Helsinki 1988 (schwed. Fassung: *Turist på Sveaborg. Helsingfors 1988*); *Suomenlinnan rakennusten historia* [Geschichte des Baus von Suomenlinna], hrsg. v. Pekka Kärki (u.a.). Jyväskylä 1997 (*Museoviraston rakennushistorian osaston julkaisu*. 17); C.J. Gardberg, Kari Palsila, Viapori. Suomenlinna [Sveaborg, Suomenlinna]. Keuruu 1998; Matti Klinge, *Sveaborg – den fransk-turkiska bakgrunden* [Sveaborg – der französisch-türkische Hintergrund], in: *Sveaborg* (wie Anm. 11), S. 10-23.

¹³ Vgl. Suolahti, Helsinki (wie Anm. 8), S. 103-142; Eirik Hornborg, *Från Sveaborgs grundläggning till landshövdingens residensets flyttning (1748–1776)* [Von der Gründung Sveaborgs bis zur Verlegung der Residenz des landshövdingens (1748–1776)]. Helsingfors, Bd. 2, S. 199-576.

¹⁴ Vgl. Allan Sandström, *Sveriges sista krig. De dramatiska åren 1808–1809* [Schwedens letzter Krieg. Die dramatischen Jahre 1808–1809]. Stockholm 1994; Osmo Jussila, *How did Finland come under Russian rule?*, in: *Finland and Poland in the Russian empire: a comparative study*, hrsg. v. Michael Branch, Janet M. Hartley u. Antoni Maczak. London 1995 (*SSEES occasional papers*. 29), S. 61-73.

te orthogonale Stadtgrundriss. Was aus Stein gebaut war, überlebte in Form von Straßen (z.B. das Pflaster der Sofiangata/Sofiankatu) und einiger Stadtpaläste, darunter das heute älteste Gebäude der Stadt, das Sederholm-Haus (gebaut 1757), das Bürgerhaus (so genannte Bock-Haus, heute Rathaus, gebaut vor 1760) und das alte Rathaus (1804; 1838 abgerissen). Außerdem blieben das Gebäude der Trivialschule (gebaut in den 1750er Jahren), der nördlich des damaligen Helsingfors auf dem Land liegende Domarby/Tuomarinkylä-Hof (gebaut in den 1790er Jahren) und natürlich die Festung Sveaborg erhalten.

Sveaborg wurde gleichzeitig zum ersten Erinnerungsort für die alt-schwedische Periode der Stadt.¹⁵ Zehn Jahre nach dem Tod (1772) Augustin Ehrensvärds war 1782 auf dem so genannten Großen Burghof der Sveaborg-Insel Vargö/Susisaari ein Grab für den Gründer der schwedischen Schärenflotte und Erbauer der Festung geschaffen worden, um das herum auf Befehl des schwedischen Königs Gustav III. (1772–1792) in der Folgezeit ein bedeutendes Memorialgelände entstand, das heute zum Pflichtprogramm jedes Helsinki-Besuchers gehört.

Der erste Versuch, Ehrensvärds Grab zu einem national-schwedischen Monument zu erweitern, stammte vom schwedischen König selbst. Er fertigte einen Entwurf für ein Ehrensvärd-Denkmal an, der von Ehrensvärds Sohn, Carl August Ehrensvärd (1745–1800) – selbst Künstler und Architekt – bearbeitet und schließlich von dem renommierten schwedischen Künstler Johan Tobias Sergel (1740–1814) umgesetzt wurde. Es sollte bis 1807 dauern, bis alle Teile des Denkmals an ihrem Platz waren. Dazu gehörten Schiffsmasten, ein antiker Helm, ein Schwert, ein Schild und der Seraphimorden, alle in Bronze, gegossen aus dem Metall eingeschmolzener Kanonen, die während der für Ehrensvärd siegreichen Schlacht gegen die russländische Flotte bei Svenskund im Finnischen Meerbusen 1790 zum Einsatz gekommen waren. Es entstand ein Ensemble, das den schwedischen Sieg im schwedisch-russischen Krieg 1788–1790 und den Schutz Finnlands durch schwedische Waffen dokumentierte. Eine Ironie der Geschichte wollte es, dass nur ein gutes Jahr nach der Fertigstellung des Denkmals russische Truppen Sveaborg in Besitz nahmen und den hochsymbolischen Ort schwedischer Ostgrenzensicherung durch eigene Macht- und Siegesymbole überschrieben.¹⁶ Nichtsdestoweniger war

¹⁵ Einige Aspekte im Rahmen der Erinnerungs- bzw. Gedächtniskonzeption bietet Sveaborg (wie Anm. 11).

¹⁶ Vgl. dazu Joachim Mickwitz, *Kulturmöten och kulturkrockar. Sveaborg och det ryska*

Sveaborg nicht nur der erste, sondern bis heute bedeutendste und inzwischen auch international gewürdigte Erinnerungsort – nicht nur von Helsingfors, sondern ganz Finnlands. Seit 1991 gehört Sveaborg zum UNESCO-Weltkulturerbe.¹⁷

Die Erinnerung an die Hinterlassenschaften der älteren schwedischen Vergangenheit der Stadt setzte im Gegensatz zu Sveaborg spät ein. Ein wichtiger Grund dafür war, dass proschwedische Manifestationen unter russischer Herrschaft außerhalb von Sveaborg, wo die russische Kontrolle vollkommen war, generell verdächtig und gefährlich erschienen. Zudem entwickelte sich im 19. Jahrhundert ein finnischer Nationalismus, der gemäß der legendären Formel des finnländischen Philosophen Johann Vilhelm Snellmann (1806–1881) aus dem Jahr 1830: „Schweden sind wir nicht mehr, Russen können wir nicht sein, lasst uns Finnen sein“ die Erinnerung an die Zeugnisse der schwedischen Epoche überdeckte. Einen ersten Schritt zur Schaffung eines kollektiven Gedächtnisses der Schwedenzeit unternahm der Justizbeamte Eugen von Knorring. Knorring zeichnete 1873 einen von ihm gefundenen Grabstein der Alt-Helsingfors, aus den Niederlanden stammenden Kaufmannsfamilie van Sanden von 1590. Als eines der ältesten und gleichzeitig eines der ganz wenigen städtischen Zeugnisse zur frühen Geschichte der Stadt gewann dieser Grabstein unter der städtischen Bevölkerung im späten 19. Jahrhundert mehr und mehr an Interesse. Nach Vorlage dieser Zeichnung entwarf der Helsingfors Bildhauer Robert Stigell (1852–1907) schließlich einen Grabstein für Hans van Sanden (?–1590), der zum 300. Todestag van Sandens 1890 auf dem Kirchhof von Alt-Helsingfors aufgestellt wurde. Damit entstand ein Erinnerungsareal der schwedischen Vergangenheit rund um den Kirchhof von Alt-Helsingfors. 1950 folgte ein von dem Bildhauer Yrjö Rosola (1904–1989) geschaffenes Denkmal zum 400. Jubiläum der Stadtgründung von Alt-Helsingfors, bestehend aus einem in Stein gehauenen Stadtplan für die Jahre 1550–1640 und einem stilisierten Renaissance-Relief Gustavs I. Vasa im Profil. Im

maktövertagandet [Kulturbegegnungen und -zusammenstöße. Sveaborg und die russische Machtübernahme], in: Sveaborg (wie Anm. 11), S. 138-169.

¹⁷ Vgl. Reinhold Hausen, Augustin Ehrenswards jordafärd och hans grafmonument på Sveaborg [Augustin Ehrenswards Hinscheiden und sein Grabmonument auf Sveaborg]. Helsingfors 1911 (Skrifter utgivna av Svenska Litteratursällskapet i Finland. Förhandlingar och uppsatser. 25); Seija Linnanmäki, Augustin Ehrenswards gravvård. Dess skeden och symbolik [Die Grabpflege um Augustin Ehrensward. Ihre Durchführung und Symbolik], in: Sveaborg (wie Anm. 11), S. 64-93. Zu Carl August Ehrensward vgl. Ragnar Josephson, Carl August Ehrensward. Stockholm 1963; Ulf Cederlöf, Carl August Ehrensward. Stockholm 1997 (Nationalmusei utställningskatalog. 603).

Jahr 2000 kam das von dem Helsinkier Architekten Raimo Sandelin [Lebensdaten nicht ermittelbar; R. T.] entworfene und neben dem Stadtgründungsdenkmal aufgestellte „Monument für die Erbauer von Helsingfors“ – ein fast zwei Meter hoher Stein aus schwarzem Diorit – hinzu.¹⁸

Ein zweiter Erinnerungsort für das erste Alt-Helsingfors entstand mit dem Gustav-Adolf-Park. Hier wurde 1932 ein von mehreren Stadtteilvereinen anlässlich des 300. Todesjahres Gustavs II. Adolf in Auftrag gegebener und von dem Helsinkier Stadtplaner Birger Brunila (1882–1979) geschaffener Obelisk erbaut, zur Erinnerung an den von Gustav II. Adolf in Helsingfors abgehaltenen finnländischen Landtag nach der Sicherung der schwedischen Ostgrenze 1616. Hinzu kam ein von einem unbekanntem Künstler errichteter Gedenkstein für die erste Kirche und den ersten Friedhof von Alt-Helsingfors 1550–1639.¹⁹ Ein dritter Erinnerungsort für die erste Periode der schwedischen Stadt entstand mit der von dem Künstler Leo Laukkanen (1913–1978) entworfenen und 1965 aufgestellten Gedenktafel für das Anneberg-Hospital, das älteste Krankenhaus von Helsingfors.²⁰

Aus der späteren schwedischen Periode (nach 1640) ist vor allem ein Monument zu nennen: das Gedächtnismedaillon für die ehemalige Ulrika-Eleonora-Kirche auf dem Senatsplatz im Empireviertel. Das von dem Architekten und Künstler Gunnar Finne (1886–1952) geschaffene, 1937 installierte bronzene Gedächtnismedaillon markiert den Platz, auf dem 1727–1827 Helsingfors’ „dritte Kirche“ und ein bereits seit 1640 existierender Friedhof lagen, bevor das Areal unter russischer Herrschaft überbaut und neu gestaltet wurde. Für die Hauptwache und das Rathaus, die ebenfalls den Umgestaltungen unter russischer Herrschaft weichen mussten, fehlen ähnliche Denkmäler.²¹

Es mangelt also seit dem Ende des 19. Jahrhunderts nicht an Erinnerungsorten zur Vergangenheit von Alt-Helsingfors. Dennoch erreichten sie nicht den Umfang und Stellenwert, den die russische und vor allem die finnische Erinnerungslandschaft in Helsinki einnehmen. Bis heute existieren kaum öffentliche Denkmäler für die

¹⁸ Zum historischen Hintergrund vgl. die Darstellung auf den Seiten des Finnischen Kunstmuseums www.taidemuseo.fi/suomeksi/veisto/veistosivu.html.

¹⁹ Vgl. Hirn, Helsinki (wie Anm. 8), S. 20 f., 25, 44, 46 f. Zum historischen Hintergrund vgl. www.taidemuseo.fi/suomeksi/veisto/veistosivu.html.

²⁰ Zum historischen Hintergrund vgl. Åke Sandholm, *Hospitalet i Helsingfors* [Das Hospital in Helsingfors]. Helsingfors 1974 (Helsingfors i forna tider. 3). Außerdem: www.taidemuseo.fi/suomeksi/veisto/veistosivu.html.

²¹ Zum historischen Hintergrund vgl. www.taidemuseo.fi/suomeksi/veisto/veistosivu.html.

großen Persönlichkeiten der schwedischen Vergangenheit Helsinkis – weder von Gustav I. Vasa noch von Johan III. (1568–1592), dem ersten „Herzog“ von Finnland und Territorialherren von Helsingfors, und auch nicht von Per Brahe (dem man allerdings in Turku/Åbo eine Statue gewidmet hat). Außer den genannten Erinnerungsorten blieben nur persönliche Erinnerungen, Erzählungen und einige Grabsteine erhalten.

Monumente einer russischen Vergangenheit

1812 verlegte der russländische Kaiser Alexander I. (1801–1825) die Hauptstadt Finnlands von Åbo nach Helsingfors.²² Um diesen administrativen Akt physisch-symbolisch zu unterstreichen, wurde die Stadt einer stadtplanerischen und architektonischen Neuordnung unterzogen. Dafür herrschten nach dem Brand von 1808 ideale Bedingungen, denn dieser hinterließ Stadtplanern und Architekten ein fast freies Gelände. Helsingfors erhob sich aus den Trümmern der alten schwedischen Stadt wie Phoenix aus der Asche, allerdings in neuem Gewand, mit weitaus breiteren Straßen und größeren Plätzen und im Stil der damaligen Zeit, dem Empire. Der Straßengrundriss erfuhr besonders am Hafen einschneidende Veränderungen. Außerdem wurden die größeren Erhebungen im Stadtzentrum gesprengt und versumpfte Buchten und Moore trockengelegt. Dies alles geschah unter der Leitung der vom Kaiser beauftragten Architekten und Stadtplaner, Johann Albrecht Ehrenström (1762–1847)²³ und dem Berliner Architekten in kaiserlichen Diensten, Carl Ludwig Engel (1778–1840).²⁴ Engel allein entwarf über 30 öffentliche Gebäude und überwachte den Bau von mehr als 600 Gebäuden in Helsingfors.

Insbesondere der Senatsplatz und seine nähere Umgebung, auch er im Wesentlichen ein nach Skizzen Ehrenströms ausgeführtes Werk Engels, veränderten das Stadtbild im Zentrum nachhaltig und prägen bis heute den architektonischen Charakter im Regierungsviertel. Um

²² Vgl. Gunnar Mårtenson, Helsinki, the capital, in: Helsinki. Capital of Finland, hrsg. v. dems. Helsinki 1950, S. 137-142.

²³ Vgl. Yrjö Blomstedt, Johan Albrecht Ehrenström. Kustavilainen ja kaupunginrakentaja [Johann Albrecht Ehrenström. Gustavianer und Stadtarchitekt]. Helsinki 1963; Ville Ziliacus, Ehrenströms nya Helsingfors [Ehrenströms neues Helsingfors], in: Alla tiders Helsingfors [Helsingfors zu allen Zeiten], hrsg. v. dems. Esbo 1998, S. 71-85.

²⁴ Zu Engel vgl. Carl Ludwig Engel und das klassizistische Helsinki. Pläne und Zeichnungen. Berlin 1999; Carl Ludwig Engel 1778–1840, hrsg. v. Johann Carl Ludwig Engel. Helsinki 1990.

den Senatsplatz herum entstanden die wichtigsten öffentlichen Gebäude des Landes: u.a. das Senatsgebäude (heute Staatsratsgebäude, 1822/24), das Rathaus (früheres Bock-Haus, 1763), die Alte (russisch-orthodoxe) Kirche (1827), die 1828 nach einem Stadtbrand in Åbo nach Helsingfors verlegte Universität und die Universitätsbibliothek (1844), der umgebaute Palast des Großherzogs von Finnland (ursprünglich vom Kaufmann Johan Henrik Heidenstrauch 1813 errichtet, 1837 von Engel umgebaut) und die Nikolaikirche (1852).²⁵ Sie sollten den Hauptstadtcharakter von Helsingfors unterstreichen, symbolisierten aber gleichzeitig einen russisch-kaiserlichen Anspruch auf die Stadt und ganz Finnland, indem das Zentrum von Helsingfors stilistisch und strukturell ein Abbild St. Petersburgs wurde. Helsingfors sollte ein St. Petersburg in der Provinz, ein St. Petersburg en miniature werden.²⁶ Schon die Anlage des Stadtzentrums gemahnte an St. Petersburg. Wie in der russländischen Hauptstadt der Nevskij Prospekt, führte auch in Helsingfors die wichtigste Straße, die nach dem russländischen Kaiser benannte Alexandersgatan/Aleksanterinkatu, zu einem zentralen Platz am Wasser. Wie zu St. Petersburg die Seefestung Kronstadt gehörte, besaß Helsingfors eine Seefestung (Sveaborg), die die Stadt schützte und die nach dem Übergang an Russland nun auch russisches Militär beherbergte. Unübersehbar wurde der russische – und von der Helsingforser und finnländischen Bevölkerung akzeptierte – Herrschaftsanspruch durch den nur einen Steinwurf vom Senatsplatz entfernten so genannten Kaiserinnenstein (Obelisk) dokumentiert,²⁷ das älteste öffentliche Denkmal der Stadt. Es war 1835 zum Gedenken an den Besuch Kaiser Nikolaus' I. (1825–1855) und seiner deutschstämmigen Frau Alexandra in Helsingfors im Jahr 1833 errichtet worden. Die Herrschaftssymbolik des Denkmals spricht für sich: Auf dem Obelisk ruht ein vergoldeter Globus, darauf thront der ebenfalls vergoldete russische Doppeladler.²⁸

²⁵ Vgl. Tellervo Koivisto, *The presidential palace*. Helsinki 1992.

²⁶ Einen guten bildlichen Einblick in das damalige Helsingfors gewinnt man bei Fredrik Berndtson, *Historisk-topografisk teckning till panorama af Helsingfors* [Historisch-topografische Darstellung des Panoramas von Helsingfors]. Helsingfors 1847. Vgl. Sven-Erik Åström, *Samhällsplanering och regionsbildning i kejsartidens Helsingfors. Studier i stadens inre differentiering 1810–1910. Social planning and the formation of social areas in imperial Helsingfors. Studies on the inner differentiation of the city 1810–1910*. Helsingfors 1957; *Helsingin rakennusvaiheet empirestä nykyaikaan* [Die Bautätigkeit in Helsingfors von der Empirezeit bis zur Gegenwart], in: *Helsingfors byggnadsskeden från empire till nutid*, hrsg. v. Georg Luther u. Helena Riekkö. Helsinki/Helsingfors 1974.

²⁷ Carl Ludvig Engel, *Salutorget/Kaupparori*.

²⁸ Beide von Magnus von Wright (1805–1868). Zum historischen Hintergrund vgl. www.tai-demuseo.fi/suomeksi/veisto/veistosivu.html.

Blickt man vom Kaiserinnenstein nach Nordosten, stößt man auf ein weiteres Memorial russischer Herrschaft – die 1868 eingeweihte russisch-orthodoxe Uspenskij-Kathedrale. Nicht zuletzt aber war der Senatsplatz, steingewordenes Symbol der finnländischen Autonomieregierung, von russischen Symbolen besetzt. Die Universität trug den Namen Alexanders I. Die 1894 eingeweihte Statue Alexanders II.²⁹ zeigt den Kaiser in Uniform während seiner Rede von 1863 auf dem ersten von ihm nach 1809 abgehaltenen Landtag. Das Denkmal entwickelte sich innerhalb kürzester Zeit von einem Symbol der Huldigung der finnländischen Stände gegenüber dem Kaiser von Russland und Großfürsten von Finnland zum Symbol des finnländischen Widerstands gegen die Einschränkung finnländischer Autonomierechte durch die russische Regierung seit 1899.³⁰ Eine ähnliche Funktion erfüllte übrigens auch der nur wenig später entstandene Fries „Alexander I. und der Landtag zu Borgå 1809“³¹ an der Wand des Ständehauses.

Andere Denkmäler, die die russische Herrschaftsperiode dokumentierten, wirkten eher im Verborgenen. Dazu gehörte eine Büste Alexanders I. im Garten der Helsinkier Universitätsbibliothek.³² Ursprünglich ein Geschenk der russländischen Kaiserin Elisabeth an die Akademie zu Åbo aus dem Jahr 1814, wurde sie 1832 in den fer-

²⁹ Walter Runeberg (1838–1920) und Johannes Tarkanen (1849–1885), Senatsplatz.

³⁰ Die finnländischen Stände hatten 1884 (drei Jahre nach der Ermordung Alexanders II.) beschlossen, eine Statue zu Ehren des Kaisers auf dem Senatsplatz zu errichten. Entworfen und ausgeführt wurde sie zunächst von dem finnischen Bildhauer Johannes Tarkanen (1849–1885). Als dieser vorzeitig verstarb, wurde sie von dem Bildhauer Walter Runeberg (1838–1920) zu Ende geführt. Die Uniform war Runebergs Idee gewesen. Tarkanens ursprünglicher Entwurf sah einen Kaiser in Zivil ohne äußere Anzeichen der Macht vor. Als politische Auseinandersetzungen zwischen den finnländischen Ständen und der St. Petersburger Regierung seit 1899 zunahmen, erhielt die Statue Alexanders II. eine zusätzliche symbolische Komponente, indem sich politische Demonstranten gerne um die Statue versammelten, um gegenüber St. Petersburg auf den „liberalen Zaren“ zu verweisen. Zum historischen Hintergrund vgl. www.taidemuseo.fi/suomeksi/veisto/veistosivu.html.

³¹ Emil Wikström (1864–1942), 1903, Snellmansgatan/Snellmaninkatu, Kruununhaka/Kronohagen. In der Mitte ist Alexander I. gestaltet, flankiert von Repräsentanten der vier finnländischen Stände (Adel, Geistlichkeit, Stadtbürgertum, Bauern). Die Inschrift „Leges et instituta Fenniae solemniter confirmatae“ verweist auf das abgebildete Ereignis: die Bestätigung von Finnlands Gesetzen und Institutionen. Zwei Frauenfiguren symbolisieren Gesetz und Glauben als die Grundlagen der finnländischen Autonomie. Ein verwundeter Soldat steht für Krieg und Versöhnung zwischen Schweden/Finnland und Russland. Weitere Symbole thematisieren die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, die finnische Tradition, Bildung und Erziehung, Landwirtschaft, Industrie, Handel, Wissenschaft und Kunst. Emil Wikström war einer der Hauptvertreter des bildhauerischen (symbolischen) Realismus in Finnland. Zum historischen Hintergrund vgl. www.taidemuseo.fi/suomeksi/veisto/veistosivu.html.

³² Ivan Martok (1754–1835), Unionsgatan/Unioninkatu.

tig gestellten Festsaal der Alexanderuniversität überführt, wo Engel einen speziellen Platz für sie entworfen hatte, um das Gedächtnis an den Namensgeber der Universität wach zu halten.³³ Ein später Reflex auf die russische Vergangenheit war das 1941 unter dem Eindruck des sowjetisch-finnischen Winterkrieges und des durch Moskau diktierten Friedens enthüllte Relief zu Ehren Ehrenströms und Engels als den Schöpfern des Zentrums von Helsinki in der Yliopistonkatu/Universitetsgatan (Felix Nylund).³⁴

Die Pluralisierung der Vergangenheiten

Die Stationierung russischer Soldaten in der Hauptstadt Finnlands und insbesondere auf Sveaborg nach 1809 brachte – wie bereits nach dem Bau von Sveaborg und der Stationierung schwedischer Truppeneinheiten nach 1748 – zahlreiche wirtschaftliche und soziale Veränderungen mit sich. Es entstand eine erweiterte Nachfrage nach Dingen des täglichen Bedarfs. Dies wiederum ließ Handel und Handwerk aufblühen und zog weitere Menschen in die Stadt. Darunter befanden sich zahlreiche Finnen, aber auch Russen, Deutsche und Vertreter anderer Nationalitäten. Im 19. Jahrhundert wurde Helsingfors so zu einer multikulturellen Stadt. Die Ausländer, die sich in Helsingfors niederließen, arbeiteten als Unternehmer, Zulieferer für die russische Armee oder taten dort selbst Dienst. Zahlreiche Zuzügler vom Land verdingten sich als Hilfsarbeiter und Handlanger in den größeren Betrieben, v.a. im Hafen, wo Schiffsbau und Handelsschiffahrt, seit Helsingfors zur Hauptstadt Finnlands geworden war, einen deutlichen Aufschwung genommen hatten.³⁵

³³ Als nationalistische Studenten im Jahr ihres 100-jährigen Bestehens (1932) die Entfernung der Büste verlangten, wurde sie einstweilig in den Hof des Nationalmuseums verbracht. Von dort gelangte sie 1957 an ihren heutigen Platz. Zum historischen Hintergrund vgl. www.taidemuseo.fi/suomeksi/veisto/veistosivu.html.

³⁴ Das Bronzerelief war von der Helsinki-Gesellschaft (Helsingin seura / Helsingfors-Samfundet Pro Helsingfors) bestellt worden und trägt die Inschrift: „J.A.Ehrenström 28.8.1762–15.4.1874 C.J.L.Engel 3.7.1776–14.5.1840. Diese Männer schufen das monumentale Zentrum von Helsingfors“. Felix Nylund (1878–1940), ein Vertreter des bildhauerischen Neuklassizismus, starb, bevor das Relief fertig wurde. Das Werk wurde nach den Skizzen Nylunds von Oskari Jauhiainen und Aimo Tukiainen vollendet. Zum historischen Hintergrund vgl. www.taidemuseo.fi/suomeksi/veisto/veistosivu.html.

³⁵ Der Haupthafen war in den Süden nach Stadsviken/Kaupunginlahti verlegt worden. Häfen für die Küstenschiffahrt waren Norra hamnen/Pohjansatama (Nordhafen) und Sandvikshamnen/Hietaniemi satama. Zur sozioökonomischen Entwicklung von Helsingfors im 19. Jahrhundert vgl. Martti Kovero, Helsingfors som trafikstad [Helsingfors als Verkehrs-

Die städtischen Immigranten brachten ihre eigene Kultur, Sprache und Religion mit. Jetzt konnte man auf den Straßen außer Schwedisch und Finnisch auch Russisch, Deutsch, Französisch, Englisch, Jiddisch oder Tatarisch hören. Neben den lutherischen Kirchen entstanden Kirchen anderer Konfessionen und Religionen. 1852 wurde die für die finnisch- und schwedischsprachige Bevölkerung gebaute Nikolaikirche eingeweiht. Russische Kaufleute gründeten 1827 eine orthodoxe Gemeinde, für die Engel die Dreieinigkeitskirche auf einem Platz direkt hinter der Nikolaikirche nach Norden hin entwarf und die sich 1868 mit der heute noch bestehenden Uspenskij-Kathedrale ihre Hauptgemeinde schuf. Katholische Offiziere bauten 1860 die St. Henriks-Kirche in Brunnsparken/Kaivopuisto. 1864 entstand dort außerdem die deutsche Kirche auf dem Observatoriumsberg, deren Mitglieder sich seit 1838 in der Nikolaikirche versammelt hatten. Juden erhielten 1858 die Erlaubnis, sich in Helsingfors niederzulassen und Handel zu betreiben. Sie bauten 1906 eine Synagoge in Malmgatan/Malminkatu. Tataren ließen sich Ende des 19. Jahrhunderts in Helsingfors nieder. Sie besaßen aber nur einen Versammlungssaal, ebenfalls in Malmgatan.³⁶

Auch die öffentliche Architektur erhielt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert einen neuen Schub. Um den Senatsplatz herum entstanden in zweiter Reihe weitere repräsentative Bauten – nunmehr im klassizistischen Stil –, so z.B. das Ritterhaus (Georg Theodor Chiewitz, 1861), das Finnische Nationalarchiv (1890) und das Ständehaus (1891, beide Gustaf Nyström)³⁷. Architektonische Hinterlassenschaften des Helsingforser Bürgertums ergänzten die öffentliche Repräsentation der erweiterten Stadt. Zu ihnen gehört das am Salutorget/Kaupatori gebaute Hotel Societetshuset (Gesellschaftshaus; heute Kau-

stadt], in: Helsingfors stads historia (wie Anm. 8), Bd. 3/1: Perioden 1809–1875. Helsingfors 1950, S. 257-366; ders., Helsingfors som handelsstad [Helsingfors als Stadt des Handels], in: Ebenda, S. 367-464; ders., Industrien [Die Industrie], in: Ebenda, S. 465-572; Heikki Waris, Huvudstadssamhället [Die Gesellschaft der Hauptstadt], in: Ebenda, Bd. 3/2, S. 7-208; Martti Kovero, Helsingfors som trafikcentrum [Helsingfors als Zentrum des Verkehrs], in: Ebenda, Bd. 4/1: Perioden 1875–1918. Helsingfors 1956, S. 205-264; ders., Helsingfors som handelsstad [Helsingfors als Stadt des Handels], in: Ebenda, S. 265-339; ders., Helsingfors som industristad [Helsingfors als Industriestadt], in: Ebenda, S. 341-455; Sven-Erik Åström, Stadssamhällets omdanning [Der Wandel der Stadtgesellschaft], in: Ebenda, Bd. 4/2, S. 7-327.

³⁶ Zur Kirchengeschichte von Helsingfors im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts vgl. Martti Ruuth, Församlingarna [Die Gemeinden], in: Helsingfors stads historia (wie Anm. 8), Bd. 3/2, S. 373-441; Paavo Virkkunen, Församlingarna [Die Gemeinden], in: Ebenda, Bd. 4/2, S. 427-501.

³⁷ Gustaf Nyström (1856–1917), Architekt. Er vereinte einen klassizistischen Stil mit moderner Stahlbauweise (z.B. Helsingforser Markthalle, Salutorget/Kauphalli, 1889).

pungintalo/Stadshuset, Stadthaus, Carl Ludwig Engel, 1832/33),³⁸ wo sich zunächst die „bessere Gesellschaft“ traf. Später wurde es auch zu einem Treffpunkt für städtische Vereine. Im Westen, am Ende der Alexandersgata/Aleksanterinkatu wurde ein neues Zentrum um das Theater (1827)³⁹ und das Alte Studentenhaus (Gamla Studenthuset/Yliopilastalo, Axel Hampus Dahlström,⁴⁰ 1870) gebaut.⁴¹ An der Esplanade, die dieses neue Zentrum und das Viertel um den Senatsplatz miteinander verband, entstanden u.a. das Grönqvist-Haus (1882), Hotel Kämp (1887, beide Theodor Höijer)⁴² und die Wrede-Passage (Karl August Wrede, 1888).⁴³ Weiter nach Norden wurde 1887 an der Brunngatan/Kaivokatu das erste Kunstmuseum Finnlands erbaut, das Ateneum (Höijer).⁴⁴ Ein weiterer Meilenstein bürgerlicher öffentlicher Bautätigkeit war die Polytechnische Schule (später Tech-

³⁸ Zum historischen Kontext vgl. Åsa Ringbom, *Societetshusen i storfurstendömet Finland* [Die Sozietätshäuser im Großfürstentum Finnland]. Helsingfors 1988 (Suomen muinaismuistoyhdistyksen aikakauskirja. 92).

³⁹ Das Gebäude wurde 1861 in das Villenviertel Arkadia verlegt, wo es bis 1902 als „Arkadia-teatern“ existierte. An der Stelle des alten Theaters wurde „Svenska teatern“ (Das Schwedische Theater) errichtet, das in seiner neuen funktionalistischen Gestalt von 1935/36 (Architekten Jarl Eklund, Eero Saarinen) bis heute existiert.

⁴⁰ Architekt Axel Hampus Dahlström (1829–1888). Dahlström war ein Vertreter des architektonischen Klassizismus in Finnland.

⁴¹ Vgl. E.G. Palmén, *Helsingfors 1800–1900. Byggnadsverksamhet och tomtvärde* [Helsingfors 1800–1900. Bautätigkeit und Grundstückswert]. Helsingfors 1907; Nils Erik Wickberg, *Empirestudier. Uppsatser om arkitekturen i Finland och Baltikum under förra hälften av 1800-talet och om bevarandet av empiretidens byggnadsminnen i Helsingfors* [Empirestudien. Aufsätze zur Architektur in Finnland und im Baltikum in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zur Erhaltung der architektonischen Denkmäler der Empirezeit in Helsingfors]. Helsingfors 1945; ders., *Privathus i Kronohagen i Helsingfors under empiretiden. En arkitekturhistorisk undersökning* [Privathäuser in Kronohagen in Helsingfors während der Empirezeit. Eine architekturgeschichtliche Untersuchung]. Helsingfors 1978 (Helsingfors i forna tider. 4); ders., *Senaatintori. Senatsorget. Senate Square. Der Senatsplatz. Helsinki/Helsingborg 1981*; Marku Leppo, *Vanha Helsinki. Det gamla Helsingfors* [Das alte Helsingfors]. Helsinki 1981; Matti Klinge, *Senaatintorin sanoma* [Die Saga des Senatsplatzes]. Espoo 1986; Esko Häkli, *Helsingin yliopiston kirjasto. Rakennushistoria ja arkkitehtuuria* [Die Universitätsbibliothek Helsinki. Baugeschichte und Architektur]. Helsinki 1984; Ville Lukkarinen, *Valtionarkiston satavuotias rakennus. Riksarkivets hundraåriga byggnad* [Der hundert Jahre alte Bau des Staatsarchivs]. Helsinki 1990; *Calender till minne af Kejsarliga Alexandersuniversitetets andra secularfest* [Kalender zur Erinnerung an das 200-jährige Jubiläum der Alexanderuniversität]. Helsingfors 1842; *Till universitetets 250-års minne. Suomen yliopiston 250 vuoden muistiksi: 1640–1890* [Zum 250-Jahr-Jubiläum der Universität Helsinki: 1640–1890]. Helsingfors 1890; Kalevi Pöykkö, *Das Hauptgebäude der Kaiserlichen Alexander-Universität von Finnland*. Helsinki 1972.

⁴² Architekt Theodor Höijer (1843–1910) entwarf als herausragender Vertreter der architektonischen Neurenaissance zahlreiche Gebäude in Helsingfors nach Vorbildern aus Berlin, Wien u.a. europäischen Großstädten.

⁴³ Vgl. Henrik Lilius, *Esplanadi 1800-luvulla. Esplanaden på 1800-talet. The esplanade during the 19th century*. Helsinki/Helsingfors 1984.

⁴⁴ Vgl. Marjetta Levanto, *Ateneum guide*. Keuruu 1987.

nische Hochschule Espoo/Esbo, Frans Anatolius Sjöström, 1878) im Südosten der Stadt.⁴⁵

Diese Bauten dokumentierten im Wesentlichen das Leben der eigentlichen Stadtbürger und erinnern als Architekturdenkmäler bis heute an das Helsingfors der Kaufleute und Handwerker des 19. Jahrhunderts. Darüber hinaus knüpfte die Stadt in dieser Zeit aber auch stärkere Beziehungen zu anderen Teilen des Russländischen Reiches und zu den Nachbarstaaten. Mit der Einführung der Dampfschiffahrt entstand ein regulärer Dampfschiffverkehr, der Helsingfors seit 1836 mit Reval (Tallinn) und später auch mit St. Petersburg und Stockholm verband. Im Gleichschritt mit dem Aufkommen einer regelmäßigen Personenschiffahrt bildete sich ein Helsingfors-Tourismus heraus, der die Stadt seit den 1830er Jahren in einen internationalen Badeort verwandelte. Im hügeligen Teil des Brunnsparken entstand 1838 ein Seebad mit mehreren Badehäusern und Trinkbrunnen sowie einem Restaurant, das von Sommergästen der Oberschicht aus Russland, besonders aber aus St. Petersburg und den russländischen Ostseeprovinzen besucht wurde, nachdem Kaiser Nikolaus I. Auslandsreisen wegen der revolutionären Unruhen in Europa verboten hatte. Das Badeleben kurbelte das Hotel- und andere Gastgewerbe an und trug das Seine dazu bei, Helsingfors als multikulturelle Stadt erscheinen zu lassen. Allerdings endete das Badeleben während des Krimkriegs 1854, und damit zerfielen die architektonischen Monumente des Bädertourismus. Heute erinnern an diese Zeit nur noch einige vergilbte Fotografien und Touristenführer.⁴⁶

Was sich im 19. Jahrhundert architektonisch und künstlerisch niederschlug, war somit Ausdruck einer bürgerlich-multikulturellen Kultur mit periodischen Einschlägen russischer Adelskultur. Parallel dazu entwickelte sich in der zweiten Hälfte eine andere Tradition – und damit Vergangenheit –, die als finnische, teils proletarische, teils bürgerliche Vergangenheit bezeichnet werden kann.

⁴⁵ Sandvikstorget/Hietalahdentori. Frans Anatolius Sjöström (1840–1885) gehörte mit Gustaf Nyström und Theodor Höijer zu den Hauptvertretern des finnländischen architektonischen Klassizismus und war 1880 Mitbegründer der Technischen Gesellschaft in Finnland (Tekniska Föreningen i Finland).

⁴⁶ Vgl. den Reiseführer von Fredrik Berndtson, *Notiser om Helsingfors för resande i synnerhet bad- och brunngäster* [Notizen zu Helsingfors für Reisende, besonders für Bade- und Brunngäste]. Helsingfors 1845.

Die Entstehung einer finnischen Vergangenheit

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts verwandelte sich Helsingfors in eine rasch wachsende Industriemetropole, was einschneidende sozio-ökonomische Veränderungen mit sich brachte. Infolge des wirtschaftlichen und demografischen Wachstums erwarb die Stadt Güter und Landbesitz außerhalb der Stadt, um ihren steigenden Bedarf an Arbeits- und Wohnraum zu befriedigen. Die Fabriken wurden an den Rand der Stadt, in den Südwesten nach Sandviken/Hietalahti in Hafennähe oder in die Häfen selbst, nach Hagnäs/Hakaniemi und Sörnäs/Sörnänen verlegt. Arbeiterviertel entstanden Ende des 19. Jahrhunderts am Rand der Stadt oder jenseits davon, meist nach Norden hin und entlang der Bahnlinie, so beispielsweise in den Gebieten nördlich von Långbron/Pitkäsilta, in Berghäll/Kallio, Åshöjden/Alppiharju und Sörnäs/Sörnänen. Vereins- und Kulturhäuser sowie Geschäfte des täglichen Bedarfs für Arbeiter schossen aus dem Boden. Sie waren ein Ausdruck jener für die Altbürger von Helsingfors fremden Welt der vom Land hereinströmenden bäuerlichen Schichten, die sich urplötzlich in eine Industriearbeiterschaft verwandelten und in Einzelfällen sogar den Sprung ins Bürgertum schafften. Die architektonischen und institutionellen Symbole dieser neuen Schicht beschränkten sich schon bald nicht mehr auf die städtischen Rand- und Außenbezirke, sondern etablierten sich – wie etwa die arbeitereigene, kooperative Geschäftskette „Elanto“, die heute noch allenthalben zu finden ist – auch im alten Stadtzentrum.

Das wohlhabende Industriebürgertum trug das Seine zum Wandel des Stadtbildes bei. Die im Stadtzentrum nach 1809 entstandenen Holzhäuser im Empireviertel wurden jetzt durch neue Steinhäuser in nationalromantischem Stil (s.u.) ersetzt. Zudem entstanden Villenviertel in Zentrums-, aber auch Naturnähe, die stark von englischen oder deutschen Gartenstädten inspiriert waren. Dazu gehörten z.B. Fjälldal/Tunturilaakso und Arkadia und später, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Brändö/Kulosaari, Haga/Haaga und Munksnäs/Munkiniemi.⁴⁷

Die Industrialisierung brachte aber nicht nur eine areale, soziale und architektonische Erweiterung der Stadt, sondern auch einen massiven ethnischen Wandel mit sich. Noch in den 1870er Jahren war Helsingfors eine überwiegend schwedischsprachige Stadt. Nach der

⁴⁷ Vgl. Laura Kolbe, Kulosaari. Unelma paremmasta tulevaisuudesta [Kulosaari. Der Traum von einer besseren Zukunft]. Helsingfors 1988 (schwed. Fassung: Brändö. Drömmen om en bättre framtid. Helsingfors 1990).

Volkszählung von 1870 sprachen 60% der Stadtbevölkerung Schwedisch und repräsentierten damit gleichzeitig die Oberschicht des Landes. Nur rund 27% sahen Finnisch als ihre Muttersprache an. Seit den 1870er Jahren wuchs die Zahl der Finnischsprechenden jedoch deutlich an. Dabei ergab sich eine klare areale Differenzierung in der Stadt. Während in den alten, sozial besser gestellten Stadtvierteln immer noch überwiegend Schwedisch gesprochen wurde, dominierte in den neuen Arbeitervierteln, aber auch in einigen Villenvierteln im Norden schon bald das Finnische. Um 1890 war das Zahlenverhältnis von Schwedisch- und Finnischsprechern bereits ausgeglichen. Danach trat das Finnische seinen Siegeszug an. Die Anteile des Schwedischen sowie aller anderen Sprachen (und Nationalitäten) gingen zwischen 1870 und dem Ersten Weltkrieg kontinuierlich zurück (vgl. Tab.).⁴⁸

Verteilung der in Helsingfors gesprochenen Sprachen vor dem Ersten Weltkrieg⁴⁹

Jahr/Sprache	Schwedisch	Finnisch	Russisch	Deutsch	Sonstige	Unbekannt	Summe
1870	57,0	25,9	12,1	1,8	3,2	–	100
1880	52,3	34,0	9,6	1,7	2,4	0,01	100
1890	45,6	45,5	5,6	1,2	2,1	0,04	100
1900	42,5	50,7	4,7	0,8	1,1	0,2	100
1910	35,1	59,2	4,0	0,7	0,9	0,1	100

Diese Zunahme des Finnischen hatte unterschiedliche Ursachen. Die beiden wichtigsten waren wohl die nationalistische Propagierung des Finnischen und die Immigration von Finnischsprechern in die Stadt im Zuge der Industrialisierung und der damit verbundenen Urbanisierung. Während sich die Bevölkerung von Helsingfors vor den 1870er Jahren vor allem aus dem unmittelbaren städtischen Umland mit einer vorwiegend schwedischsprachigen bäuerlichen Bevölkerung rekrutierte, erweiterte sich das Rekrutierungsgebiet seit den 1870er Jahren auf die finnischsprachigen Gebiete in Tavastland/Häme, Österbotten/Pohjanmaa, Savolaks/Savo und Karelien/Karjala.⁵⁰

⁴⁸ Vgl. Åström, Stadssamhällets omdaning (wie Anm. 36), S. 31-40.

⁴⁹ Die statistisch getrennten Sprachzugehörigkeiten geben die historische Wirklichkeit allerdings nicht wieder. In dieser Zeit waren Zwei- oder gar Mehrsprachigkeit verbreitete Phänomene. Vgl. Statistisk årsbok för Helsingfors stad 1951 [Statistisches Handbuch für Helsingfors 1951]. Helsingfors 1951, S. 23; Åström, Stadssamhällets omdaning (wie Anm. 36), S. 35 f.

⁵⁰ Vgl. Waris, Huvudstadssamhället (wie Anm. 36), S. 18 f.; Åström, Stadssamhällets omdaning (wie Anm. 36), S. 21 ff.

Der andere Grund, die Propagierung des Finnischen, hatte entscheidend mit der Tatsache zu tun, dass seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert auf den Universitäten sowie in intellektuellen und künstlerischen Kreisen die Ideen von „Volk“ und „Nation“, vor allem die in Deutschland entstandenen Konzeptionen (Herder, Hegel), hinsichtlich ihrer Relevanz für Finnland und die Finnen diskutiert wurden. Die finnischsprachigen Teile der Bevölkerung Finnlands konnten nun mit Hilfe solcher Ideen und einer imaginierten finnischen Sprach-, Kultur- und Geschichtsgemeinschaft wahrgenommen werden.⁵¹

Der Fennismus sah seine Sehnsuchtsorte vor allem in Karelien („Karelianismus“) und in einer künstlerisch angeleiteten nationalen Romantik, die stark vom europäischen Jugendstil beeinflusst war.⁵² Diese Elemente eines ländlich-finnischen historisch-künstlerischen Gedächtnisses wurden Ende des 19. Jahrhunderts nach Helsingfors getragen. Der künstlerische Karelianismus schlug sich in der Stadt als „finnischer Stil“ in der Architektur in Form von Museen- und Galerienbauten und anderer öffentlicher, aber auch privater Gebäude (v.a. Villen) nieder.⁵³ Rund um den Hauptbahnhof,⁵⁴ der seinerseits

⁵¹ Sie wurden seit dem 18. Jahrhundert im Rahmen einer vorwissenschaftlichen finno-ugrischen „Völkerkunde“ entsprechend konzeptionalisiert. Vgl. Aira Kemiläinen, Finns in the shadow of the „Aryans“. Race theories and racism. Jyväskylä 1998 (Suomen historiallinen seura. Studia Historica. 59); Ralph Tuchtenhagen, Skythen – Mongolen – Finnen. Zur „Völkerkunde“ Nordosteuropas in der frühen Neuzeit, in: Nation und Sprache in Nordosteuropa vom 18. bis 20. Jahrhundert, hrsg. v. Konrad Maier. Wiesbaden 2008 (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts. 9) (im Druck).

⁵² Vgl. Vilhelm Helander, Simo Rista, Suomalainen rakennustaide. Modern architecture in Finland. Tampere 1987, S. 17; J.M. Richards, 800 years of Finnish architecture. London 1978, S. 117; Ritva Wäre, Jugendstil in Finnland, in: Jahrbuch für finnisch-deutsche Literaturbeziehungen 32 (2000), S. 154-175; dies., Now the Light comes from the North – Art Nouveau in Finland. Berlin 2002, S. 58-69.

⁵³ Vgl. Riita Nikula, Architecture and landscape. The building of Finland. Helsinki 1993, S. 17. Zu den herausragenden Architekten zählen Jacob Ahrenberg (1847–1914), Yrjö Blomstedt (1871–1912), Victor Sucksdorff (1866–1952), Lars Sonck (1870–1956), Herman Gesellius (1874–1916), Armas Lindgren (1874–1929), Eliel Saarinen (1873–1950), Jalmari Kekkonen (1878–1948) und Gustaf Nyström (1857–1917). Vgl. V. Lukkarinen, Classicism and history. Anachronistic architecture thinking in Finland at the turn of the century. Jacob Ahrenberg and Gustaf Nyström. Helsinki 1989; Richards, 800 years (wie Anm. 52), S. 117; Helander, Rista, Suomalainen rakennustaide (wie Anm. 52), S. 16 f.; Ritva Wäre, Rakennettu suomalaisuus. Nationalismi viime vuosisadan vaihteen arkkitehtuurissa ja sitä koskevissa kirjoituksissa [Finnisch Bauen. Der Wandel des Nationalismus in der Architektur des 20. Jahrhunderts und seine Darstellung in der Literatur]. Helsinki 1991 (Suomen muinaismuistoyhdistyksen aikakauskirja. 95); Jonathan Moorhouse, Helsingin jugendkorttelit. Kävelyretkiä [Jugendstil in Helsinki. Spaziergänge]. Helsinki 1998; Markku Valkonen, Finnish art over the centuries. Keuruu 1999, S. 73; Salla Ylinen, National Romanticism in Finnish literature, painting, and architecture. A FAST-FIN-1 (TRENPP2C) Finnish Institutions Student Paper (FAST Area Studies Program. Department of Translation Studies, University of Tampere. <http://www.uta.fi/FAST/FIN/CULT/sy-natro.html>).

⁵⁴ Architekten Herman Gesellius, Armas Lindgren, Eliel Saarinen, 1906–1914, eines der Hauptwerke der finnischen Nationalromantik.

das Symbol einer Verbindung zwischen (finnischsprachigem) Land und (schwedischsprachiger) Küste abgab,⁵⁵ entstand zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein im Wesentlichen von dem finnisch-national gesinnten Architektentrio Gesellius-Lindgren-Saarinen konzipierter, im Stil der Nationalromantik gehaltener städtischer Erinnerungsort, der den finnischen Anspruch auf Teilhabe am städtischen Leben eindrücklich dokumentierte und seine Wirkung bis heute nicht eingebüßt hat. Den Anfang machte das Finnische Nationaltheater,⁵⁶ gefolgt vom Finnischen Nationalmuseum,⁵⁷ Neuem Studentenhaus⁵⁸ und Finnischem Nationaltheater.⁵⁹ In der Sichtachse zwischen Hauptbahnhof und Nationaltheater, in der Keskuskatu/Centralgatan, entstand das im karelischen Landstil eingerichtete Restaurant „Kestikartano“ (Gasthof).⁶⁰ Ein anderer Ausdruck finnischer Nationalromantik und der Einholung des Landes in die Stadt war die Gründung des Freilichtmuseums Seurasaari/Fölisön (1909) durch Axel Olai Heikel (1851–1924). Es versammelte die besten Exemplare einer aus dem ganzen Land zusammengetragenen, „finnischen“ ländlichen Architektur und dokumentierte damit die zunehmende Bedeutung der in die Stadt transferierten finnischen Immigrantenkultur.⁶¹ Auch Kirchen- und Bildungsinstitutionen erhielten eine nationalromantische Gestalt, so beispielsweise Folkets Hus in Hagnäs/Hakaniemi (Volkshaus, Karl

⁵⁵ Sten Högnäs hat in einer grundlegenden Studie von 1995 herausgearbeitet, dass die Finnen im Gleichschritt mit der Konstruktion ihrer ethnischen Identität Wälder und Seen als adäquaten Ausdruck ihrer topografisch-nationalen Welt erkoren, während die Finnlandschwedens sich eher als Bewohner der Küste sahen. Beide Identifizierungen haben natürlich etwas mit der historischen Tatsache zu tun, dass sich die traditionellen Siedlungsräume der Finnlandschwedens an der Küste befanden, während die ethnischen Finnen im 19. Jahrhundert in ihrer Mehrheit im Landesinneren zu finden waren. Sten Högnäs, *Kustens och skogarnas folk. Om synen på svensk och finskt lynne* [Das Volk der Küste und das Volk der Wälder. Ansichten über das schwedische und finnische Gemüt]. Stockholm 1995.

⁵⁶ Architekt Onni Tarjanne (1864–1946), 1902.

⁵⁷ Architekten Gesellius, Lindgren, Saarinen, 1904–1912, Mannerheimväg/Mannerheimintie, eines der Hauptwerke der finnischen Nationalromantik. Es wurde 1916 für die Allgemeinheit geöffnet. Vgl. Sirkka Kopisto, *Suomen kansallismuseo. Kansallisromanttisen kauden rakennusmonumentti* [Das finnische Nationalmuseum. Das schönste Bauwerk der Nationalromantik]. Helsinki 1981.

⁵⁸ Architekten Armas Lindgren, Vivi Lönn (1872–1966), 1910.

⁵⁹ Architekten Gesellius, Lindgren, Saarinen, 1916.

⁶⁰ Vgl. Ville Lukkarinen, *Classicism and history. Anachronistic architectural thinking in Finland at the turn of the century*: Jac. Ahrenberg and Gustaf Nyström. Helsinki 1989 (Suomen muinaismuistoyhdistyksen aikakauskirja. 93); Kopisto, *Suomen Kansallismuseo* (wie Anm. 57); Hilikka Högström, *Helsingin rautatieasema*. Helsinki Railway Station. Helsinki 1996.

⁶¹ Vgl. Niilo Valonen, *Seurasaari. Ulkomuseo. Open-air museum*. Helsinki 1973; Raija Järvelä-Hynynen, *Seurasaari. Kuvakirja ulkomuseosta. The open-air museum in pictures*. Helsinki 1992.

Håkan Einar Lindahl, 1908), die Agricola-Kirche in Eira (1936) oder die Berghäll/Kallio-Kirche (1912, beide Lars Sonck). Die Nationalromantik erfasste aber nicht nur einzelne Gebäude oder Gebäudeensembles. Ganze Stadtviertel entstanden nun im nationalromantischen Stil, dabei nicht immer nur die Arbeiterviertel, sondern mehr und mehr auch die Viertel der wohlhabenden finnischen und schwedischen Bevölkerung der Stadt. Die bekanntesten Beispiele dafür sind Skatudden/Katajanokka, Eira und Ulrikasborg/Ullanlinna.⁶² Der neue Stil entfaltete eine solche Dominanz, dass selbst ältere Bauten in seinen Sog gerieten. Stilistische und national-finische Überschreibungen waren nicht ungewöhnlich. Auf diese Weise entstand die Finnische Nationaloper durch Umbau des früheren russischen, im klassizistischen Stil gestalteten Theaters (1876–1879).⁶³ Und aus Sveaborg, der „Festung der Svea/Schweden“, wurde nun im offiziellen Sprachgebrauch die „Burg von Finnland“ (finn. Suomenlinna).⁶⁴

Es dauerte nicht lang, bis auch die Skulpturen und Reliefs der Protagonisten und symbolischen Ereignisse der finnischen Nationalbewegung die finnländische Hauptstadt bevölkerten. So entstanden bereits in russischer Zeit mehrere Darstellungen nach Motiven des „Kalevala“ – eine Einschreibung der finnischen Vergangenheit in den städtischen Raum, die aus russischer Sicht offenbar mit keinen größeren politischen Gefahren verbunden war.⁶⁵ Die öffentliche Ehrung finnischer Kulturpersönlichkeiten im städtischen Raum hingegen gelang vor 1917 nur in Ausnahmefällen. Dazu gehörte die Statue des inter-

⁶² Vgl. Helander, Rista, *Suomalainen rakennustaide* (wie Anm. 52), S. 17; Kai Laitinen, *Literature of Finland, an Outline*. Keuruu 1994, S. 76; Richards, *800 years* (wie Anm. 52), S. 117; Sixten Ringbom, *Stone, style, and truth. The vogue for natural stone in Nordic architecture 1880–1910*. Helsinki 1987 (Suomen MYA. 91).

⁶³ Umgebaut 1918/19 durch Jacob Ahrenberg und Hugo Gropius.

⁶⁴ Die „Svear“ zählen neben den „Götter“ zu den vorzeitlichen reichsbegründenden Völkern „Schwedens“ (schwed. „Sverige“: eigtl. Svea Rike – „Reich der Svear“).

⁶⁵ So die Skulptur „Kullervos bane“ (Kullervos Bahn, 1868) des schwedischstämmigen Bildhauers Carl Eneas Sjöstrand (1828–1906), der auch zahlreiche andere Skulpturen nach Kalevala-Motiven schuf. Gestiftet von den „Frauen der Stadt Helsingfors“. Die Skulptur wurde 1932 in Bronze gegossen und im Hesperia-Park aufgestellt, nach vandalistischen Ausschreitungen 1917 an den heutigen Ort im Stadtgarten von Taka-Töölö/Bortre Tölö versetzt. Robert Stigells (1852–1907) Zement-Skulpturen der Kalevala-Helden Väinämöinen und Ilmarinen an der Fassade des Alten Studentenhauses. Mannerheimvägen/Mannerheimintie, Inschrift: „Spei suae – patria dedit“. Väinämöinen und Ilmarinen verweisen auf die Aufgabe der Jugend, die Gesellschaft aufzubauen. Spätere Beispiele sind Aarre Aaltonens (1889–1980) Bronzeskulptur „Ilmatar och dykanden“ (Ilmatar und das Tauchen, 1946) im Sibeliuspark, Taka-Töölö/Bortre Tölö, und Kari Juvas (geb. 1939) Bronzeskulptur „Ilmatar“ (1983) vor dem MTV-Haus in Pasila/Böle, bestellt vom Fernseh- und Medienkonzern MTV. Zum historischen und ästhetischen Hintergrund vgl. www.taidemuseo.fi/suomeksi/veisto/veistosivu.html.

national berühmten und von der russischen Zensur offenbar kaum zu unterdrückenden Schriftstellers Johan Ludvig Runeberg (1804–1877), die seit ihrer Enthüllung 1885 immer wieder zum Mittelpunkt nationaler Kundgebungen und Feierlichkeiten wurde;⁶⁶ außerdem Statuen des Musikers Fredrik Pacius (1809–1891)⁶⁷ sowie der Schriftsteller Elias Lönnrot (1802–1884)⁶⁸ und Zacharias Topelius (1818–1898)⁶⁹ und des Juristen Leo Mechelin (1839–1914),⁷⁰ die aber weit weniger Anziehungskraft besaßen und kaum Aufsehen erregten. Der Märchendichter Topelius, der Sagedichter Lönnrot und ein Musiker wie Pacius erreichten in den Augen der russischen Zensur wohl nicht den gleichen Grad politischer Brisanz wie Runeberg mit seinen auf die finnländische Gegenwart verweisenden Texten und Reden.

Der Umgang mit fremden Vergangenheiten in Helsinki im 20. Jahrhundert

Mit dem Aufkommen des finnischen Nationalismus und einer finnländischen Arbeiterbewegung war Helsingfors um die Jahrhundertwende in eine Zeit der sozialen und ethnischen Auseinandersetzungen eingetreten. Die zunächst noch typische Kongruenz von Oberschicht/Schwedentum/Russentum und Unter- oder Mittelschicht/Finntum führte zu einer doppelten Konfliktkonstellation, die über die Revolutionen von 1905 und 1917 und den finnländischen Bürgerkrieg (1917–1920) bis in die 1930er Jahre erhalten bleiben sollte. Während der auch mit Waffengewalt ausgetragenen Konflikte ist in

⁶⁶ Statue von Runebergs Sohn, Walter Runeberg (1838–1920), Runebergsplanaden/Runebergesplanadi, Gardesstaden/Kaartinkaupunki (1885). Die Statue wurde unter großen Festlichkeiten acht Jahre nach dem Tod des „Nationaldichters“ enthüllt.

⁶⁷ Porträtbüste von Emil Wikström (1864–1942) im Kajsaniemiparken, 1895. Fredrik Pacius, der übrigens deutscher Herkunft war, komponierte die erste finnischsprachige Oper und vertonte Runebergs finnische Nationalhymne „Vårt land“ (Unser Land). Der Bildhauer Emil Wikström gilt als herausragender Vertreter der finnischen Nationalromantik.

⁶⁸ Bronzestatue von Emil Wikström von 1902, Lönnrothinkatu/Lönnrotsgata.

⁶⁹ Gipskulptur „Topelius och barnen“/„Topelius ja lapset“ [Topelius und die Kinder] von Carl Wilhelm (Ville) Vallgren (1855–1940), 1909, Skolskvären/Koulupuistikko. Zu Vallgren vgl. Ville Vallgren 1855–1940, hrsg. v. Leena Ahtola-Moorhouse. Helsinki 2003 (Ateneum julkaisut. 35) (schwed. Fassung: Ville Vallgren. Helsingfors 2003 [Ateneums publikationer. 35]).

⁷⁰ Büste von Walter Runeberg, 1909, Ständerhusets park, Snellmaninkatu/Snellmansgatan, Kruununhaka/Kronohagen. Leo (Leopold) Mechelin (1839–1914) war einer der wichtigsten Politiker der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Büste wurde dem 70-jährigen Mechelin 1909 als Geschenk der Stadt Helsingfors überreicht. Sie war zunächst im Ateneum aufgestellt und wurde 1943 von der Stiftung Pro Helsingfors an ihren jetzigen Standort versetzt.

Helsingfors einiges zerstört worden, jedoch selten mit einem rein ideologisch-nationalen Hintergrund. Ganz deutlich wurde aber die Finnisierung der Stadt in der Zwischenkriegszeit. Viele Familien tauschten in den 1920er und 1930er Jahren ihren bisher schwedischen gegen einen finnischen Familiennamen ein. Und aus Helsingfors wurde im Bewusstsein seiner (finnisch-mutterprachlichen) Bewohner nun endgültig Helsinki.

Die Aufbauperiode nach dem Bürgerkrieg, mehr aber noch diejenige nach dem Zweiten Weltkrieg, führte zu neuen Gebietserweiterungen des städtischen Raumes (z.B. Helsingö-Vanda/Vantaa, Haga/Haaga, Brändö, Munksnäs/Munkkiniemi, Äggelby u.a.) und zu verstärkter Zuwanderung.⁷¹ Seit der Zwischenkriegszeit hielt der architektonische Modernismus in der Stadt Einzug, der das Stadtbild von Helsinki an vielen Stellen bis heute prägt, darunter nicht wenige Wahrzeichen der Stadt (z.B. Konzerthaus/Finlandiahalle, Olympiastadion, Opernhaus, Präsidentenpalast).⁷² Als 1952 die Olympischen

⁷¹ Vgl. Heimer Björkqvist, Den industriella utvecklingen i Helsingfors stad åren 1918–1945 [Die industrielle Entwicklung in Helsingfors 1918–1945], in: Meddelanden från Nationalekonomiska institutionen vid Handelshögskolan vid Åbo akademi 14 (1967), S. 289–387; Oiva Turpeinen, Timo Herranen, Kai Hoffman, Helsingin historia vuodesta 1945. 1. Väestö, kaupunkisuunnittelu ja asuminen, elinkeinot [Geschichte Helsinkis nach 1945. 1. Bevölkerung, Stadtplanung und Wohnen, Wirtschaft]. Helsinki 1997 (schwed. Fassung: Helsingfors stads historia efter 1945. 1. Befolkning, stadsplanering och boende, näringsliv. Helsingfors 2002); Harry Schulman, Panu Pulma, Seppo Aalto, Helsingin historia vuodesta 1945. 2. Suunnittelu ja rakentuminen, sosiaaliset ongelmat, urheilu [Geschichte Helsinkis nach 1945. 2. Planung und Bauen, soziale Probleme, Sport]. Helsinki 2000 (schwed. Fassung: Helsingfors stads historia efter 1945. 2. Planering och byggande, sociala problem, sport. Helsingfors 2003); Laura Kolbe, Heikki Helin, Helsingin historia vuodesta 1945. 3. Kunnallishallinto ja -politiikka, kunnallistalous [Geschichte Helsinkis nach 1945. 3. Kommunalverwaltung und Politik, Kommunale Wirtschaft]. Helsinki 2002 (schwed. Fassung: Helsingfors stads historia efter 1945. 3. Kommunalförvaltning och politik, kommunalekonomi. Helsingfors 2003); Aulikki Litzen, Helsingö kommuns historia 1865–1945. Från kommunalreform till den stora marköverlåtelsen [Geschichte der Kommune Helsingö 1865–1945. Von der Kommunalreform zur großen Arealabtretung]. Vanda 1998.

⁷² Vgl. Yrjänä Levanto, Konstruktivism contra finsk konservatism [Konstruktivismus versus finnischer Konservatismus]. Göteborg 1940; Matti J. Lahti, Kuinka Helsinkiä on rakennettu. Rakennustoimintaa ja työmenetelmiä viime vuosisadan loppupuolelta toiseen maailmansotaan asti [Wie Helsinki gebaut ist. Bautätigkeit und Arbeitsverfahren im 20. Jahrhundert nach dem Zweiten Weltkrieg]. Helsinki 1960; Helsinki: arkkitehtuuriopas. Helsingfors: arkitekturguide. Architectural guide, hrsg. v. Keijo Petäjä. Helsinki 1965; Jan-Krister Boman, Arkitektur – Helsingfors. Göteborg 1980; Funkis. Suomi nykyaikaa etsimässä. Modernismens intåg i Finland [Der Einzug des Modernismus in Finnland], hrsg. v. Kirmo Mikkola. 2. Aufl., Helsinki 1980; Suomi rakentaa. Finland bygger [Finnland baut]. Helsinki/Helsingfors 1986; Bo Larsson, Stadens språk. Stadsgestaltning och bostadsbyggande i nordiska huvudstäder under 1970- och 1980-talen [Die Sprache der Stadt. Stadtgestaltung und Wohnungsbau in nordischen Hauptstädten in den 1970er und 1980er Jahren]. Lund 1994; Arvi Ilonen, Helsinki, Espoo, Kauniainen, Vantaa. An architectural guide. Helsinki 2000; Jussi Tiainen, Helsinki: contemporary urban architecture, hrsg. v. ders. u. Kari

Spiele in Helsinki stattfanden, präsentierte sich die Stadt der Welt gegenüber bereits weder mit „finnischen“ noch anderen ethnisch identifizierbaren Stilarten, sondern mit Gebäuden, die im „internationalen Stil“ der Prägung Alvar Aaltos (1898–1976), Uno Werner Ullbergs (1879–1944) u.a. gehalten waren. Die Moderne bedeutete das Ende einer wie auch immer gearteten speziell ethnisch-nationalen Vergangenheit in der Architektur: Die Nation war hier bereits Geschichte geworden, wenn auch viele Architekten eine Versöhnung zwischen Tradition und Moderne suchten, indem sie traditionelle Baustoffe (v.a. Holz) oder Strukturen in ihre modernistischen Bauten integrierten. Insgesamt aber präsentierte sich Helsinki in der Nachkriegszeit architektonisch globalisiert.⁷³ Der soziale und interethnische Friede wurde durch Sport, Musik, Vereine, das Konzept des Wohlfahrtsstaates und soziale Sicherheit für alle gewahrt. Der Hass, der im Bürgerkrieg und während des Zweiten Weltkrieges auf die Sowjetunion entstanden war, durfte sich aus Gründen der Staatsraison und vor dem Hintergrund der „Finnlandisierung“ in der Öffentlichkeit, etwa durch den Abriss der architektonischen Denkmäler der Zarenperiode oder die Entfernung neuerer russischer Symbole aus der Stadt, nicht ausdrücken. Ob überhaupt der Wunsch bestand, ist bislang noch gar nicht untersucht. An den Rändern der Stadt oder jenseits davon entstanden zwar Trabantenstädte für die im Krieg vertriebenen Karelier und so genannte Waffenbrüder- und Veteranenstädte, Siedlungen also für eine ganze gesellschaftliche Schicht, deren Kriegserlebnisse den Rest ihres Lebens entscheidend bestimmten; solche Siedlungen, die ihrerseits in einem nüchtern-pragmatisch-modernen Stil gehalten waren, stellten aber offenbar keine Bedrohung für das Gesamtbild der Stadt dar.

Kuosma. Helsinki 2001; 2. Aufl. 2004; Marjatta Bell, Helsinki. The innovative city. Historical perspectives. Helsinki 2002. Speziell zur Kirchenarchitektur vgl. Jukka-Pekka Airas, Uuden kirkkoarkkitehtuurin ongelmat. Kirkkorakennus Suomen evankelis-luterilaisen kirkon taidekysymyksenä [Probleme der neuen Kirchenarchitektur. Fragen des Kirchenbaus der Finnischen Evangelisch-Lutherischen Kirche aus künstlerischer Perspektive]. Helsinki 1992 (Suomalaisen teologisen kirjallisuusseuran julkaisuja. 178); Keskellä kylää: Helsingin hiippakunnan kirkkoja. Kyrkor i Helsingfors stift. Churches in the diocese of Helsinki, hrsg. v. Eero Huovinen. Helsinki 1999. Zu einzelnen Gebäuden Matti Kallio, Konsertus, Helsingfors. Projekt formlära & examensarbete 89 [Konzerthaus, Helsingfors. Projekt Formlehre & Examensarbeit 89], in: Arkitektur (Stockholm) (1990), H. 3, S. 14 f.; Kullervo Kempainen, Uusi ooperatalo. Toiveet todeksi. Det nya operahuset, En dröm blir verklighet [Die neue Oper. Ein Traum wird wahr]. Helsingfors 1993; Oopperatalo. The opera house. Das Opernhaus, hrsg. v. Tapani Eskola. Helsinki 1995.

⁷³ Vgl. Alvar Aalto ja Helsinki. Alvar Aalto och Helsingfors [Alvar Aalto und Helsinki], hrsg. v. Eija Kämäräinen u. Arja Lehtonen. Porvoo/Borgå 1998.

Helsinki war und blieb nach dem Krieg eine multikulturelle Stadt – in bescheidenen Ausmaßen freilich, was angesichts ihrer Peripherielage im Nordosten des politischen Westens und der Kontrollpolitik der Sowjetunion nicht verwunderlich war. 200 Sprachen werden heute in Helsinki gesprochen. Andererseits machen Ausländer nur ca. 5% der Stadtbevölkerung aus. Helsinki muss sich also nicht etwa 200 oder noch mehr „fremde Vergangenheiten“ aneignen, denn die meisten Ethnien haben in der Stadtöffentlichkeit keinerlei Gewicht. Gleichzeitig aber setzt die Architektur der Moderne hier auch kein „eigen“-nationales Gegengewicht.

Sehr viel stärker nationalfinnisch besetzt als die Architektur war jedoch die städtische Skulpturenlandschaft. Die Hochphase der finnisch-nationalen Signifizierung Helsinkis durch öffentliche Kunstwerke und Denkmäler lag in der Zwischenkriegszeit. Hier wurden zwei Skulpturen zu Ehren von Zacharias (Zachris) Topelius im Jahr 1932 zu einem Politikum ersten Ranges.⁷⁴ Der „Nationalschriftsteller“ Topelius hatte für die finnische Nationalbewegung des 19. Jahrhunderts eine zentrale Rolle gespielt und war bereits 1909 mit einer Statue von Ville Vallgren ins öffentliche Gedächtnis der Stadt eingegangen. 1928 nun schrieb die Schwedische Literaturgesellschaft Finnlands (Svenska Litteratursällskap i Finland) einen Künstlerwettbewerb aus, um ein weiteres Topelius-Monument zu installieren, das den Anspruch der schwedischsprachigen Bevölkerung auf Gleichberechtigung unterstreichen sollte. Topelius hatte nämlich im Gegensatz zu anderen „Nationaldichtern und -denkern“ stets betont, dass es sich bei Finnland um eine Nation mit zwei Sprachen handele.⁷⁵ Den ersten Preis in diesem Wettbewerb erhielt der Bildhauer Gunnar Finne (1886–1952) für eine Statue mit dem Titel „Saga och sanning“ (Märchen und Wahrheit). Wie der Titel nahe legt, stellte die Skulptur die Allegorien der Wahrheit und des Märchens dar – dies jedoch in einer stark stilisierten Formsprache. Die abstrahierende Darstellung stieß auf heftige Kritik derjenigen, die eher an eine Skulptur im Stile des Realismus des 19. Jahrhunderts, also der Lebenszeit des Dichters gedacht hatten, und löste eine heftige Debatte aus, die im weiteren Verlauf nicht allein auf den Stil, sondern auch auf das schwedisch-finnische Verhältnis in Finnland abzielte. Im Verlauf der

⁷⁴ „Topelius ja lapset“. Ville Vallgren (wie Anm. 69). „Saatu ja totuus/Saga och sanning“ [Märchen und Wahrheit]. Bronzeskulptur von Gunnar Finne (1886–1952). Teatterinesplanadi/Teateresplanaden, Kaartinkaupunki/Gardesstadén.

⁷⁵ Topelius' Gegenspieler war v.a. Johan Vilhelm Snellman (1806–1881), der sich Finnland nur als finnischsprachige Nation vorstellen konnte.

Auseinandersetzungen initiierte die finnischsprachige Dichterin Maila Talvio (1871–1951) eine Kampagne für ein finnisches Gegenprojekt mit dem Ziel, Ville Vallgrens Gipsskulptur von 1909 in Bronze gießen und noch vor Finnes Skulptur einweihen zu lassen. Es wurde Geld gesammelt und eine beispiellose Propagandamaschinerie in Gang gesetzt – u.a. ließ Talvio Schulkinder anwerben, die Ansichtskarten von Vallgrens Skulptur verkauften. Die Kampagne hatte Erfolg. Vallgrens in Bronze gegossene Skulptur wurde 1932 mit großem Pomp und in Anwesenheit des Staatspräsidenten enthüllt – ein halbes Jahr vor Finnes „Saga och Sanning“, deren Enthüllung unter wesentlich bescheideneren Umständen und mit wesentlich geringerer öffentlicher Aufmerksamkeit erfolgte.

Andere Statuen und Skulpturen der Zwischenkriegszeit gingen mit weit weniger Zwist und öffentlicher Aufmerksamkeit in die städtische Gedächtnislandschaft ein. Auch mit ihnen feierte das unabhängige Finnland v.a. die nationalen „Helden“ seiner Vorgeschichte im 19. Jahrhundert. Zu ihnen zählten Denkmäler des Philosophen, Staatsmannes und Publizisten Johan Vilhelm Snellman von 1923,⁷⁶ des Malers Albert Edelfelt (1854–1905) von 1927⁷⁷ und des Schriftstellers Aleksis Kivi von 1939.⁷⁸

Die Monumentalisierung der Stadt blieb allerdings nicht auf die nationalen Heroen der Vergangenheit beschränkt. Auch die Gegenwart wurde gefeiert. Vor allem um das Parlamentsgebäude⁷⁹ herum entstand ein Erinnerungsort des gegenwärtigen, finnischen, unabhängigen Finnland. Bemerkenswert ist zunächst das Monument „Själv-

⁷⁶ Bronzestatue von Emil Wikström, 1923. Snellmaninpaikka/Snellmansplatsen, Kruunuhaika/Kronohagen vor der Bank von Finnland. Snellman gehörte zu den Staatsmännern, die die geistigen und politischen Grundlagen des unabhängigen Finnland legten. Den Sockel und die Umgebung der Statue gestaltete der Architekt Eliel Saarinen.

⁷⁷ Bronzestatue von Ville Vallgren, geschaffen im Auftrag der finnländischen Kunstakademie 1927. Die Bronzeskulptur wurde ursprünglich im kleinen Park an der Mikkelinkatu/Mikaelsgatan beim Ateneum aufgestellt, 1930 aber an die Keskuskatu/Centralgatan versetzt. 1976 erfolgte eine erneute Versetzung nach Eira an die Kreuzung von Juhani Ahontie/Juhani Aho's väg. 2003 nach Restauration in den Ateneum-Park zurückgebracht und 2004 anlässlich von Edelfelts 150-jährigem Geburtstag (2005) enthüllt. Albert Edelfelt war einer der bedeutendsten Maler Finnlands (v.a. Porträts, Volksszenen, literarische, nationale und Landschaftsmotive).

⁷⁸ Bronzestatue von Wäinö Aaltonen (1894–1966), 1939; Rautatientori/Järnvägstorget, vor dem finnischen Nationaltheater. Aleksis Kivi (1834–1872) gehört im nationalen Gedächtnis Finnlands zu den „Nationalschriftstellern“.

⁷⁹ Johan Sigfrid Sirén (1889–1961), 1931. Sirén war ein herausragender Vertreter des architektonischen Neoklassizismus in Finnland. Vgl. Finlands riksdag. Historia, verksamhet, byggnad [Der Reichstag von Finnland. Geschichte, Tätigkeit, Gebäude], hrsg. v. Liisa-Maria Hakala u. Pekka Suhonen. Helsingfors 1990.

ständighetsgranens minnesten“ (Gedenkstein der Unabhängigkeitsfichte). 1917 hatte der schwedische Generalkonsul Rodolf Ray dem finnländischen Parlament eine „Unabhängigkeitsfichte“ als Willkommensgruß Schwedens gegenüber Finnland im Kreis der unabhängigen nordischen Staaten geschenkt. Dazu trat 1931 ein Gedenkstein mit der Aufschrift „Unabhängigkeitsfichte 1917. Gewidmet dem Reichstag von Finnland mit dem Wahlspruch ‚Lausche dem Rauschen der Fichte nach, an deren Wurzel Du Deine Wohnstatt geheftet hast‘. Zur Erinnerung an den 6.12.1917, als der Reichstag das Joch des Volkes abschüttelte und die Fackel der Freiheit entzündete.“⁸⁰ Neben dem Gedenkstein wurde eine Reihe von Statuen bedeutender Staatspolitiker errichtet, darunter der finnländischen Präsidenten Kaarlo Juho Ståhlberg (1959),⁸¹ Freiherr Carl Gustav Emil Mannerheim (1960),⁸² Pehr Evind Svinhufvud (1961),⁸³ Kyösti Kallio (1962)⁸⁴ und Juho Kusti Paasikivi (1980).⁸⁵ Das Präsidentengedenken wurde ergänzt durch das Kekkonen-Museum auf Seurasaari/Folisön und das Mannerheim-Museum in Kaivopuisto/Brunnsparken.⁸⁶

Ein anderer Gedenkstättenort entstand nicht weit vom Parlament entfernt rund um das bereits 1940 gebaute, aufgrund des Zweiten Welt-

⁸⁰ Skulptur aus schwarzem Granit, Erbauer unbekannt, Itäinen Puistotie/Östra Allén, Kaivopuisto/Brunnsparken.

⁸¹ Statue von Wäinö Aaltonen, 1959, Eduskuntatalo/Riksdagshuset, Etu Töölö/Främlre Tölö. Kaarlo Juho Ståhlberg (1865–1952) war der erste Präsident Finnlands (1919–1925).

⁸² Bronzestatue von Aimo Tukiainen (1917–1996), 1960, Mannerheimintie/Mannerheimvägen vor der Hauptpost. Der Plan für eine Statue war bereits in den 1930er Jahren entstanden, wurde jedoch während des Zweiten Weltkriegs eingestellt. Der Bau des Museums für Gegenwartskunst um die Statue herum löste 1994 eine heftige Debatte um die Prinzipien der Stadtplanung und Denkmalpolitik aus. Freiherr Carl Gustav Emil Mannerheim (1867–1951) war Marschall, Reichsverweser (1918/19) und Präsident von Finnland (1944–1946).

⁸³ Bronzestatue von Wäinö Aaltonen, 1967 anlässlich des 100. Geburtstags Svinhufvuds, Etu Töölö/Främlre Tölö. Pehr Evind Svinhufvud (1861–1944) hatte Finnland im Rahmen des so genannten Unabhängigkeitssenats 1917 als unabhängigen Staat ausgerufen und war später dritter Präsident Finnlands (1931–1937) geworden. Die Statue wurde im Auftrag des Svinhufvud-Erinnerungsfonds angefertigt.

⁸⁴ Bronzestatue von Kalervo Kallio (1909–1969), Kyösti Kallios Sohn, von 1962, Parlamentspark, Etu Töölö/Främlre Tölö. Kyösti Kallio (1873–1940) war Finnlands vierter Präsident (1937–1940), außerdem Landtags- und Reichstags- bzw. Parlamentsabgeordneter 1904–1937 und während verschiedener Zeiten Parlamentssprecher, Minister und Ministerpräsident.

⁸⁵ „Öst och väst“ (Ost und West). Skulptur von Harry Kivijärvi (geb. 1931), 1980 anlässlich des 110. Geburtstags von Paasikivi. Kivijärvis Entwurf löste eine lebhaft Diskussion aus, setzte sich aber schließlich durch. Juho Kusti Paasikivi (1870–1956) war Präsident 1946–1950 und 1950–1956. Zudem hatte er die finnische Delegation bei den Friedensverhandlungen zwischen Finnland und der Sowjetunion in Tartu/Dorpat 1920 und bei den finnisch-sowjetischen Verhandlungen 1939/40 und 1944 geleitet.

⁸⁶ Villa Ekudden in Mejland auf Seurasaari/Folisön war Urho Kekkonens Dienstwohnung während seiner Präsidentschaft 1956–1981.

kriegs jedoch erst 1952 eingeweihte Olympiastadion. Die Olympischen Spiele waren für den jungen finnländischen Staat allein schon ein monumentales Ereignis, mit dessen Hilfe man sich zudem der Welt präsentieren konnte. Die Erfolge Finnlands in einzelnen Disziplinen (v.a. Langstreckenlauf) taten dann ein Übriges, um den Sport und seine nationalen Institutionen zu einem Nationalsymbol ersten Ranges zu befördern. Die bekannteste Skulptur in diesem Zusammenhang – für sich genommen schon ein Erinnerungsort und ein wichtiges Touristenemblem – ist Wäinö Aaltonens Bronzestatue des legendären, international erfolgreichen Langstreckenläufers Paavo Nurmi (1897–1973) von 1925, die in einem von mehreren existierenden Abgüssen vor dem Olympiastadion aufgestellt wurde.⁸⁷ Zu ihr gesellten sich in späteren Jahren Statuen des finnländischen Langstreckenläufers Lasse Virén (1994)⁸⁸ und des Sportorganisations Lauri Tahko Pihkala (1987).⁸⁹ Und ähnlich wie im Fall des Präsidentengedenkens ergänzte Finnlands Sportmuseum den Erinnerungsort Finnländischer Sport.

Städtische Symbole für den finnländischen Widerstandswillen im Krieg – ein dritter zentraler Erinnerungstopos – spielten in den 1940er bis 1960er Jahren eine entscheidende Rolle für eine Generation, die zwei bewaffnete Konflikte mit der Sowjetunion hatte überstehen müssen. Vor diesem Hintergrund wurden mehrere Denkmäler geschaffen, die im städtischen, nationalen und teilweise sogar im touristischen Gedächtnis ihren festen Platz haben. Zu ihnen zählen das 1960 an prominenter Stelle, zwischen Hauptbahnhof und Parlament errich-

⁸⁷ Paavo Nurmintie/Paavo Nurmis väg. Taka Töölö/Bortre Tölö. Paavo Nurmi errang 20 Weltrekorde auf unterschiedlichen Strecken; er erhielt neun olympische Goldmedaillen und drei olympische Silbermedaillen. Der finnländische Staat bestellte die Statue nach den Olympischen Spielen von Paris 1924. Die Ausführung trägt bewusst ästhetisierende und idealisierende Züge und wurde schnell zu einem herausragenden Symbol für den finnländischen Sport, das finnische Nationaldenken und das selbständige Finnland. Für den Finnland-Tourismus und offizielle Staatsfeiern ist die Statue geradezu zum Wahrzeichen Finnlands geworden. Weitere Bronzeabgüsse befinden sich im Ateneum/Helsinki, in Turku/Åbo, im Universitätsgarten der Universität Jyväskylä und im Olympiamuseum in Lausanne.

⁸⁸ Bronzeskulptur von Terho Sakki (1930–1997), 1994, Olympiastadion, Paavo Nurmen kujan/Paavo Nurmis gränd, Taka Töölö/Bortre Tölö. Lasse Viren (geb. 1949) war der erste Läufer, der sowohl über 10 000 m als auch über 5 000 m bei zwei Olympischen Spielen in Folge (München 1972, Montreal 1976) gewann. Ein weiterer Abguss der Skulptur befindet sich in Virens Heimatort Myrskylä.

⁸⁹ Bronzeskulptur von Nina Sailo (geb. 1906), 1998 anlässlich von Pihkalas 100. Geburtstag auf Bestellung der Tahko-Pihkala-Gesellschaft, Tahkontie/Tahkovägen an der Südostseite des Olympiastadions, Taka Töölö/Bortre Tölö. Tahko Pihkala (1888–1981) war Finnlands bedeutendster Sportpropagandist und -organisator.

tete Reiterstandbild für General Mannerheim, das „Unser Land“-Denkmal auf dem Mai-Feld in Kumpula/Gumtäckt⁹⁰ und der Heldenpark in Haga/Haaga mit dem Relief Karl August Wredes.⁹¹

Die Manifestationen des künstlerischen Gedächtnisses – ein viertes Feld der Memorialpolitik der Nachkriegszeit – setzte Traditionen der Zwischenkriegszeit fort, jedoch ohne größere Kontroversen oder Skandale, ohne Kampagnen und interethnische Kämpfe. Eine systematische Aufarbeitung der künstlerischen Vergangenheit Helsinkis erfolgte bereits seit 1928 in der Helsinkier Kunsthalle. Sie wurde durch die Einrichtung des Architekturmuseums von Finnland ergänzt, das 1956 seine Arbeit aufnahm und neben der allgemeinen, finnländischen, architektonischen Hinterlassenschaft vor allem diejenige der Hauptstadt in den Blick nahm.⁹² Denkmäler finnländischer Künstler im öffentlichen städtischen Raum galten nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem Schriftstellern und Musikern, so z.B. Eino Leino (1953),⁹³ Juhani Aho (1961),⁹⁴ Katri Valla,⁹⁵ Mika Waltari (1985),⁹⁶ Larin Pa-

⁹⁰ „Vårt land“ (Unser Land) ist der Titel der finnländischen Nationalhymne, nach einem Text von Runeberg und vertont von Fredrik Pacius. Sie wurde erstmals zum Florafest am 13. Mai 1848 unter Leitung Pacius' gesungen. Die Anlage wurde von dem Architekten Erik Bryggman (1891–1955) entworfen. Die Bronzemedailen mit Porträts von Runeberg, Pacius, Topelius und Fredrik Cygnaeus (1807–1881) stammen von Viktor Jansson (1886–1958). Beide wurden zum 100. Jahr der Hymne (1948) eingeweiht und der Öffentlichkeit übergeben.

⁹¹ Bronzerelief von Jaako Tolvanen (geb. 1925), 1966 für Wredes Verdienste um die Finnische Missionsgesellschaft. Karl August Wrede (1859–1943) verfolgte das Ziel, Helsinki in eine Großstadt internationalen Formats zu verwandeln. Zu seinen wichtigsten Werken gehören zwei großzügig angelegte Geschäftshäuser, „Wrede-Palast“ in Norra Esplanaden/Pohjan Esplanadi und „Central“ in der Alexandersgatan/Aleksanderinkatu, jeweils mit Geschäfts- und Cafépassagen, sowie einige Kirchen.

⁹² Das Architekturmuseum ist Teil des Stadtmuseums Helsinki.

⁹³ Bronzestatue von Lauri Leppänen (1895–1977), 1953, der mit Leino eng befreundet war, anlässlich des 75. Geburtstages des Dichters, Teateresplanaden. Eino Leino (1878–1926) ist heute einer der Klassiker der finnischen Lyrik. Leppänen wurde durch seine Porträts und Heldengrabdenkmäler bekannt.

⁹⁴ Bronzeskulptur von Aimo Tukiainen (1917–1996), 1961 anlässlich des 100. Geburtstags von Aho enthüllt, Engelinpaikka/Engelplatsen, Eira. Ein zweites Exemplar befindet sich in Iidensalmi. Juhani Aho (bis 1907: Johannes Brofeldt, 1861–1921) war der erste finnischsprachige Berufsschriftsteller und einer der berühmtesten Autoren der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

⁹⁵ Erinnerungstafel von Tapio Tapiovaara (1908–1982), Einweihungsjahr unbekannt, Katri Vallan puisto/Katri Valas park, Sörnäinen/Sörnäs. Katri Vala (Karin Alice Heikel, född Wadenström, 1901–1944) war eine der herausragenden Lyrikerinnen der Zwischenkriegszeit.

⁹⁶ Skulptur „Königsgedanke“ von Veikko Hirvimäki (geb. 1941), Mika Waltarin puisto/Mika Waltaris park, Apollonkatu/Apollogatan-Runeberginkatu/Runebergsgatan, Töölö/Tölö. 1983 schrieb die Studentenverbindung Eteläsuomalainen osakunta einen Skulpturenwettbewerb aus, um ihr Ehrenmitglied, den Schriftsteller Mika Waltari (1908–1979) zu verewigen. Der erste Preis ging an Veikko Hirvimäkis Vorschlag „Königsgedanke“. Im Anschluss

raske (1949),⁹⁷ Reino Helismaa (1995)⁹⁸, Jean Sibelius (1967)⁹⁹ und Georg Malmstén (1990),¹⁰⁰ die inzwischen von Finnen wie Finnland-schweden als die Ihren akzeptiert werden und somit ins kollektive Gedächtnis der finnländischen Nation eingegangen sind. Dies gilt in gewisser Weise auch in Bezug auf die jüdischen Finnländer, an deren Schicksal während des Zweiten Weltkriegs mit einem „Denkmal für die jüdischen Opfer“ von 1970 erinnert wird.¹⁰¹

Als fünftes Feld der Memorialpolitik, das sich besonders in der Perestrojka-Zeit während der zweiten Hälfte der 1980er Jahre, der Wirtschaftskrise der 1990er Jahre und der damit verbundenen Öffnung Finnlands für Europa herausgebildet hat, lässt sich der Helsinki-Tourismus ausmachen. Allein eine Analyse der Aktivitäten des Helsinkier Touristenbüros würde sicherlich interessante Erkenntnisse über das Selbstbild Helsinkis und seiner Vermittlung an die Außenwelt zu Tage fördern und könnte für eine umfassende Darstellung der städtischen Erinnerungspolitik aussagekräftig werden. In diesem Zusammenhang mag es genügen, darauf hinzuweisen, dass man sich gegenwärtig auf die Vermittlung zweier architektonischer und geistiger Bilder von Helsinki konzentriert, nämlich auf das „klassische

an den Wettbewerb ließ die Stadt den Park zwischen Apollonkatu und Runeberginkatu umgestalten und verlieh ihm den Namen Mika-Waltari-Park. Waltari hatte vom Ende der 1920er Jahre bis zu seinem Tod in der Nähe des Parks gewohnt.

⁹⁷ Statue von Alpo Sailo (1877–1955), 1949, Haagan puisto/Hagasunds park, Etu Töölö/Främe Tölö. Der Ingermanländer Larin Paraske (1833–1904), der von der Karelisten Landenge stammte, ist eine zentrale Gestalt der Geschichte der finnischen Volksdichtung. Alpo Sailo (1877–1955) fertigte das Porträt Larin Paraskes 1936 für das geplante, aber nie gebaute Kalevala-Haus. Die Hankkija-Gesellschaft errichtete schließlich 1949 die Statue von Larin Paraske im Park beim Mannerheimintie/Mannerheimvägen.

⁹⁸ Bronzerelief von Emil Halonen (1875–1950), Puistolantori/Parkstadstorg, Puistola/Parkstad. Reino „Repe“ Helismaa (auch: „Orvokki Itä“, „Aarne Lohimies“, „Rainer Kisko“ oder „Rauni Kouta“, 1913–1965) war Liedtexter, Coupletsänger und Schauspieler. Bekannt geworden ist er durch zahlreiche Kompositionen und seine Mitbeteiligung an dem Science-Fiction-Comic „Maan mies Marsissa“ (Ein Erdmensch auf dem Mars). Emil Halonen ist v.a. mit zahlreichen Heldengräbern, Grabdenkmälern und Reliefs (besonders zu Motiven des Kalevala) bekannt geworden.

⁹⁹ Skulptur von Eila Hiltunen (1922–2003) von 1967 zum zehnten Todesjahr, Sibeliuksenpuisto/Sibeliusparken, Taka-Töölö/Bortre Tölö. Eine der bekanntesten Touristenattraktionen Helsinkis. Jean Sibelius (1865–1957) war der herausragende Komponist Finnlands im Geiste des Karelianismus. Vgl. Eila Hiltunens Sibeliusmonument *Passio musicae*, hrsg. v. Tuula Karjalainen (u.a.). Helsingfors 1998 (Helsingfors stads konstmuseums publikationer. 55).

¹⁰⁰ Skulptur (Medaille) von Raimo Heino von 1992 anlässlich des 90. Geburtstags von Georg Malmstén, Arkadiankatu/Arkadiagatan Ecke Fredrikinkatu/Fredriksgatan in Etu Töölö/Främe Tölö. Georg Malmstén (1902–1981) war v.a. als Unterhaltungsmusiker bekannt. Viele seiner Kompositionen leben im Gedächtnis der Bevölkerung fort. Raimo Heino ist besonders als Medailenkünstler bekannt geworden.

¹⁰¹ Skulptur von Harry Kivijärvi, 1970, Malminkatu/Malmgatan am Eingang des jüdischen Gemeindehauses.

Helsinki“ und das „Jugendstil-Helsinki“, zu denen jeweils Führungen in Finnisch und Englisch angeboten werden.

Zusammenfassung

Insgesamt lassen sich also zahlreiche „fremde Vergangenheiten“ in Helsinki ausmachen. Als fremd erscheinen sie der heutigen Bevölkerung teils in ethnischer, teils in sozialer Hinsicht. Der nationalfinnische Diskurs des 20. Jahrhunderts wollte es, dass vor allem schwedische und russische (aber auch andere) Vergangenheiten als fremd wahrgenommen wurden. Genauso aber konnten zu verschiedenen Zeiten auch die Vergangenheiten der adligen Stadtherren (Schweden, Russen) oder – aus Sicht des alten finnlandschwedischen Bürgertums – der einströmenden, oft mittellosen finnischen Bauern als fremd erscheinen. Sie alle gingen in einem längeren Prozess in das städtische kollektive Gedächtnis ein, ohne dass es dabei zu einer Politik der „Auslöschung“ oder des „Vergessens“, etwa nach dem Muster Königsbergs, Danzigs oder Stettins, gekommen wäre. Im Gegensatz zu anderen Städten Nordosteuropas gab es keinen Kultur- oder Klassenkampf, der das „fremde“ Alte zugunsten eines „eigenen“ Neuen zerstört hätte – obwohl es in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Auseinandersetzungen zwischen „Fennomänen“ und „Svecomänen“, Verfechtern des Finnen- bzw. Schwedentums, durchaus gegeben hat. Vielmehr besaß das Helsinkier Bürgertum genügend Assimilationskraft und gleichzeitig wohl auch Toleranz gegenüber den zu verschiedenen Zeiten aufgenommenen Immigranten, um den multinationalen und multipräteritalen Charakter „ihrer“ Stadt aushalten zu können.

Natürlich ist auch in Helsinki, wie in den meisten Städten Europas, vieles verschwunden und im Zuge von Stadterneuerungsmaßnahmen oder aus Gründen der architektonischen Mode durch Neues ersetzt worden. Und man könnte sagen, dass hier das stilistisch und sozial fremd Gewordene durch Vertrauteres ersetzt worden ist. Doch fehlte dabei jede politisch-ideologische Attitüde. Auch Altes blieb bestehen, Neues kam ergänzend und bereichernd hinzu. Helsinki ist eine Stadt, die seit dem großen Brand von 1808 organisch gewachsen ist und im Kern die Verhältnisse des 19. Jahrhunderts, an seinen Rändern eher die des 20. Jahrhunderts widerspiegelt; und zwar nicht gegen, sondern mit der Geschichte. Es ist bezeichnend, dass Helsinki und Finnland bis heute kein Okkupationsmuseum, etwa nach dänischem, norwegischem oder lettischem Vorbild, besitzen. (Eine Möglichkeit, die der

finnlandschwedische Historiker Rainer Knapas kürzlich als Lösung für die vor dem Hintergrund des schwindenden Interesses am Nationalstaat knapper werdenden finanziellen Mittel für die finnländischen Nationalmuseen ins Spiel gebracht hat, falls sich Finnland doch noch einmal auf die Zeit des Nationalstaats zurückbesinnen sollte).¹⁰²

Neben der endogenen stadtgeschichtlichen Erinnerung war und ist Helsinki ein Zentrum der Auseinandersetzung mit den Nachbarstaaten, vor allem mit Russland bzw. Sowjetunion, Deutschland, aber auch mit der gesamten Welt. In diesem Zusammenhang könnte man als ein an Finnland interessierter Historiker und angeleitet vom derzeit virulenten Memoria-Diskurs auf die Idee kommen, Finnland und in Sonderheit Helsinki müsse, da es 1809–1917 von russischen und 1941–1944 von deutschen Truppen besetzt gewesen sei, voller Opfer- und Besetzungsdenkmäler sein. Wenig bis nichts dergleichen wird man bei einem aufmerksamen Gang durch die Stadt finden. Helsinki zeichnet sich bei der Aneignung fremder Vergangenheiten vor allem dadurch aus, dass es überzeugende Wege der Assimilation gefunden und eine optimistische Perspektive auf seine (inzwischen mehr „eigene“ als „fremde“) Vergangenheit gewonnen hat.

¹⁰² Rainer Knapas, *Museet som tröst* [Das Museum als Trost], in: *Ny Tid* (2002), Nr.24 (www.kaapeli.fi/~nytid/o02/knapas1.html).

St. Petersburg – Petrograd – Leningrad

von Frithjof Benjamin Schenk

Klaus Zernack zum 75. Geburtstag gewidmet

Der Reisende, der heute die Fahrt von Moskau nach St. Petersburg antritt, besteigt in der russischen Hauptstadt am *Leningrader* Bahnhof den Zug. Auf dem Weg zum Bahnsteig passiert er eine weitläufige Bahnhofshalle, an deren Ende nach wie vor eine Büste Lenins die Passagiere verabschiedet. Am Ziel seiner Reise mit einem der zahlreichen Nachtzüge, die poetische Namen tragen wie „Roter Pfeil“ (*Krasnaja strela*), „Zwei Hauptstädte“ (*Dve stolicy*) oder „Palmyra des Nordens“ (*Severnaja Palmyra*), verlässt der Fahrgast den Schlafwagen und findet sich in einer Bahnhofshalle wieder, die jener des Leningrader Bahnhofs in Moskau zum Verwechseln ähnlich sieht. Erst bei genauerem Hinsehen erkennt der Passagier, dass er die nächtliche Reise nicht geträumt hat. An jener Stelle, an der in Moskau ein Denkmal Lenins den weitläufigen Raum symbolisch markiert, steht hier seit Juli 1993 eine Büste Peters des Großen, der die Reisenden in *Sankt Petersburg* willkommen heißt.¹

St. Petersburg hat im Laufe des kurzen 20. Jahrhunderts dreimal seinen Namen gewechselt. Im Unterschied zu anderen Städten Ostmittel- und Osteuropas markieren diese Umbenennungen jedoch nicht den Übergang der Herrschaft über den städtischen Raum von einer nationalen Gruppe zu einer anderen. Vielmehr symbolisieren sie Zäsuren, die auf den tief greifenden Wandel innerhalb der russländischen bzw. sowjetischen politischen Kultur zwischen 1914 und 1991 hinweisen. Nicht nur aus diesem Grund muss die Geschichte Sankt Petersburgs / Petrograds / Leningrads im Rahmen der in diesem Sammelband behandelten Städteschicksale im 20. Jahrhundert als Sonderfall betrachtet werden. Die Umbrüche und Herausforderungen, denen sich die Stadt an der Newa zwischen Erstem Weltkrieg und dem Sturz der sozialistischen Herrschaften in Ostmittel- und Osteuropa stellen

¹ Zum Denkmaltausch und zum neuen Monument für Peter I. im Moskauer Bahnhof vgl. Michail Zolotonosov, Jurij Kalinovskij, *Bronzovyj vek. Illjustrirannyj katalog pamjatnikov, pamjatnych znakov, gorodskoj i dekorativnoj skul'ptury Leningrada – Peterburga 1985–2003* [Das Bronze-Jahrhundert. Bebilderter Katalog der Denkmäler, Gedenkzeichen sowie städtischer und dekorativer Skulpturen Leningrads und Petersburgs 1885–2003]. Sankt Peterburg 2005, S. 225–228.

musste, waren auch in anderer Hinsicht außergewöhnlich. St. Petersburg bzw. Petrograd war in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts Schauplatz von drei Revolutionen, deren Auswirkungen nicht nur Russland, sondern die ganze Welt erschütterten. Zudem sank in der ersten Hälfte des Säkulums die Zahl der Bevölkerung der ehemaligen Zarenresidenz und europäischen Kulturmetropole zwei Mal unter die Millionengrenze – ein Umstand, der das Überleben der Großstadt ernsthaft in Frage stellte: Der Rote Oktober, die Verlegung der Hauptstadt Räterusslands im Frühjahr 1918 nach Moskau und der Bürgerkrieg zwischen 1918 und 1921 führten zu Flucht, Vertreibung und Abwanderung großer Teile der Petrograder Bevölkerung. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges und dem Überfall des Deutschen Reiches auf die UdSSR konnte sich die Stadt jedoch von diesem gewaltigen Bevölkerungsverlust wieder weitgehend „erholen“. 1941 betrug die Bevölkerungsanzahl in Leningrad wieder annähernd drei Millionen. Die 900-tägige Blockade Leningrads durch die deutsche Wehrmacht trieb zwischen September 1941 und Januar 1944 erneut über eineinhalb Millionen Menschen in die Flucht. Mehr als eine Millionen Leningrader starben an Hunger, Kälte und durch Artilleriebeschuss in der belagerten Stadt.

Die Umbenennungen der Stadt an der Newa in den Jahren 1914, 1924 und 1991 lassen sich zweifelsohne als die markantesten Versuche deuten, der ehemaligen Zarenresidenz im 20. Jahrhundert einen neuen symbolischen Stempel aufzudrücken und die Stadt immer wieder neu als politisches „Superzeichen“ zu nutzen. St. Petersburg, das im Jahr 1703 von Peter I. nicht nur mit dem Ziel gegründet worden war, an der Ostsee einen russischen Hafen- und Flottenstützpunkt zu etablieren, sondern auch Russlands neue Orientierung nach Westen zu illustrieren, schien neue symbolische Kodierungen geradezu herauszufordern. Diese erfolgten nicht nur auf der Ebene der Benennung der Stadt, sondern auch in den tiefer liegenden Schichten des bebauten städtischen Raumes und der symbolischen Topografie. Die Analyse von Denkmälern und Straßennamen, von symbolisch besetzten Orten und Mustern der Stadtplanung sowie die Untersuchung des Umgangs mit dem historischen Erbe früherer Zeiten erlauben vielfältige Rückschlüsse auf die politischen Weltbilder und Zukunftsvisionen der jeweiligen städtischen Machthaber und Eliten. Die Frage, inwieweit diese Konzepte auch die Bewohner der Stadt erreichten und das Bewusstsein der Menschen prägten, muss dagegen vielfach offen bleiben.

Das Beispiel St. Petersburgs / Petrograds / Leningrads macht auf

der anderen Seite jedoch deutlich, dass es durchaus möglich war, neuen Konzepten kollektiver (städtischer) Identität unter gewissen Bedingungen auch eine Akzeptanz bei den jeweiligen Stadtbewohnern zu verschaffen. Beim Wandel von Identifikationsmustern spielte neben dem Austausch großer Teile der urbanen Bevölkerung, bzw. dem massenhaften Zuzug neuer Städter, insbesondere die kollektive Erfahrung von Krieg und äußerer Gewalt eine wichtige Rolle. Nicht die Entscheidung der Parteinomenklatur, nicht die zahlreichen Umbenennungen von Straßen, Fabriken und öffentlichen Gebäuden und nicht die Vielzahl neuer sowjetischer Denkmäler führten bei den Stadtbewohnern zur Akzeptanz eines „Leningrader“ Konzeptes kollektiver Identität. Es war das gemeinsam erfahrene Leid der Menschen während der 900-tägigen Blockade im Zweiten Weltkrieg und schließlich der Stolz des Sieges über den Feind, der die Bewohner als „Leningrader“ mental zusammenschweißte. Insbesondere Mitglieder der Kriegsgeneration fühlen und bezeichnen sich auch heute noch, 15 Jahre nach dem Zerfall der UdSSR und der Rückbenennung der Stadt in „St. Petersburg“, selbstverständlich als „Leningrader“.

Die Stadt Peters

Mit dem Sturz des Zarenregimes Februar/März 1917 wurde auch das symbolische Inventar des *ancien régime* in der Residenzstadt der Romanovs zur Disposition gestellt. In die Topografie und den Stadtkörper von Petrograd, wie die Stadt seit Ausbruch des Krieges gegen das Deutsche Reich im Jahr 1914 hieß, war die politische Ordnung der Autokratie in vielfacher Hinsicht eingeschrieben. Denkmäler der Zaren schmückten Plätze und Parks, öffentliche Gebäude und wichtige Straßen waren in würdigem Andenken nach verstorbenen Herrschern benannt, der Doppeladler und das kaiserliche Wappen zierten Zäune, Monumente und Fassaden. Wichtigster Fluchtpunkt des Petersburger Symbolsystems war bereits seit Beginn des 18. Jahrhunderts die Figur des Stadtgründers, Peters des Großen.² Der Reformzar hatte mit der neuen Residenzstadt nicht nur für Russland ein „Fenster nach Europa“ geöffnet, sondern gleichzeitig sich selbst ein gewaltiges Denkmal gesetzt. Nicht nur die Wahl Petrus' als Namenspatron der Stadt und

² Frithjof Benjamin Schenk, Die Stadt als Monument ihres Erbauers, in: St. Petersburg. Eine historische Topographie, hrsg. v. Karl Schlögel, dems. u. Markus Ackeret. Frankfurt a.M. 2007.

Schutzheiliger der Festungskirche auf der Haseninsel kann als Teil dieses selbstreferentiellen Symbolsystems gelesen werden. Auch die Inthronisation der Heiligen Alexander Newskij und Isaak von Dalmatien zu himmlischen Fürsprechern der Metropole dienten letztendlich dazu, das Andenken an Peter den Großen fest in die Stadtopografie einzuschreiben. Der Novgoroder Fürst Alexander Newskij wurde deshalb von Peter als Stadtheiliger „eingesetzt“, weil er im Jahre 1240 – wie der Reformzar im Großen Nordischen Krieg – am Ufer der Newa ein Heer des schwedischen Königs bezwungen hatte. Aus diesem Grund verlegte Peter kurzerhand den Feiertag des Heiligen im Kirchenkalender auf jenen Tag, an dem er selbst im Jahr 1721 den Friedensvertrag mit Schweden unterzeichnet hatte.³ Isaak von Dalmatien wurde deshalb auserkoren, weil sein Heiligen-Feiertag mit dem Geburtstag Peters zusammenfiel. Die drei Sakralbauten in St. Petersburg, die diesen Heiligen geweiht sind und die bis heute das Stadtbild St. Petersburg prägen – die Peter-Pauls-Kathedrale, die Isaaks-Kathedrale und das Alexander-Newskij-Kloster –, müssen daher in übertragener Hinsicht als überdimensionale Denkmäler für Peter den Großen angesehen werden. Ergänzt werden diese durch jene „expliziten“ Monumente für den Reformzaren, die ihm seine Nachfolgerinnen und Nachfolger auf dem kaiserlichen Thron errichteten. Das berühmteste unter ihnen, der Eherne Reiter, ein Werk des Bildhauers Etienne Maurice Falconet, entstand unter der Regentschaft Katharinas II. auf dem Senatsplatz.⁴

Das Ende der alten Ordnung

Als sich im Februar 1917 die Massen protestierender Arbeiter aufmachten, um den politischen und symbolischen Raum der Hauptstadt zu „erobern“, folgten ihre Umzüge zunächst der seit langem etablierten räumlichen Ordnung von Straßendemonstrationen St. Petersburgs. Orientierungspunkte waren im Stadtzentrum der Newskij

³ Frithjof Benjamin Schenk, Aleksandr Nevskij. Heiliger – Fürst – Nationalheld. Eine Erinnerungsfürst im russischen kulturellen Gedächtnis (1263–2000). Köln 2004, Kap. 5.1. u. 5.2., S. 125-151.

⁴ Ilse Bischoff, Etienne Maurice Falconet – Sculptor of the Statue of Peter the Great, in: *Russian Review* 24 (1965), H. 4, S. 369-386; K.V. Malinovskij, Pamjatnik Petru I. Fal'kone [Das Denkmal Peters I. von Falconet], in: *Tri veka Sankt-Peterburga. Ėnciklopedija v trech tomach. Tom 1: Os'mnadcatoe stoletie. Kniga vtoraja* [Drei Jahrhunderte Sankt Petersburg. Enzyklopädie in drei Bänden. Bd. 1: 18. Jahrhundert. Buch 2]. Sankt Peterburg 2001, S. 87 f.

Prospekt, die Kasaner Kathedrale und der Snamenskaja Platz vor dem Nikolaj-Bahnhof (heute: *Ploščad' vosstanija*, Platz des Aufstands).⁵ Bevor sich die Februarrevolution ihre neuen symbolischen Orte schuf, wurden zunächst jene des *ancien régime* besetzt. So fand beispielsweise am 24. Februar 1917 (A.S.)⁶ auf dem Snamenskaja Platz, dessen Zentrum ein wuchtiges Reiterstandbild Kaiser Alexanders III. schmückte, eine der ersten großen und gewalttätigen Protestversammlungen der Revolution statt. In diesem Zusammenhang stürmten die Demonstranten auch das Herrschermonument, das im Volksmund nur abfällig „das Nilpferd“ genannt wurde, und dekorierten es mit Roten Fahnen und revolutionären Spruchbändern.⁷ Am 8. März 1917, dem Tag der Inhaftierung Nikolaus' II. und seiner Familie in Carskoe Selo, beschloss die Petrograder Stadtduma, alle Plätze, die den Namen der Zaren Nikolaus bzw. Alexander trugen, umzutaufen.⁸ Die Freude über das Ende der Selbstherrschaft entlud sich in den folgenden Wochen in einem ungeordneten Bildersturm. Während der ersten Revolutionsfeiern am 25. März 1917 in Petrograd wurden beispielsweise vom altehrwürdigen Marinskij-Theater alle Doppeladler und herrschaftlichen Wappen entfernt.⁹ Kronen und Adler an Zäunen, Toren und öffentlichen Gebäuden fielen den Wellen des revolutionären Ikonoklasmus zum Opfer.¹⁰

Zum neuen symbolischen Zentrum des revolutionären Petrograd erhoben die neuen Machthaber das Marsfeld, das in der Zarenzeit traditionell als Ort für Volksbelustigungen, Truppenparaden und Exerzierübungen der Armee gedient hatte.¹¹ Auf dem weitläufigen Gelände fand am 23. März 1917 die Beerdigung von 184 Märtyrern der revolutionären Straßenkämpfe statt. An den Feierlichkeiten, die als

⁵ Orlando Figes, Boris Kolonitskii, *Interpreting the Russian Revolution. The Language and Symbols of 1917*. New Haven 1999, S. 37.

⁶ A.S. = Alter Stil, d.h. Angabe nach dem Julianischen Kalender, der bis 1918 in Russland galt.

⁷ Zur symbolischen Bedeutung des Snamenskaja Platzes vgl. Boris Kolonickij, *Simvoly vlasti i bor'ba za vlast': K izučeniju političeskoj kul'tury rossijskoj revoljucii 1917 goda* [Die Symbole der Macht und der Kampf um die Macht. Zum Studium der politischen Kultur der russländischen Revolution von 1917]. Sankt Peterburg 2001, S. 20.

⁸ Figes, Kolonitskii, *Interpreting* (wie Anm. 5), S. 57. Am 2. März 1917 hatte Nikolaus II. bereits seine Abdankungsurkunde zu Gunsten seines Bruders Michael unterzeichnet, der am folgenden Tag jedoch ebenfalls auf den Thron verzichtete.

⁹ Richard Stites, *Iconoclastic Currents in the Russian Revolution: Destroying and Preserving the Past*, in: *Bolshevik Culture*, hrsg. v. A. Gleason, P. Kenez u. dems. Bloomington 1985, S. 1-24, hier S. 8.

¹⁰ Kolonickij, *Simvoly vlasti* (wie Anm. 7), S. 80 ff.

¹¹ Zur Geschichte des Marsfeldes vgl. unter anderem V.S. Švarts, *Arhitekturnyi ansambl' Marsogo Polja* [Das Architektur-Ensemble des Mars-Feldes]. Leningrad 1989.

erste säkulare Massenversammlung in die Geschichte Russlands eingingen, nahmen über 800 000 Menschen teil.¹² Geistliche waren von der Zeremonie ausgeschlossen. Anstatt religiöser Gesänge ertönten revolutionäre Lieder und 184 Kanonensalven aus den Geschützen der Peter-Pauls-Festung. Auf ihren Bannern versprach die Trauergemeinde „den im Kampf gegen den Zarismus Gefallenen“ „ewigen Ruhm“ („večnaja slava pavšim v bor’be protiv carizma“).¹³ Nach dem Vorbild der Französischen Revolution wurde auf dem Marsfeld ein „Altar des Kults der Revolution“ errichtet und die Freifläche in „Platz der Opfer der Revolution“ umbenannt. Das Marsfeld entwickelte sich in der Folge nicht nur zum zentralen Erinnerungsort für die Helden und Opfer der Februarrevolution, sondern auch zum Mittelpunkt der neuen symbolischen Topografie im revolutionären Petrograd. So fand hier beispielsweise im Jahr 1917 die erste legale Feier zum 1. Mai in der russischen Geschichte statt.

Von Petrograd nach Leningrad

Noch bevor die Bol’ševiki im Oktober 1917 die Macht in Petrograd an sich reißen konnten, usurpierten sie die symbolischen Orte der Februarrevolution. Lenin, der am 3. April 1917 in einem versiegelten Zug aus dem Schweizer Exil in der russischen Hauptstadt angekommen war, hielt bereits am 1. Mai 1917 auf dem Marsfeld vor der versammelten Menge eine flammende Rede, in der er die Bedeutung des Feiertages für die Revolution beschwor. Von nun an war das Marsfeld der Endpunkt aller Maidemonstrationen in Petrograd, die am Smolnyj Institut starteten und den Winterpalast passierten.¹⁴

Die endgültige Transformation des Marsfeldes in einen Erinnerungsort der Bol’ševiki erfolgte im September 1918 anlässlich der Beerdigung des Petrograder Geheimdienstchefs (*Čeka*), Moisej S. Urickij, der am 30. August von gegnerischen Sozialrevolutionären ermordet worden war.¹⁵ Die Eröffnung des Mahnmals für die Opfer der Re-

¹² Richard Stites, *The Origins of Soviet Ritual Style: Symbol and Festival in the Russian Revolution*, in: *Symbols of Power. The Esthetics of Political Legitimation in the Soviet Union and Eastern Europe*, hrsg. v. Claes Arvidsson u. Lars Erik Blomqvist. Stockholm 1987, S. 23-42, hier S. 26 f.; Kolonickij, *Simvoly vlasti* (wie Anm. 7), S. 47-54.

¹³ Švarts, *Arhitekturnyi ansambl’ Marsogo Polja* (wie Anm. 11), S. 161.

¹⁴ Stites, *The Origins of Soviet Ritual Style* (wie Anm. 12), S. 31.

¹⁵ Richard Stites, *Bolshevik Ritual Building in the 1920s*, in: *Russia in the Era of NEP. Explorations in Soviet Society and Culture*, hrsg. v. Sheila Fitzpatrick (u.a.). Bloomington 1991, S. 295-309, hier S. 303 f.

volution im Jahr 1919 fand folgerichtig auch nicht am 23. März, dem Trauertag anlässlich der Februarunruhen, sondern am 7. November, dem zentralen Feiertag der Oktoberrevolution statt. Nach dem Entwurf des Architekten Lev V. Rudnev war ein weitläufiges Gedenkensemble mit massiven Blöcken aus grauem Granit entstanden. Bildungskommissar Anatolij Lunačarskij hatte für das Denkmal acht Epitaphe verfasst, in denen er unter anderem die revolutionären Ereignisse in Petrograd im Jahr 1917 mit den europäischen Revolutionen von 1848 und der Pariser Kommune in Beziehung setzte.¹⁶ Den Gefallenen wird auf den Gedenktafeln – wie auf nationalen Helden Denkmälern des 19. Jahrhunderts – „ewiges Leben“ (in der Erinnerung der Nachfahren) versprochen („v narode živ večno kto dlja naroda žizn' položil, trudilsja, borolsja i umer za obščee delo“).¹⁷ Auch in den Folgejahren nutzten die Bol'seviki das Marsfeld als Grabstätte für herausragende Parteiaktivisten und Bürgerkriegsopfer. 1933 fand hier mit der Beerdigung von Ivan Ivanovič Gaza die letzte Beisetzung einer politischen Führungsfigur der neuen Machthaber statt.

Anders als die Provisorische Regierung, der nach der Februarrevolution schlicht die Zeit fehlte, sich um die umfassende symbolische Neukodierung der Hauptstadt zu kümmern, machten sich die Bol'seviki nach ihrer Machtübernahme daran, Petrograd systematisch mit einem Netz eigener Erinnerungsorte zu überziehen. Am 12. April 1918 (N.S.) erließ Lenin ein Dekret, in dem er die Entfernung aller zaristischen Denkmäler aus russischen Städten befahl. Parallel dazu ordnete er die Errichtung neuer, revolutionärer Monumente in Moskau und Petrograd an (Dekret *O pamjatnikach respubliky*). Während sich die Demontage der zahlreichen, massiven Herrscherdenkmäler aus Bronze in der ehemaligen Zarenresidenz nur mühsam realisieren ließ, erforderte die Umbenennung von Straßen und Plätzen nur einen vergleichsweise geringen Aufwand.¹⁸ So wechselten 1918 im Zuge einer ersten Welle von Neubenennungen zahlreiche bedeutende Straßen in Petrograd ihren Namen. Ab 1918 schlenderten Passanten nicht mehr über den Newskij Prospekt, sondern über den „Prospekt des 25. Oktober“ (*Prospekt dvadcat' pjatogo Oktjabrja*), die Schlossbrücke trug ab 1918 die Bezeichnung „Brücke der Republik“ (*Respublikanskij most*). Auch der Schlossplatz wurde in einen bolsche-

¹⁶ Švarts, *Arhitekturnyj ansambl' Marsogo Polja* (wie Anm. 11), S. 164-176.

¹⁷ Ebenda, S. 174.

¹⁸ Zur Bedeutung von Straßennamen als urbane Erinnerungsorte vgl. Maoz Azaryahu, *The Power of Commemorative Street Names*, in: *Environment and Planning D: Society and Space* 14 (1996), S. 314 ff.

wistischen Gedenkort umgewandelt und in „Urckij-Platz“ (*Ploščad' Urckogo*) umbenannt. Die „Nikolaj-Straße“ trug von nun an (und bis heute) die Bezeichnung „Marat-Straße“ (*Ulica Marata*), der Bol'soj Prospekt auf der Petrograder Seite wurde zu Ehren des deutschen Kommunistenführers in „Karl-Liebknecht-Prospekt“ umgetauft.¹⁹

Bereits die letzten beiden Beispiele machen deutlich, dass sich die Bol'seviki bei der Zusammenstellung ihres neuen „Pantheons“ nicht an einem russländischen, sondern an einem europäischen bzw. internationalen Narrativ der revolutionären Bewegung(en) orientierten. Diese Ausrichtung war auch bei der Auswahl jener historischen Persönlichkeiten bestimmend, denen in Räterussland neue Denkmäler errichtet werden sollten.²⁰ Lenins Programm einer neuen, bolschewistischen Monumentalpropaganda sah die Errichtung von Büsten und Monumenten zu Ehren zahlreicher Helden der europäischen und russischen revolutionären Bewegungen vor. Damit löste er die Ereignisse der Oktoberrevolution aus der Entwicklung der russischen Geschichte und stellte sie bewusst in den Kontext der Weltgeschichte. Lenins Vorhaben, die Städte Räterusslands mit revolutionären Denkmälern symbolisch neu zu kodieren, war vom Werk *Die Sonnenstadt* von Domenico Tommaso di Campanella (1568–1639) inspiriert. Campanella entwarf in seinem Buch eine utopische Stadt, die mit Büsten nationaler Heroen dekoriert ist und deren Gebäude belehrende Text-Fresken schmücken. Fasziniert von dieser Vision, beauftragte Lenin den Kommissar für Volksbildung, Anatolij Lunačarskij, eine Liste mit geeigneten Personen für ein entsprechendes bolschewistisches Pan-

¹⁹ Pervaja volna pereimenovanij (1918 g.) [Die erste Welle der Umbenennungen], in: <http://fragments.spb.ru/streets-3.html> (Recherche vom 29.6.2006); Toponomičeskaja enciklopedija Sankt Peterburga [Toponymische Enzyklopädie Sankt Petersburgs]. Sankt Peterburg 2002; Gorodskie imena segodnja i včera: Peterburgskaja toponimika. Spravočnik-putevoditel' [Die städtischen Namen heute und gestern: Petersburger Toponyme. Ein Nachschlagewerk und Leitfaden]. 2. Aufl., Sankt Peterburg 1997; K. Gorbačevič, E. Čablo, Počemu tak nazvany? O proischoždenii nazvanij ulic, ploščadej, ostrovov, rek i mostov Sankt Peterburga [Warum heißt das so? Über die Herkunft der Namen der Straßen, Plätze, Inseln, Flüsse und Brücken Sankt Petersburgs]. 5. Aufl., Sankt Peterburg 1998.

²⁰ Stites, *The Origins of Soviet Ritual Style* (wie Anm. 12), S. 33 ff.; John Bowlt, *Russian Sculpture and Lenin's Plan of Monumental Propaganda*, in: *Art and Architecture in the Service of Politics*, hrsg. v. H.A. Milton u. L. Nochlin. Cambridge 1978, S. 182-193; Richard Pipes, *Russia under the Bolshevik Regime 1917-1924*. London 1997, S. 314; Michail German, *Serdcem slušaja revoliuciju. Iskusstvo pervych let oktjabrja* [Mit dem Herzen hören wir die Revolution. Die Kunst der ersten Jahre nach der Oktoberrevolution]. Leningrad 1977, S. 8-12; Stefan Plaggenborg, *Revolutionskultur. Menschenbilder und kulturelle Praxis in Sowjetrußland zwischen Oktoberrevolution und Stalinismus*. Köln (u.a.) 1996, S. 247 ff.; Robert Russell, *The Arts and the Russian Civil War*, in: *Journal for European Studies* 20 (1990), S. 219-240, v.a. S. 223 ff.

theon zusammenzustellen. Lenin wollte die neuen Statuen als Propagandawerkzeug für die Kommunikation mit den städtischen Massen und als Mittel für die historische Selbstlegitimation der Oktoberrevolution nutzen. Obwohl Lunačarskij dem gesamten Unterfangen relativ reserviert gegenüberstand, war eine entsprechende Liste am 30. Juli 1918 abgeschlossen und offiziell abgesegnet. Die Zusammenstellung umfasste 63 Personen aus der Antike (z.B. Spartacus), aus der Geschichte der Französischen Revolution (z.B. Marat, Robespierre und Danton), aus der Geschichte der sozialistischen Bewegungen in Europa (z.B. Karl Marx, Friedrich Engels, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg) und schließlich aus der Geschichte der revolutionären Bewegung in Russland (wie z.B. Pavel Pestel' oder Aleksandr Radiščev). In den Worten Lunačarskij's war es Lenins Ziel, jene Persönlichkeiten mit Denkmälern zu ehren, die als Vordenker, Theoretiker und Kämpfer des Sozialismus anzusehen sind. Daneben galt es, Lichtgestalten aus Philosophie, Wissenschaft und Kunst zu ehren, die zwar nicht in unmittelbarer Verbindung mit dem Sozialismus standen, aber trotzdem höchstes Ansehen als wahre „Helden der Kultur“ genossen.²¹

In Petrograd wurden zwischen 1918 und 1920 ca. 20 neue Denkmäler im Rahmen des Programms der Leninschen Monumentalpropaganda errichtet: für Aleksandr N. Radiščev am 22. September 1918 in der Nähe des Winterpalastes, für Ferdinand Lassalle am 6. Oktober 1918 in der Nähe der Stadtduma am Newskij Prospekt, für Karl Marx am Smolnyj Institut, für Nikolaj G. Černyševskij auf dem Senatsplatz, für Heinrich Heine an der Universität, für den ukrainischen Nationaldichter Taras Ševčenko in der Nähe der Moschee auf der Petrograder Seite und für Alexander Herzen an der Litejnyj Brücke.²²

Das bolschewistische Denkmalprojekt war und blieb jedoch eine reine Kopfgeburt der Parteiführung. Die Bevölkerung stand dem gesamten Vorhaben äußerst reserviert gegenüber. Die Künstler der Avantgarde kritisierten einige Statuen aufgrund ihrer „klassischen“ Formgebung, gleichzeitig nahmen konservativere Zeitgenossen Anstoß an der konstruktivistischen Gestaltung anderer Monumente. Das

²¹ A.V. Lunačarskij, Lenin o monumental'noj propagande [Lenin über die Monumentalpropaganda], in: Vospominanija i vpečatlenija [Erinnerungen und Eindrücke]. Moskva 1968, S. 198, zit. nach: Russell, *The Arts and the Russian Civil War* (wie Anm. 20), S. 224.

²² O Leninskom plane monumental'noj propagande [Über den Plan Lenins für eine Monumentalpropaganda], http://fragments.spb.ru/propaganda_1.html (Recherche vom 8.2.2006).

ganze Projekt, das von einem Buch aus dem 17. Jahrhundert und vermutlich von der Idee eines nationalen Pantheons in Frankreich oder Deutschland inspiriert worden war, blieb für die meisten Russen offenbar viel zu abstrakt oder schlicht zu fremd. So kam es, dass zahlreiche der neu errichteten Denkmäler bereits kurze Zeit später Wellen des spontanen Ikonoklasmus zum Opfer fielen, so z.B. die Büste von Robespierre in Moskau, die am 6. November 1918 von Unbekannten gesprengt wurde. Auch das Denkmal für den russischen Schriftsteller Aleksandr Radiščev in Petrograd wurde bereits am 19. Januar 1919 zerstört von einem Wachposten aufgefunden.²³ Die meisten Monumente fielen bald dem Zahn der Zeit zum Opfer, da sie wegen Geldmangels aus nicht beständigem Material wie Beton oder Gips gefertigt worden waren. Das Projekt der neuen Monumentalpropaganda war ebenso schnell wieder vergessen, wie es von Lenin erdacht worden war.

Mindestens ebenso interessant wie die Bemühungen der Bol'seviki, in Petrograd ein Koordinatensystem von neuen symbolischen Orten zu schaffen, ist die Tatsache, dass entgegen dem deklarierten Willen der neuen Machthaber zentrale Punkte der vorrevolutionären symbolischen Topografie lange Zeit völlig unangetastet blieben. Ungeachtet des Dekrets von Lenin vom 12. April 1918, das den Sturz aller Denkmäler für die Kaiser und ihrer Diener vorsah, erfolgte die Demontage des verhassten Denkmals für Alexander III. auf dem Platz des Aufstandes (*Ploščad' vosstanija*) erst im Jahr 1937. Andere Herrschermonumente wie jene für Peter den Großen, Nikolaus I. oder Katharina II. blieben gänzlich vom revolutionären Bildersturm verschont.²⁴ Das Vorhaben der Bol'seviki, die Herrschaft der Romanovs aus dem Gedächtnis der russischen Städte zu tilgen, wurde alles andere als konsequent umgesetzt. Die Umbenennung des Nikolaj-Bahnhofs am Platz des Aufstandes, dessen Bezeichnung an die Regentschaft Nikolaus' I. („Gendarm Europas“) erinnerte, erfolgte beispielsweise erst im Jahr 1923. Ab diesem Zeitpunkt bestiegen die Petrograder am „Oktober-Bahnhof“ die Züge nach Moskau.²⁵ Bis 1923 erinnerten in Petrograd auch noch viele Straßennamen an Kirchen, Heilige oder Institutionen des *ancien régime*, so z.B. der „Alexander-Newskij-Platz“ (1923 umbenannt in „Roter Platz“, *Krasnaja ploščad'*),

²³ Ebenda.

²⁴ Zur Entscheidung des Petrograder Sowjets, die Denkmäler und Paläste der Stadt als Kulturgüter zu bewahren, vgl. Kolonickij, *Simvoly vlasti* (wie Anm. 7), S. 138.

²⁵ Frithjof Benjamin Schenk, *Bahnhöfe. Stadttore der Moderne*, in: *St. Petersburg* (wie Anm. 2).

das „Sonntags- bzw. Auferstehungsufer“ (*Voskresnaja naberežnaja*, ab 1923: „Robespierre-Ufer“, *Naberežnaja Robesp'era*), das „Schloss-Ufer“ (*Dvorcovaja naberežnaja*, ab 1923: „Ufer des 9. Januar“, *Naberežnaja Devjatogo Janvarja*) oder die „Erlöser-Straße“ (*Spasskaja ulica*, ab 1923: „Straße des Dekabristen Ryleev“, *Ulica Dekabrista Ryleeva*).²⁶

1924 machten sich die Bol'sheviki auch daran, Hand an das Gravitationszentrum der symbolischen Topografie Petrograds zu legen und die Stadt von der Erinnerung an ihren Gründer zu „befreien“. Aus der „Stadt Peters des Großen“ sollte die „Stadt Lenins“ werden, der hier die Kommunisten im Oktober 1917 an die Macht geführt hatte. Die Umbenennung Petrograds in „Leningrad“ erfolgte fünf Tage nach dem Tod des Parteiführers, der am 21. Januar 1924 nach langer und schwerer Krankheit starb. Der Antrag des Petrograder Stadtsowjets vom 23. Januar, der Rätekongress der UdSSR möge dem „Wunsch der Werktätigen“ nachkommen und die Stadt an der Newa in „Leningrad“ umbenennen, war zum einen Ausdruck der allgemeinen Trauer über den Verlust der großen politischen Führungsfigur, zum anderen Bestandteil des offiziellen Leninkultes, der bereits zu Lebzeiten Vladimir Uljanovs ganz konkrete Formen angenommen hatte.²⁷ Auch die Parteiführung in Petrograd erkannte offenbar sehr schnell, dass sich aus der gewaltigen Anteilnahme der einfachen Bevölkerung am Tod Lenins vortrefflich Kapital für die Legitimierung und Stabilisierung der eigenen Herrschaft schlagen ließ. So wandte sich der Vorsitzende des Petrograder Stadtsowjets, Grigorij E. Zinov'ev, am 23. Januar an den Vorsitzenden des Allrussischen Zentralen Exekutivkomitees, Michail Kalinin, mit der Bitte, man möge einer Umbenennung der Stadt zu Ehren Lenins zustimmen.²⁸ Am 26. Januar erfolgte die positive Antwort Kalinins. Er befand, es sei „völlig gerechtfertigt, der Bitte des Petrograder Rates der Deputierten der Arbeiter, Bauern und Rotarmisten, die von den Resolutionen der Arbeiter aller Fabriken und Werke Petrograds unterstützt wird, nachzukommen und die Stadt Petrograd in Leningrad umzubenennen. Möge von nun an das wichtigste Zentrum der proletarischen Revolution für immer mit dem

²⁶ Vtoraja volna pereimenovanij (1923 g.) [Die zweite Welle der Umbenennungen], in: http://fragments.spb.ru/streets_23.html (Recherche vom 29.6.2006).

²⁷ Zum Lenin-Kult vgl. Nina Tumarkin, *Lenin Lives! The Lenin Cult in Soviet Russia*. Cambridge, Mass. 1983; Benno Ennker, *Die Anfänge des Leninkults in der Sowjetunion*. Köln 1997; Olga Velikanova, *Making of an Idol: On Uses of Lenin*. Göttingen 1996 (Kritik der Geschichtsschreibung. 8); dies., *The Public Perception of the Cult of Lenin Based on Archival Materials*. Lampeter 2001 (Slavic Studies. 6).

²⁸ Dmitrij Šerich, 1924. *Iz Petrograda v Leningrad* [Von Petrograd nach Leningrad]. Moskva 2004, S. 19 f.

Namen des größten Führer des Proletariats, Vladimir Il'ič Uljanov-Lenin verbunden sein.“²⁹

Die Ausrichtung der symbolischen Topografie Leningrads auf den neuen „Stadtpatron“ erfolgte nicht nur auf der Oberfläche des Namens der Stadt. Die „Wiege der proletarischen Revolution“ (*Kolybel' proletarskoj revoljucii*), wie die Stadt im offiziellen Sprachgebrauch häufig titulierte, erlebte die Etablierung eines dicht geknüpften Netzes an Erinnerungsorten, die mit dem Namen Lenins verbunden waren (*Leninskie mesta*). 1989, zwei Jahre vor dem Zerfall der UdSSR und vor der Rückbenennung der Stadt in „St. Petersburg“, wies ein historischer Stadtatlas Leningrads nicht weniger als 273 solcher „Lenin-Orte“ auf.³⁰ Einer der ersten urbanen Orte, in den die Erinnerung an den Führer der Bol'sheviki dauerhaft eingeschrieben wurde, war der Finnländische Bahnhof, wo Lenin am 3. April 1917 (A.S.) dem legendären versiegelten Zug entstieg und auf dem berühmten Panzerwagen vor Teilen der revolutionären Petrograder Bevölkerung aufgetreten war. Am 16. April 1924 (N.S.) wurde auf dem Bahnhofsvorplatz ein Gedenkstein mit der Inschrift „Lenin“ eingeweiht. Im selben Jahr erfolgte auch die Umbenennung des Areals in „Platz des Genossen Lenin“.³¹ Die über zehn Meter hohe Lenin-Statue vor dem Gebäude des Finnländischen Bahnhofs, die über Jahrzehnte als eines der Wahrzeichen Leningrads galt, wurde am 7. November 1926, am 9. Jahrestag der Oktoberrevolution, eingeweiht.³²

²⁹ Postanovlenie II S'ezda Sovetov SSSR o pereimenovanii Petrograda (26.1.1924), zit. nach: Leningrad. Istoriko-geografičeskij atlas [Leningrad. Historisch-geografischer Atlas]. 2. Aufl., Moskva 1989, S. 2. Vgl. auch Šerich, 1924 (wie Anm. 28), S. 22. – Das Zitat aus dem Antworttelegramm Kalinins schmückte übrigens bis zum Sommer 1993 die Stirnseite der Empfangshalle des Moskauer Bahnhofs in St. Petersburg, ehe es gemeinsam mit der Leninbüste entfernt und durch den Schriftzug „Sankt Peterburg“ ersetzt wurde. Vgl. Zolotonosov, Kalinovskij, Bronzovyy vek (wie Anm. 1), S. 225.

³⁰ Leningrad. Istoriko-geografičeskij atlas (wie Anm. 29), S. 20-26.

³¹ Šerich, 1924 (wie Anm. 28), S. 27. In anderen russischen Städten waren Lenin bereits zu Lebzeiten Denkmäler errichtet worden.

³² I.A. Bogdanov, Vokzaly Peterburga [Die Bahnhöfe Petersburgs]. Sankt Peterburg 2004, S. 186. Die Statue ist ein Werk des Bildhauers S.A. Evseev und kann bis heute auf dem Bahnhofsvorplatz bewundert werden. – Das älteste Lenindenkmal St. Petersburgs steht indes auf dem Gelände der Fabrik „Nevskij zavod“ (ehemals: „Leninskij zavod“), wo bereits am 8. August 1926 auf Initiative der Werktätigen eine Statue für den Führer der Bol'sheviki eingeweiht wurde. Den Sockel des Monuments schmückt der Schriftzug: „Der geliebte Führer und Lehrer der Arbeiterklasse“ („Ljubimyj vožd' i učitel' rabočego klassa“). Vgl. Aleksej Mironov, Vožd' deržit marku. Den' roždenija včera otmetil pervyj pamjatnik Leninu v gorde [Der Führer hält eine Marke. Gestern feierte das erste Lenindenkmal der Stadt Geburtstag], in: Sankt-Peterburgskie vedomosti Nr. 145 (3692) vom 9.8.2006, S. 1.

Die Sowjetisierung der Stadt

Nicht nur die Versuche der symbolischen Neukodierung des städtischen Raumes hatten eine große Bedeutung für die Transformation „Petrograds“ in „Leningrad“. Maßgeblich trugen zu dieser Entwicklung auch jene grundlegenden Entscheidungen bezüglich der Funktion der Stadt innerhalb des politischen Gefüges Räterusslands sowie bezüglich der Organisation und Entwicklung des städtischen Raumes nach 1917 bei. Vom Schock über die Entscheidung der Bol'sheviki, im Jahr 1918 die Hauptstadt von Petrograd nach Moskau zu verlegen, hat sich die politische Elite der Newa-Metropole im Grunde genommen bis heute nicht vollständig erholt. Der Entschluss des Rates der Volkskommissare in der Nacht vom 10. auf den 11. März 1918, alle wichtigen Regierungsinstitutionen in den Moskauer Kreml' zu verlegen, war weniger Ausdruck einer Antipathie gegen Petrograd als vielmehr Ergebnis von strategischen Überlegungen angesichts der äußeren Bedrohung der Stadt durch deutsche Truppen im Ersten Weltkrieg.³³ Die Abwanderung der Regierungsbehörden nach Moskau verstärkte nicht nur den Aderlass der städtischen Bevölkerung, der in Folge von Krieg sowie Flucht und Vertreibung nach Revolution und Bürgerkrieg bereits beträchtlich war: 1920 lebten in Petrograd nur noch ca. 720 000 Menschen.³⁴ Zudem bewirkte dieser Schritt, dass St. Petersburg, das noch um die Jahrhundertwende eine der großen europäischen Kulturmetropolen war, als Stadt mit dem Namen „Leningrad“ langsam aber sicher zu einer Stadt an der Peripherie – sowohl Russlands als auch Europas – herabsank. „Leningrad war – je länger desto mehr – Peripherie, Museum, Endpunkt, an dem es nicht weiterging.“³⁵ Jene Westeuropäer, die sich als Revolutionsreisende nach dem Ende des Bürgerkrieges wieder auf den Weg gen Osten machten, wählten – anders als Russlandtouristen der vorrevolu-

³³ Klaus Meyer, Kaiserliche Residenz und sozialistische Großstadt. Typologische Überlegungen zur Geschichte der Stadt St. Petersburg – Petrograd – Leningrad, in: Ostmitteleuropa. Berichte und Forschungen, hrsg. v. U. Haustein (u.a.). Stuttgart 1981, S. 64-77, hier S. 73.

³⁴ Thomas M. Bohn, St. Petersburg/Leningrad – Bauernmetropole und industrielle Großstadt, in: Ein europäisches Russland oder Russland in Europa? – 300 Jahre St. Petersburg, hrsg. v. Helmuth Hubel, Joachim von Puttkamer u. Ulrich Steltner. Baden-Baden 2004 (Jenaer Beiträge zur Politikwissenschaft. 9), S. 125-140, hier S. 134.

³⁵ Karl Schlögel, Chronotop St. Petersburg. Überlegungen zur Rekonstruktion einer europäischen Metropole, in: St. Petersburg (wie Anm. 2); ders., Die Petersburger Moderne, in: *du. Die Zeitschrift der Kultur* (1998), H. 12: Sankt Petersburg. Die gebaute Utopie, S. 48-51, hier S. 49. Den Wandel der städtischen Kultur in Petrograd/Leningrad zwischen 1913 und 1931 untersucht Katerina Clark, *Petersburg. Crucible of Cultural Revolution*. Cambridge 1995.

tionären Zeit – nicht mehr die ehemalige Zarenresidenz, sondern das „Rote Moskau“ zum primären Ziel ihrer Fahrt.³⁶ Leningrad wurde von westlichen Intellektuellen der 1920er Jahre, wie z.B. vom deutschen Geologen und geopolitischen Theoretiker Erich Obst, als verlassen und graue Gespensterstadt wahrgenommen und beschrieben. Der Wissenschaftler, dessen *Russische Skizzen* im Jahr 1925 in Berlin erschienen, konstatierte in seinem Reisebericht lapidar: „Leningrad ist proletarische Residenz, ganz nüchtern geworden, Provinzstadt, arm und verfallen. [Die Stadt; F.B.S.] leidet, ohne zu klagen, und das einförmige Sacktuchgrau der Männer- und Frauenkleidung wirkt hier ganz echt und stilgerecht. – Um keinen Preis der Welt möchte ich in Leningrad leben, trotz Newa, trotz Eremitage, trotz Schlüsselburg und Peterhof (...) Die vielen, vielen Häuserruinen, die einen wie Gespenster anstarren, die Fülle der geschlossenen Läden, die löchrigen Straßen, alles das wirkt so unheimlich düster, so unsagbar traurig, dass sich einem das Herz zusammenkrampft. (...) Leningrad ist der Friedhof von Petersburg.“³⁷

Das Gesicht der Innenstadt Petrograds bzw. Leningrads veränderte sich nach 1918 auch deshalb in erheblichem Maße, weil die Bol'sheviki nach ihrer Machtübernahme systematisch damit begonnen hatten, Soldaten- und Arbeiterfamilien aus den unterprivilegierten Randbezirken in die herrschaftlichen Wohnungen des Stadtzentrums umzusiedeln. Unter der Losung „Die Paläste den Arbeitern!“ wurden alle Mietshäuser im historischen Stadtkern enteignet und der Wohnraum neu verteilt. Jeder Familie, auch den ursprünglichen Bewohnern, wies man ein bis zwei Räume zu. Auf diese Art und Weise entstanden die so genannten Kommunalwohnungen (*Kommunalki*), die noch bis heute den Alltag vieler Petersburger prägen.³⁸ In den staatlich erzwungenen Wohngemeinschaften trafen „ehemalige“

³⁶ Zu den Anfängen des westlichen Tourismus nach Räterussland und in die UdSSR vgl. Matthias Heeke, *Reisen zu den Sowjets. Der ausländische Tourismus in der Sowjetunion 1921–1941*. Mit einem bio-bibliografischen Anhang zu 96 deutschen Reiseautoren. Münster 2003.

³⁷ Erich Obst, *Russische Skizzen*. Berlin 1925, S. 52. Andere westliche Reiseberichte aus der gleichen Zeit zeichnen ein ähnlich düsteres Bild der Stadt, z.B. Gerhard Heile, *Nach Rapallo im Sowjetlande. Eine empfindsame Pfingstreise*. Bremen 1922, S. 159 f.; oder Carmen Hertz-Finckenstein, *Tagebuch einer Reise nach Moskau und Petersburg. Mai–August 1923*, bearb. v. Gerta Callmann, geb. Hertz. Hamburg 1974, S. 100.

³⁸ Vgl. Hubertus F. Jahn, *The Housing Revolution in Petrograd 1917–1920*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* N.F. 38 (1990), S. 212–227; Katerina Gerasimova, *The Soviet Communal Apartment*, in: *Beyond the Limits: The Concept of Space in Russian History and Culture*, hrsg. v. Jeremy Smith. Helsinki 1999, S. 107–130; Il'ja Utechin, *Očerki kommunal'nogo byta* [Grundzüge der Lebensform der Kommunalwohnung]. Moskva 2001.

Adelige und Bürgerliche auf Arbeiter, Angestellte und vormaliges Dienstpersonal. Küche, Flur und Bad wurden gemeinschaftlich genutzt. In Folge der verschiedenen Einquartierungskampagnen lebten 1926 bereits 70% der Bevölkerung Leningrads in Gemeinschaftswohnungen.³⁹ Zwischen 1926 und 1932 stieg gleichzeitig der Anteil der Arbeiter an der Bevölkerung des alten Zentrums von 21,5 auf 60%.⁴⁰

Auch im Städtebau und in der Stadtplanung wandten sich die Bol'seviki zunehmend vom historischen Zentrum der ehemaligen Zarenresidenz ab und suchten mit neuen konstruktivistischen Bauten Zeichen gegenüber dem dominanten Klassizismus im Stadtbild zu setzen. 1932 wurde zum Beispiel am Litejnyj Prospekt das so genannte und gefürchtete „Große Haus“ (*Bol'soj dom*) als Verwaltungsgebäude für den Geheimdienst OGPU (später: KGB) eingeweiht. Im gleichen Jahr entstand in der Rubinstein-Straße (*Ulica Rubinštejna*), unweit des Prospekts des 25. Oktober (ehemals: Newskij Prospekt), ein nüchtern gestaltetes Musterhaus für gemeinschaftliches Wohnen, in das v.a. Schriftsteller und Ingenieure einzogen. In diesem legendären Bau, den Zeitgenossen „Träne des Sozialismus“ taufte, mussten die Bewohner auf eine eigene Küche und Garderobe verzichten und ihre Lebensmittelkarten – Realität des Leningrader Alltags bis 1935 – bei der Gemeinschaftsküche abgeben. Das Wohnhaus, das mit seiner schlichten Architektur als Manifestation des Zeitgeistes und dessen Organisationsform als Ausdruck des Kampfes mit der alten Ordnung gesehen wurde, blieb jedoch ein Projekt ohne größere Ausstrahlungskraft.⁴¹ Spätestens Mitte der 1930er Jahre wurde der gepredigte Asketismus auch im Städtebau aufgegeben. Gemäß der Vorgabe Stalins, dass das Leben „schöner und fröhlicher“ werden solle, griff man auch in der Architektur wieder stärker auf die Vorbilder des Klassizismus mit seiner repräsentativen Fassadengestaltung zurück.⁴²

Maßgeblich blieb indes auch in den 1930er Jahren in der Stadtplanung Leningrads der Wunsch, einen „sowjetischen“ Gegenpol zum historischen Zentrum der ehemaligen Zarenresidenz zu schaffen. Leitidee des ersten sowjetischen Generalbebauungsplans für Leningrad,

³⁹ Julia Obertreis, Die bürgerliche und proletarische Wohnung, in: St. Petersburg (wie Anm. 2). Zum Themenfeld des Wohnens in Petrograd/Leningrad vgl. dies., Tränen des Sozialismus. Wohnen in Leningrad zwischen Alltag und Utopie 1917–1937. Köln 2004.

⁴⁰ Monica Rüthers, Auf dem Weg nach Leningrad: Der Moskowskij Prospekt, in: St. Petersburg (wie Anm. 2).

⁴¹ Zur Epoche des Konstruktivismus im Städtebau Leningrads vgl. unter anderem Andreas Trier Mørch (in Zusammenarbeit mit Juri Nikitin), The Unknown St. Petersburg. Architecture from 1917 to 1956. Copenhagen 2003.

⁴² Vladimir Papernyj, Kul'tura dva [Kultur zwei]. Moskva 1996.

den 1936 der Chefarchitekt Lev A. Il'in erarbeitet hatte, war die Verlagerung des Stadtzentrums vom Prospekt des 25. Oktober an die südliche Peripherie.⁴³ Entlang des Moskauer Prospekts (*Moskovskij Prospekt*) sollten nach dem Wunsch des Zentralkomitees der KPdSU und des Rats der Volkskommissare der UdSSR vom 10. August 1935 ein sozialistisches Forum sowie Verwaltungsgebäude und Häuserblocks in Massivbauweise entstehen. Alle wichtigen kulturellen Institutionen der Stadt wie Museen, Lehranstalten und Bibliotheken sollten hier konzentriert werden. Kernstück dieses städtebaulichen Großprojektes war das so genannte „Haus der Räte (Sowjets)“, errichtet in den Jahren 1935–1941 nach den Entwürfen des Architekten Noj Abramovič Trozckij. Das imposante Bauwerk, dessen über 200 Meter lange Fassade mit markanten Säulen streng neo-klassizistisch strukturiert ist, war als das größte Verwaltungsgebäude Europas seiner Zeit geplant. Im Inneren befand sich unter anderem ein Versammlungssaal für bis zu 3 000 Personen. Nach dem Krieg ließ man den Plan, das Stadtzentrum an die südliche Peripherie Leningrads zu verlegen, jedoch wieder fallen. Der gewaltige Baukörper wurde in der Nachkriegszeit als Sitz der Administration eines großen Rüstungsbetriebes genutzt.

Die Geburt Leningrads

Trotz dieser vielfältigen Versuche der symbolischen und städtebaulichen Begründung Leningrads fühlten sich die meisten Stadtbewohner bis zum Überfall des Deutschen Reiches auf die UdSSR weiterhin als Bewohner von „Piter“, wie die Stadt teils liebevoll, teils aus Protest gegen das aufoktroyierte „Leningrad“ im Volksmund genannt wurde.⁴⁴ Die 900-tägige Belagerung der Stadt durch die Wehrmacht bewirkte indes, dass sich ihre Bewohner mehr und mehr mit dem neuen Namen identifizierten und sich ein *Leningrader* Regionalpatriotismus in den Köpfen der Menschen festigte.

Die fast 3-jährige Belagerung Leningrads durch die Truppen der deutschen Wehrmacht war zweifelsohne ein „Sonderfall der Weltge-

⁴³ Meyer, Kaiserliche Residenz (wie Anm. 33), S. 74; Jörg Stadelbauer, St. Petersburger Stadtstrukturen im Wandel der Zeit, in: St. Petersburg – Leningrad – St. Petersburg. Eine Stadt im Spiegel der Zeit, hrsg. v. Jeremy Smith. Stuttgart 2000, S. 19-36.

⁴⁴ Natalja Lebina, Die Leningrader – Gedanken über die Bewohner einer Stadt, in: St. Petersburg (wie Anm. 2).

schichte“ (Ganzenmüller).⁴⁵ Die Blockade der Millionenstadt zielte nicht auf die Einnahme oder die Eroberung der Metropole, sondern auf deren Vernichtung und den Genozid der Bevölkerung. Hitler war fest entschlossen, Leningrad „dem Erdboden gleich zu machen und zu verhindern, dass Menschen darin bleiben (...)“.⁴⁶ Ausschlaggebend war für ihn offenbar weniger das Ziel, das Industrierpotenzial Leningrads auszuschalten oder mit der Stadt ein herausragendes Symbol zu zerstören, sondern die Vertreibung der Menschen, für deren Ernährung die Wehrmacht keine Verantwortung übernehmen wollte. Was mit den über drei Millionen Menschen nach der Zerstörung der Stadt geschehen sollte, blieb dabei zunächst unklar. Im Laufe des weiteren Kriegsverlaufs zeichnete sich jedoch die kaltblütige Strategie ab, die Stadt einzuschließen und die Bevölkerung den Winter über „sich selbst zu überlassen“.⁴⁷ Im April 1942 äußerte sich Hitler bei einem seiner Tischgespräche zufrieden darüber, dass die „Einwohnerzahl Leningrads aufgrund der Hungersnot bereits auf zwei Millionen herabgesunken“ sei.⁴⁸ In den deutschen Plänen für die Nachkriegszeit existierte Leningrad schlichtweg nicht mehr auf der Landkarte. Der Newa war nur noch die Rolle des Grenzflusses zu Finnland zugeordnet. Die Nationalsozialisten waren sich durchaus bewusst, dass ihre brutale Kriegsstrategie keine historischen Parallelen kannte. So vermerkte Goebbels am 19. September 1941 in seinem Tagebuch: „Es spielt sich augenblicklich in Petersburg ein Stadtdrama ab, wie es die Geschichte noch nicht gekannt hat. Die Auswirkungen der Belagerung werden sich erst dann für die Weltöffentlichkeit zeigen, wenn Leningrad gefallen ist.“⁴⁹

Auch wenn sich das erfahrene Leid der Menschen in Leningrad zwischen September 1941 und Januar 1944 in Zahlen weder genau beziffern noch annähernd beschreiben lässt, so vermitteln die Opferzahlen dennoch eine Ahnung von der Dimension der Brutalität und Erbarmungslosigkeit der deutschen Kriegsführung gegenüber der sowjeti-

⁴⁵ Jörg Ganzenmüller, *Das belagerte Leningrad 1941–1944. Die Stadt in den Strategien von Angreifern und Verteidigern*. Paderborn 2005, S. 41.

⁴⁶ Eintrag im Kriegstagebuch Franz Halders (Chef des Oberkommandos des Heeres) vom 8. Juli 1941, zit. nach: Ebenda, S. 33.

⁴⁷ Ebenda, S. 38.

⁴⁸ Henry Picker, *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941–1942*, hrsg. v. Percy Ernst Schramm. Stuttgart 1963, S. 251 (5.4.1942), zit. nach: Ganzenmüller, *Das belagerte Leningrad* (wie Anm. 45), S. 37.

⁴⁹ *Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente*, hrsg. v. Elke Fröhlich. 16 Bde., München (u.a.) 1993–1996, hier Bd. 1, Tl. II: Diktate 1941–1945, S. 451, zit. nach: Ganzenmüller, *Das belagerte Leningrad* (wie Anm. 45), S. 41.

schen Zivilbevölkerung. Die Forschung geht heute davon aus, dass die Belagerung Leningrads zwischen 1 und 1,3 Millionen Menschenleben unter der Zivilbevölkerung gefordert hat.⁵⁰ Allein während des ersten Blockadewinters 1941/42 starben mehr als 500 000 Menschen an Hunger, Kälte und durch den Beschuss deutscher Artillerie. Da es gelang, über 1,5 Millionen Stadtbewohner über den Ladoga-See – im Sommer per Schiff und im Winter über das Eis – zu evakuieren und ins sichere Hinterland zu bringen, sank die Einwohnerzahl Leningrads im Spätsommer 1942 auf rund 800 000.⁵¹

Das gemeinsam erfahrene Leid schweißte die Leningrader Bevölkerung in einer bis dahin nicht gekannten Art und Weise zu einer zum Teil erlebten, zum Teil vorgestellten Gemeinschaft zusammen. In den 900 Tagen der Blockade festigte sich in den Köpfen der Menschen die Vorstellung von der Zugehörigkeit zur Wir-Gruppe der „Leningrader“. Zu dieser Entwicklung trug zum einen die Erfahrung von gelebter Solidarität und der Überwindung ideologischer Gräben innerhalb der Frontgemeinschaft bei.⁵² Die duldsame Haltung der Parteiführung gegenüber ehemals verfeimten gesellschaftlichen Gruppen zeigte sich zum Beispiel darin, dass zahlreiche orthodoxe Kirchen im belagerten Leningrad erneut ihre Pforten öffnen konnten und es Geistlichen gestattet wurde, mit den Gläubigen öffentlich Gottesdienste zu feiern. Einen wichtigen Anteil an der wachsenden Akzeptanz eines *Leningrader* Konzeptes kollektiver Identität hatten daneben aber auch die Bemühungen der städtischen Parteiführung, bereits während des Krieges den Heroismus sowie die Leidens- und Durchhaltefä-

⁵⁰ Ganzenmüller, *Das belagerte Leningrad* (wie Anm. 45), S. 238 f. – Stalin hatte die Zahl der verstorbenen Leningrader auf 632 253 beziffert. Diese Zahl ist jedoch „geschönt“, wie die sowjetischen Opferzahlen für den ganzen Zweiten Weltkrieg. Stalins Ziel war es zu verschleiern, dass die Opferzahlen der UdSSR jene der anderen Krieg führenden Staaten überstieg. Bei der genauen Bezifferung der Opferzahlen Leningrads stellt sich des Weiteren das Problem, dass unklar ist, wie viele Menschen sich in der Stadt befanden, als sich am 9. September 1941 der Blockadering um die Stadt schloss. Neben den Bewohnern Leningrads lebten zahlreiche Flüchtlinge aus dem Umland und dem Baltikum in der Stadt. – 1939 betrug die Einwohnerzahl Leningrads bereits 3,2 Millionen. Vgl. Sankt-Peterburg. 1703–2003. Jubilejnyj statističeskij sbornik. Pod obščej red. I.I. Eliseevoj. Vyp. 1 [Sankt Petersburg. 1703–2003. Statistischer Sammelband zum Stadtjubiläum]. Sankt Peterburg 2001, S. 47.

⁵¹ Ganzenmüller, *Das belagerte Leningrad* (wie Anm. 45), S. 240. Zwischen dem 29. Juni 1941 und dem 2. Dezember 1942 wurden ca. 1,75 Millionen Leningrader aus dem Blockadering evakuiert. Darunter waren vermutlich auch zahlreiche verletzte Rotarmisten, die von der Leningrader Front ins Hinterland gebracht wurden. Andere Quellen sprechen von 1,295 Millionen Leningrader, die während des Krieges umgesiedelt wurden. Vgl. ebenda, S. 139.

⁵² Mittlerweile wird in der Historiografie auch über bislang tabuisierte Themen wie Kriminalität und politische Repressionen in Leningrad während der Blockadezeit diskutiert. Vgl. z.B. ebenda, S. 266–272, 279 f., 290–313.

higkeit der Leningrader Bevölkerung öffentlich zu beschwören und zu bekräftigen.⁵³ Ein wichtiger Topos in diesem offiziellen Narrativ von der Blockade war die Verklärung sämtlicher Einwohner der Stadt zu „Helden“. Der Außenwelt und der eigenen Bevölkerung sollte das Bild vermittelt werden, die Menschen würden die Belagerung nicht als passive Opfer erdulden, sondern aktiv den schwierigen Alltag bewältigen und die Würde bis in den Tod bewahren.⁵⁴ Elemente eines inoffiziellen Blockadediskurses, der vor allem von Schriftstellern und Künstlern getragen wurde und der das individuelle Leid, die Entbehrungen, die Kälte und den Hunger der Menschen stärker thematisierte, wurden von der Parteiführung zwar gelegentlich zensiert, jedoch nie völlig unterdrückt.⁵⁵ Im Stolz auf die gemeinsam bewältigte Prüfung der Blockade schien die Bevölkerung und die Parteiführung Leningrads auf eine neue Art und Weise zusammen zu finden.

Interessanterweise ging die Festigung eines Leningrader Stadtpatriotismus gegen Ende des Krieges auch mit der Renaissance vorrevolutionärer städtischer Erinnerungsorte einher. Am 13. Januar 1944, vierzehn Tage vor der vollständigen Befreiung Leningrads von der deutschen Belagerung, wurde beispielsweise der Prospekt des 25. Oktober wieder in „Newskij Prospekt“ benannt.⁵⁶ Auch das Marsfeld, der Schlossplatz, der Bol’šoj Prospekt der Petrograder Seite sowie zahlreiche andere Straßen Leningrads erhielten 1944 wieder ihre alten Namen aus der Zarenzeit zurück.⁵⁷ Der Versuch der Bol’ševiki, die Toponymie Leningrads systematisch zu sowjetisieren, war an den bedeutsamsten symbolischen Orten der ehemaligen Residenzstadt offenbar fehlgeschlagen.

Das gefestigte Leningrader Regionalbewusstsein, das sich auch im offiziellen Narrativ von der heroisch überwundenen Blockade spiegelte, wurde von der Partei- und Staatsführung in Moskau mit großem Argwohn betrachtet. Im Zuge der so genannten „Leningrader Affäre“ ließ Stalin zwischen 1949 und 1952 die führenden Funktionäre der Blockadezeit entmachten und teilweise hinrichten sowie über 15 000 Leningrader aus der Kommunistischen Partei ausschließen. Gleich-

⁵³ Ebenda, S. 315-335.

⁵⁴ Ebenda, S. 325.

⁵⁵ Ebenda, S. 331 f.

⁵⁶ Im Januar 1943 konnte die Rote Armee bereits eine Lücke in den Belagerungsring schlagen. Am 27. Januar 1944 feierte Leningrad die vollständige Befreiung von der Blockade.

⁵⁷ Istoričeskie nazvanija, vozvraščennye 13 janvarja 1944 g. [Die historischen Bezeichnungen, die am 13.1.1944 rückübertragen wurden], in: http://fragments.spb.ru/streets_23.html (Recherche vom 29.06.2006).

zeitig wurde das Sprechen über die Leistungen der Leningrader Parteiführung und Bevölkerung während des Krieges mit einem Tabu belegt. Das am 30. April 1944 eröffnete Blockademuseum wurde geschlossen und dessen Direktor verhaftet.⁵⁸ Erst nach dem Tod Stalins, Chruščevs Geheimrede auf dem XX. Parteitag und der geschichtspolitischen Wende unter Brežnev im Jahr 1964 entstand Spielraum für eine Geschichtspolitik in Leningrad, die wieder offen die Leistungen der Stadt während der 900-tägigen Blockade thematisierte.⁵⁹ 1965 verlieh Generalsekretär Brežnev persönlich Leningrad den „Goldenen Stern“, die höchste Staatsauszeichnung der Sowjetunion. Zehn Jahre später, am 9. Mai 1975, erfolgte die Einweihung der zentralen Gedenkstätte für die Belagerung der Stadt am Platz des Sieges (*Ploščad' pobedy*). Wiederum zehn Jahre später wurde auf dem Platz des Aufstandes (*Ploščad' vosstanija*), dort, wo bis 1937 das Denkmal für Alexander III. gestanden hatte, ein 48 Meter hoher Obelisk zur Erinnerung an den heldenhaften Kampf Leningrads gegen den faschistischen Feind errichtet.

Leningrad erlebte bereits unmittelbar nach dem Fall der Blockade im Januar 1944 einen gewaltigen Rückstrom der städtischen Bevölkerung aus der Evakuierung. In den Folgejahren kamen demobilisierte Soldaten und Arbeiter aus Rüstungsbetrieben in großer Zahl hinzu. Zwischen 1944 und 1946 kehrten rund 1,3 Millionen Menschen in die Stadt zurück bzw. wanderten neu in die Newa-Metropole zu.⁶⁰ 1959 lebten bereits wieder annähernd 3,5 Millionen Menschen in Leningrad.⁶¹ Eine der vordringlichsten Aufgaben des Städtebaus im Leningrad der Nachkriegszeit war vor diesem Hintergrund die Wiederherstellung des im Krieg zerstörten und die Schaffung neuen Wohnraums. Über 3 000 Häuser mit einer Wohnfläche von rund 3,3 Millionen m² waren in den Kriegsmonaten in Leningrad zerstört worden. Hinzu kamen über 9 000 Holzhäuser, die während der Blockade

⁵⁸ Ganzenmüller, *Das belagerte Leningrad* (wie Anm. 45), S. 329, 338.

⁵⁹ Ebenda, S. 342 ff.

⁶⁰ Aleksandr Zavel'evič Bakser, *Leningrad poslevoennyj. 1945–1982 gody* [Leningrad in der Nachkriegszeit. Die Jahre 1945–1982]. Sankt Peterburg 2005, S. 7. Zuwanderungszahlen 1944: (nach Abzug der Abwanderung) 371 900, 1945: 571 700, 1946: 327 000.

⁶¹ Vgl. Sankt-Peterburg. 1703–2003 (wie Anm. 51), S. 47. – Wie andere Städte der UdSSR erlebte auch Leningrad nach 1945 eine neue Welle des Stalin-Kultes, der unter anderem zur Umbenennung des Moskauer Prospektes in „Stalin Prospekt“ und zur Errichtung zahlreicher Denkmäler für den „großen Führer der Völker“ im städtischen Raum erlebte. Anders als die vielen Monumente, die bis heute an den unterschiedlichsten Orten an Lenin erinnern, fielen die Stalin-Büsten und Statuen jedoch dem Ikonoklasmus der Zeit nach Chruščevs Geheimrede und seiner Kritik am Personenkult im Jahr 1956 zum Opfer.

zu Brennholz verarbeitet worden waren.⁶² Im neuen Generalbebauungsplan aus dem Jahr 1948 hatten die Städteplaner N.V. Baranov, E.A. Katonin und A.I. Naumov den Plan von 1935, das Stadtzentrum in den Süden Leningrads zu verlegen, fallen gelassen und die Gegend am Moskauer Prospekt zu einem von *mehreren* städtischen Entwicklungszentren deklariert.⁶³ In den 50er Jahren entstanden hier neue Wohnanlagen im Stile des Spätstalinismus, deren Wohnungen bis heute wegen ihrer soliden Bauweise hoch begehrt sind.

Schichten der Erinnerung in der Nachkriegszeit

Die symbolische Topografie Leningrads in der Nachkriegszeit stellte sich als das Resultat der Überlagerung verschiedener Systeme von Erinnerungsorten dar. Erstens sind hier jene symbolischen Orte zu nennen, die auf das vorrevolutionäre St. Petersburg hindeuten. Bis zum Zerfall der kommunistischen Herrschaft blieben die berühmten Herrschermonumente für Peter den Großen, Katharina II. oder Nikolaus I. von den Bol'seviki unangetastet. Selbst das als „Nilpferd“ verspottete Monument Alexanders III. war 1937 nicht eingeschmolzen worden, sondern wurde in einem Depot „archiviert“. Auch bedeutsame Orte der Stadtopografie wie der Newskij Prospekt oder der Schlossplatz trugen seit 1944 wieder ihre vorrevolutionären Namen. Der Abriss eines der zahlreichen Paläste – vergleichbar der Sprengung der Hohenzollern-Schlösser von Berlin und Potsdam – stand in Leningrad nie ernsthaft zur Debatte.⁶⁴

Als zweite Schicht der symbolischen Stadtopografie Leningrads der Nachkriegszeit sind jene Orte anzusehen, die an die beiden Revolutionen des Jahres 1917 erinnern. Neben dem Marsfeld und den zahlreichen Straßennamen, die 1918 und 1923 vergeben wurden, ist insbesondere der Platz des Aufstandes (*Ploščad' vosstanija*) zu erwähnen, an dem im November 1955 – am Ort der 1940 abgerissenen Snamenskaja Kirche – eine der ersten acht Metrostationen Leningrads eingeweiht wurde. An der Gestaltung der Fresken an den Wänden der Bahnsteighalle der U-Bahn lässt sich erneut beobachten, in welchem Ausmaß die Bol'seviki das Erbe der Februarrevolution

⁶² Bakser, Leningrad poslevoennyj (wie Anm. 60), S. 71, 10.

⁶³ Meyer, Kaiserliche Residenz (wie Anm. 33), S. 76.

⁶⁴ Vgl. zu diesem Themenkomplex unter anderem Die Schleifung. Zerstörung und Wiederaufbau historischer Bauten in Deutschland und Polen, hrsg. v. Dieter Bingen u. Hans-Martin Hinz. Wiesbaden 2005.

für ihr eigenes historisches Narrativ vereinnahmten. Ungeachtet dessen, dass der Snamenskaja Platz in den Tagen des Oktoberumsturzes keine herausragende Rolle gespielt hat, zeigen die Bronze-Medaillons zwar wiederholt den Auftritt Lenins vor den revolutionären Massen. Die Ereignisse des 24. und 25. Februar 1917 finden sich dagegen im Bildprogramm des Monumentalbaus nicht dargestellt.⁶⁵

Wie das zuletzt genannte Beispiel zeigt, lässt sich die zweite Schicht der symbolischen Stadttopografie kaum von der dritten, dem Netz der symbolischen „Lenin-Orte“ (*Leninskie Mesta*) trennen. Zu diesen zählten nicht nur die vielen Denkmäler, die an den Führer der Bolševiki erinnern, sondern unter anderem auch die Öffentliche Bibliothek an der Sadovaja Straße mit ihrem Lenin-Saal, die zahlreichen Wohnungen, in denen Vladimir Uljanov Quartier bezog, oder die vielen Orte seiner politischen Auftritte, Reden und Versammlungen. Die über 250 Orte von Lenins Leben und Wirken in Leningrad waren nicht nur auf speziellen Stadtplänen vermerkt, Touristen und Schulklassen konnten selbstverständlich auch geführte Stadttouren auf den Spuren Lenins buchen.⁶⁶

Auf der vierten und jüngsten Ebene der symbolischen Stadttopografie Leningrads waren (und sind) jene Erinnerungsorte angelagert, die an das Leid und das Überleben Leningrads während der 900-tägigen Blockade im Zweiten Weltkrieg erinnern. Neben den bereits beschriebenen Monumenten sind hier unter anderem der Piskar'ev-Friedhof, die zahlreichen Kriegerdenkmale entlang des ehemaligen Frontverlaufs vor den Toren der Stadt sowie das Gedenkensemble der „Straße des Lebens“ aufzuführen. Von allen vier beschriebenen Symbolebenen hat vermutlich diese Schicht am stärksten Identität stiftende Kraft unter der Leningrader Bevölkerung entfaltet. Dies hängt wahrscheinlich damit zusammen, dass sich auf diesem Feld des öffentlichen Gedenkens am ehesten Anknüpfungspunkte von individuellem Gedächtnis und offiziellem Gedenken boten. Während der alljährlichen Siegesfeiern am 9. Mai zeigt sich in St. Petersburg bis heute, dass das düsterste Kapitel aus der über 300-jährigen Stadt-

⁶⁵ Karen Ohlrogge, „Stalins letzte Kathedralen“. Die älteste Metrotrasse als Erinnerungsraum, in: St. Petersburg (wie Anm. 2).

⁶⁶ Vgl. z.B. K.G. Sarikova, *Lenin v Peterburge. Mesta prebyvanija i revoljucionnoj dejatelnosti V.I. Lenina v Peterburge-Petrograde 1890–1900 gg., 1905–1907 gg., 1917–1920 gg.* [Lenin in Petersburg. Die Orte von Lenins Aufenthalt und revolutionärer Tätigkeit in Petersburg-Petrograd in den Jahren 1890–1900, 1905–1907 und 1917–1920]. Leningrad 1957; Viktor Efimovič Mustukov, Petr Erofeevič Nikitin, *Zdes' žil i rabotal Lenin. Po pamjatnym leninskim mestam Leningrada i okrestnostej* [Hier lebte und arbeitete Lenin. Auf den Spuren der Gedenkort Lenins in Leningrad und Umgebung]. Leningrad 1961.

geschichte bei einer ganzen Generation zur Festigung einer „Leningrader Identität“ beigetragen hat.

Epilog: Die Rückkehr St. Petersburgs

Die erneute Umbenennung Leningrads in „St. Petersburg“ im Jahr 1991 muss nicht nur als bewusster Abgrenzungsschritt der politischen Elite der Newa-Metropole von der eigenen kommunistischen Vergangenheit, sondern zugleich als klares Zeichen gegenüber dem politischen Zentrum der Russländischen Föderation im Moskau interpretiert werden. Mit der Wiedereinführung des historischen Stadtnamens, der die Mehrheit der Leningrader Bevölkerung in einem Plebiszit am 12. Juni 1991 zustimmte, verband die Führungselite unter Bürgermeister Anatolij Sobčak auch den Anspruch, St. Petersburg aus der politischen Bedeutungslosigkeit herauszuführen und dabei an den Stellenwert der Zarenresidenz vor 1917 innerhalb des Netzes europäischer Städte anzuknüpfen.⁶⁷ Seit 1991 lässt sich allerorten in St. Petersburg beobachten, wie die im Bildersturm der Februar- und Oktoberrevolution vernichteten Zeichen und Symbole der Zarenherrschaft an öffentlichen Gebäuden, Zäunen und Denkmälern wieder hergestellt und restauriert werden. Selbstverständlich heißt das „Kirov-Theater“, benannt nach dem am 1. Dezember 1934 ermordeten Parteiführer Leningrads, heute wieder „Marinskij-Theater“. Auch an der Fassade des *Smol'nyj*, dem Sitz der Petersburger Stadtverwaltung, ist das Wappen der UdSSR wieder durch den gekrönten Doppeladler der Romanovs ersetzt worden.⁶⁸ Ebenso wurden in den Jahren 1988–1998 in mehreren Wellen zahlreichen Straßen der Petersburger

⁶⁷ Über die Geschichte der zahlreichen Umbenennungen der Stadt reflektierte 1990, kurz vor der Rückbenennung in „St. Petersburg“, der russische Schriftsteller und Publizist Boris Groys in seinem Essay *Petersburg / Petrograd / Leningrad. Eine Stadt und ihre Namen*, veröffentlicht in: *Petersburger Träume. Ein literarisches Lesebuch*, hrsg. v. Wolfgang Lange. München/Zürich 1992, S. 291-302. In dem Text bemerkt er ironisch (S. 301): „Die sowjetische Presse ist heute voll von verdeckten oder offenen Angriffen auf Lenin, und es wird niemanden wundern, wenn Leningrad aufs Neue seinen Namen ändert, um wieder einmal eine neue Epoche in der russischen Kultur zu markieren. Wenn sich der Rhythmus dieser Etappen tatsächlich den Gesetzmäßigkeiten der westlichen Moden unterwirft, ist zu erwarten, dass sich die Stadt bald jede Saison umbenennen wird.“

⁶⁸ Der Doppeladler war Anfang 1917 dem Bildersturm der Februarrevolution zum Opfer gefallen. Am 30. September 1994 wurde das sowjetische Staatswappen durch das alte imperiale und neue russländische Staatssymbol ersetzt. Vgl. dazu: Zolotonosov, Kalinovskij, *Bronzovyj vek* (wie Anm. 1), S. 221 f.

Stadttopografie ihre vorrevolutionären Namen zurückgegeben.⁶⁹ Seinen bisherigen Höhepunkt erlebte die neue Petersburg-Renaissance während der Feierlichkeiten zum 300. Gründungsjubiläum der Stadt im Jahre 2003.

Dass die Rückkehr zur vorrevolutionären symbolischen Topografie bzw. die Etablierung neuer nostalgischer Erinnerungsorte in St. Petersburg nicht völlig reibungslos verlief, lässt sich gut am Beispiel des eingangs erwähnten Denkmaltauschs im Moskauer Bahnhof im Jahr 1993 illustrieren. Der Plan von Bürgermeister Sobčak, das Monument Lenins durch eine Büste Peters des Großen zu ersetzen, stieß auf den erbitterten Protest konservativer kommunistischer Kräfte, die sich zum Bündnis „zur Verteidigung Leningrads“ zusammenschlossen und in der Bahnhofshalle Kundgebungen zum Schutz ihres politischen Idols veranstalteten. Um eine offene Konfrontation mit den Verfechtern der alten Ordnung zu vermeiden, entschied sich die Stadtverwaltung, die Büste Lenins am 1. Juli 1993 in einer Nacht- und-Nebel-Aktion zu demontieren und am 23. Juli an ihrer Stelle ebenso unauffällig die über zwei Meter große barocke Statue Peters aufzustellen. Dass der Gründer der Stadt nun auf dem gleichen Denkmalsockel steht wie bis kurz zuvor der Führer des Roten Oktober, ist eine besonders schöne Pointe dieser Geschichte.⁷⁰

Allerdings war die erneute Wachablösung der Symbole in der Neva-Metropole auch diesmal nicht allumfassend. So kam es beispielsweise zu der merkwürdigen Konstellation, dass die Stadt St. Petersburg bis heute innerhalb des „Leningrader Gebietes“ (*Leningradskaja oblast*) liegt. Die dort lebende Bevölkerung hatte sich 1991, anders als die Stadtbewohner Petersburgs, gegen die Umbenennung des Verwaltungsbezirkes ausgesprochen. Auch die zahlreichen sowjetischen Erinnerungsorte, die das Gedächtnis an den Roten Oktober, an Lenins Wirken in Petrograd oder an das Leid der Stadt während der Blockade bewahren, wurden von der Symbol- und Geschichtspolitik der 1990er Jahre nicht angetastet. Ziel war und ist es offenbar, Orte und Zeichen der Identifikation für möglichst viele Schichten und Generationen

⁶⁹ John Murray, *Politics and Place Names. Changing Names in the Late Soviet Period*. Birmingham 2000 (Birmingham Slavonic Monographs. 32); *Istoričeskie nazvanija ulic goroda, vozvraščennye v 1991 g.* [Die historischen Straßennamen der Stadt, die 1991 wieder eingeführt wurden], in: http://fragments.spb.ru/streets_4.html (Recherche vom 29.06.2006). Zur Rückbesinnung auf die imperiale Tradition in der heimatkundlich orientierten Literatur der Perestrojka- und Nachperestrojka-Zeit vgl. Julie A. Buckler, *Mapping St. Petersburg. Imperial Text and Cityshape*. Princeton 2005.

⁷⁰ Vgl. dazu: Zolotonosov, Kalinovskij, *Bronzovyj vek* (wie Anm. 1), S. 225-228.

der Petersburger Bevölkerung zu bewahren. Gleichzeitig erscheint es jedoch nur eine Frage der Zeit zu sein, ehe die junge Generation im heutigen St. Petersburg nichts mehr mit der symbolischen Topografie ihrer Großeltern anzufangen weiß. Bereits im Jahr 2006 wurde der Geburtstag der Stadt St. Petersburg am 27. Mai auf dem Newskij Prospekt mit weit größerem Aufwand und Enthusiasmus gefeiert als der 9. Mai, der über Jahrzehnte der zentrale Referenzpunkt im symbolischen Kalender der Leningrader Bevölkerung gewesen war.

Sibiu – Hermannstadt – Nagyszeben: Vergangenheitsreformen

von Pierre de Trégomain

Siebenbürgen ist in der aktuellen rumänischen Geschichtsschreibung zu einem maßgebenden „Standard“ geworden, schreibt Smaranda Vultur in ihrem Überblick über die neuen historiografischen Tendenzen in Rumänien. Jede historische Forschung über diese Region bringt ihre kulturelle und ethnische Vielfalt an das Tageslicht und trägt somit zur Erneuerung eines Fachs bei, das früher jede Beschäftigung mit Lokal- und Regionalforschung als „gefährlich“ stigmatisierte: Letztere drohte nämlich, die „geschätzten Grundsätze von nationaler Homogenität, Einmaligkeit und Reinheit“ zu relativieren.¹ Dieses Tabu betraf nicht nur die rumänische Geschichtsschreibung – auch in der deutschsprachigen Diaspora aus Siebenbürgen wurde der ethnischen Vielfalt oft kaum Rechnung getragen, so dass noch in den 90er Jahren die deutschen Leser einer Geschichte Siebenbürgens daran erinnert werden mussten, dass diese Region „– entgegen einer weit verbreiteten Meinung – alles andere als ein rein deutsches Siedlungsgebiet war“.² Der Mythos des „deutschen Ostens“ lebte offenkundig unvermindert weiter.³

Sibiu, auf Deutsch Hermannstadt, auf Ungarisch Nagyszeben, veranschaulicht auf prägnante Weise das Phänomen der konkurrierenden historischen *narratives*, in welchem die Präsenz und die Abwesenheit des Anderen nicht wahrgenommen wird, aber in welchem dennoch Aneignungsprozesse stattfinden können. Diese siebenbürgische Stadt stellt zugleich einen Einzelfall dar: Im Gegensatz etwa zu Szczecin oder Gdańsk wurde Sibiu im Zweiten Weltkrieg nicht zerstört und die Altstadt wurde auch nicht wie etwa Bukarests Zentrum von einem großenwahnsinnigen Bauprogramm entstellt. Ihr deutschsprachiger Bevölkerungsanteil wurde nach 1944 nicht vertrieben und ihre jüdischen Einwohner wurden trotz Verfolgung als Gruppe nicht

¹ Smaranda Vultur, New topics, new tendencies and new generations of historians in romanian historiography, in: (Re)Writing history. Historiography in Southeast Europe after socialism, hrsg. v. Ulf Brunnbauer. Münster 2004 (Studies in South East Europe. 4), S. 236-276, hier S. 266 f.

² Harald Roth, Kleine Geschichte Siebenbürgens. Köln (u.a.) 1996, S. 7.

³ Vgl. Eva Hahn, Hans Henning Hahn, Flucht und Vertreibung, in: Deutsche Erinnerungs-orte. Bd. I, hrsg. v. Etienne François u. Hagen Schulze. München 2001, S. 335-351.

deportiert.⁴ Umso größer erscheint die Diskrepanz zwischen der alltäglichen Praxis bis etwa zur Wende und der Darstellung der Geschichte Sibius im 20. Jahrhundert, die sich durch ein Alternieren von ausschließenden Diskursen auf öffentlicher Ebene kennzeichnet. Zu einem neuen *master narrative*, das die historische Vielfalt der Stadt mit einbezieht, ist es nach der Wende gekommen, und so ist Sibiu zusammen mit dem Großherzogtum Luxemburg zur europäischen Kulturhauptstadt 2007 ernannt worden.

Der Philosoph Emil Cioran, der in den 20er Jahren als Internatschüler in Sibiu lebte, kennzeichnete nachträglich die faschistische Bewegung der Legionäre, der er damals nahe stand, dadurch, dass sie „alles reformieren wollte, sogar die *Vergangenheit*.“⁵ Diese Neigung zu *Vergangenheitsreformen*, verstanden als die Versuche, den Vergangenheitsbezug je nach politischem Kontext so zu gestalten, dass er der Gegenwart eine neue Legitimität verleihen kann, stellt in dieser Hinsicht ein Merkmal für den Fall Sibiu dar. Sie soll im Folgenden verdeutlicht werden.

1.

Es ist nicht von ungefähr, dass Jules Verne in seinem erstmals 1892 erschienenen Roman „Das Karpathenschloß“ die Stadt mit ihrem deutschen Namen „Hermanstadt“ (sic!) erwähnte.⁶ Im ausgehenden 19. Jahrhundert bot Sibiu den Reisenden nämlich den Anblick einer deutschen Urbanität – Hermannstadt, eine der größten Städte Siebenbürgens mit etwa 20 000 Einwohnern im Jahr 1880, wies die typischen Baumerkmale einer „k.-u.-k.-Stadt“ auf. Doch das deutsche Stadtbild wurde an erster Stelle von den Einwohnern geprägt, die 1880 zu 72% Siebenbürger Sachsen waren. Diese deutschsprachigen Lutheraner, die in der deutschen Ostsiedlungsbewegung ab dem 12. Jahrhundert den Anfang ihrer eigenen Geschichte sehen, haben sich im Laufe der Zeit zu einer politischen Einheit herausgebildet, die ihren Sitz in Hermannstadt hatte. Dass die Altstadt um die Jahrhundertwende noch überwiegend von Siebenbürger Sachsen

⁴ Vgl. das Unterkapitel „Romanian and German Plans to Eliminate the Jews from Regat and Southern Transylvania“ im Kapitel „The holocaust in Romania“, in: International Commission on the Holocaust in Romania, Final report. Iassi/Polirom 2005.

⁵ E.M. Cioran, Mon pays, in: Le messenger européen 9 (1996), S. 65-69, hier S. 66. Kursivschrift im Original.

⁶ Jules Verne, Le château des Carpathes. Paris 1997, S. 18.

bewohnt war, ist auf jene Bestimmungen zurückzuführen, die schon im 16. Jahrhundert sicherten, „daß einem Fremden kein Haus oder Grundstück zu kaufen frei sei, [denn; P. T.] darin besteht die Ein- und Reinigkeit unseres sächsischen Volkes, daß wir mit fremden Nationen unvermischt bleiben, darob steif und fest halten.“⁷ So mussten sich die im 19. Jahrhundert demografisch im Wachstum befindlichen Ungarn und vor allem Rumänen außerhalb der noch bestehenden Ringmauern niederlassen und gründeten am Rande der Altstadt neue Viertel wie Lazaret oder Josephin. Dass die meisten Beschilderungen in Läden und an Straßen zu dieser Zeit auf Deutsch waren, darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Sachsen um die Jahrhundertwende zunehmend unter Druck gerieten: Infolge des österreichisch-ungarischen Ausgleichs hatten sie ihre Selbstverwaltung im Jahr 1876 verloren und sahen sich den Magyarisierungsbestrebungen Budapests ausgesetzt. In Hermannstadt änderten sich auch die demografischen Verhältnisse rasch, der Anteil der Ungarn und Rumänen verdoppelte sich zwischen 1880 und 1910 und erreichte etwa 47% der städtischen Gesamtbevölkerung, während der Anteil der Sachsen fortan kontinuierlich sank.⁸ In diesem Kontext kristallisierten sich die nationalen Identitäten in einem Konkurrenzverhältnis heraus, und der Rückgriff auf die Geschichte sollte dazu dienen, das politische Bewusstsein jeder Gruppe zu stärken. Die symbolische Besetzung des öffentlichen Stadtraums zeugt von diesem Prozess.

Die Siebenbürger Sachsen verfielen einem wachsenden Einkreisungsgefühl und lehnten sich zunehmend an die Vorstellung einer „deutschen Nation“ an, die in ihren Augen durch Berlin verkörpert war. Die Aneignung einer reichsdeutschen Vergangenheit verdeutlichte sich 1871, als „fast in allen Gemeinden“ die „Wacht am Rhein“ gesungen wurde.⁹ Die „hochgestimmte nationale Begeisterung“, so der spätere Bischof Friedrich Teutsch, setzte sich in den 80er Jahren anlässlich zahlreicher Gedenkfeiern in Hermannstadt fort – zum 400-jährigen Geburtstag Martin Luthers, zur Feier der Einwanderung usw.¹⁰ In der Folgezeit fanden reichsdeutsche Größen Eingang in das Stadtbild – eine Büste von Friedrich Schiller wurde 1905 im Stadt-

⁷ Zit. nach: Friedrich Teutsch, Die Siebenbürger Sachsen als „Volk“, in: *Wir Siebenbürger. Heimat im Herzen*, hrsg. v. Heinrich Zille. Salzburg/Wien 1949, S. 79.

⁸ Vgl. Rosemarie Hochstrasser, *Die siebenbürgisch-sächsische Gesellschaft in ihrem strukturellen Wandel 1867–1992*. Hermannstadt 2002, S. 78.

⁹ Georg Daniel Teutsch, zit. in: Ernst Wagner, *Quellen zur Geschichte der Siebenbürger Sachsen*. Köln/Wien 1976, S. 231.

¹⁰ Friedrich Teutsch, *Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart*. Schriften zur Erforschung des Deutschtums im Ausland. Bd. 1, Leipzig 1916, S. 259.

park eingeweiht und ein Platz erhielt seinen Namen –, während zur gleichen Zeit Lokalpersönlichkeiten als historisches Erbe der Stadt „kanonisiert“ wurden: Dies gilt insbesondere für den 1893 verstorbenen Bischof und Historiker Georg Daniel Teutsch, der schon im Jahr 1899 als Statue vor der evangelischen Kirche entstand, sowie für Samuel von Brukenthal, Berater der Kaiserin Maria Theresia und Gubernator von Siebenbürgen, dessen Namen das Museum am Großen Ring bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts trug. Insgesamt verstärkte der politische Wechsel seit dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 das Vergangheitsbewusstsein der Siebenbürger Sachsen, zumal die in den Konfessionsschulen verwendeten Geschichtsbücher noch von den eigenen Lehrern verfasst wurden.¹¹

Ähnlich erging es der rumänischen Nationalbewegung, die um diese Zeit ebenfalls Anspruch auf sichtbare Zeichen der von ihr vertretenen Vergangenheit in der Stadt erhob. ASTRA, die „Siebenbürgische Gesellschaft für Rumänische Literatur und Kultur des Rumänischen Volkes“, gegründet in Sibiu im Jahr 1861, wertete die Rolle der Stadt im Kampf um eine rumänische Vereinigung auf. Sie organisierte z.B. eine Spendenaktion, um eine Statue für den Aufständischen der 1848er Revolution Avram Iancu zu errichten.¹² Eine Tafel wurde später an dem Haus angebracht, in welchem er in den 20er Jahren gewohnt hatte. Des Weiteren wurde ein Astra-Museum mit einer Bibliothek 1905 eröffnet, die zahlreiche als „national relevant“ betrachtete Bücher beinhaltet. Ähnlich wie die Sachsen, die sich allmählich „Deutsche“ nannten, wurden die bis dahin genannten „Walachen“ nun als „Rumänen“ bezeichnet. Ihre spezifisch siebenbürgische Geschichte trat zugunsten der rumänischen „Nationalvergangenheit“ in den Hintergrund. Die Errichtung einer orthodoxen Kirche 1902–1906 erhielt in diesem Kontext eine doppelte Bedeutung: Sie war ein architektonisches Signal an die das Stadtbild bisher beherrschenden Sachsen und zugleich ein politisches Signal an die Siebenbürger Rumänen, die – im Gegensatz zur orthodoxen Mehrheit der Rumänen im Altreich – zum Teil griechisch-katholischen Glaubens waren. Etwa zeitgleich mit diesem Bau wurde 1899 eine Synagoge eingeweiht, die zusätzlich die kulturelle Vielheit der Stadt veranschaulichte.¹³ Die

¹¹ Walter König, Das Schulwesen der Siebenbürger Sachsen in der Zwischenkriegszeit, in: *Schola seminarum rei publicae. Aufsätze zu Geschichte und Gegenwart des Schulwesens in Siebenbürgen und Rumänien*, hrsg. v. dems. Köln 2005, S. 93.

¹² Vgl. Béla Köpeczi, *Histoire de la Transylvanie*. Budapest 1992, S. 591.

¹³ Nadia Badrus, *Date privind începuturile și evoluția comunității evreiești din orașul Sibiu*, in: *Historia Urbana XI* (2003), Nr. 1-2, S. 119-131, hier S. 128.

Stadt wurde im behördlichen Verkehr zwar Nagyszeben genannt, auf den kolorierten Postkarten und Werbeprospekten stand aber häufig der Name auf Ungarisch, Deutsch und Rumänisch. Was die interethnischen Beziehungen angeht, so kennzeichneten sie sich durch ein „Nebeneinander“, das das historische Bewusstsein zu einem wichtigen Unterscheidungsmerkmal vom Anderen machte und die gegenseitige Wahrnehmung stark bedingte. Interethnische oder gemischt-konfessionelle Ehen entsprachen nicht den allgemein herrschenden Normen.

Der Anschluss Siebenbürgens an Rumänien nach dem Ersten Weltkrieg trug entscheidend zur Änderung der Machtverhältnisse in Sibiu bei: Gekoppelt mit einem starken demografischen Zuwachs der Rumänen – von 8 553 auf 18 620 zwischen 1920 und 1930¹⁴ – wirkte sich die Zentralisierungspolitik Bukarests auf das Lokalleben aus. Die Sachsen wurden sich zum ersten Mal bewusst, dass sie eine Existenz als Minderheit in einem Nationalstaat führten: „[N]ach außen hin waren sie eine aristokratische Volksgemeinschaft. Das Bürgerrecht konnte unter ihnen lange Zeit nur der Deutsche erhalten und im Volksgefühl, vor allem in der Anschauung des Bauern, war das Herrnbewußtsein unvermindert. Jetzt trat als Herr ein Anderer auf“, schrieb in einem verbitterten Rückblick der Bischof Friedrich Teutsch.¹⁵ Doch aus der Öffentlichkeit wurden die Sachsen nicht verdrängt, vielmehr entstand eine Neuregelung des öffentlichen Raumes, in welchem etwa die Straßenschilder nun auf Deutsch und Rumänisch beschriftet waren und die Schiller-Büste in eine entrückte Ecke gestellt wurde.¹⁶ So konnte sich ein mehrsprachiges, wenngleich getrenntes kulturelles Leben entfalten. Nichtsdestotrotz schlug sich die Radikalisierung des politischen Lebens auf die interethnischen Beziehungen in der Stadt nieder. Cioran, der aus dem nahe gelegenen Dorf Rasinari stammte, wurde in den 30er Jahren zu einem aktiven Anhänger der faschistischen Bewegung der Legionäre. In seinem 1936 erschienenen Pamphlet „Die Verklärung Rumäniens“ drückte er seinen an Verfolgungswahn grenzenden Hass gegen die Sachsen und die Ungarn aufgrund der „Ungleichheit des historischen Niveaus“ aus: Im

¹⁴ Hochstrasser, Die siebenbürgisch-sächsische Gesellschaft (wie Anm. 8), S. 78.

¹⁵ Friedrich Teutsch, Kleine Geschichte der Siebenbürger Sachsen, hrsg. v. Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde u. Wissenschaftliche Buchgesellschaft. Darmstadt 1965, S. 294.

¹⁶ Vgl. Manfred Wittstock, Den Hermannstädtern ihr Schiller, in: Hermannstädter Zeitung Nr. 1927 vom 6. Mai 2005, abrufbar unter: <http://www.hermannstaedter.ro/modules.php?name=News&file=article&sid=1482>.

Gegensatz zu den Rumänen seien sie „stolz auf ihre Traditionen“.¹⁷ Dieses Motiv des selbstbewussteren Vergangenheitsbezugs der ethnischen Nachbarn rückte er auch in einem nach dem Krieg verfassten Text in den Vordergrund, um seine damalige, wie er schrieb, nationalistische „Besessenheit“ zu erklären: „Mein Land! Ich wollte um jeden Preis daran festhalten – und ich hatte nichts, woran ich mich festhalten konnte. Ich fand gar keine Realität in ihm, weder in der Gegenwart, noch in der Vergangenheit.“ In diesem Sinne beschrieb er das Bestreben der Legionäre, „sogar die Vergangenheit“ reformieren zu wollen.¹⁸

Doch nicht die Sachsen fielen diesem Fremdenhass zum Opfer, sondern die Juden, von denen ein Teil durch die antisemitische Gesetzgebung von 1938 die rumänische Staatsbürgerschaft verlor. Auch die Sachsen, deren politische Vertretung, der Sachsentag, seit 1933 von der nationalsozialistischen „Erneuerungsbewegung“ beherrscht wurde, betrieben in dieser Zeit Vergangenheitsreformen, um auf Ciorans Formulierung zurückzugreifen: Sie deuteten ihre Vergangenheit im Sinne Nazideutschlands um und betrachteten sich nun als den „sächsischen Stamm“ der „deutschen Volksgemeinschaft“. Im Unterrichtsbuch, das in einer Hermannstädter Burschenschaft im Schuljahr 1938/39 in Gebrauch war, tauchten zum ersten Mal zwei „Gedenkfeiern“ zur Erinnerung an den 9. November 1923 (Hitlerputsch) und an den „Geburtstag des Führers“ auf.¹⁹

Trotz der deutsch-rumänischen Annäherung seit den späten 30er Jahren und der „Waffenbrüderschaft“ beider Länder im Russlandfeldzug verschlechterten sich die interethnischen Beziehungen in Hermannstadt. Die Sachsen glaubten nämlich ihre längst verlorene „Kulturautonomie“ durch das „Volksgruppengesetz“ vom 20. November 1940, eine von Berlin angeordnete Gleichschaltung der „Deutschen aus Rumänien“, wieder gefunden zu haben. Unter dem Schutz der eine Zeit lang in der Stadt stationierten deutschen Wehrmachtstruppen stellten sie ihre Anhänglichkeit an Großdeutschland mittels paramilitärischer Paraden zur Schau. So beklagte sich der Politiker Iuliu Maniu 1942 über den „Staat im Staat“, den die Deutschen in Rumänien bildeten und aufgrund dessen sich „die Rumänen in ihrer nationa-

¹⁷ Zit. in: Alexandra Laignel-Lavastine, Cioran, Eliade, Ionesco, l’oubli du fascisme, trois intellectuels roumains dans la tourmente du siècle. Paris 2002 (L’inégalité de niveau historique), S. 156.

¹⁸ Cioran, Mon pays (wie Anm. 5), S. 65 f. Kursivschrift im Original.

¹⁹ Walter König, Die Endphase des Coetus an siebenbürgisch-sächsischen Schulen (1920–1940), in: Schola seminarum rei publicae (wie Anm. 11), S. 154–175, hier S. 168.

len Ehre gedemütigt“ sahen.²⁰ Einen Zankapfel bildete des Weiteren die Verteilung der beschlagnahmten jüdischen Güter zwischen Deutschen und Rumänen.²¹ Die jüdischen Einwohner wurden in diesen Jahren aus dem wirtschaftlichen und sozialen Leben ausgeschlossen und in Straßenkommandos zu Reinigungsarbeiten gezwungen.²² Mit dieser Praxis der Exklusion wurde es unmöglich, die verschiedenen historischen *narratives*, die bis dahin nebeneinander bestanden hatten, zu vereinbaren.

2.

Für Rumänien endete der Krieg mit dem Bündniswechsel zu den Alliierten am 23. August 1944. Ab nun wurden die Sachsen kollektiv als „Kollaborationisten“ (sic!) stigmatisiert, vorübergehend enteignet und blieben bis etwa 1949 rechtlos. Sie besaßen nämlich „die falsche Vergangenheit“ (Hannelore Baier)²³ in einem Land, das von seiner Beteiligung an Hitlers Krieg nichts mehr wissen wollte, und sie versuchten, nun auch die Spuren der NS-Zeit auszuradieren. Um der im Januar 1945 bevorstehenden Deportation in die UdSSR zu Zwangsarbeiten auszuweichen, wurden in Hermannstadt Scheinehen mit rumänischen Partnern und Adoptionen in Eilverfahren registriert.²⁴ Die Vergangenheit des Anderen wurde auf diese opportunistische Weise für sich selbst beansprucht.

Wie in den anderen Satellitenstaaten Moskaus sicherte sich das in Rumänien ab 1948 allmächtige kommunistische Regime das Monopol auf Deutung und Ausnutzung der Vergangenheit. Es drängte Sibiu zunächst das Bild einer Stadt auf, die sich aktiv an der Befreiung vom faschistischen Joch durch die Sowjettruppen beteiligt hatte, und klammerte die Geschichte der Juden, Ungarn und Sachsen aus. Die Vergangenheit Letzterer, die nun vorwiegend als „Deutsche“ bezeichnet wurden, wurde aus dem *master narrative* verdrängt. Trotz der massiven

²⁰ Schreiben Iuliu Maniu an Mihai Antonescu vom 21. März 1942, zit. in: Karl M. Reinert, Die Deutschen in Rumänien zwischen 1941 bis 1945. Vol. III, hrsg. v. Arbeitsgemeinschaft für südostdeutsche Volks- und Heimatforschung. Bad Tölz 1988, S. 205-210, hier S. 206.

²¹ Vgl. ebenda, S. 223.

²² Interview mit Paul Philippi vom 8. März 2003.

²³ Zit. in: Pierre de Trégomain, Zwischen politischem Vorbild, Märtyrer und Forschungsthema. Symposium zum Gedenken an Hans Otto Roth in Hermannstadt, in: Allgemeine Deutsche Zeitung für Rumänien vom 5. Juni 2003, S. 3.

²⁴ Zur literarischen Verarbeitung dieses Phänomens vgl. Erwin Wittstock, Januar 45 oder die höhere Pflicht. Bukarest 1998.

Verschleppung nach 1944 wurde dieser Teil der Bevölkerung dennoch nicht vertrieben und die Stadt wurde insgesamt keinem Prozess der *tabula rasa* unterzogen. Das Stadtbild behielt seine „k.-u.-k.-Altbauten“, es bestanden weiterhin deutsche Schulen und 1956 wurde sogar eine deutsche Abteilung im Stadttheater eröffnet. Das Lyzeum Brukenenthal, mehrheitlich von deutschsprachigen Schülern besucht, wurde zwar in „Scoala de baieti“ (Knabenschule), dann in „Liceul Teoretic Nr. 1“ umbenannt, es blieb dennoch für viele das alte „Bruk“. Ab 1971 durften in den deutschsprachigen Publikationen die deutschen Ortsnamen nicht mehr verwendet werden und die „Hermannstädter Zeitung“ wurde in „Die Woche“ umbenannt – trotzdem verschwanden etwa die deutschen Straßennamen nicht aus der mündlichen Praxis.

Der Nationalkommunismus, der nach der stalinistischen Zeit einsetzte, sah es tatsächlich als eine Priorität an, die geschichtliche Zugehörigkeit Siebenbürgens zu Rumänien zu untermauern, und setzte öffentlich das Dogma des dakischen Ursprungs der drei „historischen Provinzen“ Rumäniens (Siebenbürgen, die Walachei und Moldawien) durch. Sibiu sollte somit eigene Bezüge zur offiziellen Geschichtsdarstellung vorweisen. Wie dies geschah, wird anhand von Reiseführern ersichtlich: In einem 1967 auf Französisch erschienenen *Guide touristique* wurden zwar „sächsische Siedler“ und der Name „Hermannstadt“ erwähnt, die Vergangenheit und Gegenwart der Siebenbürger Sachsen wurde jedoch auf das folkloristische Element reduziert: In der „sehr malerischen Umgebung“ von Sibiu manifestiere sich eine nicht weiter genannte „Folklore in ihrer ganzen Unberührtheit“. Es wurde vor allem auf die „rumänische Bevölkerung“ verwiesen, die längst vor den Sachsen vor Ort ansässig gewesen sei, und auf die römische Siedlung, die der aktuellen Stadt zugrunde gelegen habe. Neben dieser hergestellten Kontinuität der rumänisch-siebenbürgischen mit der römischen Geschichte wurde auf die wirtschaftlichen Beziehungen Siebenbürgens mit der Walachei verwiesen, die von der „Einheit der Rumänen“ zeugen sollten. Außerdem griff die historische Darstellung der Stadt auf einen der siebenbürgisch-sächsischen und der rumänischen Historiografie gemeinsamen Mythos zurück: ihre Rolle in der Abwehr der türkischen Gefahr.²⁵ In der Ausgabe von 1974 desselben Reiseführers tauchte der Terminus „Hermannstadt“ nicht mehr auf und der Name „Sachsen“ fand lediglich im Zusammenhang mit dem Volkskundemuseum Erwähnung. Das

²⁵ La Roumanie, Guide touristique. Bucarest 1967, S. 100-107.

Museum Brukenthal wurde jedoch nicht umbenannt. Die Bedeutung der Stadt für eine nationale Kultur wurde unterstrichen – etwa durch den Hinweis auf eine Gedenktafel an dem Haus, in dem der Dichter M. Eminescu 1868 in Sibiu gewohnt hatte.²⁶ Diese Ausklammerung der sächsischen Geschichte löste Proteste in der Bundesrepublik aus, und so fragte sich der aus Nordsiebenbürgen stammende „Laienhistoriker“ Ernst Wagner in seinen „Quellen zur Geschichte der Siebenbürger Sachsen“ 1976: „Wem nützt es eigentlich, wenn z.B. in einem Führer durch die Rosenauer Bauernburg [neben Kronstadt/Brasov; P. T.] der Name Sachsen kaum vorkommt und auch in der Quellenangabe verschwiegen wird, dass die Abbildungen einem älteren deutsch geschriebenen Führer entnommen wurden und wenn statt dessen in epischer Breite auf Fürst Michael den Tapferen und seine Frau Stanca eingegangen wird, die gelegentlich in Rosenau übernachteten?“²⁷ Jedoch hätte sich diese Frage, wie eingangs angedeutet, auch auf die siebenbürgisch-sächsische Geschichtsschreibung aus Westdeutschland beziehen können. Bezugnehmend auf die getrennte Lebensweise der Siebenbürger Sachsen bemerkte der „Laienhistoriker“ Hans Holzträger: „Diese Selbstisolierung wird auch in den siebenbürgisch-sächsischen Heimatbüchern deutlich: Obwohl jeder, der ein solches Heimatbuch verfasst hat, mehr oder weniger um die mitwohnenden Völker (Rumänen, Ungarn, Zigeuner und Juden) weiß, beschäftigen sich nur 15 der insgesamt 47 Heimatbücher mit den mitwohnenden Rumänen, davon nur 6 ausführlich.“²⁸

In Sibiu blieb neben der offiziellen Vergangenheitsrhetorik kaum Raum für eine andere Gedenkpraxis übrig, zumal Ceausescus Politik der „Homogenisierung“ der Gesellschaft stark zur Rumänisierung der Stadt beitrug. Dazu kam die zunehmende Auswanderung der Sachsen, die 1956 noch 24 253 (26,8%), 1985 aber bereits nur noch 8 607 (4,9%) der Stadtbevölkerung ausmachten,²⁹ nachdem ihre Ausreise 1978 offiziell gegen die Zahlung eines Pauschalbetrags pro Aussiedler geregelt worden war. Ähnlich erging es den Juden, die ab den 50er

²⁶ Roumanie, Guide touristique. Bucarest 1974, S. 102 f.

²⁷ Ernst Wagner, Quellen zur Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Köln/Wien 1976, S. 336.

²⁸ Vgl. Hans Holzträger, Erinnerungslücken und Verschweigen. Das Bild der Juden und Zigeuner und die NS-Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben in den Südostdeutschen Vierteljahresblättern nach 1965, in: Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik 5 (1993), H. 1; sowie Das Bild der Rumänen in den siebenbürgischen Heimatbüchern, in: Zugänge (1990), H. 7, S. 135.

²⁹ Zit. in: Hochstrasser, Die siebenbürgisch-sächsische Gesellschaft (wie Anm. 8), S. 78.

Jahren massiv nach Israel ausgewandert waren.³⁰ Als Ceausescus Regime Ende 1989 fiel, erschien Sibiu monokultureller denn je.

3.

Die Wende von 1989 beschleunigte die Auswanderung der Sachsen, zumal 1990 eine deutsche Auslandsvertretung in Sibiu eröffnet wurde. Unter den 155 000 Einwohnern, die die Stadt 2002 zählte, bezeichneten sich 2 500 Menschen als Deutsche, rund 2% der Stadtbevölkerung. Sie nahmen damit fast den gleichen Anteil wie die Ungarn ein. Juden machten lediglich 0,02% aus, während sich der Anteil der Roma-Bevölkerung im Wachsen befand.³¹ Rund 94% der Einwohner definierten sich also als Rumänen. Umso paradoxer erscheint die heutige Situation: Erst nachdem ein Großteil der Minderheiten ausgewandert ist, wird nämlich die multikulturelle Vergangenheit der Stadt neu entdeckt. Die deutschen Schulen werden nun von rumänischen Kindern besucht, die 2005 das 625. Geburtsjahr „ihres Bruk“ stolz feierten.

Am deutlichsten wird die Aufwertung der kulturellen Vielfalt durch die Wahl eines Siebenbürger Sachsen zum Bürgermeister. Klaus Johannis erhielt im Juni 2000 69% der Stimmen und wurde 2004 mit 90% aller Stimmen in seinem Amt bestätigt! In der ersten Wahlkampagne hatte er als Priorität die Ansiedlung ausländischer Investoren angekündigt und er wurde nicht selten als „Deutscher“ in den Medien bezeichnet. Sein überwältigender und überraschender Erfolg ist somit zum einen auf die Bedeutung der bundesdeutschen Wirtschaft zurückzuführen, von der die Wähler sich konkrete Auswirkungen auf lokaler Ebene erwarteten. Auch in diesem Sinne hatten Stadträte kurz vor Johannis' erster Wahl für das Anbringen von zweisprachigen Ortsschildern Sibiu-Hermannstadt an den Stadteinfahrten plädiert, denn damit sollte „ein Zeichen gesetzt werden dafür, dass in Rumänien die Minderheitenfrage beispielhaft gelöst worden sei“, hieß es in der noch vom kommunistischen Diskurs geprägten Begründung der Initiatoren. Doch Letztere „erhoffen sich davon auch mehr Zulauf von ausländischen Investoren.“³² Zum anderen hat Johannis auch

³⁰ Zur Geschichte der Juden in Hermannstadt vgl. Badrus, *Date privind începuturile* (wie Anm. 13), S. 119-131.

³¹ Über diesen Wachstum geben die Zahlen der Volkszählung von 2002 kaum Auskunft, da die Angehörigen der letztgenannten Minderheit sich kaum als „Roma“ registrieren lassen.

³² Kurznachrichten, in: Hermannstädter Zeitung Nr. 1673 vom 21. April 2000, abrufbar unter <http://www.hermannstaedter.ro/modules.php?name=News&file=article&sid=972>.

unter dem Gesichtspunkt seiner doppelten kulturellen Zugehörigkeit überzeugt. Ein Sachse, mit einer Rumänin verheiratet und nicht ausgewandert, hat persönlich das Modell der Zugehörigkeit zu mehreren Kulturen in ein positives Licht gerückt, womit sich viele Wähler offenbar identifizieren konnten. Denn wenngleich Mischehen im 20. Jahrhundert stets durch die wechselnden politischen Regime des 20. Jahrhunderts hindurch negativ bewertet wurden, sind sie trotzdem zu einer wichtigen Realität der Stadt geworden. Die Trauungs-Matrikel der evangelischen Kirchengemeinde in Hermannstadt ermöglichen einen Einblick in diese Praxis: Zwischen 1867 und 1969 war jede vierte geschlossene Ehe gemischtkonfessionell, zwischen 1970 und 1980 jede dritte, bis zur Wende jede zweite und nach 1989 stieg die Zahl auf 90% an.³³ Wenn in der ersten Jahrhunderthälfte der Partner meist römisch-katholisch – und somit häufig Mitglied der deutschen Minderheit (Banater Schwaben) – war, zeigte sich in der Folgezeit eine größere Öffnung zu orthodoxen Partnern in der Eheschließung – an erster Stelle Rumänen. Dass die Einwohner von Sibiu gemischter Nationalitäten und Konfessionen sind, ist somit erst im vergangenen Jahrzehnt an die Oberfläche gekommen, und die Bezeichnung „Rumänisch“ schließt für viele nicht mehr aus, dass man sich zu mehreren Kulturen bekennt. Diese Entwicklung schlägt sich in den Straßennamen nieder: Die Straße „Roter Oktober“ wurde in „Brukenthal-Straße“ umbenannt und der „Grivita-Platz“, benannt nach der Fabrik, in welcher Gheorgiu-Dej gearbeitet hatte, heißt nun wieder „Huet-Platz“.

Die Bedeutung der siebenbürgisch-sächsischen Geschichte für die Stadt wurde insgesamt aufgewertet – wovon einige seit 2000 ernannte Ehrenbürger der Stadt zeugen³⁴ – und die Siebenbürger Sachsen haben einen neuen Bezug zur eigenen Zeitgeschichte hergestellt, der bis 1989 vom kommunistischen Diskurs weitgehend versperrt war. Deportationen in die UdSSR nehmen dabei einen wichtigen Platz ein. Bei der Suche nach zeitgenössischen Persönlichkeiten, deren Gedenken gesellschaftlich konsensfähig wirkt, scheint sich der so genannte Pionier der Raumfahrtforschung Hermann Oberth durchgesetzt zu haben. Seine Büste steht seit 2002 vor dem Bürgermeisteramt; nach ihm wurde ebenfalls eine Straße genannt. Dass der Wissenschaftler

³³ Hochstrasser, *Die siebenbürgisch-sächsische Gesellschaft* (wie Anm. 8), S. 81 ff.

³⁴ U.a. der frühere Vorsitzende des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien (DFDR) Paul Philippi und der Bischof der Evangelischen Landeskirche A.B. in Rumänien Christoph Klein. Vgl. <http://sibiu.ro/de/cetateni.htm>.

politisch den reaktionärsten Kräften der BRD nahe stand und zeitweilig der NPD angehörte, wurde offenkundig nicht als Hindernis angesehen.

Dieser Paradigmenwechsel, nach welchem die Stadt sich durch die Aufwertung ihrer historischen Vielfalt europaweit profilieren kann, hat sich durch deren Ernennung zur europäischen Kulturhauptstadt 2007 spektakulär verstärkt. Tatsächlich rückte das Multikulturelle in der Bewerbung bei der Europäischen Kommission deutlich ins Zentrum, deren Motto lautete: „Ein Fest der miteinander lebenden Kulturen, der Einheit in der Vielfalt“ („a celebration of cultures living together, of unity in diversity“).³⁵ Das aufgestellte Team betonte dabei, dass „die Einwohner von Sibiu/Hermannstadt – Rumänen, Deutsche, Ungarn und Romas in friedlichem Zusammenleben – vier Sprachen sprechen und sich zu unterschiedlichen kulturellen Hintergründen/Welten bekennen.“³⁶ Verfolgt wurde zum einen, „das Bewusstsein und den Stolz auf unser kulturelles Vermögen unter den Einwohnern zu stärken“, zum anderen landesweit „die Rumänen zu überzeugen, Sibiu neu zu entdecken, die Stadt als etwas Neues und Interessantes zu erforschen“. Schließlich sollte auch „Europa die kulturelle Identität und Vielfalt unserer Stadt“ vorgestellt werden, nicht zuletzt um „die Integration unserer Stadt und unseres Landes in die Europäische Union in die Wege zu leiten und zu beschleunigen.“³⁷ Tatsächlich wird „Sibiu 2007“ mit dem geplanten Beitritt Rumäniens in die EU zusammentreffen. Als Galionsfigur einer wahrlich europäischen Geschichte spielt die Stadt im Beitrittsdispositiv eine zentrale Rolle. Durch Sibiu, dessen Altstadt als UNESCO-Weltkulturerbe Anerkennung erhalten wird, will sich Rumänien als ein malerisches, offenes und nicht zuletzt westlich orientiertes Land zeigen. Ganz im angekündigten Sinne, „Europas Westen und Osten näher zu bringen“, wurde die gemeinsame Kandidatur der Stadt mit Luxemburg konzipiert. Als Bindeglied und historische Brücke zwischen beiden Partnern fungieren dabei die Siebenbürger Sachsen, deren Dialekt angeblich genug Gemeinsamkeiten mit dem Luxemburgischen aufweist, um als sicherer Hinweis auf ihre gemeinsame Herkunft zu gelten. Diese These, nach welcher die „Urheimat“ der Siebenbürger Sachsen in Luxemburg liegt, kursiert seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts. Dass

³⁵ Sibiu/Hermannstadt – Romania – European Capital of Culture 2007, Application proposal, 5th March 2004, S. 1, abrufbar unter <http://www.sibiu2007.ro/>.

³⁶ Ebenda, S. 2.

³⁷ Ebenda, S. 14 u. 49.

sie inzwischen als eine Legende entlarvt wurde, darf hier nicht unerwähnt bleiben.³⁸ Trotzdem wird sie im Rahmen von „Sibiu 2007“ stark reaktiviert: Diese „ältere europäische Geschichte“, die die Stadt und das Großherzogtum – und somit, zwischen den Zeilen suggeriert, der Westen – miteinander teilen, wird nun als zentrales Erbe beansprucht.³⁹ So hat sich auch das Großherzogtum in den letzten Jahren als ein wichtiger kultureller Akteur in der Stadt durchgesetzt – es hat 1999 einen auf Rumänisch und Deutsch verfassten „Kulturweg“ mitfinanziert, der mit Hilfe von Tafeln und Pulten zu historischen Sehenswürdigkeiten der Altstadt führt, und 2004 ein „Luxemburg-Haus“ eröffnet. Anlässlich dieser Einweihung wurde in der luxemburgischen Presse Hermannstadt euphorisch als „le petit Luxembourg de la Roumanie“ gefeiert!⁴⁰

Der rechtfertigende Stellenwert der neuen Narration – die westlichen Wurzeln der Stadt – kennzeichnet den derzeitigen Prozess einer neuen Identitätskonstruktion in Rumänien, den die bevorstehende Osterweiterung der EU ausgelöst zu haben scheint. Die gleiche Funktion besitzt die derzeit spürbare Idealisierung der siebenbürgischen Geschichte, die sich angeblich durch ihre interethnische Harmonie charakterisierte, wobei das „Nebeneinander“ nicht selten zu einem friedlichen „Miteinander“ verklärt wird. Die neu entworfene Geschichte ist schließlich zu einem zentralen Bestandteil des touristischen Konzepts sowie der Marketing-Strategie der Stadt geworden, wovon zahlreiche Werbeprospekte zeugen.

*

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts haben sich verschiedene historische *narratives* in Sibiu entwickelt, die jedoch, nach dem erwähnten Muster des interethnischen „Nebeneinander“, einander stets ignorierten. Die kommunistische Zeit hat ein *master narrative* aufgedrängt, das kaum eine Alternative ermöglichte, in Sibiu aber eine spezifische Praxis der Pluralität nie gänzlich auszulöschen vermochte.

³⁸ Vgl. Johannes Kramer, Ein fruchtbarer wissenschaftlicher Irrweg: Die Herkunft der Siebenbürger Sachsen aus Luxemburg, in: Germanisch und Romanisch in Belgien und Luxemburg, hrsg. v. dems. u. Wolfgang Dahmen. Tübingen 1992 (Tübinger Beiträge zur Linguistik. 363), S. 84-97.

³⁹ Und für das vorige Zitat, Sibiu/Hermannstadt (wie Anm. 35), S. 2.

⁴⁰ Zit. nach Fernand Fehlen, Urheimat Großregion: Siebenbürger und Luxemburg, Luxemburgensia, 11. Juni 2004, abrufbar unter: http://www.land.lu/html/dossiers/dossier_luxemburgensia/siebenburgen_110604.html.

Erst Jahre nach der Wende wurde nach einem neuen Geschichtsbild gesucht, das der historischen Vielfalt der Stadt nun offiziell Rechnung tragen könnte. „Sibiu 2007“ und die Perspektive eines EU-Beitritts haben entscheidend zur Verankerung eines neuen Diskurses beigetragen, der das kulturelle Erbe aller Gruppen beansprucht. Offen bleibt, inwiefern sich die Einwohner der Stadt über Modeparolen hinaus zu dieser *reformierten* Vergangenheit bekennen.

Von Fiume bis Rijeka

von Daniel Baric

Mehrere Gemeinschaften haben im Laufe des 20. Jahrhunderts nebeneinander auf dem Gebiet Fiumes gewohnt. Neben Italienern und Kroaten waren auch Ungarn und deutschsprachige Österreicher in diesem Freihafen anzutreffen. Aufgrund dieser Tatsache und der eigentümlichen Dauer seines Autonomie-Status innerhalb verschiedener Staatsgefüge sind in der Stadt Fiume an der Adria politische und kulturelle Konflikte einer besonderen Art entstanden. Die Auseinandersetzung mit dieser facettenreichen Geschichte in der Historiografie und in der Literatur spiegelt gleichzeitig die methodologische Schwierigkeit derjenigen wider, die all diese Aspekte zu umfassen versuchten.

1. Skizzenhafter Überblick über die Geschicke eines *Corpus separatum*

Im 20. Jahrhundert folgten krisenhafte Situationen aufeinander, welche die Suche nach der Vorherrschaft einer Gemeinschaft über die andere zum Ausdruck brachten. Zwei Perioden gelten als Einschnitte: Von 1919 bis 1924 wurde Fiume zum Freistaat, ehe es Italien einverleibt wurde. Von 1945 bis 1954 erlebte die Bevölkerung die Machtergreifung und Einführung der jugoslawischen Verwaltung sowie die Umbenennung von Fiume in Rijeka. Es ging im Vorspiel dieser Ereignisse und in den Höhepunkten der Krisen aber auch um die Definition der Identität der Stadt. Da diese Identität nicht klar und eindeutig war, konnten verschiedene Varianten miteinander wetteifern.

Fiume war eine Stadt, die sich ursprünglich am rechten Ufer des Flusses Fiumara entwickelt hatte. Zusammen mit Triest erhielt sie 1719 den Status eines Freihafens. Im 18. Jahrhundert wurden zwei Straßen gebaut, die dazu dienen sollten, die Adria mit dem kontinentalen Kroatien und weiter mit Buda und Wien zu verbinden. Es wurde seitens der österreichischen und ungarischen Regierungen besonderer Wert auf die Qualität der Verbindungen mit Fiume gelegt. Fiume sollte nämlich eine strategische Stellung wegen des ersten Arsenal der Monarchie einnehmen, welches in Porto Ré/Kraljevica,

unweit von Fiume, angelegt wurde. 1779 erhielt die Stadt von Kaiserin Maria Theresia den Status eines „corpus separatum adnexum coronæ regni Hungariæ“. Somit sollte Fiume fortan als Exklave im Königreich Kroatien unmittelbar der ungarischen Krone unterstehen.

Die Bedeutung Fiumes wuchs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an. Bis dahin hatte Triest in den Augen der Habsburger den Vorrang genossen. Dann entdeckten ungarische Beamte und Händler, dass Fiume einen höchst geeigneten Hafen am Mittelmeer bieten und wesentlich zur Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte der ungarischen Tiefebene beitragen könnte. Nach 1848 stand die Stadt unter kroatischer Hoheit. Mit dem ungarisch-kroatischen Ausgleich von 1868 kam aber Ungarn de facto in den Besitz des Adriaufens.¹ In dieser Zeit wurde Fiume zu einer Begegnungsstätte verschiedener Kultursprachen, je nach der gesprochenen Sprache im italienischen Casino, im kroatischen Lesekabinett oder etwa im „deutschen Picknick-Club“.² In der Stadt wurden verschiedene Sprachen gesprochen, wobei das Italienische insbesondere in den höheren Gesellschaftsschichten verbreitet war: „Die Umgangssprache in Fiume (Stadt) ist die italienische, steht in Woerl's Reisehandbuch, (...) und teilweise in der Altstadt ein mit italienischen Lauten korrumpierter kroatischer Dialekt; doch sprechen von den besseren Ständen die Meisten auch deutsch und französisch; erstere Sprache wird auch von den Bediensteten in den Gasthäusern, Restaurants und Cafés gesprochen“.³ Folgende Beschreibung konnte man in Hartlebens *Illustriertem Führer durch Dalmatien* von 1907 lesen: Die Stadt zähle 45 000 Einwohner, „der Hafen ist weit geschützter als die Reede von Triest, (...) die Anlagen sind bemerkenswert, mit elektrischer Beleuchtung und eigener Wasserleitung ausgestattet. Die Bevölkerung Fiumes beschäftigte sich in allen Zeiten mit Schiffbau sowie Schifffahrt“.⁴

Da sich westlich der Stadt der Kurort Abbazia/Opatija durch die österreichische Südbahn-Gesellschaft entwickelte, blieb den Ungarn

¹ Eine ausführliche institutionelle, politische und wirtschaftliche Darstellung der Geschichte der Stadt bietet Rijeka – Zbornik [Rijeka – Sammelband]. Zagreb 1953. Eine reichhaltige mehrsprachige Bibliografie zur Geschichte der Stadt veröffentlichte Attilio Depoli 1924: *Bibliografia storica fiumana* [Fiumarer historische Bibliografie], in: *Fiume. Rivista della società di studi fiumani* (1924). Siehe auch die weiteren bibliografischen Hinweise.

² *Topographie von Fiume und Umgebung vom naturwissenschaftlichen, historisch-statistischen und sanitären Standpunkte*. Gedenkgabe für die XIV. Versammlung ungarischer Ärzte und Naturforscher. Wien 1869, S. 153.

³ *Führer durch Fiume*. 2. Aufl., Würzburg/Wien 1898, S. 22.

⁴ *Illustrierter Führer durch Dalmatien (Abbazia-Lussin) längs der Küste von Albanien bis Korfu und nach den ionischen Inseln*. Wien/Leipzig 1907, S. 94 ff.

nichts anderes übrig, als die Stadt im Vorort östlich von Fiume, auf Kroatisch Sušak, am linken Ufer des Flusses zu erweitern. Die administrative, innere Grenze der Habsburgermonarchie zwischen Österreich und Ungarn bestimmte also die weitere Entwicklung der Stadt gen Osten.

Einen tiefen Einschnitt in der Geschichte der Stadt stellte der Einzug verschiedener Truppen (französische, englische, serbische, italienische) im November 1918 dar. Die Ankunft der Fiumaner Legion unter der Leitung eines lokalen Anhängers Italiens, Giovanni Host Venturi, wurde von Teilen der italienischen Bevölkerung begrüßt.

Am 11. September 1919 fing der Marsch von Ronchi an, so benannt nach dem Ort an der italienischen Grenze zum neuen östlichen slawischen Nachbarn, wo sich die Anhänger des Dichters Gabriele D'Annunzio getroffen hatten. D'Annunzio hatte Venedig verlassen und war nach Fiume an der Spitze einer Gruppe begeisterter Legionäre gefahren. Ziel des Unternehmens war es, die Stadt zu erobern, um den italienischen Staat zu zwingen, Fiume zu annektieren. Die Friedensverhandlungen sahen nämlich nicht vor, dass die Gebiete an der östlichen Küste der Adria, wo sich eine italienischsprechende Bevölkerung befand, Italien zugesprochen werden sollten.

Ein autonomer Fiumaner Staat wurde bald auf dem rechten Ufer der Fiumara errichtet, während das linke Ufer (Sušak) zur autonomen Stadt erklärt wurde (23. Oktober 1919). Somit entstand eine Grenze entlang des Flusses, mitten in der Stadt, die zwei Völkergruppen teilen sollte, einerseits die Italiener, andererseits die Kroaten. Im Dezember 1920 wurden die Brücken zwischen Fiume und Sušak gesprengt. Das Ereignis wurde bald als „Natale di sangue“ (blutige Weihnachten) bekannt. D'Annunzio blieb bis zum 18. Januar 1921 in der Stadt.

1924 wurde Fiume endgültig Italien angegliedert. Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges gehörte der westliche Teil des früheren ungarischen Hafens dem Königreich Italien, während der autonome östliche Vorort Sušak unter dieser Bezeichnung zum wichtigsten Hafen des jugoslawischen Königreichs wurde. Beiderseits wurde eine Politik der Vertreibung der jeweiligen Minderheitenbevölkerung betrieben, die mit der Umbenennung von Straßen und Plätze einherging.

Der zweite wichtige Einschnitt erfolgte nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Einzug der jugoslawischen Truppen. So erzählte der Priester Luigi Maria Torcoletti das Ereignis: „Als die Titoisten in Fiume einmarschierten, zeigten sie sich tausendmal eher als Nationalisten denn als Kommunisten und sie ermordeten die wichtigsten Anhänger der drei politischen Strömungen der Stadt: derjenigen, die

den Anschluss [an Italien; D. B.] befürworteten, der Autonomisten und derjenigen, die geneigt waren, eine Art von Vize-Regentschaft der Kvarnerbucht zu errichten“.⁵ Erstmals wurden die Italiener verfolgt und vertrieben: Insgesamt schätzt man die Zahl der Italiener auf 300 000 bis 350 000, die das Territorium des heutigen Kroatien in den ersten Nachkriegsjahren verlassen haben.⁶ In den Jahrzehnten der fortgesetzten Industrialisierung nach dem Zweiten Weltkrieg zogen Menschen aus verschiedenen Republiken des jugoslawischen Staates in die Stadt, die nun offiziell auch Rijeka genannt wurde. Diese Ereignisse haben sowohl die demografische als auch die sprachliche Struktur der Stadt zum zweiten Mal innerhalb desselben Jahrhunderts grundlegend verändert. Eine kleine Gruppe Italiener blieb in Rijeka. Heute leben ungefähr 30 000 Angehörige der italienischen Gemeinschaft in Kroatien.

2. Eine mehrsprachige Vergangenheit erzählen und darstellen: Womit und wie? Probleme der Methode

Die Geschichte der Stadt im 20. Jahrhundert wurde lange aus der jeweiligen Perspektive einer sprachlichen Gemeinschaft erzählt. In den Publikationen nahmen die anderen Völker den Platz des Feindes ein.

2.1. Feindbilder, Stereotype und Ängste

Zeitgleich mit dem Ersten Weltkrieg entwickelte sich eine Bibliografie, die die Verteidigung der italienischen Identität der Stadt zum Ziel hatte. Oft sprechen die Titel für sich. 1914 publizierte in Bergamo Flaminio E. Spinelli *Il Calvario di una città italiana*. Mit diesem Leidensweg einer italienischen Stadt war das Schicksal Fiumes im ungarischen Staatswesen gemeint. Fiume sei nämlich eine „italienische Stadt“, eine „freie Stadt, der es gelang, die eigene Freiheit Jahrhunder-

⁵ Luigi Maria Torcoletti, *Spigolando nel passato di Fiume. Note storiche ed aneddoti* [Fiumes Vergangenheit. Historische Noten und Anekdoten: eine Nachlese]. Rapallo 1951, S. 24. Die Übersetzungen stammen vom Verfasser des Artikels.

⁶ Zu diesem Punkt vgl. den italienischen Standpunkt von Arrigo Petacco, *L'Esodo, La tragedia negata degli italiani d'Istria, Dalmazia e Venezia Giulia*. Mailand 1999 (engl. Fassung: *A Tragedy Revealed. The Story of Italian Population of Istria, Dalmatia and Venezia Giulia, 1943–1956*. Toronto 2005).

te hindurch zu behaupten“, sie solle deshalb nicht wie „ein ungarisches Städtchen“ werden, ähnlich „irgendeinem in der Unendlichkeit der Puszta verlorenem Kaff, ohne eigenen Charakter, ohne Bildung, ohne Geschichte“. ⁷ Die Definition der Italianität erscheint hier klar als das Gegenteil vom Bild der Magyaren. Dazu sollte die Gefahr der Kroatisierung in Kauf genommen werden: „Die Italiener müssen leider heute Ungarn gegenüber die noch lebendige Erinnerung an die achtundvierziger Legende vergessen und sich mit der Realität auseinandersetzen (...)“ ⁸ Heute zeigen sich die Ungarn, oder eher die ungarische Regierung, in der Frage von Fiume, mit schlimmeren Absichten als die Österreicher selbst; die Italiener, die Untertanen Österreichs sind, haben zumindest einige Garantien und einige Rechte, während die Fiumaner *nichts* mehr haben, und müssen nicht gegen einen einzigen Feind kämpfen, wie ihre Landsleute des Küstenlandes, sondern gegen zwei sehr starke Gegner (...) Fiume, das nicht mehr magyarisch ist, wie man wähnt, sondern *kroatisch*, wird zweifelsohne eine glänzende Behauptung des Jugoslawismus an der Adria sein.“ ⁹

Ganz in diesem Sinne wurden Essays zur besonderen Lage und Rolle der Stadt Fiume in einer Region publiziert, deren Zugehörigkeit nach dem Konflikt noch nicht geregelt wurde. 1917 erschien Silvino Gigantes Text über „das italienische Fiume und seine antigermanische Funktion“. ¹⁰ Ganz explizit äußerten sich italienische Autoren nach dem Krieg. Warum Fiume italienisch sein sollte, erklärte 1919 Andrea Ossoinack. ¹¹ Das historische und ethnische Recht Fiumes gegenüber Kroatien stellte Attilio Depoli ebenfalls im Schicksalsjahr 1919 dar. ¹² Wenige Jahre später veröffentlichte er eine Studie über die östliche Grenze von Fiume und die Frage des Deltas der Fiumara. ¹³ Ganz in diesem Sinne schrieb Alessandro Melchiori seine Studie *Fiume e Roma*. ¹⁴ Fiume und Rom wurden hier als „Etappen der Wiedergeburt“ betrachtet. Gemeint war Mussolinis Marsch auf Rom 1922, welcher

⁷ Flaminio E. Spinelli, *Il Calvario di una città italiana*. Bergamo 1914, S. 37.

⁸ 1848/49 widerstanden die Ungarn den Österreichern und riefen Sympathie und Begeisterung für ihre Sache bei Italienern hervor, die ebenfalls zu diesem Zeitpunkt gegen die Habsburger Macht rebellierten.

⁹ Spinelli, *Il Calvario* (wie Anm. 7), S. 38.

¹⁰ *Fiume italiana e la sua funzione antigermanica*. Rom 1917 wurde unter dem Pseudonym Armado Hodnig veröffentlicht.

¹¹ *Perchè Fiume deve essere italiana*. Fiume 1919.

¹² *Il diritto storico ed etnico di Fiume di fronte alla Croazia*. Fiume 1919.

¹³ *Il confine orientale di Fiume e la questione del Delta della Fiumara*. Fiume 1921.

¹⁴ *Fiume e Roma*. Rom 1928.

wenige Jahre nach dem Marsch von Ronchi stattfand.¹⁵ In einer 1928 gehaltenen Konferenz unter dem Titel „Fiume und die Kroaten“ unterstrich Silvino Gigante den italienisch-slawischen Antagonismus.¹⁶ 1933 wurde aber für denselben Autor, in einem neuen historischen Kontext, zehn Jahre nach der Loslösung von Budapest, die gemeinsame italienisch-ungarische Geschichte neu bewertet, und das Resultat ist die Befürwortung einer engeren Zusammenarbeit zwischen beiden Ländern, weil es sich um Nationen handle, die nunmehr „schwerlich Gründe für Antagonismen werden finden können“.¹⁷

Nach dem Zweiten Weltkrieg kamen auch unmittelbare Meinungen über das „andere“ Volk zum Ausdruck, beispielsweise bei der Betrachtung des Flusses. Die symbolische Wichtigkeit des Flusses rührte vom Namen der Stadt her, der sowohl auf Italienisch als auch auf Kroatisch die besondere geografische Lage in der jeweiligen Sprache ausdrückte. Für das italienische Wort *fiume* für *Fluss* und *Fiumara* für den Strom, der die Stadt durchquerte, existierte das genaue kroatische Pendant mit *rijeka* für *Fluss* und *Rečina* für den Strom. „Die Fiumara“, schrieb Torcoletti, „scheint ein Flüsschen ohne jegliche Wichtigkeit, ein bedeutungsloses Flüsschen zu sein. Es ist aber immer die Demarkationslinie zwischen Orient und Okzident gewesen, zwischen Italien und dem Balkan, zwischen Istrien und Kroatien. Schon die Römer hatten ihren *limes italicus* die Fiumara entlang errichtet, um Italien vor den barbarischen Einfällen zu schützen. Zu dieser Zeit hieß der Fluss Eneo oder Tarsia, erst später haben ihn die Italiener Fiumara und die Kroaten Recina genannt“.¹⁸ Dante kommt dieser historischen Beweisführung zugute, indem er in Kapitel XX des „Purgatoriums“, in der *Göttlichen Komödie* diese Zivilisationsgrenze benennt. Pola/Pula wird nämlich an dieser Stelle in dem Zusammenhang mit der Kvarnerbucht erwähnt, welche Italien „schließe“ und seine Grenzen „bespüle“.¹⁹ Des Weiteren wird der französische Geograf Elisée Reclus zitiert, um die These der romanischen Natur der Stadt zu untermauern.²⁰

¹⁵ Ebenda, S. 10.

¹⁶ Fiume e i Croati. Fiume 1928.

¹⁷ Italia e italiani nella storia d'Ungheria. Fiume/Trieste 1933, S. 233.

¹⁸ Torcoletti, Spigolando nel passato di Fiume (wie Anm. 5), S. 39.

¹⁹ D. Alighieri Dante, Purgatorio, XX, Vers 62: Pola presso del Quarnaro/Che l'Italia chiude e i suoi termini bagna, in: Torcoletti, Spigolando nel passato di Fiume (wie Anm. 5), S. 40.

²⁰ „Fiume est une cité latine“ lautet das Zitat von Elisée Reclus, in: Torcoletti, Spigolando nel passato di Fiume (wie Anm. 5), S. 44.

2.2. Die Herstellung der eindeutigen Geschichte: ein Beispiel

Versucht man die Geschichte der kulturellen Inbesitznahme der Stadt durch eine sprachliche Gemeinschaft zu schildern, so findet man Elemente, die auf einen deutlichen Prozess der Instrumentalisierung des Raums zu diesem Zweck hindeuten.

Personennamen als Symbole für verschiedene kulturelle Schichten wurden zum Beispiel eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Charakteristisch für einen Hafen wie Fiume ist der Umgang mit Personennamen an wichtigen öffentlichen Orten. So sind etwa die Umbenennungen eines Hafenbeckens aufschlussreich. Zum Beispiel hieß der Teil des Hafens nahe der Fiumara „Gabor Baross Hafen“ (ungarisch: Baross Gábor Kikötő), benannt nach dem ungarischen Handelsminister (1848–1892), der für seine Unternehmungen auf dem Gebiet des Verkehrs (Entwicklung des Eisenbahnnetzes und von Häfen) und als Ehrenbürger der Stadt bekannt war. Von 1918 bis 1924 und wieder vom April 1941 bis September 1943 trug das Becken den Namen „Nazario Sauro“, womit ein Gefangener dieses Namens geehrt werden sollte (1880–1916), der vor seiner Hinrichtung „Es lebe Italien!“ ausgerufen haben soll. In der Zwischenkriegszeit gehörte dieser Teil des Hafens unter dem Namen „Sušak“ dem Königreich Jugoslawien und zwar als der wichtigste Hafen des Landes oft auch als „Karadjordjeva Luka“ (Hafen der Karadjordjević) nach der herrschenden serbischen Dynastie benannt.²¹

Auf einer Karte aus der Zeit des Fiumaner Freistaates²² erscheint noch der Name „Baross“, aber in Klammern („ex-Baross“), da dieser neue offizielle Name offensichtlich noch nicht allgemein gebräuchlich war. Es überrascht auch weiter nicht, dass zwei Namen für den Fluss (der antike und der moderne, „Eneo“ und „Fiumara“) auf der Karte eingetragen wurden, während keinerlei Spur der kroatischen Bezeichnung „Rečina“ zu finden ist. Die verschiedenen Mächte mit ihren eigenen kulturellen Zielsetzungen folgten so schnell aufeinander, dass die Bewohner von Fiume/Rijeka kaum Zeit hatten, sich an neue Namen zu gewöhnen. Nicht von ungefähr erweist sich deshalb die Evozierung der mehrsprachigen Vergangenheit der Stadt in lite-

²¹ Milica Trkulja, Nazivi gatova i pristaništa u riječkoj luci tijekom povijesti [Die Namen der Hafendämme und Anlegestellen im Hafen Rijeka im Laufe der Geschichte], in: Riječka luka. Povijest. Izgradnja. Promet [Der Hafen Rijeka. Geschichte. Aufbau. Verkehr]. Rijeka 2001, S. 267-282, hier insbes. S. 277.

²² Dem Buch von Guido Vannutelli, Sul Mirabello a Fiume [Auf der Mirabelle in Fiume]. Bologna 1940, beigelegt.

rarischen wie auch in historiografischen Werken als eine Poetik der Fragmente, die allein im Stande zu sein scheint, die im Zeitraffer erscheinenden Widersprüche festzuhalten.

2.3. Poetik der Fragmente

1946 veröffentlichte der kroatische Schriftsteller Viktor Car Emin seine *Danuncijada*, die den Untertitel „romanhafte Chronisterie der Fiumaner Tragikomödie“ trug.²³ Um sein Opus zu bezeichnen, bediente er sich also einer Wortprägung, die auf Chronik *und* Hysterie hindeutete.

In den 80er Jahren entwarf Nedjeljko Fabrio in zwei auf Kroatisch geschriebenen Romanen einen literarischen Versuch, die Vielschichtigkeit der Fiumaner Vergangenheit zu entfalten. Zu diesem Zweck verwob er in diesen Werken („Probe des Lebens“ und „Das Haar der Berenice“) die Geschichte von italienischen und kroatischen Familien miteinander.²⁴ Die parallelen und gemeinsamen Schicksale dieser Familien werden besonders dadurch veranschaulicht, dass in den Romanen Auszüge aus Zeitungen, Bekanntmachungen (also historische Dokumente) auftauchen. Vor dem historischen Hintergrund erscheinen die Schicksale aller Protagonisten dieser Romane, welcher Gruppe sie auch angehören, als ähnlich.

Die Technik der Collage benutzte der Historiker an der Universität Rijeka Irvin Lukežić in seinem Buch „Geschichten aus Fiume“.²⁵ Das Buch behält den italienischen Namen der Stadt im Titel. Es entstand aus der offen gestandenen Nostalgie nach der Zeit der Habsburgermonarchie. Wie bei den Romanen von Fabrio tragen die Dokumente – und dies in mehreren Sprachen, inklusive auf Ungarisch – zur Beschwörung auf eine rätselhafte und verlorene Multikulturalität bei.

²³ Viktor Car Emin, *Danuncijada*. Romansirana kronisterija riječke tragikomedije 1919–21 [Dannunziade. Romanhafte Chronisterie der Fiumaner Tragikomödie 1919–21]. Zagreb 1946.

²⁴ Vježbanje života, *Kronisterija*. Zagreb/Rijeka/Opatija 1985 (ungar. Fassung v. Gábor Csorbá, *Város az Adrián* [Stadt an der Adria]. Pécs 1994); *Berenikina kosa*, *Familienfuge*. Zagreb 1989 (deutsche Fassung v. Klaus Detlef Olof, *Das Haar der Berenice*. Klagenfurt 1992); ital. Fassung: *La Chioma di Berenice*. Mailand 1995. Bezeichnend sind in beiden Fällen die Untertitel, die auf klare kulturelle Modelle anspielen (V.C. Emin mit „Kronisterija“ und das österreichische Ambiente mit „Familienfuge“).

²⁵ Irvin Lukežić, *Fijumanske priče*. Rijeka 1991.

Ende der 80er Jahre erschien ein Buch, welches zu weiteren Untersuchungen auf dem Gebiet der neueren Geschichte der Stadt veranlasste. Die Studie der Kunsthistorikerin Radmila Matejčić trug den Titel „Wie liest man eine Stadt. Rijeka gestern und heute“.²⁶ Die Stadt fungierte hier als ein Text, den man entziffern sollte: Hinter der neuesten Schicht der jugoslawischen Geschichte der Nachkriegszeit eröffneten sich die anderen, weitestgehend vergessenen Schichten, beispielsweise in der Architektur der Palais oder in der Geschichte der Brücken. Fallstudien aus der Geschichte der Stadtlandschaft sollten das Bild eines komplexen kulturellen Gewebes vermitteln.

2.4. Auf der Suche nach dem endgültigen Begriff

Die multikulturelle Vergangenheit der Stadt rückt allmählich, seit dem Ende der 80er Jahre, sowohl in das Bewusstsein der jetzigen Bewohner der Stadt als auch derjenigen, die die Stadt verlassen haben. Im Vergleich zu Triest kann man sicherlich von einer verspäteten Entdeckung der vielschichtigen Geschichte der Stadt sprechen, die wesentlich von Claudio Magris und Angelo Ara initiiert wurde.²⁷

In einem längeren Essay hatte sich Fabio Mitte der 70er Jahre mit den südslawischen Themen in der italienischen Literatur Triests befasst. In diesem Essay begab sich Fabio auf die Suche nach dem Geist der Literatur von Triest.²⁸ Die literarische Geschichte Triests wurde also für diesen Spezialisten der italienischen Literatur zum Labor, in dem er über den Mangel an einer vergleichbaren kroatischen Literatur über Rijeka reflektiert.

Seine etwas abstrakte Definition der Eigenschaften dieser Literatur, wie sie in dem 1977 erschienenen Buch zum Ausdruck kommt, scheint der notwendige Schritt gewesen zu sein, ehe er dann selbst einen literarischen Beitrag liefern konnte.

Claudio Magris hat seinerseits in seinem Band *Die Welt en gros und en detail* versucht, die Spezifität der Kvarnerbucht und Fiumes zu definieren, indem er von der Begegnungsstätte als einer Tradition

²⁶ Kako čitati grad. Rijeka jučer, danas. Rijeka 1988.

²⁷ Claudio Magris, Angelo Ara, Trieste, un'identità di frontiera. Turin 1987 (deutsche Fassung: Triest, eine literarische Hauptstadt in Mitteleuropa. München 1992).

²⁸ Fabio hatte sich mit dem Essayband *Štavljenje štiva. Eseji i sinteze* [Das Gerben des Stoffes. Essays und Synthesen]. Zagreb 1977 als ein Kenner der Triester Kulturgeschichte und ihrer literarischen Spiegelung erwiesen.

aus Venedig mit Mitteleuropa spricht, welche die Vorzeichen eines üppigeren Orients und Südens erahnen lässt.²⁹

Ende der 1970er Jahre setzten demnach auf kroatischer Seite die ersten Versuche ein, die Vielfalt der neueren Geschichte der Stadt zu untersuchen. Etwa ein Jahrzehnt später wurde auf Italienisch eine Reihe von autobiografischen und historischen Texten, die diese Vielfalt darstellen, veröffentlicht, sei es mit dem Instrumentarium der Geisteswissenschaften (Claudia Salaris³⁰) oder der Literatur mit starker autobiografischer Komponente (Giacinto Lászy,³¹ Marisa Maderi³²).

Aus dem Vorwort eines solchen autobiografischen Werkes (Ezio Mestrovich) wird das Potenzial einer Beschäftigung mit den eigenen Erinnerungen zur Schau gestellt.³³

„Wir sind in Fiume am Ende der 40er Jahre, heute Rijeka, in Kroatien, damals Jugoslawien. Die Historiografie verzeichnet den Kalten Krieg, zwischen Demokratie und Totalitarismus, Kapitalismus und Kommunismus; der Bruch zwischen Titos Jugoslawien und dem Block mit Stalins UdSSR an der Spitze vollzieht sich. Aus den lokalen Erinnerungen tauchen die Trümmer und der Wiederaufbau auf, (...) Leute, die gehen, andere, die kommen. Der Exodus der Italiener hat schon angefangen: Er wird die Stadt entvölkern.

Dies sind der Rahmen und zugleich die Matrix, aber die große Geschichte befindet sich dicht an der Menschlichkeit, die durch die sinnlichen Zeugnisse eines Kindes filtriert wird. Italiener, Kroaten, Istrorumänen, Figuren einer Stadt und eines Palais, wo sich Laute und Düfte, Herkünfte und Geschicke vermengen.“

Ezio Mestrovich (1941–2002), Journalist und Autor aus Fiume, war einer derjenigen, der sich auf dem Weg befand, eine immer wieder unerreichbar scheinende Synthese zu liefern. Ab dem Jahr 2000 meh-

²⁹ *Microcosmi*. Mailand 1997 (franz. Fassung v. Jean u. Marie-Noëlle Pastureau, *Microcosmes*. Paris 1998; deutsche Fassung v. Ragni Maria Gschwend. München 1999).

³⁰ *Alla festa della rivoluzione. Artisti e libertari con D'Annunzio a Fiume* [Auf dem Fest der Revolution. Künstler und Libertäre mit D'Annunzio in Fiume]. Bologna 2002 (franz. Fassung v. Philippe Baillet, *A la fête de la révolution. Artistes et libertaires avec D'Annunzio à Fiume*. Monaco 2006). Allerdings behandelt die Verfasserin die Ereignisse aus einer italienischen Perspektive der Kulturgeschichte.

³¹ *Fiume tra storia e leggenda. Cronache fiumane d'altri tempi* [Fiume zwischen Geschichte und Legende. Fiumarer Chroniken aus anderen Zeiten]. Rijeka/Fiume 1998.

³² *Verde Acqua*. Turin 1987 (franz. Fassung v. Pérette-Cécile Buffaria, *Vert d'eau*. Paris 2002; deutsche Fassung v. Ragni Maria Gschwend, *Wassergrün. Eine Kindheit in Istrien*. Wien 2004).

³³ *A Fiume, un'estate*. Lomazzo 2001, hier das Vorwort (Das Buch wurde mit der Unterstützung des italienischen Kulturinstitutes in Zagreb veröffentlicht).

ren sich nun auch in Ungarn originelle Beiträge zu einer vergessenen ungarischen Geschichte zu Fiume. Historiker (Mihály Krámlí³⁴) und Kulturwissenschaftler (Ilona Fried,³⁵ Csaba Kiss³⁶) lieferten Werke, die eine Faszination für die maritime Komponente der ungarischen Kultur und die Vielfalt der an einem einzigen Ort vorhandenen Kulturformen bezeugen.

Neben all diesen Versuchen einer synthetischen Annäherung zeigte ein publikumswirksamer Auftritt die Aktualität der mehrsprachigen Symbolik von Fiume/Rijeka. Papst Johannes Paul II. hielt am 8. Juni 2003 anlässlich seiner dritten Kroatienreise eine Messe auf dem Delta, genau an der früheren italienisch-jugoslawischen Grenze, mitten in der Topografie des ungarischen Fiume. Beim Gottesdienst wurde auf Italienisch sowie Kroatisch gesprochen und gelesen, und das Publikum setzte sich nicht nur aus der lokalen Bevölkerung, sondern auch aus Pilgern aus Italien, Slowenien, Ungarn und Österreich zusammen. Die Frage nach der Wirkung solcher Ereignisse bleibt dahingestellt. Zweifelsohne lag der Geste aber ein Verständnis für die Geschichte und die Gegenwart dieser Stadt und für ihre beiden Namen zugrunde.

³⁴ A császári és királyi haditengerészet és Magyarország, Magyarország szerepe a közös haditengerészet fejlesztésében [Die kaiserliche und königliche Kriegsmarine und Ungarn. Ungarns Rolle in der Entwicklung der gemeinsamen Kriegsmarine]. Pécs 2004.

³⁵ Ilona Fried, Emlékek városa. Fiume [Stadt der Erinnerungen. Fiume]. Budapest 2001; Fiume. Budapest 2004. Eingehende Bibliografien ergänzen beide Werke.

³⁶ Fiume és a magyar kultúra. Művelődéstörténeti tanulmányok [Fiume und die ungarische Kultur. Kulturgeschichtliche Beiträge]. Budapest 2004.

MITTEILUNG

**Provinz als Zentrum. Zu einer Besonderheit der
(deutschen) Literatur am Beispiel der baltischen Region.
Polnisch-deutsch-nordisches Symposium.
1.-4. Dezember 2005 in Szczecin und Pobierowo**

Vom 1. bis zum 4. Dezember 2005 fand in Szczecin und Pobierowo eine internationale germanistische Konferenz zum Thema „Provinz als Zentrum. Zu einer Besonderheit der (deutschen) Literatur am Beispiel der baltischen Region“ statt. Als das dritte in einer Reihe von Stettiner literaturwissenschaftlichen Symposien für Germanisten aus Deutschland, Skandinavien und Polen stand diesmal die Regionalliteratur im Mittelpunkt. Auf der ersten Konferenz im Jahr 2000 diskutierte man Probleme der Beziehungen zwischen Geist und Macht in der Literatur des 20. Jahrhunderts („Literarische Geist- und Machtdiskurse im europäischen ‚kurzen Jahrhundert‘ der Jahre 1914–1989/91“). Die zweite Konferenz im Jahr 2002 widmete sich dem Themenkomplex Literatur als Erinnerungsgebiet („Literatur – Grenze – Erinnerungsraum“). Für Dezember 2005 nun war Provinz- und Regionalliteratur vor allem der Grenzgebiete angekündigt.

Das Symposium wurde von der polnischen Seite vom Germanistischen Institut der Universität Szczecin (vertreten durch Andrzej Talarczyk) in Zusammenarbeit mit dem Marschall der Woiwodschaft West-Pommern organisiert, der auch eine großzügige finanzielle Unterstützung gewährte. Die weiteren Mitveranstalter und wissenschaftlichen Betreuer der Konferenz waren Dietmar Albrecht von der Academia Baltica in Lübeck und Bernd Neumann vom Germanistischen Institut der Universität Trondheim. Hervorgehoben sei die Tatsache, dass die wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen der Academia Baltica und ihrer Vorgängerinstitution, der Ostsee-Akademie, und dem Institut der Germanistischen Philologie sowie dem Institut für Geschichte der Universität Szczecin bereits eine langjährige Tradition vorweisen kann. Dank der finanziellen Unterstützung der Akademie wurden in den vergangenen Jahrzehnten einige wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Seminare veranstaltet. Als eines der Ergebnisse dieser Zusammenarbeit wurde im Jahr 1995 das Buch „Stettin 1945–46. Dokumente – Erinnerungen“ zweisprachig (deutsch und

polnisch) herausgegeben. Der skandinavische Partner beteiligte sich an dem wissenschaftlichen Patronat des Treffens bereits zum zweiten Mal.

Die Eröffnung der Konferenz wurde im Senatssaal der Universität Szczecin abgehalten, wo die Konferenzteilnehmer vom Rektor der Universität Szczecin, Andrzej Witkowski, Gabriela Różycka, der Repräsentantin des Marschallamtes der Woiwodschaft West-Pommern, Ewa Komorowska, der Prodekanin der Humanistischen Fakultät der Universität Szczecin, Ryszard Lipczuk, dem Direktor des Instituts für Germanistik der Universität Szczecin sowie von den Veranstaltern der Konferenz, Dietmar Albrecht, Bernd Neumann und Andrzej Talarczyk begrüßt wurden.

Die Tagung selbst fand im Konferenz- und Erholungszentrum der Stettiner Universität in Pobierowo statt, wo die Literaturwissenschaftler aus Deutschland, Litauen, Russland, Norwegen, Schweden und Polen die Probleme nicht nur der deutschen Regionalliteratur der Ostseegebiete (Pommern, Ostpreußen, Kurland), sondern auch der Grenzgebiete zwischen Finnland und Schweden diskutierten.

Der erste Konferenztag begann mit dem Referat von Andreas Degen (Berlin). Er präsentierte die Rezeption des polnischen Wanda-Mythos in der deutschen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts. Der mittelalterliche polnische Stoff der Königin Wanda, einer Geschichte, die mit der Überwältigung des deutschen Ritters Rüdiger beginnt und mit seinem Freitod in der Weichsel endet, wurde in der deutschen Literatur in beachtlichem Umfang rezipiert. Im Beitrag wurde die Überlagerung von nationalem und Weiblichkeitsdiskurs in der sich verändernden Darstellungsweise des Mythos von höfisch-galantem Roman über romantische Liebesmystik bis hin zur ironischen Brechung dargestellt. Die Gestaltung der vom historischen Stoff losgelösten Wanda-Figur wurde am Beispiel von Autoren wie Theodor Fontane, Paul Heyse und Karl May systematisch aufgezeigt.

Sigita Barniškienė (Kaunas) widmete ihren Vortrag der Thematisierung der Kurischen Nehrung in den Gedichten von Walther Heymann und Alfred Brust. Anhand der Analyse einiger ausgewählter Werke der beiden expressionistischen Dichter aus Ostpreußen schilderte die Referentin die Besonderheit ihrer Naturauffassungen. In ihnen würden sowohl bei Heymann als auch bei Brust der kurischen Landschaft eigene, harmonievollere Konturen verliehen, die im Einklang mit der Stimmung des lyrischen Ich stünden. Auch der Beitrag von Kaja Poprawska (Poznań/Berlin) behandelte die kurischen Landschaftsformen und ihre literarische Bearbeitung. Die Referentin

analysierte den Roman „Das Haus am Haff“ des Schweizer Schriftstellers Hugo Marti (1893–1937).¹ Sie untersuchte die Relevanz der Landschaft des Kurischen Haffs für die Gestaltung einer „Stimmungslandschaft“ und stellte die Frage, ob sie als ein kohärentes Element der Stimmungsbildung zu betrachten sei. Diese These wurde dahingehend konkretisiert, dass eine Landschaft Anregung und Auslöser sowie Ausdrucksmedium einer ästhetischen Affinität nur für diejenigen sein könne, die sich der „schönen Natur“ willentlich zuwendeten.

Aus dem Vortrag von Rafał Żytyniec (Poznań/Frankfurt a.d.O.) konnten die Zuhörer erfahren, dass Ostpreußen als Erinnerungslandschaft in der deutschen Literatur nach 1945 in Gestalt zweier „Funktionsgedächtnisse“ vorhanden sei, die von zwei Gruppierungen vertreten würden: Die Träger des einen stünden ideologisch der Landsmannschaft Ostpreußen nahe; die Träger des zweiten Funktionsgedächtnisses würden dagegen die Schulldimension, die Multikulturalität Ostpreußens samt Kausalität der Geschichte mit Flucht und Vertreibung als Folgen des Zweiten Weltkrieges hervorheben. Als Repräsentanten letztgenannter Haltung nannte der Referent u.a. Schriftsteller wie Siegfried Lenz, Manfred Peter Hein und Johannes Bobrowski.

Dietmar Albrecht (Lübeck) bezog sich in seinem Beitrag über Kurland als „einen Winkel der Welt für unbemerkte Sterbestunden“ auf Schriftsteller wie Casimir Ulrich Boehlendorff, Eduard von Keyserling, Carl Emanuel Worms, Gertrud von den Brincken, Kurt Tucholsky, Johannes Bobrowski und Ojars Feldbergs, um diesen Teil Lettlands als Erinnerungsort deutsch-baltischer Kultur zu präsentieren. Rainer Hoppe (Trondheim) stellte die in Deutschland eher unbekannt gebliebene Erzählung des schwedischen Schriftstellers Mikael Niemi „Populärmusik aus Vittula“ dar.² In seinen Ausführungen untersuchte der Referent die leitmotivische Beziehung von Provinz und Zentrum und fragte nach der Funktion solcher Erinnerungsbücher.

Jenny Salkova (Kaliningrad) ging in ihrem Vortrag auf den Beitrag der Provinz beim Prozess der Herauskristallisierung neuer Mentalitäten ein. Anhand der Werke von Hermann Sudermann, Erwin Strittmatter und Peter Hahne zeigte Salkova, dass es an der Epoche liege, welche Korrekturen und Änderungen bestimmte inhaltliche Komponenten die ansonsten mit einem festen Grundinhalt belegten Mentalitäten erhielten. Der Beitrag von Janina Gesche (Stockholm)

¹ Hugo Marti, *Das Haus am Haff*. Frankfurt a.M. 1990.

² Mikael Niemi, *Populärmusik aus Vittula*. München 2004.

war der Übersetzungsproblematik gewidmet. Die Referentin beschäftigte sich hauptsächlich mit der Herausarbeitung von Verfahren und Methoden für die Übersetzung von Ortsangaben in Günter Grass' Roman „Die Blechtrommel“.³ Anhand mehrerer Beispiele wurde zum einen untersucht, ob die Übersetzungsstrategie überzeugt, und zum anderen, ob sie einheitlich verfolgt wurde. Schließlich befasste sich Gesche mit dem Einfluss unterschiedlicher Übersetzungsmethoden auf das entstehende Bild der beschriebenen Provinz.

In dem Vortrag von Andrzej Talarczyk (Szczecin) „Pommeranus non cantat“ wurde das besondere und schwer definierbare Verhältnis Uwe Johnsons zum Land seiner Geburt am Beispiel des Romans „Mutmaßungen über Jakob“ dargestellt.⁴ Die pommersche Herkunft und die unvergessenen Ferientaufenthalte bei den Großeltern in Darsewitz auf der Insel Wollin zählen zu den Faktoren, die den Schriftsteller entscheidend geprägt hätten, so Talarczyk. Dennoch lasse sich das pommersche Motiv in den späteren Werken des Schriftstellers nicht eindeutig einstufen und bleibe ein Element eines breit gefächerten Begriffs „Heimat“.

Die Vorführung des Films „Wellen“ nach dem gleichnamigen Roman von Eduard von Keyserling beendete den ersten Konferenztag.⁵

Den Vormittag des zweiten Konferenztages verbrachten die Teilnehmer bei einem mehrstündigen Ausflug durch West-Pommern. Der Weg führte über Trzebiatów/Treptow, Trzygłów/Triglaff, Cerkwica/Zirkwitz, Świerzno/Schwirsen, Piaski Wielkie/Paatzig, Wolin/Wollin, Darzewice/Darsewitz nach Kamień Pomorski/Kammin. Somit erhielten die Gäste die Möglichkeit, nicht nur die Schönheit der pommerschen Landschaft kennen zu lernen, sondern dank Ryszard Kotla, dem Historiker der Universität Szczecin und Autor des in Deutschland herausgegebenen Führers „Stettin und Umgebung“, konnten sie auch vieles über die wandlungsreiche Geschichte West-Pommerns erfahren.⁶

Der erste Referent des Nachmittags, Rüdiger Steinlein (Berlin), behandelte den an der Ostsee spielenden Kurzroman von Eduard von Keyserling „Wellen“ (1911) und dessen Verfilmung (ZDF 2005), in dem die Provinz als Schauplatz von verschiedensten Gefühlsverwirrungen am Vorabend des Ersten Weltkrieges dient. In scheinbar

³ Günter Grass, *Danziger Triologie – Die Blechtrommel*, Katz und Maus, Hundejahre. München 1996.

⁴ Uwe Johnson, *Mutmaßungen über Jakob*. Frankfurt a.M. 1992.

⁵ Eduard von Keyserling, *Wellen*. München 1998.

⁶ Ryszard Kotla, *Stettin und Umgebung*. Dülmen 2000.

persönlichen Konflikten spiegelten sich jedoch übergreifende gesellschaftliche Veränderungen wider. Das Hauptinteresse des Referenten galt darüber hinaus den Transformationen und Akzentverlagerungen der Verfilmung gegenüber der Textvorlage. Mit dem künstlerischen Werdegang des expressionistischen Malers Max Pechstein setzte sich Klaus Hammer (Dresden) auseinander. Der Maler, der zwischen 1921 und 1945 an der Ostsee zunächst nach Abwechslung und Erholung von der Großstadtheftik Berlins, später Zuflucht vor der politischen Realität des Dritten Reiches und des Krieges suchte, ließ sich durch die pommersche Landschaft inspirieren. Pechsteins Bilder dokumentierten – so Hammer – eine künstlerische Entwicklung von den akademischen Anfängen über einen avantgardistischen Expressionismus hinaus bis hin zu einem expressiven Realismus.

Auf welche Weise die pommersche Provinz zum Opfer der „großen Politik“ wurde, schilderte Sebastian Mrozek (Kraków) anhand der Werke Hans Werner Richters. Hierbei handelt es sich um eine von der Metropole Berlin getragene Politik, die nicht selten intensiv – während der NS-Zeit geradezu brutal – in das provinzielle Leben eingegriffen habe. Dies sei aus einer zum Teil ideologisch bedingten Großstadtsicht geschehen, die die Provinz aufgrund offensichtlicher mentaler Rückständigkeit und allgegenwärtiger Konservativität negativ bewertete und Veränderungen herbeiführen wollte. Richter selbst wird von dem Referenten als ein Vertreter dieser Haltung benannt. Mit Bernd Neumanns (Trondheim) Referat über das Verhältnis zwischen Zentrum und Provinz am Beispiel von Franz Kafkas Erzählung „Erinnerung an die Kaldabahn“ und seines Romans „Der Prozess“ endete die Konferenz.

In den Stettiner Referaten wurde ein breites Spektrum der Regionalliteratur abgehandelt. Teile der Komplexität und Vielfalt von Regionalliteratur und ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung wurden dadurch deutlich, dass das Thema in verschiedenen historischen, philosophischen, kulturellen sowie unterschiedlichen literaturgeschichtlichen und -theoretischen Traditionen präsentiert wurde. Gleichzeitig wurde klar, dass sich – unabhängig von der geografischen Lage – große Teile der Themen und Motive berührten, so u.a. Provinz als Natur- und Erinnerungslandschaft, Provinz und Metropole, Einfluss des Landschaftscharakters auf die Mentalität sowie die Verbundenheit mit der Landschaftsform im Sinne eines Heimatbegriffs. Aus diesem Grund erwies sich als notwendig, diese in Stettin vor internationalem Forum gehaltene Diskussion fortzusetzen. Alle Teilnehmer zeigten ein großes Interesse an einer weiteren Zusammenarbeit. Als

Termin für die nächste Stettiner Konferenz wurde der September 2007 angesetzt.

Es ist vorgesehen, dass die Referate der Tagung noch in diesem Kalenderjahr (2007) veröffentlicht werden. Somit wird das Material allen Interessierten zugänglich gemacht.

Als eine treffende Zusammenfassung des Stettiner Treffens, das die Rolle der Regionalliteratur hervorheben sollte, eignet sich ein Zitat Günter Grass' aus dem Roman „Hundejahre“: „Langfuhr war so groß und so klein, dass alles, was sich auf dieser Welt ereignet oder ereignen könnte, sich auch in Langfuhr ereignete oder hätte ereignen können.“⁷

Janina Gesche, Stockholm

⁷ Günter Grass, Danziger Trilogie – Die Blechtrommel, Katz und Maus, Hundejahre. München 1996, S. 765.

REZENSIONEN

Peter Oliver Loew, Danzig und seine Vergangenheit 1793–1997. Die Geschichtskultur einer Stadt zwischen Deutschland und Polen. Osnabrück: fibre Verlag 2003, 621 S., 12 Abbildungen (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau. 9).

Vorliegende Studie ist die überarbeitete Fassung einer 2001 vom Fachbereich Geschichtswissenschaften der FU in Berlin angenommenen Doktorarbeit. Ihr Verfasser, heute am Deutschen Polen-Institut in Darmstadt tätig, hat für die Dissertation viele Monate in Danziger Archiven und Bibliotheken recherchiert, zeitgenössische Periodika ausgewertet sowie Werke der Belletristik und der bildenden Kunst als Quellen genutzt, um die Geschichtskultur Danzigs, eines zentralen Ortes deutsch-polnischer Begegnung, über eine längere Zeitspanne hin zu beleuchten. Belohnt wurden diese Bemühungen mit dem Katarzyna Cieślak Preis, mit dem Loews Buch 2002 als beste Arbeit zur Kulturgeschichte Danzigs, Pommerns und Pommerellens ausgezeichnet wurde. Loew hat mit ihm den Versuch unternommen, den Umgang der Danziger mit ihrer Geschichte und ihr Verhältnis zu dieser Geschichte im Laufe von rund 200 Jahren, die von zahlreichen Änderungen und vielfältigen Zäsuren geprägt waren, nachzuzeichnen und festzuhalten, „wie sich die Rolle des Vergangenen in der lokalen Gegenwart wandelte“. (S. 9) Konkret geht es ihm um die Konstruktion von Geschichtsbildern in ihren vielen Dimensionen, um Wahrnehmung, Pflege und Verlust, Aufgabe und Neubildung von Traditionen, um Ideologisierung und Instrumentalisierung einer „großen“ Vergangenheit, wie sie unter den wechselnden Herrschaftsverhältnissen zur Legitimierung der jeweiligen Gegenwart bemüht und missbraucht wurde.

Es geht Loew also um die Geschichte der lokalen Geschichtskultur, einer neuen Forschungsperspektive, deren Epistemologie er in seinem einführenden Kapitel vorstellt und zwischen Begriffen wie Geschichtsbild, Geschichtsbewusstsein, historische Erinnerung, „Aktivität historischer Inhalte im Kollektivbewusstsein“ etc. Konturen gewinnen lässt. Nach einer kurzen Diskussion der einschlägigen Definitionen kommt er zu dem Schluss, „dass eine wesentliche Komponente von Geschichtsbewusstsein die subjektive (mentale) Transformation

eines historischen Inputs“ sei, der Output aber die Geschichtskultur (S. 16). Anders, d.h. mit den sieben „W“ der Geschichtskultur ausgedrückt: Wo war welche Geschichte wann, wie und warum präsent, von wem und mit welchem Ziel wurde sie thematisiert? Sie liefern Loews Untersuchung den heuristischen Ansatz, dem er fast bis zur letzten Seite folgt. Als grundlegende Quellen dienen ihm dabei die Historiografie als „Hauptausprägung [der; R. M.] kognitiven Dimension“ der Geschichtskultur und als Bezugsebene der Analyse, die auch die historische Publizistik, wie sie in Zeitungen und anderen Massenmedien zu finden ist, Lebenserinnerungen, Belletristik, wissenschaftliche Institutionen, Architektur, Gedenkort und Denkmäler u.a.m. mit einbezieht (S. 30).

Gegliedert ist die Studie in acht größere Kapitel. Nach einem knappen Überblick zur Geschichte Danzigs und der Entwicklung seiner Einwohnerschaft seit 1793 ist das zweite Kapitel der Zeit zwischen 1793 und 1814 gewidmet. Es war – wie der Autor schreibt – eine Zwischenzeit, Zeit des Umbruchs, die Zeit der Annexion durch Preußen und die kurze Periode als Freie Stadt von Napoleons Gnaden zwischen 1807 und 1814. In der Stadt standen sich alteingesessene Bewahrer und zugewanderte bzw. aufsteigende Reformer gegenüber, denen aber angesichts des atemlosen Zeitgeschehens offenkundig wenig Muße gegeben war, sich intensiver mit ihrer Geschichte zu beschäftigen, wie Loew konstatieren muss.

Dagegen lieferten Geschichte und Tradition zwischen 1814 und 1871 wichtige Identitätsangebote, die Loew wohl zu Recht auch als Kompensation für einen wachsenden Modernisierungsdruck hervorhebt. In dieser Zeit bis zur Reichsgründung begann sich die bis dato am 18. Jahrhundert orientierte lokale Historiografie zu wandeln. Die Hinwendung zum Historismus, wie sie mit den Arbeiten Theodor Hirschs erfolgte, bedeutete einen grundlegenden Paradigmenwechsel, der Beginn moderner Wissenschaftlichkeit und Methodik, aber auch der Instrumentalisierung und Politisierung der Geschichtsschreibung aus nationalem Erkenntnisinteresse, das sich rasch auch in populärwissenschaftlichen Abhandlungen äußerte. Die polnische Vergangenheit der Stadt wurde etwa von Hans Prutz als „verrätherische Verbindung Danzigs mit dem Polenkönig“ geschmäht bzw. Danzig als Vorposten deutscher Kultur in slawisch-polnischer Barbarei etc. gefeiert (S. 78).

Eine andere Facette der Geschichtskultur stellten Versuche dar, die städtische Vergangenheit aus ihrem ursprünglichen historischen Kontext zu lösen, etwa die Loyalität gegenüber den polnischen Königen

als Parabel für preußisch-untertänige Staatstreue umzudeuten. Wie Loew immer wieder verdeutlicht, konnten sich die ursprünglichen Konnotationen historischer Ereignisse nur solange einigermaßen erhalten, solange die Lebenspraxis noch sichtbar in der Geschichte wurzelte, während die Deformierungen zunahmen, je weiter zurück die Geschehnisse in der Vergangenheit lagen und je schwächer ihre Verknüpfungen mit der Gegenwart waren. Das war die Grundlage, auf der die Prussifizierung befördert werden konnte und die nicht mehr nachlassenden Beschwörungen ihren Ausgang nahmen, wenn Danzig auch nicht zum Deutschen Reich gehört habe, habe es doch von alters her einen Teil der deutschen Sprach- und Kulturnation gebildet. Ein Resultat dieser Entwicklung war auch, dass historische Denkmäler polnischer Könige dieser preußisch-deutschen Gegenwart im Weg standen und die städtischen Eliten gelegentlich nicht wenig in Verlegenheit bringen konnten.

Der hier zu Tage tretende Zwiespalt konnte in der Belletristik leichter überspielt bzw. durchaus auch zur kritischen Betrachtung der Gegenwart umgemünzt werden – so wenn in fiktionalen Werken vom „milde[n] Scepter“ der polnischen Könige oder auch von „republikanische[r] Heldentugend“ in der Vergangenheit die Rede war und damit die Unterschiede zur reaktionären preußischen Innenpolitik der aktuellen Gegenwart markiert wurden (S. 124).

Der Bezugsrahmen der lokalen Geschichte veränderte sich massiv nach 1871 und der Gründung des Deutschen Reiches. Die Beschäftigung mit der Historie der Stadt erfuhr eine enorme Belebung sowohl institutionell durch die Entstehung zahlreicher Vereine und Kommissionen, die sich speziell mit der lokalen und regionalen Vergangenheit sowie der Architektur- und Baugeschichte befassten, als auch durch die unübersehbare Tendenz, die Lokalgeschichte als eine nationale Aufgabe zu begreifen und zu betreiben. Was sich in ersten Ansätzen zu Beginn des Jahrhunderts schon angedeutet hatte, die Rolle und Bedeutung Danzigs als eines kulturellen Vorpostens des Deutschtums in der slawischen Barbarei zu behaupten und zu überzeichnen, wurde nun auf breiter Basis vorangetrieben. Politisiert und instrumentalisiert wie nie zuvor wurde die Geschichte der Stadt zudem durch die damals zunehmende Pluralisierung der Öffentlichkeit, die Herausbildung von Interessengruppen und Parteien, den Einfluss des Kulturkampfes und den sich damit verstärkenden konfessionellen Spannungen. Wie vielfältig die hier produzierten Narrative, Geschichtsbilder und Interpretationen waren, wie historische Ereignisse die bürgerliche Festkultur bestimmten, wie Traditionen verloren gingen, Geschichte

und ihre Artefakte rekonstruiert wurden oder welchen Anteil Denkmalschutz, Fremdenverkehr und moderne Stadtplanung dabei hatten, wird hier an zahlreichen Beispielen und Ereignissen dem Leser vor Augen geführt.

Wie sehr die lokale Geschichte zur Legitimierung der Ansprüche auf die Stadt genutzt wurde, zeigen auch die Untersuchungen für die Zeit zwischen 1918 und 1945. Hier geht Loew sehr ausführlich auf Akteure und Institutionen ein, welche die Historiografie als Legitimationswissenschaft sowie die Publizistik bewusst in den Dienst der Politik stellten. Zahlreiche Historiker, allen voran Erich Keyser, unternahmen nicht nur neuerliche Versuche, die sich nationaler Vereinnahmung vielfach sperrende Stadtgeschichte deutsch-national umzudeuten, sondern sie auch schon Mitte der 20er Jahre einem völkisch-rassistischen und antisemitisch unterfütterten Geschichtsbild einzupassen. Dass diese in der Volkstums- und Kulturbodenforschung wurzelnden Wissenschaftler gleichzeitig methodisch innovativ waren und neuen Forschungsansätzen folgten, verschweigt der Verfasser dabei genau so wenig wie die Tatsache, dass sie der nationalsozialistischen Geschichtspolitik Wege geebnet haben. Gleichwohl hebt er auch hervor, dass mit 1933 insofern eine Zäsur stattfand, als jetzt die „Entpolung“ der Danziger Geschichte systematisch betrieben wurde, wobei die eigentliche lokale Geschichte für die traditionslose NS-Elite nur insoweit Relevanz besaß, als sie sich für ihre Politik instrumentalisieren ließ.

Mutatis mutandis gilt letzteres auch für die polnische Geschichtskultur Danzigs. Sie unterschied sich jedoch vor allem dadurch, dass die „Identifikation mit dem weitgehend von deutschen Bestimmungsfaktoren geprägten Wohn- und Aufenthaltsort (...) wenn überhaupt nur über den Umweg der Nationalgeschichte erfolgen“ konnte (S. 355). Zudem lebte die überwiegende Mehrheit der sich mit Danzig beschäftigenden Wissenschaftler und Publizisten außerhalb der Stadt. Daher sei auch deren innere Distanz stärker gewesen, mit Folgen auch für deren Wahrnehmung von Vergangenheit und Gegenwart, wie Loews Darstellung an vielen Beispielen deutlich werden lässt.

Mit „Geschichte zwischen Konstruktion und Ideologie“ wird die Entwicklung zwischen 1945 und 1989 in der Kapitelüberschrift auf den Punkt gebracht. Wesentliches Merkmal ist das Ende des „deutschen Danzigs“ und damit auch die Zerstörung der lokalen Erinnerungsgemeinschaft. Dadurch war nun für Polen die Voraussetzung geschaffen, ohne ortsbezogene Traditionen eine neue lokale Geschichtskultur zu konstruieren, die „den Mythos historischer Polonität mit

den Anforderungen der aktuellen Politik verband“. (S. 367) Wie dies wissenschaftlich-institutionell, personell und politisch-ideologisch vonstatten ging, wird hier so umfassend wie pointiert untersucht und dargestellt. Loew zeigt, wie direkt nach Kriegsende die Frage, ob und inwieweit die deutsche Vergangenheit der Stadt integriert oder negiert werden sollte, eigentlich gar keine Rolle spielen konnte. Die „wiedereroberten Gebiete“ mussten auf unzweifelhafte Weise in die wiedererstandene Republik integriert werden, und der Wiederaufbau Danzigs konnte wie die Feiern historischer Ereignisse – etwa „Feiern der Befreiung vom Kreuzritterjoch“ – genutzt werden, um die nur zwischenzeitlich kurz verloren gegangene Polonität der Stadt zu demonstrieren und neu zu bestärken. Eine intensive oder systematische Beschäftigung mit der lokalen Geschichte war dabei bis in die 1980er Jahre praktisch unmöglich; zum einen, weil die offizielle Ideologie dafür keinen Raum bot, zum anderen aber auch, weil die jüngeren Generationen in der Regel kein Deutsch mehr beherrschten und ihnen so der Zugang zu den Quellen verwehrt blieb. Ein Ergebnis war schließlich die Tatsache, dass die fehlende Erinnerung an die lokale Vergangenheit zur Konstruktion künstlich und willkürlich geschaffener Traditionen führte, die den meisten Danzigern keine wirkliche Identifikation ermöglichte.

Dass die von nationalen und ideologischen Elementen bestimmte offizielle Geschichtskultur in den 1980er Jahren zusehends mehr in Frage gestellt wurde und die deutsche Lokalgeschichte auf wachsendes Interesse stieß, war ein Ergebnis der zunehmenden Regimeopposition sowie der Neugier, mit der sich eine in Danzig herangewachsene neue Generation mit den noch erhaltenen Relikten der deutschen Vergangenheit zu beschäftigen begann. Auch die Rezeption der „Danziger Trilogie“ von Günter Grass gab entsprechende Impulse bzw. bot die Gelegenheit, ein magisch verfremdetes Danzig der Vorkriegszeit kennen zu lernen, dessen Bilder nicht ohne Einfluss auf Publizisten und Literaten blieb.

Im letzten Kapitel zur „Geschichte in der postsozialistischen Demokratie“ verweist Loew zunächst auf die Tatsache, dass sich 1989 zwar die allgemeine politische Situation in Polen verändert hatte, nicht jedoch die der Wissenschaft, die sich bereits aus der ideologischen Zwangsjacke hatte befreien können. Allerdings sei eine verstärkte Hinwendung zu neuen Forschungsfeldern, auch zur Lokalgeschichte Danzigs, zu beobachten gewesen, wobei nun polonitätsgeschichtliche Aspekte hinter die Untersuchung von politischen, wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Fragen zurückgetreten seien. Vor

allem das „deutsche Danzig“ des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die Vorgeschichte des polnischen Gdańsk, haben seither erhöhte Aufmerksamkeit gefunden. Parallel dazu war eine bemerkenswerte literarische Auseinandersetzung zwischen prominenten Schriftstellern und Publizisten wie Pawel Huelle, Stefan Chwin, Jerzy Samp und Donald Tusk zur Stadtgeschichte und der sie prägenden Volksgruppen entstanden, wodurch die postulierte polnische Monokulturalität Danzigs wie zuvor die deutsche endlich und endgültig aufgebrochen worden seien, wie Loew einen der genannten Literaten zitierte.

Am Ende der umfangreichen Darstellung reduziert der Verfasser die Befunde seiner Untersuchungen auf zwei wesentliche Grundmuster, die den Wandel der Geschichtskultur im Verlauf von 200 Jahren bestimmt haben. Demnach werde sie

1. entscheidend von ihrem Bezugsrahmen geprägt. So habe sich Danzig nach 1793 von der Stadt, dem lokalen Gemeinwesen, als vorherrschender Referenzgröße lösen müssen und sich seither als Bestandteil eines viel größeren, modernen Verwaltungsstaates definieren und sich historisch entsprechend erklären und einordnen müssen: Dies war zunächst Preußen, dann das Deutsche Reich, das Dritte Reich, das stalinistische, das poststalinistische und endlich das demokratische Polen.

2. Lokale Geschichtskultur wird von relativ kleinen Trägerschichten gestaltet und von deren Interpretation, Erinnerungs- und Vergessenwollen geprägt. Die Trägerschichten wandeln sich, im Fall Danzigs von den eingesessenen Familien zum Bildungsbürgertum des 19. Jahrhunderts über bürokratische und einer herrschenden Partei verbundene Geschichtsmittler und -instrumentalisatoren bis hin zu den liberalen, intellektuellen Milieus, die in Polen seit den 1980er Jahren neue Interpretationen anboten.

Darüber hinaus, so der Verfasser weiter, sind es auch geistesgeschichtliche und kulturgeschichtliche Entwicklungen sowie ökonomische Faktoren, welche die lokalen Grundmuster ergänzen und beeinflussen.

Die von Loew eruierten Grundmuster dürften unserem Kenntnisstand wenig Neues hinzufügen, eher Bekanntes bestätigen. Dagegen sind die vielen hundert Seiten seiner Monografie eine Bereicherung der Forschung – nicht nur als beeindruckendes Beispiel für Untersuchungen zur Geschichtskultur, sondern auch als Beitrag zu Geschichte und Kultur Danzigs überhaupt. Untersuchung und Darstellung basieren nicht nur auf der Analyse der jeweiligen Historiogra-

fie, der Entwicklung von Institutionen, der offiziellen Kultur- und Kultuspolitik, der Medien und der vielfältigen Dimensionen von Öffentlichkeit und Meinungsbildung, sondern auch auf der Auswertung von Belletristik und Studien zur Danziger Geschichte in der Malerei. Dazu wird die materielle wie immaterielle Gedenkkultur und deren Verortung, die Pflege von Denkmälern, die politische Auseinandersetzung um die Baupolitik sowie der Umgang mit historischen Artefakten und der geschichtlich gewachsenen Infrastruktur nachgezeichnet, teilweise auch durch Abbildungen illustriert. Auch der Umgang der aus Danzig vertriebenen Deutschen mit ihrer Geschichte, personelle, institutionelle sowie politisch-ideologische Kontinuitäten und Brüche bei der Aufarbeitung der Vergangenheit und nicht zuletzt Traditionspflege und Erinnerung an die alte Heimat finden in Loews Darstellung Berücksichtigung und Würdigung.

Der Verfasser hat eine wissenschaftlich überzeugende Studie vorgelegt, die sich dank ihrer klaren Sprache und ihres flüssigen, ansprechenden Stils auch für einen größeren Leserkreis eignet.

Rudolf A. Mark, Lüneburg

Danzig und der Ostseeraum. Sprache, Literatur, Publizistik, hrsg. v. Holger Böning, Hans Wolf Jäger, Andrzej Kałny u. Marian Szczodrowski. Bremen: edition lumière 2005, 351 S.

Der Sammelband „Danzig und der Ostseeraum. Sprache, Literatur, Publizistik“ ist das Ergebnis einer seit 1993 andauernden wissenschaftlichen Zusammenarbeit und Partnerschaft zwischen den germanistischen Instituten der Universitäten Bremen und Danzig/Gdańsk. Er enthält 18 Vorträge eines Symposiums, das im Sommer 2004 zum Zwecke einer abschließenden Würdigung dieser Partnerschaft in Danzig stattfand. In der „Vorrede“ berichtet Hans Wolf Jäger (Bremen) rückblickend über die Geschichte und den Verlauf der über ein Jahrzehnt dauernden „Danzig-Bremischen Zusammenarbeit“ (S. 7). Dabei erklärt er, dass die auf Initiative des Deutschen Akademischen Austauschdienstes 1993 begonnene Kooperation nur ein „offizielles“ Ende nehme und die beiderseitigen Kontakte sowohl auf der institutionellen als auch privaten Ebene weiterhin gepflegt werden.

Die gesammelten 18 Beiträge dieses Bandes sind thematisch in vier

Teile gegliedert: „Ältere Literatur“, „Sprache und Unterricht“, „Presse und Publizistik“ und „Literatur des 20. Jahrhunderts“.

Der erste Teil des Bandes „Ältere Literatur“ umfasst zwei Aufsätze, von denen der erste von Monika Unzeitig (Bremen) als eine Einführung in die Thematik des Bandes angesehen werden kann. Der Beitrag trägt den Titel: „Danzig ein herlich kauffstatt in Preussen gelegen“: Die Stadtbeschreibung Danzigs und ihre kartographische Einordnung in der ‚Cosmographie Sebastian Münsters‘. Dieses zu den begehrtesten Büchern der Druckkunst des 16. Jahrhunderts gehörende Werk erschien in den Jahren 1544–1628 in 53 vollständigen Auflagen. Laut Referat ersetzte die Kosmografie die im 15. Jahrhundert bekannte Weltchronik des Hartmann Schedel, die äußerst wenige Informationen über die nördlichen und östlichen Gebiete – und somit über Danzig – enthielt. Mit der Kosmografie veränderte sich die Art und Weise der Darstellung der Kontinente, Länder und Städte. Historische und geografische Kenntnisse wurden dem Leser mit Hilfe von Text, Karten und grafischen Abbildungen der Städte vermittelt. In den späteren Auflagen der Kosmografie von Münster wurden die Städtebeschreibungen um die historischen Ereignisse ergänzt und somit immer wieder aktualisiert. Monika Unzeitig stellt das am Beispiel von Danzig dar.

Der zweite Aufsatz des ersten Teiles von Hans Wolf Jäger (Bremen) „„Die Pommersche Sapho‘ Sibylla Schwarz (1621–1638)“ ist der Lyrik der aus Pommern stammenden Autorin Sibylla Schwarz gewidmet, die zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges lebte und in der Schule von Martin Opitz dichtete. Wie Jäger in seinem Beitrag erörtert, orientierte sich Opitz wiederum an zwei Vorbildern, deren Gedichtkunst er der deutschen Poesie näher zu bringen versuchte: die Gedichte des Franzosen Pierre de Ronsard und des Italieners Francesco Petrarca. Durch eine ausführliche Analyse des Sonetts Nummer 90 aus der Gedicht-Sammlung „Il Canzoniere“ von Petrarca weist Jäger auf die Probleme hin, vor die Sibylla Schwarz und andere Dichterinnen dieser Zeit gestellt wurden: Als Frauen durften sie ihren persönlichen Gefühlen und Empfindungen nur in einem künstlerischen Versteckspiel Ausdruck geben.

Der zweite Teil des Bandes unter der Überschrift „Sprache und Unterricht“ umfasst vier Beiträge. Andrzej Kałny (Gdańsk) untersucht und vergleicht zwei der ältesten deutsch-polnischen phraseologischen Wörterbücher: das Wörterbuch von Daniel Gamius „Flores trilinguae ex viridariis linguarum decerpti, sive sententiae Latino-Germanico-Polonicae. Nec non proverbiae, phrases et quicquid in

dictis linguis apte, facete, acute et erudite dictum ex lectione auctorum et usu loquendi observabatur“ (Danzig 1702) und „Enchiridion Polonicum“ – ein Lehr- und Konversationsbuch des Polnischen, das 1720 von Jan Moneta in Danzig herausgegeben wurde. Als Ziel seiner Untersuchung definiert Kałny die Darstellung der phraseologischen und lexikografischen (phraseografischen) Praxis der beiden Werke. Der Autor stellt fest, dass die ältesten deutsch-polnischen phraseologischen Wörterbücher alphabetisch zusammengestellte Sammlungen von Sprichwörtern und Sentenzen ohne Markierungen, Kontextbeispiele und Register seien. Die für die Analyse gewählten Sprichwörter und Wendungen seien auch heute dem polnischen und deutschen Leser bekannt und würden beweisen, dass zwischen ihnen grundsätzlich eine Voll- oder Teiläquivalenz und nur selten Nulläquivalenz bestehe. „Der Einfluss der Dialekte des Deutschen auf das Polnische“ ist der Gegenstand des Aufsatzes von Tomasz Czarnecki (Gdańsk). An zahlreichen Beispielen aus den drei großen Gruppen der deutschen Dialekte: des Ober-, Mittel- und Niederdeutschen und unter Berücksichtigung der zeitlichen Chronologie präsentiert der Autor, wie die deutschen Dialekte durch den direkten und indirekten Kontakt das Polnische beeinflusst haben.

Die Predigten von Georg Müller bilden den Ansatzpunkt zum Beitrag von Armin Hetzer (Bremen) „Der corrumpirte städtische Jargon‘ – Zu den estnischen Predigten von Georg Müller (um 1600)“, in dem die Merkmale des spätmittelalterlichen „Halb-Estnischen“ der Deutschbalten aus linguistischer Sicht analysiert werden. Darüber hinaus werden in der Untersuchung sprachliche Veränderungen besprochen, die am Ende des 17. Jahrhunderts im „Pastoren-Estnischen“ auftraten. Der vierte Aufsatz in diesem Teil des Bandes „Die Übertragungskanäle und ihre Funktionen in der fremdsprachlichen Kommunikation“ von Marian Szczodrowski (Gdańsk) geht der Problematik der Erlernung und Aneignung des Deutschen als Fremdsprache durch polnische Germanistikstudenten während ihrer fünfjährigen Universitätsstudien zu Gdańsk nach. Am Beispiel des lautsprachlichen und schriftsprachlichen Kommunikationsprozesses werden verschiedene Übertragungskanäle (im Sprecher und Hörer bzw. im Schreiber und Leser) erörtert und ihre rezeptiven und produktiven Funktionen festgehalten. Die Fragen der fremdsprachlichen inter- und intrapersonalen Kommunikation bedürfen jedoch weiterer multi- und interdisziplinärer Erforschung, wie der Autor mit Recht behauptet.

Auch der dritte Teil des Bandes „Presse und Publizistik“ besteht aus vier Beiträgen. In seinem Aufsatz „Danziger Beiträge zur gemeinnüt-

zig-ökonomischen Aufklärung und zur Volksaufklärung – die Naturforschende Gesellschaft, Michael Christoph Hanow und Daniel Tietz“ beschäftigt sich Holger Böning (Bremen) mit der volksaufklärerischen Literatur und Publizistik des 18. Jahrhunderts. Sein Interesse gilt der 1743 gegründeten Naturforschenden Gesellschaft in Danzig, die „eine der ersten ‚Vereinigungen gelehrter Männer‘“ der östlichen Ostseeregion war (S. 103). Ausführlich werden zwei Mitglieder der Gesellschaft dargestellt, Michael Christoph Hanow und sein Neffe Daniel Tietz, deren Tätigkeit als Herausgeber periodischer Schriften für die frühe gemeinnützig-ökonomische Aufklärung und für die Volksaufklärung in Deutschland und Danzig von beispielhafter Bedeutung gewesen sei. Małgorzata Wittenberg präsentiert in ihrem Beitrag „Vertheidiger der ewigen Rechte und Freund der Tugend. Die Danziger Presse vom 17. bis zum 19. Jahrhundert“ eine synthetische Beschreibung der früheren Presse der Stadt. Es werden u.a. die Rechtslage und das Zensurrecht genannt, somit die inhaltlichen Schwerpunkte der einzelnen Zeitschriften erörtert. Dem Aufsatz fügt die Autorin eine Liste der Titel und Erscheinungsjahre der Danziger Periodika des 17. und 18. Jahrhunderts bei.

Die Untersuchung, die Jan Sikora (Gdańsk) in seinem Beitrag „Der Völkerbund in der Darstellung der Danziger Presse der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts“ durchgeführt hat, behandelt aus linguistischer Sicht die Auseinandersetzung mit dem Völkerbund, die in der Presse der Freien Stadt Danzig stattfand. Den Ausgangspunkt der Analyse bilden Artikel, Beiträge und Kommentare, die in den 20er und 30er Jahren in „Die Danziger Neuesten Nachrichten“ veröffentlicht wurden. Diese Zeitung, die als Presseorgan der Danziger Behörde angesehen worden sei, hatte die größte Auflage und somit den größten Einfluss auf die Bildung der öffentlichen Meinung der überwiegend deutschsprachigen Bevölkerung der Freien Stadt. Bei seiner Untersuchung beschränkt sich Sikora auf die wesentlichen Motive und sprachlichen Besonderheiten der analysierten Texte und stellt fest, dass der Völkerbund, laut Versailler Bestimmungen zum Schutz der Stadt berufen, von Seiten der Danziger Presse heftige Kritik erntete. In dem Beitrag von Michael Nagel (Bremen) „Das Danziger ‚Jüdische Gemeindeblatt‘ im Nationalsozialismus und das ‚Tagebuch einer Schnecke‘ von Günter Grass. Wie die historische deutsch-jüdische Presse ihren Platz im Erzählen von der deutsch-jüdischen Geschichte finden kann“ werden zuerst Geschichte, Thematik und Rolle des „Jüdischen Gemeindeblatts“ in Kreisen der Danziger Juden besprochen. In der zweiten Hälfte des Aufsatzes weist Nagel auf die im „Jüdischen

Gemeindeblatt“ veröffentlichten Artikel und das geschichtliche Werk von Erwin Lichtenstein „Die Juden der Freien Stadt Danzig unter der Herrschaft des Nationalsozialismus“ hin, die in dem Buch von Günter Grass „Aus dem Tagebuch einer Schnecke“ an mehreren Stellen zu finden seien. Auf diese Weise sei es Grass gelungen, eine Nähe gegenüber der dargestellten Vergangenheit zu erzeugen.

Der umfangreichste vierte Teil des Bandes „Literatur des 20. Jahrhunderts“ enthält acht Aufsätze, so dass die literaturwissenschaftlichen Beiträge den Schwerpunkt des Buches bilden. Anhand der Werke „Sache Danton“ und „Die letzte Nacht des Ventôse“ analysiert Marion Brandt (Gdańsk/Berlin) den Revolutionsbegriff bei der in Danzig lebenden polnischen Schriftstellerin Stanisława Przybyszewska und gibt ihrem Beitrag den Titel „...ein neues Bild der Revolution in die morastige Materie des öffentlichen Gehirns hineinschlagen“. Zum Revolutionsbegriff von Stanisława Przybyszewska“. Aus der Untersuchung geht hervor, dass für Przybyszewska die Revolution ein Prozess bedeute, in dem „das Geistige zu einer gesellschaftlich schöpferischen Kraft“ wird (S. 224). Die Verbindung von Politik, Psychologie und Mystik erscheine dabei als das Besondere. Den verschiedenen Grundeinstellungen zum europäischen Kontinent wendet sich Sławomir Leśniak (Gdańsk) zu. In seinem Beitrag „Graf Hermann Keyserling und Hans Magnus Enzensbergers Ach Europa! – Zwei Europavisionen“ unterzieht er zwei unterschiedliche Betrachtungsweisen Europas einer Gegenüberstellung: die von Graf Hermann Keyserling, für den der europäische Kontinent noch „eines Geistes“ sei, mit der von Hans Magnus Enzensberger (S. 230), der sich in seinen Reiseberichten *Ach Europa!* gegen jede einheitliche Umfassung Europas wende.

Die Person des erfolgreichsten deutschen Schriftstellers des Ersten Weltkrieges, Walter Flex, und sein berühmter Roman „Der Wanderer zwischen beiden Welten“ bilden den Ausgangspunkt für den Aufsatz von Hans Rudolf Wahl (Bremen) „Polen und die baltischen Länder im Blick von Walter Flex“. Die im Buch enthaltene totale Missachtung des Anderen, hier der Polen und Letten, ist für Wahl ein Beispiel für „radikalsten Nationalismus“, der dem Nationalsozialismus „einen kulturellen Nährboden“ verschafft habe (S. 242). Die Beziehungen zwischen Erinnerungen und literarischer Fiktion in zwei Werken von Wolfgang Koeppen „Es war einmal in Masuren“ (1991) und „Die Mauer schwankt“ (1935) sind Gegenstand der Überlegungen von Mirosław Ossowski (Gdańsk) „Wolfgang Koeppen und Ortelsburg“. In beiden Werken von Koeppen wird Ortelsburg (heute Szczytno) beschrieben, eine Stadt im südlichen Ostpommern, in der der Schrift-

steller zwischen 1912 und 1919 lebte und über die er auch in autobiografischen Schriften berichtet. Mithilfe zahlreicher Beispiele zeigt Ossowski, dass beiden Werken von Koeppen der persönliche Erfahrungsbereich zugrunde liegt. Obwohl beide Texte sich auf dieselbe Zeit beziehen, werde die Realität von Ortelsburg in ihnen unterschiedlich fiktionalisiert.

Der Untergang des ehemaligen KdF-Schiffes „Wilhelm Gustloff“ wurde zum literarischen Motiv für zwei deutsche Autoren: 2002 erschien die Novelle von Günter Grass „Im Krebsgang“, ein Jahr später veröffentlichte Tanja Dückers ihren Roman „Himmelskörper“. Mit der Analyse und dem Vergleich von Handlungen, Hauptgestalten und Problematik beider Texte setzt sich Marek Jaroszewski (Gdańsk) in seinem Aufsatz „Das leuchtende Schiff: Der Untergang der ‚Wilhelm Gustloff‘ bei Günter Grass und Tanja Dückers“ auseinander. Zu den wichtigen Unterschieden zwischen den beiden Werken, auf die Jaroszewski hinweist, gehöre auch der, dass Tanja Dückers in ihrem Roman polnische Namen, Worte, Begriffe und Redewendungen, vor allem aus dem Alltagsleben, verwende. Somit habe sie eine andere Einstellung zu den slawischen Sprachen als Günter Grass, der sich in seinen Werken auf den Hinweis beschränke, dass die Hauptpersonen, z.B. Agnes und Jan in der „Blechtrommel“, miteinander Kaschubisch sprächen. Jaroszewski erörtert auch Dückers' Rückgriffe auf Veröffentlichungen anderer Autoren und erklärt, dass dadurch „paradoxe Weise ein qualitativ neues Werk“ entstehe (S.291). Jaroszewski verzichtet in seinen Ausführungen auf eine tiefgehende Kritik nicht und kommt zu dem Schluss, dass der Roman von Tanja Dückers die Novelle von Grass an seinem thematischen Spektrum übertrage. Ein ähnliches Thema betrifft auch der Beitrag von Wolfgang Emmerich (Bremen) „Dürfen die Deutschen ihre eigenen Opfer beklagen? Schiffsuntergänge 1945 bei Uwe Johnson, Walter Kempowski, Günter Grass, Tanja Dückers und Stefan Chwin“. Am Beispiel der Prosatexte von vier deutschen und einem polnischen Schriftsteller diskutiert Emmerich das Motiv des Untergangs von deutschen Fluchtschiffen im Spätwinter/Frühjahr 1945, wobei in dem von Emmerich gewählten Stoff die „Wilhelm Gustloff“ eine zentrale Rolle spielt. Die untersuchten Bücher, die zwischen 1973 (Johnson) und 2003 (Dücker) erschienen sind, deuten auf die Veränderung von individuellen Erinnerungen sowie einer „Gedächtniskultur“ hin, die in jener Zeitspanne von 30 Jahren erfolgte.

Der Aufsatz von Agnieszka Haas (Gdańsk) „Danziger Streikpoesie vom August 1980 aus der Perspektive ihres potenziellen Übersetzers“

ist den Problemen der Übersetzung von „typischen polnischen Motiven“ (S. 329), darunter u.a. literarischen Motiven gewidmet, und Martin Schönemann (Bremen) zieht in seinem Beitrag „Auf der Suche nach Danzig – mit Hilfe von Günter Grass“ einen Vergleich zwischen literarischen Beschreibungen von Danzig in den Werken des Nobelpreisträgers und seinen persönlichen Erfahrungen.

Wie aus dieser kurzen Darstellung hervorgeht, werden in dem Band „Danzig und der Ostseeraum. Sprache, Literatur, Publizistik“ vielfältige Aspekte der in dem Titel angesprochenen Problematik präsentiert und eingehend diskutiert. Neben der thematischen Breite wird auch eine methodologische angeboten, die von universalprogrammatisch ausgerichteten Gesamtsynthesen zu text- und materialnahen Untersuchungen reicht. Der Band ist eine beachtenswerte Publikation, die durch ein außergewöhnlich interessantes Textmaterial wichtige Einblicke nicht nur in die wissenschaftliche Werkstatt der deutschen und polnischen Forscher, sondern auch in „den Ostseeraum“ als Untersuchungsgegenstand gewährt. Somit ist diese Veröffentlichung ein wichtiger Beitrag zu den Studien, die sich der Problematik der Region und ihrer Bedeutung für die Wiederherstellung von Kontinuität im immer mehr zusammenwachsenden Europa widmen. Dabei werden auch die Erinnerungen an die nicht immer konfliktfreien geschichtlichen Ereignisse nicht ausgespart, sondern aus neuen Perspektiven angegangen. Darüber hinaus bietet die Lektüre einen Überblick über unterschiedliche Ansatzpunkte der wissenschaftlichen Tätigkeit der einzelnen Autoren, die sich mit diesem Thema beschäftigen.

Das 2005 bei der *édition lumière* als Band Nr. 16 in Bremen erschienene Buch besticht auf den ersten Blick durch ein ästhetisch besonders positiv auffallendes Titelbild („Deckengemälde im großen Ratssaal des Hauptstädtischen Rathauses“ von Izaak van den Block, 1608). Bei einer genaueren Betrachtung des Inhalts des Bandes stellt ein aufmerksamer Leser jedoch fest, dass die Beitragstitel im Inhaltsverzeichnis von den Überschriften der im Sammelband enthaltenen Artikel an manchen Stellen (sieben Titel!) voneinander abweichen (in der Rezension werden die Titel genannt, die sich über den Beiträgen befinden, und nicht die aus dem Inhaltsverzeichnis). Eine ähnliche Unachtsamkeit ist den Herausgebern auch an anderer Stelle im Buch unterlaufen, nämlich in dem Verzeichnis der einzelnen Bände der Reihe „Presse und Geschichte – Neue Beiträge“, wo der hier besprochene Band den Titel „Deutsche Sprache und Kultur, Literatur und Presse in Danzig und im Ostseeraum“ (S. 348) trägt und nicht den,

der auf dem Umschlag zu lesen ist: „Danzig und der Ostseeraum. Sprache, Literatur, Publizistik“. Auch die Überschriften der einzelnen Beiträge hätte man optisch etwas deutlicher von den Beitragstexten hervorheben und ihre Schriftweise und -größe vereinheitlichen können. Die vier Herausgeber haben, jeder für sich, zwar ihren Teil der Veröffentlichung sorgfältig redigiert, ihn aber nicht mit den anderen Teilen verglichen.

Editorische Unzulänglichkeiten beeinträchtigen jedoch nicht den inhaltlichen und wissenschaftlichen Wert dieses interessanten und lesenswerten Sammelbandes, der dank der Vielfalt der angesprochenen Thematik und des methodologischen Spektrums wichtig und sehr nützlich für einen großen Leserkreis von Literatur- und Sprachwissenschaftlern, Historikern, Geografen, Lexikografen, Fremdsprachenlehrern, Übersetzungswissenschaftlern und Übersetzern ist. Es ist sicherlich ein Sammelband, der auch Studenten verschiedener Fächer wärmstens zu empfehlen ist, da er als ein hilfreiches Quellenwerk und als Anregung für weitere Untersuchungen betrachtet werden kann.

Janina Gesche, Vallentuna/Schweden

Frankfurt Oder Stübice. Sieben Spaziergänge durch die Stadtgeschichte, hrsg. v. Monika Kilian u. Ulrich Knefelkamp. Berlin: scripvaz-Verlag 2003, 126 S.

Stadtjubiläen sind seit dem 19. Jahrhundert ein beliebter Anlass, Publikationen zur Stadtgeschichte erscheinen zu lassen. Dies ist meist Aufgabe örtlicher Institutionen, die damit ihre Mitarbeiter beauftragen. Im Fall von Frankfurt/Oder, das im Jahr 2003 sein 750-jähriges beging, hat dieser Mechanismus ebenfalls funktioniert. Ergebnis war ein Sammelband mit Beiträgen zur Stadtgeschichte,¹ die mehrheitlich von Professoren der Frankfurter Europa-Universität verfasst wurden. Das Besondere an dieser Stadtgeschichtsschreibung ist, dass hier ausnahmslos fremde Autoren zur Feder griffen. Keiner ist der Stadt durch Geburt verbunden oder lebt(e) für einen längeren Zeitraum dort.

Dieser Blick von außen, der nicht selten neue Perspektiven auf die Stadt öffnet, dafür aber im Detail weniger genau ist, liegt auch

¹ Frankfurt an der Oder 1253–2003, hrsg. v. Ulrich Knefelkamp. Berlin 2003.

dem Stadtführer „Frankfurt Oder Słubice. Sieben Spaziergänge durch die Stadtgeschichte“ zugrunde, der gleichfalls ein Produkt dieses Jubiläums ist. Unter Leitung des Mediävisten Ulrich Knefelkamp und seiner Mitarbeiterin Monika Kilian haben darin neun vorwiegend studentische Autoren versucht, die Stadtgeschichte durch Verbindungen zu historischen Plätzen und den Menschen, die dort gewirkt haben, lebendig werden zu lassen. Im Vorwort verweist Knefelkamp darauf, dass die schweren Verwüstungen und Brände des Jahres 1945 das historische Stadtzentrum vernichtet hätten, so dass der Besucher auf den ersten Blick nicht den Eindruck habe, in einer Stadt mit 750-jähriger Geschichte zu sein. Dem Rezensenten sei hier erlaubt anzumerken, dass dies nur einer der Gründe ist, denn auch die Entwicklungen der Jahre nach 1990 haben nicht dazu beigetragen, Frankfurt das Gesicht einer mittelalterlichen Hansestadt oder auch Regierungsbezirkshauptstadt Preußens wiederzugeben. Das alte Frankfurt ist im materiellen Sinne unwiederbringlich verloren. Architektonisch prägend ist die Zeit als Bezirkshauptstadt der DDR, auch wenn die Universität und Einkaufszentren nach 1990 versucht haben, neue städtebauliche Akzente zu setzen.

Frankfurt ist sozusagen eine Stadt im Fluss, die noch nach ihrer Identität sucht. Die historischen Stadtspaziergänge können bei dieser Suche einen Beitrag leisten. Schon der absichtlich mehrdeutig gewählte Titel verweist auf die bestehende Unsicherheit. Beschreibt der Führer „Frankfurt (Oder) und Słubice“ bzw. „Frankfurt (Oder), die Oder und Słubice“? In welcher Beziehung stehen die beiden Städte heute und welche historischen Verbindungen gab es zwischen dem heutigen Frankfurt/Oder und seiner als Słubice seit 1945 Polen zugehörigen Dammvorstadt? Diesen Fragen geht der einzige polnische Autor Mateusz Hartwich in seinem Beitrag über Słubice nach. Felix Ackermann, der „entlang einer europäischen Grenze“ spaziert, reflektiert die im Titel indirekt gestellte Frage nach der Oder als Verbindungsglied zwischen Frankfurt und Słubice, wobei er zum Schluss kommt, dass der Fluss verbindet und teilt. Deutlich wird dabei, dass sowohl Frankfurt als auch Słubice sprichwörtlich im Fluss sind, sich aber lange Zeit nicht am Fluss, sondern vom Fluss weg entwickelt haben.

Gerade die Beiträge von Hartwich und Ackermann zeigen, dass einige der Autoren mehr präsentieren wollen als einen klassischen Stadtführer. Sie wollen zum Nachdenken und selbständigen Aneignen der Stadtgeschichte anregen. Andere Autoren wie Petra Gilmann sind im Schreibstil dagegen der mündlichen Rede eines leibhaftigen Stadtführers verhaftet, was sich besonders in der Begrüßung „Hal-

lo liebe Gäste“ zeigt (S. 82). Hier steht die Wissensvermittlung im Vordergrund. Beim virtuellen Gang durch die Straßen wird die Geschichte alter Bauwerke präsentiert, am Rand finden sich Biografien von Persönlichkeiten, die mit den Orten verbunden sind. Zahlreiche historische Aufnahmen unterstützen dabei den Versuch, die Vergangenheit vor dem Auge des Lesers lebendig zu machen. Als sehr hilfreich erweisen sich in dieser Beziehung die Gegenüberstellungen historischer und aktueller Ausschnitte aus dem Stadtplan, die jeweils am Beginn der einzelnen Spaziergänge stehen. Auch ein siebenseitiger chronologischer Überblick zur Stadtgeschichte erlaubt dem Leser, die geschilderten Vorgänge historisch zu verorten. Acht unterschiedliche thematische Symbole ermöglichen darüber hinaus ein Querlesen des Buches. Wer beispielsweise nur an der Militärgeschichte interessiert ist, kann sich schnell und einfach an den außen an den Seiten befindlichen farbigen Markierungen orientieren oder im Themenregister nachschlagen.

Auch in seinem Format, Gewicht und Preis empfiehlt sich das Buch durchaus für den Gebrauch als Reiseführer. Vom Kauf könnte lediglich die tief stehende Sonne in einem der beiden Umschlagfotos abhalten. Falls es zu einer Neuauflage kommen sollte, bleibt zu hoffen, dass nicht erneut die schlechteste Fotografie des gesamten Buches auf den Umschlag kommen wird.

Auch einige andere Details könnten dann verbessert werden. Hier sei auf Frankfurt/Oder als Durchgangsort für „13 Millionen Vertriebene, die von Ost nach West drängten“, verwiesen (S. 110). Eine solche Angabe sollte – jenseits der Frage, ob die Zahl, die dem Rezensenten zu hoch erscheint, korrekt ist – in ihren historischen Kontext eingebunden werden. Gewiss strömten auch Menschen von West nach Ost durch Frankfurt/Oder. Gerade die Lehrenden und Studierenden einer von Deutschen und Polen geprägten Hochschule sollten für solch sensible Themen der deutsch-polnischen Geschichte ein Gespür haben. Dieses zeigte sich aber auch nicht in der Frage der Bezeichnung heute polnischer Städte östlich der Oder. Ohne redaktionelle Linie ist hier jeder der Autoren mehr oder weniger bewusst seinen eigenen Weg gegangen. Der Pole Mateusz Hartwich schreibt konsequent von Zielona Góra (Grünberg) oder Rzepin (Ruppen), während die deutschen Autoren eines anderen Beitrags nicht zu wissen scheinen, das Schwerin (Warthe) heute Skwierzyna heißt, da sie bei Sonnenburg mit Słońsk die polnische Bezeichnung anfügen, auch wenn sie dabei den Akzent über dem „n“ vergessen haben. In anderen Beiträgen werden dagegen ausnahmslos nur die historischen

deutschen Ortsbezeichnungen verwendet. In diesem Zusammenhang wäre es auch wünschenswert, dass die Region östlich der Oder in Bezug auf die Zeit vor 1945 nicht als „mittlere Ostmark“ (S. 53), sondern als „Neumark“ oder „historisches Ostbrandenburg“ bezeichnet wird. „Mittlere Ostmark“ ist zu sehr mit dem antipolnischen Diskurs der Zwischenkriegszeit verbunden und sollte ebenso wie im Zeitraum zuvor auch danach nicht verwendet werden. Es bleibt nur zu hoffen, dass diese unglückliche Bezeichnungspraxis den Leser nicht zu sehr verwirrt oder verärgert.

Ansonsten ist die überrepräsentative Berücksichtigung der Medizin- und Theatergeschichte zu kritisieren. Zu hinterfragen wäre auch die konstruierte Korrespondenz zwischen dem Turm der Marienkirche und dem Oderturm (S. 17). Dies erscheint dem Rezensenten doch als allzu gewagter Versuch, dem DDR-Wahrzeichen der Stadt – einem Büroturm der 1970er Jahre – eine historische Tiefe zu geben. Gleiches gilt für die in den Passagen des Oderturms, die als erster „Konsumtempel“ der Nachwendezeit geschaffen wurden, angeblich gefühlte Atmosphäre der alten Frankfurter Messehöfe.

Einen weiteren Kritikpunkt stellen zahlreiche unglückliche Beschreibungen der Stadtarchitektur dar, die nicht immer von grundlegender Kenntnis der Materie zeugen. Hier zeigt sich die Kehrseite des fremden Blicks. Die Stadt als Ganzes scheint nicht allen Autoren vertraut zu sein. Wie sonst hätte Katja Dittmer das Vorhandensein nur weniger Bauten der Klassischen Moderne postulieren können (S. 105). Die Autoren des Spaziergangs durch das Stadtzentrum sollten sich dagegen überlegen, ob „gewalttätig“ das richtige Wort zur Beschreibung von Architektur, im konkreten Fall der Lenné-Passagen ist (S. 20). Überrascht hat den Rezensenten auch, dass in einem zweigeschossigen Flachbau aus den späten 1970er Jahren eine „traditionelle Bauweise“ entdeckt wurde (S. 61). Auch die pauschale Bezeichnung des bildhauerischen und malerischen Schmucks am Lichtspieltheater der Jugend als „DDR-Kunst“ erscheint als nicht adäquat (S. 91). Dem an der städtischen Baukunst und ihrer Geschichte interessierten Leser seien deshalb zwei im Literaturverzeichnis nicht angeführte Denkmalführer – Sybille Gramlich (u.a.): *Stadt Frankfurt (Oder). Denkmale in Brandenburg*. Bd. 3, Worms 2002 und Sebastian Preiss (u.a.): *Słubice. Historia, topografia, rozwój. Geschichte, Topografie. Entwicklung*. Gorzów Wlkp. 2003 – empfohlen, die wohl zu spät erschienen, um den Autoren eine willkommene Hilfe zu sein. Bei Gramlich wird das Lichtspieltheater beispielsweise treffend als „wichtiges Zeugnis früher sozialistischer Kulturpolitik“ bezeichnet (S. 235).

In anderen Bereichen machen die fortschreitenden urbanistischen Veränderungen seit Erscheinen des Buchs eine Überarbeitung notwendig. So sind mittlerweile die noch mit einem farbigen Foto abgebildeten alten Kasernenbauten in Słubice abgetragen worden (S. 75). Auch die Gebäude des ehemaligen Halbleiterwerks erinnern nicht mehr an Frankfurt/Oder als Halbleiterstandort, da sie dem Erdboden gleich gemacht wurden (S. 43).

Trotz dieser Kritik überwiegt allerdings der positive Eindruck. Für die Zukunft bleibt zu hoffen, dass sich die Universität auch außerhalb von Jubiläen für die Stadt und ihre Geschichte interessiert.

Stefan Dyroff, Bern

Gregor Thum, Die fremde Stadt Breslau 1945. Berlin: Siedler Verlag 2003, 640 S., zahlr. Abbildungen.

Gregor Thums vor über drei Jahren erschienenes Buch über den Wandlungsprozess vom deutschen Breslau zur polnischen Stadt Wrocław wurde bereits vielfach besprochen, unter anderem von prominenten Autoren wie Wolfgang Thierse, Peter Glotz und Herbert Hupka.¹ Obwohl (oder gerade weil) jeder der drei genannten Rezensenten persönlich von den Vertreibungen im Gefolge des Zweiten Weltkriegs betroffen war, gelangten sie zu völlig unterschiedlichen Bewertungen – von großer Zustimmung bei Thierse und kritischer Distanz zu einzelnen Thesen bei Glotz bis hin zu Hupka, der das Buch über die „kommunistische Vergangenheit Breslaus“ schlichtweg für entbehrlich erklärte. Schon aus den kontroversen Urteilen der drei Politiker lässt sich schließen, dass es sich um ein lesenswertes Buch handeln muss, dessen Rezeptionsgeschichte mittlerweile einer eigenen Betrachtung wert wäre. Der Band entstand als Dissertation an der Frankfurter Viadrina (bei Karl Schlögel); der Autor lehrt derzeit in den USA an der University of Pittsburgh.

¹ Wolfgang Thierse, Rede anlässlich der Vorstellung des Buches „Die fremde Stadt. Breslau 1945“ von Gregor Thum am 14.10.2003 in Berlin, http://www.bundestag.de/bic/presse/2003/pz_0310164.html; Peter Glotz, Hinaus und Hinein, in: Süddeutsche Zeitung vom 08.12.2003, S. 11; Herbert Hupka, Die andere Stadt, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 04.10.2003, S. 11.

Thum hat seine Untersuchung nicht als bloße Geschehensgeschichte angelegt, sondern kultursoziologische Fragestellungen ins Zentrum seiner Überlegungen gestellt. Den Diskursen über die Prägung des kollektiven Gedächtnisses (Jan Assmann u.a.) folgend, fragt Thum nach bewusst eingesetzten Mitteln und unbewusst wirkenden Mechanismen, die es den neuen polnischen Bewohnern ermöglichten, „wieder Wurzeln zu schlagen und die fremde Stadt Breslau zu der ihren zu machen“ (S. 43 f.). Die unmittelbare Nachkriegsgeschichte Schlesiens – der Aufbau der polnischen Verwaltung, die Ankunft polnischer Siedler und die Vertreibung und Zwangsausiedlung der deutschen Bevölkerung – ist in den vergangenen Jahren verstärkt in den Blick gerückt.² In geringerem Maße gilt dies für einzelne Aspekte der kulturellen Aneignung, etwa die Propagandawirkung der „Ausstellung der Wiedergewonnenen Gebiete“, die 1948 auf dem ehemaligen Breslauer Messegelände rund um die Jahrhunderthalle stattfand, oder der selektiven Kriterien folgende Wiederaufbau, auf den vor allem in übergreifenden Darstellungen zum Umgang mit dem Kulturerbe nach 1945 hingewiesen wurde.³ Gregor Thum hat sich ganz auf die Vorgänge in Breslau konzentriert und darf für sich beanspruchen, die erste derart profunde und vielschichtige Darstellung der Geschichte des polnischen Wrocław nach 1945 geschrieben zu haben. Eine vergleichbare kulturhistorische Studie über einen Ort, an dem nach 1945 ein kompletter Bevölkerungsaustausch stattfand, hat Bert

² Exemplarisch seien hier genannt Andreas R. Hofmann, *Die Nachkriegszeit in Schlesien. Gesellschafts- und Bevölkerungspolitik in den polnischen Siedlungsgebieten 1945 bis 1948*. Köln 2000; Beata Ociepka, *Niemcy na Dolnym Śląsku w latach 1945–1970* [Die Deutschen in Niederschlesien in den Jahren 1945–1970]. Wrocław 1999; Bernadetta Nitschke, *Vertreibung und Aussiedlung der deutschen Bevölkerung aus Polen 1945 bis 1949*. München 2003 (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. 20); poln. Originalausgabe: Zielona Góra 1999.

³ JakubTyszkiewicz, *Sto wielkich dni Wrocławia. Wystawa Ziem Odzyskanych we Wrocławiu a propaganda ziem zachodnich i północnych w latach 1945–1948* [Breslaus hundert große Tage. Die Ausstellung der Wiedergewonnenen Gebiete und die Propaganda der West- und Nordgebiete 1945–1948]. Wrocław 1997. Eine kritische Revision der polnischen Wiederaufbaupraxis nach 1945, u.a. in Breslau, gab erstmals Konstanty Kalinowski, *Der Wiederaufbau der Altstädte in Polen in den Jahren 1945–1960*, in: *Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege* 32 (1978), S. 81–93. Gregor Thum verwies mit Recht darauf, dass Einzeluntersuchungen zum Wiederaufbau Breslaus bislang nur von daran beteiligten Autoren vorliegen, z.B. Olgierd Czerner, *Odbudowa staromiejskiego zespołu Wrocławia w świetle zmiennych poglądów i doktryn* [Der Wiederaufbau der Breslauer Altstadt im Kontext sich wandelnder Konzepte und Doktrinen], in: *Odbudowa miast historycznych* [Der Wiederaufbau historischer Städte], hrsg. v. Maria Lubocka-Hoffmann. Elbląg 1998, S. 55–67.

Hoppe im Jahr 2000 über Königsberg/Kaliningrad veröffentlicht; allerdings reichte dessen Betrachtungszeitraum nur bis 1970.⁴

Der Autor hat intensive Archivstudien betrieben und vor allem die zeitgenössische Publizistik ertragreich ausgewertet. Zudem lässt er immer wieder Zeitzeugen zu Wort kommen. Seinen Stoff hat er in zwei Abschnitte untergliedert: Unter der Überschrift „Nachkriegszeit – Der Bruch und das Überleben“ entwickelt er anhand der Fakten zunächst die Geschehensgeschichte, der Schwerpunkt liegt dabei auf dem ersten Jahrzehnt nach 1945. Im Abschnitt „Gedächtnispolitik – Die Verwandlung der Stadt“ untersucht Thum die Strategien zur Ausprägung einer neuen kollektiven Identität. In einem kurzen „Ausblick“ zeichnet er abschließend die Entwicklung bis in die Gegenwart nach.

Thum hat seinen Ausführungen einen „Prolog“ vorangestellt, in dem er die Vorgeschichte des Mai 1945 umreißt. Er verweist auf die wichtige Rolle der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Handelsmetropole Breslau am Schnittpunkt der Kulturen, ihre „Verwobenheit mit dem östlichen Europa“ (S. 15), auf die friedliche Koexistenz der Konfessionen und der Religionen. Er skizziert den Bedeutungsverlust der Stadt in den folgenden Jahrhunderten, der im kollektiven Bewusstsein einen Komplex der Provinzialität entstehen ließ. In der nationalistisch aufgeladenen Stimmung des späten 19. Jahrhunderts, vor allem aber nach den territorialen Neuordnungen nach dem Ersten Weltkrieg, durch die Breslau sein Hinterland verlor, erwuchs daraus eine Bollwerkmentalität, die letztlich der NSDAP zugute kam. Der Autor schildert die Zerstörung des sozialen Gefüges und schließlich auch der baulichen Substanz der Stadt durch die nationalsozialistischen Machthaber: „Die Vertreibung der Deutschen begann mit der Vertreibung der Breslauer Juden“ (S. 17). Der Befehl zur Evakuierung der zur „Festung“ erklärten Stadt wurde im Januar 1945 viel zu spät erteilt, um eine zumindest einigermaßen geordnete Flucht zu ermöglichen. In der bis Mitte Februar noch unversehrten Stadt ordnete die politische Führung aus „strategischen Gründen“ weitflächige Sprengungen im Zentrum an; es folgten die schweren Zerstörungen und Menschenverluste während der Kämpfe um die „Festung“, die erst am 6. Mai endeten.

⁴ Bert Hoppe, *Auf den Trümmern von Königsberg. Kaliningrad 1946–1970*. München 2000 (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte. 80). Diese Publikation scheint Thum entgangen zu sein; anders als die Aufsätze von José M. Faraldo zu Posen oder Jacek Friedrich zu Danzig nennt er sie nicht.

Thum erläutert die Beschlüsse der Alliierten zur „Westverschiebung“ Polens, die nicht den Vorstellungen der polnischen Exilregierung entsprachen. Die von Moskau eingesetzte kommunistische Regierung begann unmittelbar nach Kriegsende mit der Umsetzung, lange bevor am 2. August 1945 das Abschlusskommuniqué der Potsdamer Konferenz veröffentlicht wurde.

Der Hauptteil des Buches beginnt mit der „Landnahme“ (S. 60), die in Breslau bereits am 9. Mai 1945 erfolgte; der rasche Aufbau einer polnischen Verwaltungsstruktur sollte vollendete Tatsachen schaffen. Vor allem im Bildungs- und Kultursektor (Universität, Denkmalpflege, Museumswesen) rekrutierte sich das Personal zu einem Großteil aus Lemberg und prägte das kulturelle Leben der Stadt über mehrere Jahrzehnte. Dadurch konnte der Eindruck entstehen, dass die neuen Breslauer Einwohner vor allem aus Ostgalizien vertriebene Polen gewesen seien. Gestützt auf frühere Untersuchungen legt Thum im Kapitel „Bevölkerungsaustausch“ dar, dass nur etwa ein Viertel der Ansiedler aus den ehemaligen polnischen Ostgebieten stammte, an die 45% kamen aus Zentralpolen. Der Autor behandelt die „wilden Vertreibungen“ der Deutschen zwischen Mai und August 1945 und die organisierten Zwangsausiedlungen, das Zusammenleben von Deutschen und Polen bis zum Abschluss der Aussiedlungsaktionen Ende 1947 sowie das komplizierte Verhältnis zwischen Polen, Deutschen und der sowjetischen Militärverwaltung. Er thematisiert die Schwierigkeiten, den Organismus der Großstadt mit Siedlern aus ländlichen Gebieten am Laufen zu halten („Verdörflichung der Stadt“, S. 161), beschreibt Vandalismus, Verfall und den blühenden Schwarzmarkt. Dabei weist Thum darauf hin, dass die Situation in den kleineren Städten und ländlichen Regionen noch dramatischer war, weil materielle Schwierigkeiten den Aufbau staatlicher Institutionen verzögerten und es an Neusiedlern mangelte. Er bettet die Breslauer Entwicklung in den gesamtstaatlichen Kontext ein und vergleicht die Entscheidungen zum Wiederaufbau in Breslau mit den Prämissen, die für Warschau aufgestellt worden waren. Die Ausführungen zum Wiederaufbau und zur Stabilisierung im Laufe der 1950er Jahre leiten über zum zweiten großen Abschnitt des Bandes – der „Gedächtnispolitik“.

An den Anfang dieses Parts stellt der Autor ein soziologisches Porträt der „zusammengewürfelten Gesellschaft“ (S. 255), charakterisiert deren Gefühl der Vorläufigkeit und Fremdheit in der zerstörten, unwirtlichen Stadt. Er verdeutlicht, dass den Machthabern allein aus politischen Gründen – um die neuen Territorien auf Dauer beherrschen und bewirtschaften zu können – daran gelegen sein musste,

den neuen Bewohnern eine lokale Identität zu vermitteln, die im polnischen Nationalbewusstsein zu verankern war. Die folgende umfassende Analyse der einzelnen Bausteine, die die „Ingenieure des kulturellen Gedächtnisses“ zur politischen Legitimierung der Inbesitznahme des Landes verwendeten, ist beeindruckend. Zwar waren einzelne Elemente dieses Prozesses – die „Tradition des polnischen Westgedankens“ auf der Basis des Piasten-Mythos, die Konstruktion einer Kontinuitätslinie „von Friedrich II. zu Hitler“ oder die Polonisierung der topografischen Namen – bereits Gegenstand früherer Untersuchungen,⁵ der vorliegende Band jedoch bietet erstmals eine stringente Zusammenschau. Eine besondere Bedeutung für die Formierung des kollektiven Gedächtnisses der neuen Breslauer Bevölkerung schreibt Thum zu Recht den Baudenkmalern zu, die für jeden, der sich im Stadtraum bewegt, erfahrbar sind. Ausführlich geht er auf den Wiederaufbau der Altstadt bis Mitte der 1950er Jahre ein; er zeigt, wie dabei die mittelalterliche, „piastische“ Bausubstanz sowie das kulturelle Erbe der Habsburger Zeit herauspräpariert und die preußischen Jahrhunderte marginalisiert wurden. Dabei verweist der Autor auf die scharfsinnigen Argumentationen von Denkmalpflegern und Kunsthistorikern gegenüber der Politik, um die Zerstörung von Bauten zu verhindern, deren architekturhistorische Bedeutung sie jenseits aller nationalen Antagonismen erkannten. Die Wirkung der offiziellen Propaganda war jedoch stärker und lieferte dem Vandalismus einen Freibrief: Die Verluste an Architekturdenkmälern in Breslau waren – wie in den Nord- und Westgebieten generell – erheblich.

Am Beispiel der Denkmalpfleger thematisiert Thum zwar subversive Tendenzen gegenüber der Rhetorik der offiziellen Verlautbarungen, doch versäumt er es, diesen Strang weiter zu verfolgen. Zu fragen wäre nicht allein nach den gesellschaftlichen Wirkungen der Geschichtspropaganda, sondern auch nach den langfristigen Effekten von deren Kritik, die in Intellektuellenkreisen schon kurz vor Stalins Tod vernehmbar wird. Die in den späten 1950er Jahren entstehende avantgardistische Theater- und Literaturszene ist in diesem Kontext zu sehen und daher nicht als „erstaunlicher kultureller Aufschwung“ (S. 497) zu werten. Die Stärke der Oppositionsbewegung

⁵ Eine Reihe einschlägiger Beiträge u.a. in *Wspólne dziedzictwo? Ze studiów nad stosunkiem do spuścizny kulturowej na Ziemiach Zachodnich i Północnych* [Gemeinsames Erbe? Studien zum Umgang mit dem kulturellen Erbe in den West- und Nordgebieten], hrsg. v. Zbigniew Mazur. Poznań 2000; *Deutsche Ostforschung und polnische Westforschung im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik. Disziplinen im Vergleich*, hrsg. v. Jan M. Piskorski, Jörg Hackmann u. Rudolf Jaworski. Osnabrück/Poznań 2002.

der 70er und 80er Jahre gerade in Breslau und Danzig kann auf die besondere Sensibilität der Bürger gegenüber inhaltsleeren Parolen zurückgeführt werden. Und auch die wachsende Akzeptanz des deutschen Kulturerbes ist nicht allein, wie Thum dies in seinem bis in die Gegenwart geführten „Ausblick“ formuliert, auf den Wandel und die Annäherung im deutsch-polnischen Verhältnis zurückzuführen. Vielmehr müsste auch hier der Widerstand gegen die Tabuisierung der Geschichte mit in Betracht gezogen werden, nicht nur hinsichtlich der deutschen Vergangenheit der Stadt, sondern gleichermaßen bezüglich der Herkunft eines beträchtlichen Teils der Breslauer Nachkriegsgesellschaft aus den ehemaligen polnischen Ostgebieten.

Kaum herausgearbeitet ist eine weitere entscheidende Voraussetzung für die Ausprägung einer eigenen lokalen Identität und für den heutigen unverkrampften Umgang mit dem deutschen Kulturerbe: Mittlerweile kann mit berechtigtem Stolz auf eine eigene, polnische Nachkriegstradition zurückgeblickt werden – aus den Ruinen ist Wrocław zu einer prosperierenden Großstadt geworden, die der dritten und vierten Generation selbstverständliche Heimat ist. Dies verleiht die Selbstgewissheit, das „fremde“ Kulturerbe nicht nur zu tolerieren, sondern es als „gemeinsames“ Kulturerbe zu verstehen und zu pflegen.

Die politische Wende von 1989 hat diesen schon lange latent vorhandenen Strömungen den Weg in die breite Öffentlichkeit geöffnet. Unzählige Publikationen, Ausstellungen, Diskussionsveranstaltungen etc. haben sich seither gerade auch mit den „preußischen“ Jahrhunderten auseinandergesetzt und finden ein großes Publikumsinteresse. Kenntnissreich schildert Thum die aktuelle Situation.

Die genannten Kritikpunkte (denen das Fehlen eines Registers hinzuzufügen wäre) schmälern den Wert des Buches nicht. Thum ist ein äußerst faktenreicher Beitrag zur Breslauer Stadtgeschichte nach dem Zweiten Weltkrieg gelungen, die er in die Geschichte der Vertreibungen in Europa und die Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen einordnet. Besonders faszinierend sind dabei die kultursoziologischen Ausführungen zur Gedächtnispolitik. Der Band zeichnet sich durch die Ausgewogenheit der Darstellung aus – darauf sei angesichts der eingangs zitierten Rezension von Herbert Hupka explizit hingewiesen. Besondere Erwähnung verdient auch der Sprachduktus des Buches, das sich anregend wie ein Essay liest, ohne wissenschaftliche Exaktheit vermissen zu lassen.

Beate Störtkuhl, Oldenburg

Raimo Pullat, Die Geschichte der Stadt Tallinn. Reval von seinen Anfängen bis zum Zweiten Weltkrieg. Tallinn: Estopol 2003, 190 S., Abbildungen.

Die bereits 1998 in englischer Sprache erschienene Geschichte Revals von Raimo Pullat, Inhaber des Lehrstuhles für Stadtkultur an der Tallinner Pädagogischen Fakultät, liegt nunmehr auch in deutscher Übersetzung von Carsten Wilms mit einer Einleitung von Jürgen Dröge, dem deutschen Botschafter in Estland, vor. Dröge betont die jahrhundertelangen Verbindungen Revals zu Deutschland, die zwar 1939 unterbrochen, aber seit 1991 im zusammenwachsenden Europa wieder aufgenommen wurden. Pullat hat das Buch für die historisch interessierten Besucher aus Deutschland und anderen Ländern West- und Mitteleuropas, die seit dem Fall des Eisernen Vorhangs die wertvollen Schätze der Hauptstadt des unabhängigen Estlands aufsuchen, aber auch für Studenten als wissenschaftlich fundierte, gleichwohl leicht verständliche Darstellung konzipiert. Dabei konnte er auf die zahlreichen im Literaturverzeichnis nachgewiesenen Vorarbeiten zurückgreifen. Zu diesen gehören neben anderen auch die meisten der Monografien, die in der Nachkriegszeit in der Bundesrepublik Deutschland auf der Basis der zunächst im Göttinger Archivlager, später im Bundesarchiv Koblenz verwahrten Bestände des Revaler Stadtarchivs verfasst wurden. Wo es notwendig war, griff Pullat auf die 1990 wieder in Reval zusammengeführten Archivalien zurück. Erklärtermaßen stellt der in Tallinn geborene Pullat die Geschichte seiner Heimatstadt bis 1940 dar, die wohl für ihn wie bereits 1533 für Ludolfus Winnegalle, Gehilfen des Revaler Ratssekretärs, die *optima civitas in tota Livonia* ist.

Im Abschnitt „Das alte Tallinn“, der mit 74 Seiten der umfangreichste ist, entwirft Pullat ein detailliertes Bild der Zeit von den Anfängen bis 1561. Dabei reflektiert er auch umstrittene Punkte wie z.B. den Namen der Stadt. Eine eingehende, von drei Skizzen gestützte Beschreibung des Domberges, der Unterstadt und der Umgebung Revals lässt die Topografie lebendig werden, ohne dass man eine Karte zu Rate ziehen müsste. Die Entstehung der Stadt, so zeigt der Verfasser, war untrennbar mit den Interessen deutscher und dänischer Eroberer des 13. bzw. 14. Jahrhunderts in Estland verbunden. Seit 1238 mit Estland unter dänischer Herrschaft, erhielt die Revaler Unterstadt bereits 1248 durch die Verleihung des Lübischen Rechtes ihre bis ins 19. Jahrhundert fortbestehende Autonomie und war mit Lübeck und

dessen Rechtskreis verbunden, bevor Estland 1346 unter die Herrschaft des livländischen Zweiges des Deutschen Ordens und damit in engere Verbindung zum mittelalterlichen *Imperium Romanum* kam. In dieser Epoche prägte sich das bis heute noch sichtbare Bild der Altstadt aus. Die Zugehörigkeit zur Hanse ließ Reval an deren Handelsbeziehungen partizipieren und war wichtiger Faktor des städtischen Lebens, das Pullat in allen seinen Bereichen lebendig werden lässt: die städtische Verwaltung, z.B. das Finanzwesen, und das Gericht durch den Rat, die Gilden und Handwerksämter, die äußeren Beziehungen, schließlich die Auswirkungen der lutherischen Reformation werden dargestellt. Wer sich genauer in der Revaler Geschichte dieser Zeit auskennt, wird Ergänzungen anbringen können, z.B. die Auswirkungen des Machtkampfes zwischen Lübeck, Dänemark und Schweden ab 1513 auf die Geschicke Revals.

„Von Krieg zu Krieg“ ist die Zeit unter schwedischer Herrschaft von 1561 bis zur Eingliederung ins Russische Reich überschrieben. Die Schrecken des Livländischen Krieges (1558–1583) belegt Pullat mit einem Zitat aus der Chronik des Balthasar Rüssow. Indem Reval sich wie die harrisch-wierische Ritterschaft der schwedischen Krone unterstellte, bewahrte es seine Autonomie. Dass es sich trotzdem kaum vom Livländischen Krieg erholte und in Konflikt zu den Interessen der Krone Schwedens, namentlich unter Gustav II. Adolf geriet, wird von Pullat ebenso aufgezeigt, wie er die demografischen Veränderungen und sozialen Spannungen referiert.

Der große Nordische Krieg (1700–1721) machte Reval erneut zum Objekt der großen Politik. Im Kapitel „Vom Nordischen Krieg bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts“ zeigt Pullat zunächst, dass die seit 1710 unter russischer Herrschaft stehende Stadt zwar ihre Autonomie wahren konnte, sich aber nur schwer vom Krieg erholte. Doch stabilisierten sich die städtischen Finanzen im Laufe des 18. Jahrhunderts. Die Anpassung der nach dem Intermezzo der Statthalterchaftszeit wiederhergestellten autonomen städtischen Verwaltung an die veränderten Bedürfnisse der vorindustriellen Jahrzehnte findet ebenso Erwähnung wie die Einführung der Gewerbefreiheit 1866. Als entscheidenden Impuls in der Entwicklung der Wirtschaft und Gesellschaft Revals sieht Pullat den Anschluss an das russische Eisenbahnnetz 1870. Die nun entstehenden Industriebetriebe schufen die Voraussetzung für die Ausbildung einer breiten, aus Esten, Russen und anderen Nationalitäten bestehenden Arbeiterschicht.

„Ein Schritt in Richtung Metropole“ erfolgte für Reval durch die Industrialisierung, wie Pullat in Anlehnung an Eduard Vilde die Dar-

stellung dieser Epoche überschreibt. Mit detaillierten Zahlenangaben werden die Entwicklung der Industrie, die Verfünffachung der Bevölkerung und deren Strukturwandel neben anderen Aspekten wie Finanzen und Bildung belegt. Bedeutungsvoll war auch der Verlust der Autonomie des Rates durch die neue Gemeindeverfassung 1877 bzw. 1889, die Esten und Russen 1904 einen historischen Wahlsieg ermöglichte. „Die Jahre der Unabhängigkeit“ – so das abschließende Kapitel – seit dem 24. Februar 1918 brachten Tallinn erstmals den Hauptstadtstatus, wenngleich wirtschaftliche und demografische Turbulenzen zu bewältigen waren. Für die 30er Jahre geht Pullat von einer umfassenden Konsolidierung der Verhältnisse bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges aus, der auch das Ende der Darstellung markiert.

Eine Auflistung deutscher, österreichischer und schweizerischer Institutionen in Estland, 25 wichtige Internetadressen aus Tallinn und ein Plan der Innenstadt runden den Band ab. Wer immer sich wissenschaftlich mit der faszinierenden Geschichte Revals befassen will, die Jahrhunderte lang gleichermaßen „deutsch“ wie „undeutsch“ geprägt war, oder als Tourist das UNESCO Weltkulturerbe Altstadt in der Hauptstadt Estlands besuchen möchte, hat mit dem vorliegenden Buch eine konzise und in allen Kapiteln fakten- und facettenreiche Einführung zur Hand.

Alfred Ritscher, Bad Arolsen

Riga und der Ostseeraum. Von der Gründung 1201 bis in die Frühe Neuzeit, hrsg. v. Ilgvars Misāns u. Horst Wernicke. Marburg: Verlag Herder-Institut 2005, 486 S., Abbildungen (Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung. 22).

Die Festreden zur 800-Jahr-Feier Rigas sind längst verklungen; einen Nachklang findet der Geburtstag der Stadt dafür jetzt nach und nach in Form ehrgeiziger Publikationen, die auf wissenschaftliche Begegnungen während des Jubiläumsjahrs 2001 zurückgehen. Zu der großen internationalen Tagung „Riga und der Ostseeraum in der Geschichte: Regionale Verbindungen und Multikulturalität“, die den seinerzeit in die lettische Hauptstadt gereisten Teilnehmerinnen und Teilnehmern auf ewig dadurch im Gedächtnis bleiben wird, dass als Eröffnungstag der 11. September 2001 angesetzt war, ist nach dem

bereits 2004 vorgelegten Band „Riga im Prozeß der Modernisierung“ (herausgegeben von Eduard Mühle und Norbert Angermann), der Themen aus der jüngeren Vergangenheit bündelt, nun auch der Band „Riga und der Ostseeraum. Von der Gründung 1201 bis in die Frühe Neuzeit“ erschienen. Die Zahl der darin versammelten Beiträge – 32 – ist so groß, dass es angesichts des begrenzten Platzes, den eine Rezension bietet, nicht möglich wäre, über jeden einzelnen dieser Beiträge mehr zu sagen, als bereits den Einleitungsworten der Herausgeber, Ilgvars Misāns aus Riga und Horst Wernicke aus Greifswald, zu entnehmen ist. Dass daher nur einige wenige nachfolgend auch von ihrem Inhalt her vorgestellt werden können, sehen die Autorinnen und Autoren der anderen dem Rezensenten hoffentlich nach.

Von den insgesamt 26 deutsch- und sechs englischsprachigen Aufsätzen des Bandes sind ihrer thematischen Ausrichtung nach 16 dem Mittelalter und 14 der Frühen Neuzeit zuzuordnen; die verbleibenden zwei entfallen auf die Zeitspanne, die im Kontext baltischer Geschichte die Schwelle zwischen beidem markiert – die des Livländischen Krieges. Inwieweit zu dessen Vorgeschichte der „Eigennutz der Lifflandischen stette“ gehörte (und inwieweit besagtes Zitat aus einem Lübecker Rezessregister den Hansestädten des livländischen Raums zu Unrecht eine einheitliche Haltung unterstellt), thematisiert Rainer Postel (S. 139-148), während Wilhelm Lenz jene in Rigas Stadtgeschichte so interessanten zweieinhalb Jahrzehnte, für welche er seit seiner einschlägigen Monografie als Experte zu gelten hat,¹ unter dem Aspekt aufgreift: „Untertanentreue‘ gegenüber dem Heiligen Römischen Reich? Rigas Vorbehalte gegen einen Herrschaftswechsel bei der Auflösung der Livländischen Konföderation“ (S. 249-260).

Die an der Chronologie orientierte Aufeinanderfolge der Aufsätze im Buch selbst legt freilich nahe, auch in dieser Rezension zunächst ein paar der Beiträge zum Mittelalter anzusprechen. Geboten wird in diesem Zusammenhang mehr, als der Untertitel-Anfang verspricht – offenbar ganz im Geiste des Konzepts der Rigaer Feierlichkeiten von 2001: Auch deren Initiatoren war es wichtig erschienen, im Zuge eines mehrjährigen Vorlaufs zum eigentlichen Stadtjubiläum auf die für das Baltikum keineswegs geschichtslose Zeit vor 1201 zurückzublicken. In der vorliegenden Publikation tut dies besonders Andris Šnē. Will man sich in den Forschungsstand zu den Vorgängersiedlungen einiger heutiger Städte und zu den Burghügeln entlang der größeren Flüsse

¹ Wilhelm Lenz, Riga zwischen dem Römischen Reich und Polen-Litauen in den Jahren 1558–1582. Marburg a.d.L. 1968.

Lettlands einlesen, so verschafft Šnēs Text über „Emergence and Development of Early Urbanism in the Late Prehistoric Latvia“ (S. 24-36) einen guten ersten Überblick.

„Riga – ein Vorort der livländischen Städte im Mittelalter?“ – diese berechtigte Frage wirft Herausgeber Ilgvars Misāns in seinem eigenen Beitrag auf (S. 169-179) und stellt einleitend fest, dass Bemühungen, umfassend zu definieren, was einen hansischen „Vorort“ kennzeichnet, noch immer ausstehen. Der Versuchung, eine Vorort-Eigenschaft mit Blick auf das mittelalterliche Livland allzu eindeutig Riga zuzuweisen, setzt der Autor eine ganze Anzahl relativierender Beobachtungen entgegen, die vor allem das gleichzeitige Gewicht Revals und Dorpats betreffen, denn – so Misāns (S. 176): „Trotz aller Unterschiede ist die Stellung der zwei estländischen Städte als hervorragende Zentren im livländischen Raum wohl etwa mit der (...) Stellung Dortmunds und Münsters im westfälischen oder Deventers und Wesels im niederrheinisch-ostniederländischen Raum vergleichbar.“

Jeweils ein konkretes Segment der Außenbeziehungen Rigas betrachten Jens E. Olesen unter dem Titel „Riga und Dänemark im Mittelalter“ (S. 180-192) und Jürgen Sarnowsky unter dem Titel „Riga und Danzig im 15. Jahrhundert“ (S. 193-210). Olesen blendet sonstige für Riga wesentliche Entwicklungslinien nicht aus, verordnet sich die meiste Präzision aber doch dort, wo Auswirkungen der Politik Dänemarks sein Thema sind. Die Fokussierung Rigas gelingt bei diesem Streifzug durch mehrere Jahrhunderte auf originelle Weise dadurch, dass Olesen stets belegt, zu welchem Zeitpunkt und unter welchen Umständen die Stadt an der Düna Kenntnis von einem jeweiligen Ereignis im übrigen Ostseeraum erhielt.

Dass nicht sämtliche 32 Autorinnen und Autoren, die an der vorzustellenden Publikation mitgewirkt haben, sich so unmittelbar Riga zuwenden, braucht nicht notwendigerweise beanstandet zu werden; denn mit der Lektüre manch eines der auf andere Städte konzentrierten Beiträge verbindet sich durchaus Freude, dass ihm aufgrund seiner Aufnahme in diese Publikation Beachtung gewiss ist, die sonst eventuell in Frage gestanden hätte. In besonderem Maße gilt dies für Heiki Valks (englischsprachige) Präsentation archäologischer Befunde zur Entstehung der Stadt Viljandi (Fellin) im heutigen Südostland (S. 95-107). Systematisch werden in Viljandi erst seit 1996 Grabungen durchgeführt – mit gut vier Jahrzehnten Abstand also zu Paul Johansens Aufsatz „Lippstadt, Freckenhorst und Fellin in Livland“,² der

² Paul Johansen, Lippstadt, Freckenhorst und Fellin in Livland. Werk und Wirkung Bern-

seine fortdauernde Bekanntheit wohl vor allem dem einprägsamen, natürlich auch von Valk zitierten Terminus „Stadt auf dem Schilde“ verdankt; dieser diente Johansen zur Bezeichnung eines in Fellin/Viljandi, daneben aber offenkundig etwa auch im mittelalterlichen Kokenhusen/Koknese verwirklichten Stadtgrundriss-Typs, dessen mutmaßliche Weiterverbreitung von Westfalen nach Livland mit der Missionstätigkeit Bernhards II. zur Lippe in Verbindung gebracht werden konnte. Nachdem nicht nur Johansens, sondern in jüngerer Zeit auch noch Kaur Altoas Deutung der Stadtanlage von Viljandi völlig ohne archäologische Daten erfolgte, ist es von hohem Reiz, beide – die des Historikers und die des Kunsthistorikers – nunmehr mit Valks Zusammenfassung neuester Erkenntnisse aus den letzten Jahren abgleichen zu können. Klares Wissen aus Sicht der Archäologie hat man inzwischen beispielsweise um die Mauerdicke der Stadtbefestigung: Sie stand derjenigen im damaligen Dorpat oder Reval nicht bzw. kaum nach, was die Folgerung zulässt, dass dem mittelalterlichen Fellin einmal ein Ausmaß an Bedeutung zgedacht war, das es so nie erreicht hat (S. 106). Valks Kennzeichnung der Felliner Bevölkerung des 13. Jahrhunderts als „multinational“ (S. 104) bezieht sich auf Funde im Bereich des Chors der Johanniskirche, die eine gewisse Vielfalt aufweisen und dafür sprechen, dass an der betreffenden Stelle ein erster, nicht mit dem späteren identischer Marktplatz gelegen hat.

Über zwei der einstigen „Städte auf dem Schilde“ – neben Kokenhusen/Koknese vor allem Wolmar/Valmiera – erfährt man in dem hier vorliegenden Band auch von Ojārs Spārītis manch Interessantes. „Schwedische Impulse im Städtebau im lettischen Teil Livlands im 16. und 17. Jahrhundert“ (S. 380-399) veranschaulicht Spārītis natürlich hauptsächlich für Riga, zuletzt aber auch noch am Beispiel des grenznahen Marienburg/Alūksne. Bedauerlicherweise scheint im Fall dieses Beitrags, nachdem er von lettischer Hand vergleichsweise gut ins Deutsche übertragen wurde, kein Gegenlesen durch einen deutschen Muttersprachler mehr stattgefunden zu haben. Ungeschoren blieben infolgedessen Sätze wie (S. 382): „Das Territorium Lettlands war in der Zeit des Absolutismus ständig den Angriffen der Königreiche Polen und Schweden zur Vergrößerung ihres politischen Einflusses als Randprovinz ausgesetzt.“ Hierzu gesellen sich allerlei Anachronismen, die man mit wenig Umformulierungsaufwand hätte glätten kön-

hards II. zur Lippe im Ostseeraum, in: Westfalen, Hanse, Ostseeraum. Beiträge von Luise von Winterfeld, Albert K. Hömberg, Paul Johansen, Hans Thümmeler, Bernhard Riering. Münster 1955, S. 95-160.

nen, so etwa die Behauptung, „Ende des 16. Jahrhunderts“ sei „an der Eisenbahnbrücke das Düna-Rondell aufgeschüttet“ worden (S. 383).

Mit Spārītis' Ausführungen ist bereits die Palette der frühneuzeitlichen Themen innerhalb des Buches angerissen; auch sie sei im Nachfolgenden anhand weiterer Beispiele kurz skizziert.

Dem Buchtitel „Riga und der Ostseeraum“ wird auf idealtypische Weise der Beitrag von Ralph Tuchtenhagen über „Riga im Rahmen des schwedischen Merkantilismus“ (S. 295-320) gerecht. Genau genommen blickt Tuchtenhagen sogar weit über den Ostseeraum hinaus, nämlich zunächst auf die von West- bis Ostindien reichende und damit beinahe weltumspannende Zirkulationssphäre, in die der Ostseeraum seit dem frühen 16. Jahrhundert nur mehr als Teil eingebunden war und in der die entscheidenden Antriebskräfte von der niederländischen Wirtschaft ausgingen. Schweden musste sich, da es keine große Handelsflotte besaß, umso mehr Bedeutung als „Zwischenhändlerimperium“ (S. 304) verschaffen und folglich (zumindest in Anbetracht der merkantilistischen Lehre von der Konstanz des Gesamthandelsvolumens) bemüht sein, möglichst viele Knotenpunkte des Warenaustauschs unter seine Kontrolle zu bringen. Tuchtenhagen erinnert daran, dass entsprechende Planspiele Schwedens zeitweise sogar demjenigen Ort galten, dessen Ausbau dieser Politik am grundsätzlichsten zuwiderlief. Denn ebenjener Ort – das 1584 gegründete Archangel'sk – lenkte in der Zeit seit dem Frieden von Stolbovo (1617), als der Moskauer Staat keinen Zugang zur Ostsee hatte, den westlichen Russlandhandel in einem Ausmaß auf sich, dass die handelspolitisch auf Russland ausgerichteten Städte unter schwedischer Herrschaft – Narva und Ivangorod, aber auch Reval und Nyen – zwangsläufig geschwächt wurden. Riga hingegen, so eine der zentralen Feststellungen, war von dieser Negativentwicklung nicht betroffen. Auf ein anderes Hinterland hin orientiert, verzeichnete es vielmehr stetige Auftragszuwächse. Die Stadt profitierte hiervon ebenso wie der Staat: Letzterer allein mit der Einschränkung, dass sein Profitanteil, die Zölle, nie eine Höhe erreichen durfte, die dazu geführt hätte, Warenströme dennoch von Riga fern zu halten. Auch scheint es nach Tuchtenhagen, als habe diese Stadt ihre nützliche Rolle innerhalb des merkantilistischen schwedischen Wirtschaftssystems gerade dadurch erfüllen können, dass sie dessen Vereinheitlichungstendenzen nicht mit letzter Konsequenz unterworfen wurde.

Welchen alternativen Weg der Warenverkehr unter Umgehung Rigas hätte nehmen können, und zwar immer noch sehr in dessen Nähe, beleuchtet Markus Lux unter der Überschrift „Riga und die Städ-

te des Herzogtums Kurland und Semgallen“ (S. 408-423). Dabei wird deutlich, dass die von staatlicher Seite erhobenen Zölle in Riga während der Schwedenzeit eben doch so hoch waren, dass die Stadt der Niedrigzollpolitik des benachbarten Herzogtums wenig entgegenzusetzen hatte – nämlich nur die Erhöhung eines ihrer eigenen Zölle, des so genannten Bolderaa-Zolls, durch den sie die Beförderung von Waren flussabwärts von Mitau/Jelgava über die Semgaller Aa (lett. Lielupe) unlukrativ machen konnte. Der Autor weist mit Recht darauf hin, dass Schweden sich lange Zeit abgeneigt zeigte, zugunsten Rigas gegen die kurländischen Städte einzuschreiten: Die Aufforderungen der Reichsregierung, Riga möge sich einvernehmlich mit den Kurländern einigen, scheinen seit der Gefangennahme Herzog Jakobs auf der Festung Ivangorod während des Ersten Nordischen Krieges weitgehend vergessen – zumal da diese, wie Lux erwähnt (S. 417), auch unter dem Vorwurf erfolgte, der Herzog habe Rigas Handelsinteressen geschadet.

Den von seiner Themensetzung her verdienstvollen Beitrag von Lux durchzieht eine stilistische Eigentümlichkeit, für die man unter Umständen aber weniger den Autor und eher einen möglichen Redakteur verantwortlich machen muss: Einem von beiden erscheint das Wort „Zarenreich“ offenbar kaum ohne den Adjektivzusatz „russisch“ gebrauchsfähig (auffällig vor allem auf S. 418); und interessanterweise erst im Schlusssatz (S. 422) lässt er „das russische Zarenreich“ einmal einfach nur „das Zarenreich“ sein.

Wer viele inhaltliche Überschneidungen zwischen Ralph Tuchtenhagens oben besprochenem Beitrag „Riga im Rahmen des schwedischen Merkantilismus“ und den vorangestellten Ausführungen Elisabeth Harder-Gersdorffs über „Riga als Handelsmetropole des Ostseeraums in der Frühen Neuzeit (16.–18. Jahrhundert)“ (S. 261-294) fürchtet, sieht sich auf angenehme Weise getäuscht. Der eigentlichen Herrschaftsausübung Schwedens über die östlichen Ostseestädte, d.h. vor allem rechtlich-administrativen Aspekten, widmen sich in dem Sammelband unterdessen gleich drei Aufsätze: Aleksander Loit behandelt „Die Stadt Riga im schwedischen Ostseereich“ und dabei besonders „Die Privilegienfrage“ (S. 321-332), Enn Küng „Die rechtliche Lage der Stadt Narva in schwedischer Zeit (16.–17. Jahrhundert)“ (S. 346-357) und Robert Sandberg „The State and the Integration of the Towns of the Provinces of the Swedish Baltic Empire“ (S. 333-345). Sandberg zieht einen übersichtlichen Vergleich zwischen der jeweiligen Art, wie vormals dänische, deutsche und eben die est-, liv- und ingermanländischen Städte in den schwedischen Staat ein-

gegliedert wurden. Plausibel und eingängig ist dabei Sandbergs doppelte Abstufung in Bezug auf die baltischen und auf die deutschen Städte: Bei Ersteren könne von keiner Inkorporation in das schwedische Städtesystem die Rede sein, bei Letzteren nicht einmal von Integration in das schwedische Reich.

So weit unser Blick auf einige der zahlreichen Aufsätze. Doch was lässt sich über den Gesamtertrag des Werkes sagen? Ein wenig mag man zumindest bedauern, dass ein aus Anlass des Stadtjubiläums publizierter Sammelband zu Riga, wie er hier vorliegt, nicht noch deutlicher, als es sich de facto konstatieren lässt, Desiderate aufnimmt, die in der Forschung der vergangenen Jahrzehnte erkannt und teils klar formuliert wurden. Derartiges Bedauern kommt beispielsweise auf, wenn man sich Manfred Hellmanns Hinweis in Erinnerung ruft, wie wenige der insgesamt 20 Erzbischöfe des mittelalterlichen Erzbistums Riga bislang durch biografische oder sonstige größere Abhandlungen porträtiert wurden. Als Hellmann 1988 vor der Bayerischen Akademie der Wissenschaften einen Vortrag über „Livland und das Reich“ hielt,³ konnte er lediglich zwei tatsächliche Biografien – über Albert Suerbeer sowie Johann von Wallenrode – anführen, ergänzt um eine ebenfalls nur kleine Zahl an Darstellungen der Konflikte einzelner Erzbischöfe mit dem Deutschen Orden. Gewiss wäre es überzogen, hieraus eine Dringlichkeit biografischer Würdigungen möglichst sämtlicher Rigaer Erzbischöfe abzuleiten; doch umso mehr hätte ein Sammelband wie der vorliegende eine Gelegenheit geboten, sich zumindest einmal skizzenhaft, im Umfang eines Aufsatzes eben, dieser oder jener bislang kaum zum Forschungsgegenstand gewordenen Persönlichkeit auf dem Erzbischofsstuhl anzunähern. Die Aufsatzform wäre dabei in dem einen Fall vielleicht geeignet erschienen, weil sich über den Betreffenden nicht ohne weiteres ein eigenständiges Buch füllen ließe, in einem anderen Fall möglicherweise aber auch im Sinne eines ersten Schritts auf dem Wege zu noch detaillierteren Untersuchungen in Betracht gekommen.

An der Aufbereitung des Bandes kann, soweit es die Qualität von Abbildungen und anderen Illustrationen betrifft, nichts ausgesetzt werden. Manche Ungenauigkeit innerhalb einzelner Texte bestätigt freilich, dass es, wenn Sammelbände einen gewissen Umfang annehmen, für die Bearbeiter schwierig wird, sich für alles einen letzten kontrollierenden Blick zu bewahren. In dieser Hinsicht gerät auch das gut

³ Manfred Hellmann, Livland und das Reich. Das Problem ihrer gegenseitigen Beziehungen. Vorgetragen am 5. Februar 1988. München 1989.

gemeinte Bemühen, bei Toponymen – selbst so geläufigen wie „Reval“ – wiederholt die heutige Namensform hinzuzufügen, also möglichst häufig „Reval/Tallinn“ oder „Reval (estn. Tallinn)“ zu schreiben, zu einem Eigentor: Die Insel Ösel beispielsweise heißt auf Estnisch nicht, wie etwa auf S. 182 und S. 186 zu lesen, „Saarema“, sondern „Saaremaa“. Verzeihlicher erscheint eine Jahreszahlenverwechslung auf S. 297, die der Aufmerksamkeit des Rezensenten indes nicht entgehen darf: Adam Smiths „Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations“ wurde 1776 erstmals veröffentlicht, nicht 1789.

Eine Unterlassung, die schon an dem Band „Riga im Prozeß der Modernisierung“ auffiel, betrifft auch den nun hinzugekommenen Band „Riga und der Ostseeraum“: Nirgends finden sich auch nur die geringsten Angaben zur Person der Autorinnen und Autoren – nicht einmal dazu, an welchem Ort diese der Forschung oder Lehre nachgehen. Zwar steht außer Zweifel, dass nahezu alle sich im Zusammenhang mit Forschungen zur Geschichte des Baltikums oder seiner Nachbarregionen längst – die meisten seit Jahrzehnten – einen Namen erworben haben; doch andererseits wünscht man dem Buch ja gerade eine Rezeption über jene Fachkreise, in denen die Beteiligten bestens bekannt sind, hinaus.

Andreas Fülberth, Kiel

Tomas Venclova, Vilnius. Eine Stadt in Europa. Aus dem Litauischen von Claudia Sinnig. Mit Fotografien von Arunas Baltėnas. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag 2006, 246 S., Abbildungen.

Tomas Venclova, 1937 in Klaipėda (Memel) geboren, studierte Lithuanistik und russische Literatur in Vilnius. Er gehört zu den bedeutendsten europäischen Lyrikern der Gegenwart. Nach Zensur und Publikationsverbot musste er als Mitglied einer den sowjetischen Behörden gefährlich gewordenen Gruppe litauischer Intellektueller 1977 Vilnius verlassen. Er lehrte im amerikanischen Exil u.a. in Berkeley, Los Angeles und an der Yale University. Venclova lebt heute in New Haven und Vilnius.

Mit „Vilnius. Eine Stadt in Europa“ legt Tomas Venclova, nach seinem in zahlreiche Sprachen übersetzten „Reiseführer durch Vilnius“ und dem bisher nur in litauischer Sprache veröffentlichten „Vilniuser

Alphabet“, ein weiteres persönliches Buch über seine, aus westlicher Sicht am östlichen Rande Europas gelegene Stadt vor. Die magische Schönheit ihrer geografischen Lage, ihre verworrene Geschichte, interessante Kulturgeschichte und herrliche Architektur faszinieren den Litauer ebenso wie den mit ihm befreundeten und gleichfalls aus Litauen stammenden polnischen Nobelpreisträger Czesław Miłosz. Beide Schriftsteller begreifen Stadt und Region als einen Raum, in dem sich Völker, Sprachen und Kulturen mischen, in dem es keine klaren Grenzen gibt. Gemeinsam mit Miłosz verfasste Venclova einen „Dialog über Wilna“, der 1997 in deutscher Sprache in Miłoszs Erinnerungsbuch „Die Straßen von Wilna“ erschien.¹ Neben Werken Miłoszs übersetzte Venclova auch andere polnische Dichter ins Litauische wie z.B. Cyprian Kamil Norwid, Zbigniew Herbert oder Wisława Szymborska. Im Oktober des Jahres 2000 trafen sich in Vilnius, an der Schnittstelle zwischen Ost und West, drei Nobelpreisträger mit Tomas Venclova, Günter Grass, Czesław Miłosz und Wisława Szymborska, um gemeinsam darüber zu diskutieren, ob die für Deutsche, Polen und Litauer zentralen Modi des Erinnerns und Vergessens auch für das neue Jahrhundert und die Zukunft Europas von Bedeutung sein können.²

Venclovas informativ, flüssig und interessant geschriebenes Buch „Vilnius. Eine Stadt in Europa“ vermittelt mehr als nur die Geschichte und Kulturgeschichte einer Stadt. Das Buch setzt nicht nur die Diskussionen über Vilnius im eigenen literarischen Schaffen des Autors fort, es reiht sich auch ein in die u.a. von Czesław Miłosz oder Joseph Brodsky auf internationaler Ebene geführte literarische Debatte über die Stadt. Venclovas historische Essays verbinden souverän Geschichte, Geografie, politische Reflexionen und persönliche Erinnerungen miteinander. Dabei widersteht der Autor der Versuchung, Vilnius allein aus einer nationalen litauischen Sicht zu zeigen. Vielmehr gelingt es ihm, seinen Lesern überzeugende Einblicke in die Geschichte seiner litauischen Heimat, in die komplizierte Geschichte des Polnisch-Litauischen Commonwealth, des unabhängigen litauischen bzw. polnischen Staats in der „Zwischenkriegszeit“ und des freien, demokratischen Litauens im europäischen Kontext zu vermitteln. Vilnius wird bei Venclova zu einer typischen „Stadt in Europa“, die auch für das Gelingen und Scheitern des „europäischen Traums“

¹ Czesław Miłosz, *Die Straßen von Wilna*. München 1997.

² Günter Grass, Czesław Miłosz, Wisława Szymborska, Tomas Venclova, *Die Zukunft der Erinnerung*, hrsg. v. Martin Wälde. Göttingen 2001.

steht. Damit wird das Buch für den an osteuropäischer Befindlichkeit, an der Geschichte, Kultur und Literatur des „anderen Europas“ interessierten westlichen Leser wichtig. So findet die polnische Ausgabe (in der Übersetzung von Alina Kuzborska aus dem Deutschen ins Polnische) unter dem Titel „Wilna beschreiben“ (Opisać Wilno) ein durchaus positives Echo. Beachtung findet von deutscher wie polnischer Seite die Feststellung des Autors, „dass der antiquierte Nationalismus in Vilnius nicht gesiegt hat“, dass „ungeachtet aller Träume von einer erneuten, diesmal nationalen Homogenität die litauische Hauptstadt bleibt, was sie immer war – vielschichtig und vieldimensional, ein Kontinent im kleinen“. Und zu Recht erinnert Venclova daran, dass dies „ein fragiler Zustand ist“, für den wir mit „verantwortlich sind“ (S. 242).

Der Autor beginnt sein Buch mit einem Exkurs in die mythische Vergangenheit der Stadt, mit den sagenumwobenen litauischen Herrschern Mindaugas, Gediminas und Vytautas, um im Anschluss auf das litauische Geschlecht der Jagiellonen einzugehen. Władysław Jagiełło ließ die Litauer als letztes heidnisches Volk in Europa christianisieren. Als Großfürst von Litauen und König von Polen vereinte er in Personalunion beide Länder und gründete einen der größten Flächenstaaten Europas, der bis zur letzten Teilung des Litauisch-Polnischen Commonwealth (1795) bestand. Es war auch Jagiełło, der den gemeinsamen Widerstand gegen die sich gegen beide Völker richtende Ostexpansion des Deutschen Ordens organisierte und an der Spitze des polnisch-litauischen Heeres 1410 die Kreuzritter in der Schlacht von Grunwald/Tannenberg besiegte. Venclova begreift seine Stadt als ein mehrfach überschriebenes Palimpsest, als eine Handschrift, an der sich zahlreiche Verfasser unterschiedlicher nationaler wie kultureller Herkunft beteiligt und mitgewirkt haben. Diesbezüglich vergleicht er Vilnius mit anderen multiethnisch wie multikulturell geprägten europäischen Städten, mit Czernowitz, Triest, Sarajewo und Preßburg/Bratislava. Mit ihrer „schier phantastischen Verschmelzung von Sprachen, nationalen Traditionen und Religionen“ hatte die Stadt stets politische Grenzen ignoriert (S. 22) – eine Vorstellung, die für national-patriotisch gesinnte Litauer, Polen, Weißrussen wie Russen unannehmbar ist, die Vilnius bis heute für sich allein beanspruchen. Schicht für Schicht, Epoche für Epoche legt Venclova anhand der Biografien seiner Herrscher, Wohltäter, Tyrannen und Henker, der Künstler, Architekten, Literaten und Gelehrten die Geschichte der Stadt frei, entziffert und beschreibt sie. Im „goldenen Zeitalter“ der Renaissance erlebt die Stadt ebenso wie die ganze Adelsrepublik eine

sich auf wirtschaftliche Erfolge stützende Hochzeit der Architektur, Kunst, Kultur und Literatur, in der die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nationalität oder Kultur unwichtig war. Nach der in Lublin gegründeten Realunion zwischen Polen und Litauen kommt es zu einer weitgehenden Akkulturation bzw. Assimilierung der litauischen geistigen und weltlichen Oberschicht, verdrängt die polnische die seinerzeit als „bäuerlich“ angesehene litauische Sprache. Den Teilungen Polen-Litauens folgt der ökonomische sowie kulturelle Niedergang. Unter der Herrschaft der Zaren wird die lateinische Schrift durch die kyrillische ersetzt, werden die litauische Sprache und das litauische Nationalbewusstsein immer stärker zurückgedrängt. Ähnlich wie in Böhmen gelingt jedoch im 19. Jahrhundert das Wunder der nationalen sowie kulturellen Wiedergeburt auch in Litauen.

In den komplizierten litauisch-polnisch-jüdischen Beziehungen blendet Venclova keine „weißen Flecken“ oder Tabus aus. Das betrifft die Auswirkungen des Hitler-Stalin-Vertrags, die Vernichtung der Intelligenz durch Stalin, die Vernichtung der Juden durch Hitler ebenso wie den Exodus der polnischen und die Zuwanderung der litauischen bzw. russischen Bevölkerung nach dem Zweiten Weltkrieg.

Die Stadt erfreut sich vieler Namen (Vilnius, Wilna, Wilno, Vilnė) und Vergleiche: „Baby Prague“, „Rom en miniature“, „Straßburg des Ostens“. Als „Jerusalem des Nordens“ bzw. imaginäres „Jiddischland“ besaß die Stadt nicht nur eine große jüdische Gemeinde, sie war auch mit dem „Yidisher Visnshaftlikher Institut“ (Yivo), der weltweit größten jiddischen Bibliothek und der Literatur- und Kulturzeitschrift „Yung Vilnė“ (1934–1936) eines der wichtigsten Zentren judaistisch-jiddischer Forschung. Dem jüdischen Leben in der Stadt setzte 1941 der Massenmord an den Juden in den Wäldern von Ponary ein grausames Ende.

Das Buch endet mit einem optimistischen Glaubensbekenntnis des Autors, was die Zukunft der Stadt wie des gesamten europäischen Kontinents betrifft. Nachdem Vilnius viele „Kreise durchlaufen, oftmals seine staatliche Zugehörigkeit gewechselt, die Zusammensetzung seiner Einwohner und die kulturellen Modelle“ wechselte, hat es „erneut den Status erhalten, den es vor sieben Jahrhunderten innehatte: Zentrum eines jungen Staates zu sein, der für die Herausforderung Europa bereit ist.“ Zugleich erneuert sich auch „der alte Typ des Vilnusers, beharrlich, eigenwillig aristokratisch und mit Verständnis und Achtung für Unterschiede“ (S. 242). Gewiss eine schöne, viel versprechende Vision.

Hans-Christian Trepte, Leipzig

Andreas Fülberth: Tallinn – Riga – Kaunas. Ihr Ausbau zu modernen Hauptstädten 1920–1940. Köln (u.a.): Böhlau 2005, 395 S. (Das Baltikum in Geschichte und Gegenwart. 2).

Die großen Veränderungen der politischen Landkarte in Europa nach dem Ersten Weltkrieg bedeuteten für Architekten und Städtebauer eine Herausforderung besonderer Art. In den Ländern, die sich aus dem Russischen, Habsburger bzw. Deutschen Reich herausgelöst und als selbstständige Staaten etabliert hatten, wollten die neu geschaffenen politischen Verhältnisse ihren architektonischen Ausdruck finden; das galt vor allem in den Hauptstädten, deren neue Würde bestimmte Anforderungen funktionaler und symbolischer Natur stellten.

Ein Beispiel für eine geradezu geniale Adaption eines historischen Gebäudekomplexes an solche Aufgaben ist der Umbau der Prager Burg zum Sitz des Präsidenten der Tschechoslowakei durch Josef Plečnik. Eine Bauleistung von diesem Rang können die drei neuen Hauptstädte im Baltikum nicht aufweisen, es finden sich aber auch dort bemerkenswerte Bauten und Pläne, und die Diskussionen und Konflikte, die in den beiden Jahrzehnten der kurzen Selbstständigkeit der baltischen Staaten geführt und ausgetragen wurden, sind insgesamt sehr interessant und historisch aufschlussreich.

Was die Situation gerade dieser Umbruchphase in architekturhistorischer Hinsicht so interessant macht, ist das Aufeinanderstoßen von sehr unterschiedlichen und unverträglichen ideologischen Strömungen. Bei den neuen Staaten handelte es sich ja um Staatsgebilde, die aus dem Streben kleinerer, in Vielvölkerstaaten eingebetteter Nationen um politische Selbstständigkeit hervorgegangen waren. Es lag daher nahe zu verlangen, die Bauwerke, die den neuen Staat repräsentieren sollten, in einem Stil zu errichten, der als „nationaltypisch“ gelten konnte. Andererseits vollzog sich zur gleichen Zeit ein Umbruch in der europäischen Architektur, hin zu einer demonstrativ modernen, von einer Industrieästhetik geprägten Baukunst, die in Deutschland bezeichnenderweise „Neues Bauen“ genannt wurde. Hand in Hand damit wurden neue, von den modernen Vorstellungen von Hygiene und Gesundheit geprägte Ideale der Stadtbaukunst propagiert, die eine Absage an häusergesäumte Straßen und geschlossene Baublöcke beinhalteten. Was könnte näher liegen, als das neue Staatswesen durch einen Städtebau und eine Architektur zu repräsentieren, die so unmissverständlich das Neue, die bessere Zukunft signalisieren? Wie Andreas Fülberth in seiner interessanten Abhandlung über die drei

neuen Hauptstädte Tallinn, Riga und Kaunas zeigt, spielte sich das reale Geschehen dort hauptsächlich in einer „temperierten Zwischenzone“ ab, in der wenig von den beschriebenen radikalen Standpunkten zu spüren war. In Meinungsäußerungen aus nichtprofessionellen Kreisen kamen allerdings betont nationalromantische Ansichten zum Ausdruck, und fernab der Hauptstadt, in Pärnu, zeigen hochmoderne Hotels und andere Bauten für den Badebetrieb, wie die Architektursprache des „Neuen Bauens“ genutzt werden konnte, um vom neuen Estland ein zeitgemäßes Bild zu vermitteln.

Fülberths Arbeit zielt auf einen Vergleich der drei Hauptstädte, die Darstellung widmet sich aber zunächst jeder einzelnen der drei Städte. Diese monografisch ausgerichteten Studien sind im Umfang recht verschieden. Die ausführlichste Behandlung erfährt Tallinn, während Kaunas im Vergleich dazu verhältnismäßig kurz weg kommt. Es zeigt sich aber schon bei diesem kurzen Überblick, dass die Verhältnisse in Kaunas auf Grund der geringeren Größe und der andersartigen Bevölkerungsstruktur in vieler Hinsicht anders waren als in Riga und Tallinn.

Vor allem in Tallinn und Riga bestand ein Problem darin, eine auch größtmäßig bedeutende Altstadt, die ideell stark mit der entmachteten deutschen Oberschicht verbunden war, an die Bedürfnisse einer modernen Großstadt und der neuen politischen Erfordernisse anzupassen. Ein wichtiger Unterschied zwischen den beiden Städten bestand freilich darin, dass Riga schon eine mittelgroße Metropole mit modernen Zügen war, die in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg nach Schleifung der Stadtbefestigungen über die Grenzen der Altstadt weit hinausgewachsen war und moderne großstädtische Wohngebiete und öffentliche Gebäude erhalten hatte, während in Tallinn die Stadtviertel außerhalb der Altstadt im Wesentlichen von bescheidenen Holzbauten geprägt waren. Für Tallinn gab es im Gegensatz zu Riga allerdings seit Anfang des Jahrhunderts einen modernen und international viel beachteten Stadtentwurf des finnischen Architekten Eliel Saarinen. Dieser Plan sah die Verlagerung des Zentrums aus der Altstadt hinaus vor und setzte auf eine Entwicklung der Stadt unabhängig vom alten Kern. Er blieb aber aus Gründen, die Andreas Fülberth überzeugend darlegt, relativ folgenlos.

Trotz der mit der Umgestaltung verbundenen praktischen Probleme machte sich sowohl in Tallinn als auch in Riga die deutliche Tendenz bemerkbar, der Altstadt den Stempel der neuen Staatsmacht aufzudrücken. Es handelte sich hier wohl um eine Mischung aus Unvermögen, sich ein neu geschaffenes politisches Zentrum und die

Lokalisierung der Cityfunktionen vor den Mauern der alten, „eigentlichen“ Stadt vorzustellen, und dem Bedürfnis, das Zentrum der alten Eliten symbolisch zu erobern. Damit verbunden war eine allgemein verbreitete Geringschätzung der historischen Bausubstanz von Altstädten. Aus unserer heutigen Perspektive überraschend zu lesen, sind die von estnischer bzw. lettischer Seite in nationalistischem Eifer geäußerten, sehr negativen Urteile über ihren kulturellen und architektonischen Wert; die Altstädte werden als Beispiele eines deutschen Provinzialismus, den es zu überwinden galt, abgetan. Man sollte dabei aber nicht vergessen, dass die Meinung über die Wohnqualität und die Funktionalität der Altstädte zu dieser Zeit überall in Europa – aus guten Gründen – meist sehr negativ war. Es handelt sich also um ein allgemein verbreitetes Phänomen, das in Tallinn und Riga lediglich mit nationalistischen Ressentiments angereichert wurde. Charakteristisch für diese Haltung sind Bemühungen, durch Straßendurchbrüche, Platzweiterungen und Abrisse von „minderwertiger“ Bausubstanz (Schuppen, Wirtschaftsgebäude, baufällige Wohnhäuser etc.) die Altstadt funktionaler und „gesünder“ zu machen. Fülberth beschreibt mehrere charakteristische Beispiele solcher Pläne in Bezug auf Tallinn, bei denen der heutige Besucher oder Bewohner der Stadt über deren fehlende Durchsetzung dankbar sein kann. Armut ist nicht selten eine gute Freundin der Denkmalpflege!

Abgesehen von solchen geplanten, durchgreifenden Eingriffen in die Struktur der Altstadt, die auf das Konto einer als notwendig erachteten Modernisierung gehen und keine direkte politische Motivation hatten, konzentrierte sich in Tallinn der Diskurs um das neue Gesicht der Hauptstadt auf einige wenige zentrale Projekte, die größtenteils aufgrund der politischen Entwicklung und wegen Geldmangels in der kurzen Zeit der Selbstständigkeit nicht verwirklicht werden konnten. Tatsächlich gebaut wurde nur das Parlamentsgebäude. Hier handelt es sich um den Neubau anstelle des 1917 abgebrannten Konventsgebäudes der Ordensburg, also um einen Bau innerhalb des Schlosskomplexes, der nach außen gar nicht in Erscheinung tritt. Das Gebäude, das nach einer gelungenen Restaurierung heute wieder Sitz des estnischen Parlaments ist, gehört mit seinen expressiven Formen im Stil des „art deco“ und seiner kühnen Farbgebung zu den interessantesten und gelungensten Repräsentationsbauten der Epoche im Baltikum. Es ist ein Werk der Architekten Eugen Habermann und Herbert Johanson.

Mit dem Parlamentsgebäude im Schloss blieb der Domberg auch das politische Zentrum des neuen Estland. Dementsprechend muss-

ten für die Ministerien und vor allem für den Staatsältesten angemessene Unterkünfte geschaffen werden. Es lag dabei – für Laien wie für Fachleute – nahe, an die Bildung eines politischen Forums vor dem Schloss zu denken. Bei dieser Überlegung war die orthodoxe Kathedrale wegen ihrer Lage vor dem Schloss und natürlich vor allem aufgrund ihrer Bedeutung als Sinnbild der russischen Herrschaft ein ärgerlicher Stolperstein. Viele wollten sie einfach abreißen. Dabei erinnerte man an Warschau, wo man auf diese Weise mit der russischen Kathedrale verfahren war.

Andere – wie der Architekt Karl Burman – schlugen einen Umbau vor, der aus der orthodoxen Kirche eine Gedenkkirche für die Selbstständigkeit des Landes gemacht und dem Gebäude seinen russischen Stilcharakter genommen hätte.

Schließlich wurde für den Staatsältesten eine Dienstwohnung im Schloss Kadriorg vor den Toren der Stadt eingerichtet und ein Kanzleigebäude in unmittelbarer Nähe dazu errichtet. Damit verringerte sich der Druck auf den Domberg.

Die besten räumlichen Möglichkeiten zur Realisierung städtebaulicher Großprojekte bot das Areal südlich und südöstlich der Altstadt, wo mehrere große Einfahrtstraßen auf ein weitläufiges und wenig strukturiertes Gelände trafen. Im Interesse einer großstädtischen Wirkung der neuen Hauptstadt war die Gestaltung dieses Geländes geradezu notwendig. Ein Anfang war bereits vor dem Krieg mit dem Bau des Estonia-Theaters gemacht worden. Auf dem Gelände östlich und nordöstlich davon sollte nun ein neues Rathaus gebaut werden, während der Freiheitsplatz, um den herum eine moderne City im Entstehen war, durch ein Freiheitsdenkmal eine festere städtebauliche Struktur erhalten sollte. Fülberth beschreibt ausführlich die abgehaltenen Wettbewerbe dieser beiden Projekte und die verschiedenen Touren um ihre – letztendlich nie erfolgte – Realisierung. Architektonisch gesehen folgen die meisten Entwürfe einem Kurs zwischen modernistischer Gliederung der Baumassen und einer reduziert klassischen Formensprache, die die erforderliche Würde der Bauten garantieren sollte. Über die architektonische Qualität der Projekte lässt sich auf der Grundlage der vorhandenen Abbildungen nicht viel sagen. Angesichts der hohen Qualität etwa der Nationalbank oder der Geschäfts- und Verwaltungsbauten dieser Zeit in Tallinn wären aber durchaus gute Ergebnisse zu erwarten gewesen. Wäre z.B. der endgültige Rathausentwurf Edgar Kuusiks umgesetzt worden, hätte Tallinn einen interessanten Ableger von Ragnar Östbergs Stockholmer Rathaus erhalten.

Verglichen mit Tallinn hat die Epoche der Ersten Republik in Riga viele Spuren in der Architektur hinterlassen. Riga verfügte über ein kompetent geleitetes städtisches Planungsbüro, das die Aufgabe hatte, eine Langzeitplanung für die wachsende Metropole zu entwickeln. Dass in Riga viel mehr städtebauliche Projekte umgesetzt werden konnten als in Tallinn, hing aber auch damit zusammen, dass der politische Wille des autoritären Regimes durch das starke persönliche Engagement von Kārlis Ulmanis dort viel deutlicher zum Ausdruck kommen konnte als unter Konstantin Päts in Tallinn. Daraus folgte freilich auch eine unglückliche Konzentration auf die Altstadt, während manche vernünftige Planungsvorhaben, wie die Verlegung des Verwaltungszentrums auf die Insel Kipsala vis à vis der Altstadt, konkurrenziert wurden.

Durch umfassende Abrisse an der Nordseite des Doms wurde ein großer repräsentativer Platz geschaffen und mittelalterliche Bauwerke freigelegt; entsprechende Pläne für andere, neu zu konstruierende Plätze in der Altstadt wurden nicht verwirklicht. Mit dem Bau des Finanzministeriums und des Kriegsmuseums erfolgten weitere schwere Eingriffe in die Baustruktur der Altstadt. Durch seine blockfüllende Größe und uniforme, klassizistische Architektur bleibt vor allem das Finanzministerium ein bedauerlicher Fremdkörper in der Altstadt. Dankbar kann man vor diesem Hintergrund wahrnehmen, wie viele vergleichbare Ideen und Projekte nicht umgesetzt werden konnten, bis dann der Krieg allen Neugestaltungsambitionen ein Ende setzte.

Auch in Riga stand der Bau eines neuen Rathauses auf der Agenda. Nachdem zunächst eine Platzierung des Baukomplexes außerhalb der Altstadt vorgesehen war, folgte 1937 der Beschluss, das neue Rathaus in der Nähe des alten am Dünaufer zu errichten. Damit begannen Planungen für die Gestaltung des Areals zwischen der Petrikirche und der Düna, die noch nach den Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg fortgesetzt wurden und erst heute mit dem Wiederaufbau des alten Rathauses und des Schwarzhäupterhauses zu einem gewissen Abschluss gekommen sind. Geprägt wurden diese Planungen durch den zweifachen Wunsch, eine repräsentative Platzanlage als Tor zum „neuen Riga“ am Ende der Dünabrücke und zugleich eine für moderne Verkehrsbedürfnisse dimensionierte Durchfahrt durch die Altstadt entlang der Führung der Kalkstraße zu schaffen.

Anders als in Tallinn gelang es in Riga, die Pläne eines Freiheitsdenkmals zu realisieren, das sogar bis heute große Popularität genießt. Die verschiedenen Touren in der Diskussion um den Standort dieses Denkmals werden von Andreas Fülberth ausführlich dargelegt. Eine

beachtenswerte Leistung stellt auch die Schaffung des schon vor dem Ende des Ersten Weltkrieges ins Auge gefassten Bräderfriedhofs dar, der 1936 eingeweiht werden konnte. Hier – wie beim Freiheitsdenkmal – hatte Ulmanis das Glück, durch aufwändige Einweihungszeremonien von Projekten, die vor seiner Regierungszeit begonnen und zum größten Teil auch ausgeführt worden waren, für sich positive Publizität und politisches Prestige gewinnen zu können.

In Kaunas erfolgte der Ausbau der Stadt hauptsächlich entlang einer ost-westlich verlaufenden Achse durch die Neustadt. Noch in den 30er Jahren konnte als wichtigster Repräsentationsbau nach zwei Wettbewerben das Museum von Vytautas des Großen mit der Čiurlionis-Galerie vollendet werden. Architektonisch beachtenswerter ist allerdings das neue Hauptpostamt, das vom gelungenen Anschluss der litauischen Architektur an die europäische Moderne zeugt. Besonders interessant sind zudem die nicht verwirklichten Pläne für ein neues Regierungszentrum und der Bau der gewaltigen (erst vor kurzem vollendeten bzw. wieder hergestellten) Auferstehungskirche oberhalb der Neustadt. Für das Regierungszentrum wurde 1938 ein internationaler Wettbewerb durchgeführt. Allein durch die selten gestellte Aufgabe, ein ganzes Regierungszentrum neu zu gestalten, ist dieser Wettbewerb auch im gesamteuropäischen Kontext sehr interessant. Leider sind nur zwei der eingereichten Beiträge erhalten, weshalb man sich nur ein unvollständiges Bild davon machen kann, wie um 1940, im Schatten der in Berlin und Rom geplanten Monumentalarchitektur, eine repräsentative Staatsarchitektur in einem kleinen Staat hätte aussehen können.

Andreas Fülberth ist Historiker, was naturgemäß sein Buch prägt. Aus architekturhistorischer Sicht könnte man nach der Lektüre dieser inhaltsreichen und interessanten Arbeit anmerken, dass die grundlegenden städtebaulichen Fragen – z.B. Verkehrsplanung und Wohnungsbau – in der Darstellung zu kurz bzw. gar nicht zur Sprache kommen. Dafür werden die politischen Entscheidungsmechanismen sehr kompetent beschrieben. Sehr positiv hervorzuheben ist auch, dass der Autor den öffentlichen Diskurs um die Bauprojekte und sogar die in der Presse ausgetragenen Fehden sehr ausführlich referiert. Das gibt dem Leser äußerst interessante und lebendige Einblicke in die Stimmungen der Zeit.

Mit der Öffnung des Ostblockes und dem Beitritt der baltischen Staaten zur Europäischen Union ist das Interesse in Deutschland für diese Region sehr gewachsen. Fülberth legt nun die erste vergleichende Darstellung der Geschichte der Hauptstädte der drei baltischen

Staaten in der auch für die heutige Entwicklung entscheidenden Zeit zwischen den beiden Weltkriegen vor. Möge dieses Buch dazu beitragen, daran zu erinnern, dass die Entwicklung der europäischen Moderne nicht nur in Mitteleuropa stattfand.

Lars Olof Larsson, Kiel

Saint Pétersbourg: une fenêtre sur la Russie. Ville, modernisation, modernité 1900–1935, hrsg. v. Ewa Bérard. Paris: Édition de la Maison des sciences de l'homme 2000, 309 S., ca. 70 Abbildungen.

Entgegen dem klischeehaften Obertitel vereint der Band 20 Beiträge renommierter Slavisten, Kulturwissenschaftler und Historiker zur Stadtgeschichte von Petersburg zwischen 1900 und 1935. Programatisch soll insbesondere die Tiefe und Intensität der Zäsur von 1917 infrage gestellt werden: Die Herausgeberin Bérard sieht Kontinuitätslinien von der Entstehung einer modernen europäischen Metropole um 1900 über die Revolutionsjahre hinweg bis in das sowjetischen Leningrad vor der „Großen Säuberung“ 1937/38, die in der Stadt mit geschätzten 40 000 Opfern besonders blutig verlief. Zudem sei die Chiffre 1917, hier argumentiert die Herausgeberin mit Recht mit den Ergebnissen der neueren Petersburger Stadtgeschichte, zu ersetzen durch den Zeitraum 1917–1921, der insgesamt von sukzessiven und dramatischen Einschnitten geprägt sei; als Indikator könne der Rückgang der Stadtbevölkerung von 2,3 Millionen (1915) auf 660 000 (1919) Menschen dienen.

Thematisch liegt in den Beiträgen ein deutlicher Schwerpunkt auf kunst- und literaturwissenschaftlichen Akzenten, während der Übergang von dem um 1900 noch höfisch und bürokratisch geprägten Petersburg zu einer modernen multikulturellen und -nationalen Metropole mit enormen sozialen und politischen Konflikten nur gestreift wird. Konstatiert wird von Bérard die Abwesenheit einer Stadtöffentlichkeit und repräsentativer stadtbürgerlicher Bauten – etwa wie in Moskau dem Dumagebäude: Vor 1914 sei es zu keiner Entmilitarisierung und Zivilisierung der Petersburger Stadtöffentlichkeit gekommen und die Choleraepidemie 1908 weise mit ihren ca. 10 000 Opfern auf die Defizite der Stadtassanierung hin, die erst danach energisch in Angriff genommen wurde.

Eine Ausnahme bei dieser Schwerpunktsetzung bildet der eindrückliche Beitrag von N. Lebina (Petersburg), der die Konsequenzen der Umwandlung des bürgerlichen Wohnbestands in von mehreren Parteien bewohnte Kommunalwohnungen beschreibt (S. 149-160).¹ Herauszuheben ist auch N. Werths nuancierte Studie zu dem Topos „Leningrad als Oppositionszentrum gegen die Bol’sheviki“ (S. 160-179). Unter den kunsthistorisch-städtebaulichen Beiträgen lesenswert sind die Studien von M. Stiglitz und J.-L. Cohen zu Industriekultur und städtebaulichen Strategien in Petersburg zwischen 1900 und 1935, die einen konzisen Überblick über das Thema geben.

Da sich die deutschsprachige Forschung zu Petersburger Stadtkultur und Moderne insbesondere durch Karl Schlögels Monografien und Essays auf einem sehr hohen Niveau bewegt, ist eine Reihe der literarischen und kulturwissenschaftlichen Beiträge etwa zum Petersburger Neoklassizismus oder dem Formalismus bei Schlögel schneller greifbar. Eine Ausnahme bildet die Darstellung der intensiven französisch-russischen Kulturbeziehungen, hier vertreten durch J.-C. Marcade zu dem Austausch zwischen den Metropolen Petersburg und Moskau (S. 251-265) sowie weitere verstreute Hinweise. In der deutschsprachigen Literatur werden die französisch-russischen Verflechtungen oft zu Unrecht nur summarisch vorgestellt.

Gerade unter diesem Aspekt bietet der Band auch für Kenner der Petersburger Kulturgeschichte einige Trouvaillen, beispielsweise Informationen zu den franco-russischen Familien Benois und Lanseray, aus denen namhafte Architekten und Künstler stammten. Erstmals abgedruckt werden 12 Aquarelle von Nicolas Lanseray (1879–1942), einem Petersburger Architekten, der 1929 in die Mühlen der sowjetischen Geheimpolizei geriet und von 1930 bis 1935 beim Bau des Leningrader NKWD-Gebäudes beschäftigt war. Lanseray malte heimlich Szenen aus dem Leningrader Alltag, die die Welt des Stalinismus einfangen. Abgerundet wird der Band durch 70 Abbildungen und ein Personenregister.

Insgesamt kann die These, für die Petersburger Kulturgeschichte bildeten die Jahre 1900–1935 eine stadthistorische Epoche, jedoch nur ansatzweise verifiziert werden. Unübersehbar bleibt der kulturelle Bruch 1917/21, der in einen Exodus der kulturellen Eliten mündete. Eine Reihe von Beiträgen trägt dem Rechnung, indem eine Schwerpunktsetzung bis 1917 oder in den 1920er Jahren vorgenommen wird.

¹ Vgl. dazu Julia Obertreis, *Tränen des Sozialismus. Wohnen in Leningrad zwischen Alltag und Utopie 1917–1937*. Köln/Weimar 2005 (Beiträge zur Geschichte Osteuropas. 37).

Jedoch regt die Fortführung der Kulturgeschichte durch das erste Drittel des 20. Jahrhunderts unzweifelhaft dazu an, über die Bedeutung Petersburgs bzw. Leningrads in der späten Zarenzeit wie in der frühen Sowjetunion neu nachzudenken.

Hans-Jürgen Bömelburg, Lüneburg

Erinnerungsorte Frankreichs, hrsg. v. Pierre Nora. Aus dem Französischen v. Michael Bayer, Enrico Heinemann, Elsbeth Ranke, Ursel Schäfer, Hans Thill u. Reinhard Tiffert. München: Beck 2005, 549 S.

Fast 100 000 verkaufte Exemplare, inzwischen eine Taschenbuchausgabe, Eintrag ins *Petit Robert* (Standardwörterbuch der französischen Sprache), Wahl des Herausgebers in die *Académie Française* (2002), zahlreiche Umsetzungen des Konzepts in vielen Ländern – dies sind ohne Zweifel eindeutige Beweise für den Erfolg von *Lieux de mémoire*, eines siebenbändigen Werkes, in dem die Geschichte Frankreichs auf eine bisher unbekannte Weise geschrieben wurde. Die zwischen 1984 und 1992 von Pierre Nora herausgegebenen und in drei Teile – *La République*, *La Nation* und *Les France* – eingeteilten Bände umfassen über 130 Beiträge der besten Vertreter der französischen Geschichtsschreibung, vor allem Autoren von der *École des Hautes Études en Sciences Sociales* und der Zeitschrift *Le Débat*, um nur Jacques le Goff, Mona Ozouf, Jacques Revel, Marcel Gauchet, François Furet und Krzysztof Pomian zu erwähnen.

Das Resultat der langjährigen kollektiven Arbeit war eine fast 6 000 Seiten starke symbolische Topologie Frankreichs, wobei zu beachten ist, dass *Lieux de mémoire* eher als *work in progress* denn als ein von Anfang an konzipiertes Vorhaben aufzufassen sind. Der Ausgangspunkt war die Untersuchung von Beispielen aus der Gründerzeit der Dritten Republik (wovon der Band *La République* zeugt), dann wurde aber der Ansatz erweitert und ganz Frankreich im Laufe der Zeit als eine symbolische Realität untersucht, was nicht zuletzt eine neue Form der Geschichtsschreibung bedeutete.¹

¹ Die Entwicklung des Ansatzes dokumentieren die Beiträge von Nora: Zwischen Geschichte und Gedächtnis (*Entre mémoire et histoire*) am Anfang des ersten Teils, Die Gedächtnis-

„Diese untersucht nicht mehr die Determinanten, sondern deren Auswirkungen; nicht mehr die Aktionen, die in Erinnerung bleiben oder deren sogar gedacht wird, sondern die Spuren dieser Aktionen und die Spielregeln dieser Formen des Gedenkens; nicht mehr die Ereignisse an sich, sondern deren Konstruktionen der Zeit, das Verschwinden und Wiederaufleben ihrer Bedeutungen; (...) Es geht weder um Wiederauferstehung noch um Rekonstruktion, nicht einmal um Darstellung, sondern um *Wiedererinnerung* (...). Es geht um eine Geschichte Frankreichs, aber eine zweiten Grades.“ (S. 16)

Lieux de mémoire, ins Deutsche meistens als Erinnerungsorte übersetzt (wobei Gedächtnisorte – in der Literatur seltener vorhanden – eine zutreffendere Übersetzung zu sein scheint und der Mitherausgeber der *Deutschen Erinnerungsorte* Etienne François inzwischen die Meinung vertritt, dass es viel besser sei, auf die zu Missverständnissen führenden Übersetzungen zu verzichten und bei dem französischen Original zu bleiben, was dem Konzept eine Dimension des Rätselhaften und Anziehenden verleihen könne), erweisen sich somit als eine Metapher:

„[Sie; K. K.] können ebenso materieller wie immaterieller Natur sein, zu ihnen gehören etwa reale wie mythische Gestalten und Ereignisse, Gebäude und Denkmäler, Institutionen und Begriffe, Bücher und Kunstwerke – im heutigen Sprachgebrauch ließe sich von ‚Ikonen‘ sprechen. [Erinnerungsorte sind; K. K.] langlebige, Generationen überdauernde Kristallisationspunkte kollektiver Erinnerung und Identität, die in gesellschaftliche, kulturelle und politische Üblichkeiten eingebunden sind und die sich in dem Maße verändern, in dem sich die Weise ihrer Wahrnehmung, Aneignung, Anwendung und Übertragung verändert. [Es handelt sich um den; K. K.] Ort als Metapher, als Topos im buchstäblichen Wortsinn. Der Ort wird allerdings nicht als eine abgeschlossene Realität angesehen, sondern im Gegenteil stets als *Ort in einem Raum* (sei es real, sozial, politisch, kulturell oder imaginär).“²

Nation (La nation-mémoire) am Ende des zweiten Teils, Wie lässt sich eine Geschichte Frankreichs schreiben? (Comment écrire l'histoire de France?) als Einleitung zum dritten Teils und Das Zeitalter des Gedenkens (L'ère de la commémoration), der Schluss des dritten Teils.

² Hagen Schulze, Etienne François, Einleitung, in: *Deutsche Erinnerungsorte*, hrsg. v. dens. Bd. 1, München 2001, S. 9-24, hier S. 17 f. Inzwischen wurde von der Bundeszentrale für politische Bildung eine einbändige Auswahl der wichtigsten Beiträge herausgebracht: *Deutsche Erinnerungsorte: eine Auswahl*, hrsg. v. Hagen Schulze u. Etienne François. Bonn 2005.

Erinnerungsorte sind also Phänomene, die im *mémoire collective* einer Gruppe verortet sind und ihre Identitätsbildungsprozesse prägen. Auf der Metaebene ist der Zusammenhang der in den Erinnerungsorten praktizierten Fokussierung auf das Symbolische mit der kulturwissenschaftlichen Wende in der Geschichtswissenschaft nicht zu übersehen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Rezeption der von Nora herausgegebenen Bände in Deutschland am stärksten war.³ Schon 1990, d.h. bevor das Unternehmen gänzlich umgesetzt war, erschienen einige Beiträge auf Deutsch,⁴ und der Erfolg des Buches ließ zwei weitere folgen.⁵ Die vorliegende Auswahl schreibt sich in diese Reihe ein und strebt das Ziel an, „den *Nora imaginaire* mit der wissenschaftlichen und editorischen Wirklichkeit zu konfrontieren.“ Im Vorwort schreibt Etienne François über eine „Diskrepanz zwischen dem hohen Bekanntheitsgrad von Pierre Nora und seinem Konzept der *Lieux de mémoire* auf der einen Seite und der mangelnden, ja meistens sehr begrenzten und oft auch verzerrten Kenntnis des realen Werkes auf der anderen Seite“. (S. 8) Mit der Herausgabe eines weiteren Auswahlbandes soll somit dem deutschen Leser ein besserer Zugang zum Originalkonzept von Nora gegeben werden.

17 Beiträge, die vorwiegend dem letzten und zugleich in Deutschland am wenigsten bekannten Teil entnommen wurden, sind genauso wie das Original in drei Teile aufgeteilt: *Die Republik*, *Die Nation* und „*Les France*“ (*Frankreich im Plural*). Mit Ausnahme des Aufsatzes von Mona Ozouf über *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* erscheinen alle zum ersten Mal auf Deutsch,⁶ wobei die Gründe für den wiederholten Abdruck des Beitrags von Ozouf nicht erklärt werden.

³ In den USA erschien ebenfalls eine umfangreiche Auswahl: *Realms of Memory. Rethinking the French past. Conflict and Divisions, Traditions, Symbols*. 3 Bde., hrsg. v. Pierre Nora u. Lawrence D. Kritzman. Columbia 1996–1998 (European perspectives).

⁴ *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, hrsg. v. Pierre Nora. Aus dem Französischen v. Wolfgang Kaiser. Berlin 1990; Frankfurt a.M. 1998.

⁵ Mona Ozouf, *Das Pantheon, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit*. Aus dem Französischen v. Hans Thill. Berlin 1997; Jacques le Goff, *Reims, Krönungstadt*. Aus dem Französischen v. Bernd Schwibs. Berlin 1997.

⁶ Neben Pierre Nora, *Wie lässt sich heute eine Geschichte Frankreichs schreiben?*, sind im vorliegenden Sammelband folgende Beiträge zu finden: Teil 1: Mona Ozouf, *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit*; Michel Vovelle, *Die Marseillaise*; Henri Loyerette, *Der Eiffelturm*; Philippe Burrin, *Vichy*; Teil 2: Jean Corbonnier, *Code civil*; Alain Corbin, *Paris – Provinz*; Antoine Prost, *Verdun*; und Pierre Nora, *Gaullisten und Kommunisten*; Teil 3: Armant Frémant, *Der Boden*; Jacques Revel, *Der Hof*; Michel Winock, *Jeanne d'Arc*; François Ayoubi, *Descartes*; Georges Vigarello, *Tour de France*; ders., „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ von Marcel Proust; und Maurice Agulhon, *Paris*.

Die einzelnen Aufsätze wurden nicht überarbeitet, was zwar den Vorteil hat, dass der deutsche Leser die Originalversion in die Hand bekommt, andererseits aber entsteht oft der Eindruck, dass eine Aktualisierung doch sehr wünschenswert gewesen wäre (*vide*: die intensive Debatte über Vichy aus den 1990er Jahren, der 100. Geburtstag der *Tour de France* oder die fundamentale Forschungsleistung von Karlheinz Stierle über den literarisch fundierten Mythos von Paris⁷). François expliziert zwar in der Einführung, dass er damit dem von Nora vertretenen Ansatz *moment-mémoire* treu bleiben wolle und der Leser dank dessen mit einer konkreten Konstellation des französischen Gedächtnisses konfrontiert werde (S. 14). Da man sich aber doch als Leser gewisse Ergänzungen wünschte, klingt diese Erklärung nicht gerade überzeugend.

Nicht zu übersehen sind darüber hinaus einige Leerstellen, die aber nicht der (in enger Absprache mit Pierre Nora) getroffenen und redaktionell sehr gut betreuten deutschen Auswahl als vielmehr dem Original geschuldet sind. Als zentraler ausgebliebener Ort in dem französischen kollektiven Gedächtnis nach Nora erweist sich der Kolonialismus: in dieser Mnemotopografie finden sich keinerlei Bezüge auf Frankophonie und das koloniale Erbe Frankreichs.⁸ Beispiele dieser Art ließen sich weiter ausführen. Weit wichtiger und schwerwiegender ist aber ein kritischer Blick auf die dem Werk zugrunde liegende Strategie. Das französische Konzept ist nämlich dem aus dem 19. Jahrhundert stammenden Denken in nationalstaatlichen und nationalkulturellen Kategorien verpflichtet, was zu Verzerrungen und Ausblendungen führen muss (worauf nicht zuletzt das Ausbleiben des Kolonialismus-Moments zurückgeführt werden kann). Viel überzeugender als diese Perspektive ist ja die Annahme, dass Zeichen und Codes, in denen sich *Lieux de mémoire* vorfinden, zwar national instrumentalisiert (erinnert) werden, prinzipiell jedoch transnationaler Herkunft und Relevanz sind.⁹

Es ist unwahrscheinlich, dass – trotz intensiver Debatten über das kulturelle Erbe Europas und der Suche nach einer europäischen Iden-

⁷ Karlheinz Stierle, *Der Mythos von Paris. Zeichen und Bewußtsein der Stadt*. München 1993; Neudr. München 1998; Französische Ausgabe: *La Capitale des Signes. Paris et son discours*. Aus dem Französischen von Marianne Rocher. Paris 2001.

⁸ Inzwischen liegen Arbeiten vor, die sich mit der französischen Kolonialgeschichte als Erinnerungsort beschäftigen. Vgl. Robert Aldrich, *Vestiges of the Colonial Empire in France. Monuments, Museums and Colonial Memories*. Houndmills 2005.

⁹ So der Forschungsansatz des Forschungsprogramms *Gedächtnis – Erinnerung – Identität*, das von der Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (www.oeaw.ac.at/kkt) getragen wird.

tität – den Bänden über deutsche und dem Sammelband über deutsch-französische¹⁰ Erinnerungsorte in absehbarer Zeit ebenso umfangreiche Werke über die Gedächtnisorte der Europäer folgen werden. Es kann vielmehr vermutet werden, dass der entsprechend umgewandelte Ansatz von Pierre Nora eher auf regionaler als auf europäischer Ebene mit Erfolg umgesetzt werden kann, da die Lektüre der *Lieux de mémoire* deutlich gegenüber dem nationalen Zuschnitt von Noras Konzeption der Geschichte zweiten Grades (*histoire au deuxième degré*) überzeugt. Dem Beck-Verlag gebührt der Dank, dass der vorliegende Auswahlband trotz aller Kritikpunkte eine anregende Lektüre bietet.

Kornelia Kończal, Berlin

¹⁰ Allemagne – France: lieux et mémoire d'une histoire commune, hrsg. v. Jacques Morizet. Paris 1995; Deutsche Ausgabe: Franzosen und Deutsche. Orte der gemeinsamen Geschichte, hrsg. v. Jacques Morizet u. Horst Müller. München 1996.

The Ethnic Dimension in Politics and Culture in the Baltic Countries 1920–1945, hrsg. v. Baiba Metuzāle-Kangere. Stockholm-Huddinge: Södertörns högskola 2004, 213 S. (Södertörn Academic Studies. 18).

Zu den wichtigsten politischen Problemen des 20. Jahrhunderts gehört die Minderheitenfrage, im Wesentlichen verstanden als Frage des Verhältnisses nationaler oder ethnischer Minderheiten zu den jeweiligen Mehrheiten sowie als Frage der Gestaltung eines für alle Seiten akzeptablen Miteinander durch die Herstellung politischer und juristischer Rahmenbedingungen.

Dabei spielt in der rechtlich-theoretischen Diskussion das Modell einer öffentlich-rechtlichen Kulturautonomie eine herausragende Rolle, also die Frage nach der Möglichkeit der Trennung von Staat und Kultur (und damit verbunden auch Sprache) und der Gewährung kultureller Autonomierechte für Minderheiten innerhalb eines Staates, analog etwa dem Vorbild der Trennung von Kirche und Staat, wie sie sich in Europa seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges herausgebildet hat.

Zwar wurden die ersten theoretischen Ansätze personaler und territorialer Kulturautonomie von Sozialdemokraten im österreichisch-un-

garischen Habsburgerreich („Austromarxisten“) entwickelt, der praktische Versuch einer – im Vergleich größtenteils gelungenen – Umsetzung wurde nach 1918 jedoch in den aus der Konkursmasse des russischen Zarenreiches hervorgegangenen baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen unternommen. Aktuelle Diskussionen um die Frage der so genannten „russischen“ Minderheiten vor allem in Estland und Lettland, bei der es sich eher um eine staatsrechtliche Frage (Staatsbürgerschaft) und einen Zielkonflikt zwischen Minderheiten- und Menschenrechten einerseits sowie der völkerrechtlichen Aufarbeitung der sowjetischen Okkupation andererseits handelt, verdecken, dass gerade die multiethnischen baltischen Staaten während der Zwischenkriegszeit liberale Minderheitenmodelle entwickelten, die nach 1945 und vor allem nach 1991 die europäische Minderheitendiskussion konstruktiv beeinflussten.

Für alle, die sich gegenwärtig mit der europäischen Minderheitenfrage beschäftigen, ist daher der Blick zurück auf Entstehung, Entwicklung und praktische Erfahrungen der Minderheitenpolitik in den baltischen Staaten von großer Bedeutung; eine lediglich gegenwartsbezogene, auf juristische Formeln fixierte oder auf sicherheitspolitische Bedürfnisse ausgerichtete Betrachtungsweise verdeckt, dass die positiven Erfahrungen der baltischen Staaten nur in einer historischen Perspektive an Konturen gewinnen, und es des geschichtlichen Kontextes des gesamten 20. Jahrhunderts bedarf, um etwa bedeutsame Unterschiede zwischen den Problemen der 30er und der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts sichtbar zu machen.

In minderheitenrechtlichen oder geschichtlichen Untersuchungen zu den baltischen Staaten wird die bedeutsame Zwischenkriegszeit häufig nur im Rahmen eines einleitenden Kapitels erwähnt,¹ es ist daher das Verdienst der Herausgeberin des vorliegenden, an der Hochschule zu Södertörn (einem Stadtteil von Stockholm) entstandenen Sammelbandes, gerade die historische Perspektive erneut zu betonen.² Dabei widmen sich die elf Beiträge der Publikation drei Bereichen der Minderheitenpolitik in den baltischen Staaten zwischen 1918 und 1945:

¹ Vgl. z.B.: Das Minderheitenrecht europäischer Staaten. Tl. 2, hrsg. v. Jochen Abr. Frowein, Rainer Hofmann u. Stefan Oeter. Heidelberg 1994 (Beiträge zum ausländischen öffentlichen Recht und Völkerrecht. 109), darin zu Estland: S. 27-60, zu Lettland: S. 129-170 und zu Litauen: S. 171-215.

² Ein Jahr später ist in Deutschland ebenfalls ein Sammelband zur selben Problematik erschienen, vgl.: Staatliche Einheit und nationale Vielfalt im Baltikum, hrsg. v. Gert v. Pistohlkors u. Matthias Weber. München 2005 (Schriften des Bundesinstitutes für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. 26).

Im ersten Bereich werden wichtige Persönlichkeiten vorgestellt, die selber Minderheiten entstammten und die zeitgenössischen Diskussionen und Entwicklungen der Kulturautonomie in Estland bzw. der Schulautonomie in Lettland maßgeblich prägten. John Hiden referiert Leben und Werk des deutschbaltischen Politikers Paul Schiemann (1876–1944) und stellt noch einmal die wichtigsten theoretischen Überlegungen Schiemanns sowie seine Wirksamkeit in Lettland und im Umfeld des Europäischen Minderheitenkongresses vor. Schiemann gilt in Lettland inzwischen als eine der meistbekanntesten deutschbaltischen Figuren der Geschichte des Landes und als einer der Väter der Verfassung Lettlands. Bereits 1994 wurde eine Gedächtnisplatte in Riga enthüllt, vier Jahre später erschien eine Auswahl seiner Veröffentlichungen in lettischer Sprache.³ Jüngst wurde er noch einmal als liberaler Demokrat geehrt und als vorbildliche Persönlichkeit hervorgehoben.⁴ Hiden hat inzwischen eine umfangreiche und ausgewogene Biografie Schiemanns vorgelegt, der vorliegende Beitrag kann als eine Zusammenfassung seiner Monografie gewertet werden.⁵ Weniger bekannt ist Michail Kurčinskij (1876–1939), der, aus Petersburg stammend, ab 1921 als russischer Emigrant an der estnischen Universität Tartu lehrte und einer der führenden liberalen Politiker der russischen Minderheit Estlands wurde. Unbekannt deshalb, weil die russische Minderheit im Zwischenkriegsland als kompakt siedelnde Minderheit nicht durch eine eigene Kulturautonomie hervortrat und sich das bisherige wissenschaftliche Augenmerk (wie auch in Lettland) vor allem auf die Belange der deutschbaltischen Minderheit richtete. David Smith, Autor des Beitrages über Kurčinskij, weist aber ausdrücklich darauf hin, dass gerade die Rehabilitation der liberalen Ansätze Kurčinskijs für die Identitätsfindung der „neuen“ russischen Minderheit Estlands nach 1991 von Bedeutung werden könnte. Wie auch Hidens Beitrag über Schiemann lenkt Martyn Housdens Aufsatz über den deutschbaltischen Politiker aus Estland, Ewald Ammende, die Sicht über Estland hinaus auf den Europäischen Minderheitenkongress und dessen Tätigkeit, die in hohem Maße von Politikern aus den baltischen Staaten beeinflusst worden ist.

Drei weitere Studien von Michael Garleff über die Rekonstruktion von Vergangenheit als Mittel der Identitätsbildung in der deutschbal-

³ Pauls Šimanis, *Eiropas problēma. Rakstu izlase* [Ein europäisches Problem. Ausgewählte Schriften]. Riga 1998.

⁴ Leons Astra, Egils Baldzēns, Ainārs Dimants (u.a.), *Personība un demokrātija* [Persönlichkeit und Demokratie]. Riga 2005, S. 33-36.

⁵ John Hiden, *Paul Schiemann (1876–1944). Defender of Minorities*. London 2004.

tischen Literatur (im Gegensatz zur Überschrift des Aufsatzes aber nicht nur für die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, sondern bis in die 50er und 60er Jahre hinein), von Anette Reinsch über die Juden in der lettischen Literatur und Gesellschaft während der 20er und 30er Jahre sowie von Lilita Zaļkalne über den lettischen spätromantischen Schriftsteller Edvarts Virza und sein pastorales Poem „Straumēni“ führen von der Politik hin zum zweiten Bereich der Kultur.⁶ Die Autoren untersuchen am Beispiel der Literatur, wie die deutsche Minderheit die historischen Brüche ab 1918 verarbeitete, wie die Juden in den Werken der lettischen Schriftstellerin Anna Brigadere bzw. des lettischen Schriftstellers Jānis Jaunsudrabiņš dargestellt wurden und inwieweit deutschbaltische Vorbilder (wie das Werk „Meschwalden“) des deutschbaltischen Schriftstellers Oskar Grosberg für Virzas Romanerfolg die Grundlage bildeten.⁷

Pēteris Vanags, Baiba Metuzāle-Kangere und Rimvydas Šilbajoris wenden sich dem dritten Bereich, den Problemen der Sprachenpolitik und der Literatur während der autoritären Jahre Lettlands unter Ulmanis bzw. Litauens unter Smetona zu und können verdeutlichen, dass auch während der Jahre eines gemäßigt autoritären und romantischen Nationalismus die Idee der Kulturautonomie der Minderheiten nicht gänzlich suspendiert wurde. Interessant ist Raimo Raags Untersuchung zur Sprachpraxis im Riigikogu, dem Parlament Estlands, zwischen 1919 und 1934. Tatsächlich wurde in drei Sprachen (Estnisch, Deutsch und Russisch) verhandelt, allerdings ist seit dem Ende der 30er Jahre eine zunehmende Verwendung des Estnischen zu verzeichnen.

Als einziger Beitrag reicht der Aufsatz von Kārlis Kangeris zur Kulturpolitik des nationalsozialistischen Besatzungsregimes in Lettland (1941–1945) über die Zeit der Unabhängigkeit hinaus. Kulturpolitik war hier gleichzeitig Rassenpolitik, und je mehr die Bedeutung der Letten nach der Niederlage von Stalingrad wuchs, umso größer wurden wieder ihre kulturellen Spielräume, die allerdings zu jedem Zeitpunkt lediglich eine gewisse Selbständigkeit suggerieren sollten; über die endgültige Zukunft des lettischen Volkes (Germanisierung ungefähr eines Drittels, Aussiedlung gen Osten der übrigen zwei Drittel) sollte erst nach Kriegsende entschieden werden.

⁶ Edvarts Virza, *Straumēni* [Der Hof Straumēni]. Riga 1933.

⁷ Oskar Grosberg, *Meschwalden: ein altlivländischer Gutshof im Kreislaufe des Jahres*. Riga 1926.

Aus dem Vorwort zum Sammelband geht nicht hervor, ob es sich um Tagungsbeiträge oder um ein Forschungsprojekt handelt. So informativ die einzelnen Beiträge auch sind, und so breit der thematische Zugang auch ist, so sehr hätte man sich einen einleitenden Artikel gewünscht, der die wichtigsten Kernprobleme der Minderheitenfrage im Baltikum strukturiert, die wesentlichen Forschungsergebnisse referiert und die entscheidenden Forschungsdebatten kommentiert hätte. Zwar liefert der vorgelegte Sammelband somit keine neuen, entscheidenden Forschungsimpulse, es bleibt aber das Verdienst, der umfangreichen Literatur zur Minderheitenfrage in den baltischen Staaten, die seit dem Ende der 80er Jahre erschienen ist, neue Mosaiksteine hinzugefügt zu haben.

Detlef Henning, Lüneburg

Staatliche Einheit und nationale Vielfalt im Baltikum. Festschrift für Prof. Dr. Michael Garleff zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Gert von Pistohlkors u. Matthias Weber. München: R. Oldenbourg Verlag 2005, 264 S. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. 26).

Zum Geburtstag des großen Baltikumhistorikers Michael Garleff haben das Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa und die Baltische Historische Kommission ein passendes Geschenk vorgelegt: Der zu besprechende Sammelband greift nicht nur die thematischen Interessen Garleffs auf, sondern ist zugleich die Frucht seiner Arbeit, beinhaltet er doch die Beiträge eines Symposions, das unter gleichem Namen zur Verabschiedung Garleffs am 26. und 27. April 2004 in Oldenburg stattgefunden hat. Hieraus ist auch der erstaunliche Umstand zu erklären, dass der zu Ehrende selbst mit einem Artikel vertreten ist, doch dazu weiter unten ausführlicher. Inhaltlich gruppieren sich die Beiträge in drei Themenblöcke, die mit „Minderheitenpolitik“, „Minderheitenkultur“ und „Bedeutende Persönlichkeiten“ überschrieben werden können.

Im ersten Block gibt Dietmar Willoweit einen allgemeinen begriffs- und verfassungsgeschichtlichen Überblick über „Minderheitenrecht und nationale Autonomie“ (S. 35-46), wobei es ihm durch die dezidiert überregionale, europäische Perspektive gelingt, die Spannungs-

lage zwischen internationalem Vertragsrecht und nationaler Souveränität im Rechtsdenken vor der Erfindung des modernen Minderheitenrechts 1919 aufzuzeigen (S. 38). Weiterhin konfrontiert er das seit 1918 in Nordost- und Ostmitteleuropa umgesetzte Nationalstaatenprinzip mit der Idee einer nach österreichisch-ungarischem Vorbild konzipierten übernationalen Region unter wie auch immer gearteter deutscher Hegemonie, wobei eine gewisse Sehnsucht nach einer „Balance von Nationalitäten in einer ethnisch neutralen Staatsordnung“ zu verspüren ist (S. 44 f.). Da der nationale Rahmen keinen Platz für eine wirkliche Autonomie der Nationen mit dem dafür notwendigen Ausloten politischer Handlungsspielräume bereitstelle, bezeichnet er die Autonomie der Minderheitennationen als „Programm der Verlierer“ (S. 44). Zu diesen „Verlierern“ gehörten auch die Deutschbalten, auf die sich Gert von Pistohlkors in seinem einleitenden Beitrag „Ursprung und Entwicklung ethnischer Minderheiten in der baltischen Region im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert“ konzentriert (S. 13-34). Er konzipiert seinen Beitrag ausdrücklich als Ergänzung zum Standardwerk von Andreas Kappeler „Rußland als Vielvölkerreich“ bezüglich der Reformversuche der deutschbaltischen Ritterschaften in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.¹ Dabei widerspricht er unter Verweis auf die engen Beziehungen des baltischen Adels zum Hof in St. Petersburg der von Wolfgang Neugebauer aufgestellten These einer weitgehenden Abschottung der Ritterschaften vom Reich und von den notwendigen Reformschritten.² Ob, wie die Endfrage seines Beitrages andeutet, das „lange Vortraining“ der politischen Entmachtung die identitätstragenden deutschbaltischen Eliten tatsächlich so „abgehärtet“ hatte (S. 34), dass der Übergang in den Status einer Minderheit 1919 unkompliziert verlief, kann und muss kontrovers diskutiert werden (vgl. den Beitrag von Jörg Hackmann weiter unten). Vor allem gilt es, in weiteren Studien die von Pistohlkors aufgezeigte Wende in der Politik der Ritterschaften zwischen 1914 und 1919 gründlich zu untersuchen. Neben den Deutschbalten geht Detlef Henning in seinem Beitrag zu den „Formen kultureller Autonomie in den baltischen Staaten“ auch auf die Position der Russen in Lettland ein (S. 47-68). In der Transformationsperiode sei es im Baltikum gelungen, im Vergleich mit den ehemals jugoslawischen Gebieten, „einen für alle

¹ Andreas Kappeler, *Rußland als Vielvölkerreich. Entstehung, Geschichte, Verfall*. München 1992.

² Wolfgang Neugebauer, *Standschaft als Verfassungsproblem. Die historischen Grundlagen ständischer Partizipation in ostmitteleuropäischen Regimen*. Mit einem Geleitwort von Klaus Zernack. Goldbach 1995.

Bewohner des Landes akzeptablen Status quo des Miteinanders“ zu finden (S. 68). Dem fügt Helēna Šimkuva in ihrem Beitrag über die augenblickliche „Minderheitenpolitik in Lettland“ kritische Töne hinzu (S. 69-86). Eindringlich fordert sie für Lettland ein neues Minderheitengesetz auf Grundlage internationaler Vorgaben und Konventionen, die Dynamisierung des Einbürgerungsprozesses und den Ausbau der Schulen für die „nicht-lettischen“ Minderheiten (S. 86).

Nach diesem politikgeschichtlichen Block können die folgenden drei Beiträge der Sozial- und Kulturgeschichte zugeordnet werden. Heinrich Wittram gibt in seinem Beitrag über „Kirche, Staat und Minderheiten in Estland und Lettland 1920–1940 und ihre Bedeutung für die Gegenwart“ erneut eine Kostprobe seines profunden Wissens (S. 87-114), indem er detailliert und differenziert die Höhen und Tiefen kirchlicher Entwicklung im gesamten 20. Jahrhundert darstellt. Einen noch weiteren Geschichtsraum führt Tiit Rosenberg in seinem Beitrag „Das Anknüpfen an Geschichtsverständnis und demokratische Traditionen im wieder unabhängigen Estland“ vor Augen (S. 153-165), geht es ihm doch neben der chronologischen Entwicklung der estnischen Historiografie im 20. Jahrhundert vor allem um die Entlarvung nationaler Mythen und ihre Überwindung in einer neuen, transnationalen Geschichtsschreibung. Allein die Einbettung der estnischen in die gesamteuropäische Geschichte vermöge, vorschnelle Dichotomien zwischen den Nationen und die separierende nationale „Meistererzählung“ der estnischen Geschichte zu überwinden. Um übergeordnete Erzählstrukturen in der Geschichtswahrnehmung und -erzählung geht es auch Armin von Ungern-Sternberg in seinem Beitrag „Ankunft in der Bundesrepublik. Archäologie und Dekonstruktion des kulturellen Erbes: Siegfried von Vegesack“ (S. 115-151). Anhand der Schriften Vegesacks, dem Verfasser der Romantrilogie „Die baltische Tragödie“, analysiert von Ungern-Sternberg in einem leider Zitat-übersättigten Text die Verarbeitung des Heimatverlustes und die Strukturen neuen Sesshaftwerdens unter den Deutschbalten in Deutschland. Dabei werden die durch die Neuansiedlung hervorgerufenen Ängste vor Identitätsverlust deutlich, die über die deutsch-deutschbaltische Integration hinausreichen und der nationalen Frage im multinationalen Raum neue Bedeutung geben.

Der letzte thematische Block des Sammelbandes beleuchtet die Minderheitenproblematik anhand herausragender deutschbaltischer Einzelpersonen. John Hiden umreißt unter Herausarbeitung des Europagedankens „Die aktuelle Dimension in Paul Schiemanns Minderheitentheorie und -politik“ (S. 167-174). Schiemann, der „Denker der

Nationalitätenbewegung“ auf den Europäischen Nationalkongressen in Genf, propagierte die Kulturautonomie durch die Entkoppelung der Begriffspaare „Nation“ und „Staat“ sowie „Nation“ und „Territorium“ (S. 168). Für diese in den 30er Jahren sicherlich revolutionären Vorstellungen bildete Europa mit der Möglichkeit, Einheit jenseits nationaler Grundstrukturen zu schaffen, den Fluchtpunkt (S. 173). Neben Schieman gehörte Werner Hasselblatt zweifelsohne zu den herausragenden deutschbaltischen Politikern der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Jörg Hackmann thematisiert in seinem überaus lesenswerten und quellenreichen Beitrag „Werner Hasselblatt (1890–1958). Von der estländischen Kulturautonomie zur nationalsozialistischen Bevölkerungspolitik“ eines der heikelsten Themen der Unabhängigkeitszeit (S. 175–205): den Übergang vom Minderheitenschutz zur Kritik an der internationalen Minderheitenpolitik und der Organisation deutscher Herrschaft im Baltikum während des Zweiten Weltkriegs. Vorsichtig zwischen Politik und Sozialpsychologie der Deutschbalten einerseits und individueller Prädisposition andererseits abwägend, kommt Hackmann zum Schluss, dass in der „Abneigung gegen den Begriff der nationalen Minderheit eine länger wirkende Kontinuitätslinie in Hasselblatts Praxis und Denken zu sehen ist, die für eine auf Gewalt gründende Politik tendenziell anfällig war.“ (S. 205) Der hier aufgezeigte Fall weist auf die fehl gelaufene Transformation der ehemaligen deutschbaltischen politischen Elite in den Status einer Minderheit hin, die von Pistohlkors in seinem Beitrag noch vorsichtig positiv dargestellt worden war (S. 34). Die Rolle der Deutschbalten kann, wie allein die hier aufgeführten Beiträge zur estnischen, jüngeren deutschen und deutschbaltischen Historiografie aufzeigen, je nach Darstellungsschwerpunkt überaus unterschiedlich beschrieben und bewertet werden. Das letzte Wort des Bandes gehört dem Jubilar selbst, der den Blick auf seinen großen Vorgänger „Georg von Rauch und die baltische Geschichtsforschung“ lenkt (S. 207–223). Neben der Würdigung seines Lebenswerks sind es gerade die persönlichen Erinnerungen an von Rauch, die diesen Beitrag prägen und tiefe Einblicke in die Auseinandersetzung über die osteuropäische und baltische Geschichtsschreibung nach 1945 ermöglichen. Die Geschichtsschreibung, so führt Garleff vor Augen, sollte sich davor hüten, durch allzu kritische Distanz sich ihres Lebensquells, dem persönlichen Bezug zum Thema, zu entledigen.

Eine Porträtskizze Georg von Rauchs aus der Feder Illo von Rauch-Wittlichs (S. 206) sowie ein von Gabriele Garleff zusammengestelltes „Schriftenverzeichnis Michel Garleff 1969–2004“, das in Umfang

(S. 225-257) und Inhalt die Bedeutung des Gewürdigten unterstreicht, runden die schriftliche Ehrung ab. Möge sich Michael Garleff an ihr ungeachtet der bedauerlicherweise zahlreichen redaktionellen Unebenheiten noch lange erfreuen!

Ulrike Plath, Hamburg/Tallinn

Estland und Russland. Aspekte der Beziehungen beider Länder, hrsg. v. Olaf Mertelsmann. Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2005, 322 S. (Hamburger Beiträge zur Geschichte des östlichen Europa. 11).

Grenzen sind Orte besonderer Art. Aufgrund ihres paradoxen trennenden und zugleich einenden Wesens werden sie in ideologisierenden „master narratives“ gerne als Kronzeugen herangezogen. Um diese Mechanismen zu verstehen und gegebenenfalls außer Kraft zu setzen, bedarf es einer übernationalen Grenzkulturforschung. Mit der politischen Aufwertung der ehemals russisch-estnischen Binnengrenze zur EU-Außengrenze wurde diesem Grenzabschnitt seit 1991 zunehmend Beachtung geschenkt. Nach einigen Pionierarbeiten zur Entstehung der Grenze im Mittelalter und den Problemen und Besonderheiten der lokalen Grenzbevölkerung wurde an der Universität Tartu ein interdisziplinäres Projekt zur Erforschung der estnisch-russischen Beziehungen seit dem 18. Jahrhundert gegründet. Im vorliegenden Sammelband werden erste Ergebnisse dieses Projekts, gemeinsam mit Arbeiten der Forschungsstelle für sowjetische Geschichte der Universität Tartu und von Gastwissenschaftlern aus Russland und Deutschland, vorgelegt.

Aufgrund dieser Kooperation und der politischen Brisanz des Grenzverlaufs in der Zeitgeschichte liegt der Schwerpunkt des Bandes deutlich auf dem 20. Jahrhundert. Dennoch beschränkt er sich nicht auf die Darstellung der komplexen zwischenstaatlichen Beziehungen, sondern versucht, auch den vielfältigen zwischenmenschlichen Beziehungen gerecht zu werden – etwa durch die Einbeziehung von Biografien ausgewiesener „Grenzgänger“. Gerade in diesem Bereich macht sich das Fehlen eines übergeordneten methodologischen Gerüsts bemerkbar. So bleibt im Überblick über „Das Jurij Lotman-Archiv in Tartu“ von Tatjana Šachovskaja, Mare Rand und Tatjana Kuzovkina

letztendlich die Bedeutung des herausragenden Semiotikers für die Beziehungen zwischen Estland und Russland, bzw. Esten und Russen, unklar (S. 313-320). Zugleich wiederholt sich die Frage nach der Stellung von Geisteswissenschaftlern im Kulturkontakt angesichts der massiven Präsenz von Artikeln über Historiker als Gestalter des interethnischen Miteinanders. So beschäftigt sich Ludmila Dubjeva mit „Anton Nikitič Jasinskij als Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität Jur'ev (Dorpat/Tartu) 1896–1911“ (S. 109-126), und Tiit Rosenberg stellt „Die russische baltische Historiographie in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts“ als ein zu Unrecht vernachlässigtes Forschungsfeld vor (S. 77-108). Auch die deutschbaltische Historiografie findet Erwähnung, sieht Uwe Liszkowski in dem Russlandhistoriker Georg von Rauch doch einen ausgewiesenen „Brückenbauer in eine fremde Welt“ (S. 289-312). Es bedarf sicherlich noch weiterer Forschungsanstrengungen, um die Vernetzung der verschiedenen nationalen Traditionslinien in der Wissenschaft an und im Umkreis der Universität Dorpat zu verstehen.

Am Anfang der Forschung steht man auch bei der Erforschung des Kulturgeflechts im Grenzgebiet auf struktureller Ebene. Einen wegberbereitenden Artikel legte Michail V. Škarovskijs mit seinem Beitrag über die „Orthodoxen estnischen Gemeinden in Nordwestrussland im 19. und 20. Jahrhundert“ vor (S. 213-228). Zu wenig präpariert zeigt sich hingegen Olaf Mertelsmann in seinem Beitrag „Das Studium an der Universität Tartu in der Stalinzeit“ (S. 229-248), mit dem er sich auf das glatte Eis der *oral-history*-Forschung begeben hat. Wenn sich Erinnerungen an das Studium auf Allgemeinplätze wie „Man saß zusammen, trank, sang und ging wieder auseinander“ oder „Auch in außergewöhnlichen Zeiten gab es ein normales Leben“ beschränken (S. 247), sind vom Historiker um so mehr kritische Analysen und ergänzende Informationen, vor allem aber ein klarer methodischer Apparat gefordert. Auch in seinem zweiten Beitrag „Der Zusammenhang von Sowjetisierung und Alkoholmissbrauch aus der Sicht der estnischen Bevölkerung“ vermisst man relativierende Informationen (S. 275-288), etwa über den Alkoholkonsum vor der Sowjetisierung und vor allem in der Transformationsetappe nach 1991. Wie viel „Geschichte von unten“ für den Abbau allgemein vorherrschender Vorurteile allerdings bringen kann, zeigt Anti Selart in seinem Beitrag „Steinkuhl und Zabolockij. Ein Kommentar zur Chronik Johann Renner“ (S. 9-30). Auch während des Livländischen Krieges, dessen traumatische Erlebnisse das Verhältnis der baltischen Einwohner zu ihrem russischen Nachbarn langfristig schädigten, gab es persönliche

Beziehungen namhafter Persönlichkeiten über die politische, religiöse und kulturelle Grenze hinweg. Ihre Bedeutsamkeit erlangt die Studie durch die gelungene Einbettung einer ganz persönlichen Geschichte in den großen Geschichtsverlauf und die übergeordneten Strukturen.

Dankbarer und ergiebiger als das steinige Feld der Kulturkontaktforschung neuerer Schule sind – auf den ersten Blick zumindest – all jene Ansätze, die sich an der Politikgeschichte orientieren. So liefern die Beiträge von Mati Laur über „Die Verortung des Baltikums im Russischen Imperium zu Beginn der Regierungszeit Katharinas II.“ (S. 31-52) und von Lea Leppik über „Die Generalgouverneure im Baltikum – Instrumente zur Vereinheitlichung des Russischen Imperiums oder ein Schutz der baltischen Sonderordnung?“ (S. 53-76) weitere Bausteine zur Erforschung der Beziehung von Region und Reich. Ebenso grundlegend sind die Arbeiten zu den Bevölkerungsverschiebungen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, die mit dem Zerfall des Zarenreiches und der Expansion der Sowjetunion einhergingen (vgl. Eero Medijainen „Optieren für Estland – eine freiwillige oder eine erzwungene Migration 1920–1923?“ [S. 193-211] und Tõnu Tannberg „Die unbekannte Amnestie. Berijas Rehabilitierungspläne 1953 am Beispiel der Estnischen SSR“ [S. 249-273]). Auf einem gewagteren Kurs fährt Karsten Brüggemann durch sein Stammthema „Kontinuität in der Revolution: Der russische Blick auf das Baltikum während der ‚Zeit der Wirren‘ 1917–1920 am Beispiel der weißen Bewegung“ (S. 127-156). So ist die Endgleichung seiner komplexen Betrachtung, frei nach dem Motto: ein satter Bär frisst nicht, und ein politisch in sich ruhendes Russland ist keine Gefahr für die Baltischen Staaten, zwar eingängig; unterstreicht man aber die lange Dauer der russischen Begehrlichkeiten, kommt man zwangsläufig zum Bild einer fortwährenden staatlichen Krisenhaftigkeit. Und schon findet man sich im Netz von Selbst- und Fremdbildern wieder, die nicht ganz so einfach mit den „harten“ politischen Fakten in Übereinstimmung gebracht werden können. Ganz ohne kulturalistische Deutungen kommt Jaak Valge in seinem herausragenden Artikel „Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Das Gold der Bolschewiki in Estland 1920–1922 und die Folgen“ aus, in dem er große Politik und großes Geld mit dem alltäglichen, wahrhaft internationalen und transkulturellen Gewinnstreben koppelt und so das faszinierende Bild einer irrwitzig offenen Grenzlandschaft malt (S. 157-192).

Der goldene Weg der an sich bereits Erfolg versprechenden baltisch-russischen Grenzforschung liegt dort, wo es gelingt, Themen zu fin-

den, mit deren Hilfe man die Grenzen in der Realität und im Kopf hinterfragen und damit neue Perspektiven eröffnen kann. Gerade angesichts der Weitläufigkeit und Neuheit des Forschungsfeldes ist jedoch ebenfalls solide und mitunter auch weniger inspirierende Grundlagenforschung vonnöten. Dem Forschungsprojekt kann man auf diesem Weg nur viel Erfolg, vor allem aber Mut zu konzeptionellen und methodologischen Diskussionen, zum Vergleich und zur Weitung der Forschungsperspektive wünschen. Mit der nötigen finanziellen Unterstützung könnte sich aus dem Projekt ein bedeutender Forschungsschwerpunkt der Universität Tartu entwickeln.

Ulrike Plath, Hamburg/Tallinn

The Hidden and Forbidden History of Latvia under Soviet and Nazi Occupations 1940–1991. Selected Research of the Commission of the Historians of Latvia, ed. by Valters Nollendorfs and Erwin Oberländer. Riga: Institute of the History of Latvia 2005, 383 pp.

This collection of articles is the 14th volume by the Symposium of the Commission of the Historians of Latvia. The symposium has been hard at work since 1998 producing conference volumes and thematic volumes on the occupation periods of Latvian history. This volume on the “forbidden history” is their first English-language publication and includes several original works as well as translations of several articles published in Latvian in earlier volumes from the series. It is one of the few English-language surveys of the period.

It is more coherent than edited volumes which come out of history conferences. The articles were obviously selected to go together and build on each other. There are some “holes” and overlaps which seem superficially eclectic. For example, the reader who does not select particular articles of interest, but plunges through the whole book, finds him or herself subjected to repeated references to events such as the mass deportations of 1941 in a way that would not happen in a single-author, chaptered history of the period. But that allows each article to also stand alone if needed.

In the introduction the editors confess that Latvian historians have not caught up with their western colleagues as far as methodology is

concerned. “[T]opics and problems that Latvian historians are addressing may at first sight seem repetitive, self-defensive, contentious and tangential to the mainline concerns of western scholarship.” Thus, the focus is solely on the occupations and the political, military, demographic and economic effects they had on Latvians and Latvian Jews. There is virtually no information on other aspects of history. That contributes to the discomfort some may have with the title. Initially, one might see little reason to believe that the history of Latvia under occupation is “forbidden” or “hidden”. The „forbidden“-aspect, as explained in the editors’ introduction, refers to the truth that was hidden and forbidden by totalitarian ideologies for so many decades. The lies and distortions of Nazi and Soviet historiography have, according to the editors and several of the authors, seeped through various channels into the mainstream of western historical thinking about Latvia and still need to be rectified. Getting these truths out and setting the record straight are what this volume is about. The authors also see the need to come clear on Latvian complicity in the Holocaust and clear the air on other aspects of Latvia’s experience with totalitarianism in the context of Latvian membership in western institutions (EU and NATO). Indeed, the editors are justified in their boast that the volume does very well at taking the new data available since the early 1990s and applying it to these concerns.

There is almost no beating of the “genocide against the Latvian people” drum (Daina Bleiere mentions “social genocide” in her piece) and less focus on victimization than one might expect from a volume like this. Coverage of the issues is very balanced, considering the thematic centre of the project. The editors took the stated mission of setting the record straight about the history of the occupations very seriously; it is neither an apology for Latvian “crimes” nor an exoneration. The trauma of the period, especially since June of 1941, is offered on several occasions as an explanation, but not as an excuse for misdeeds.

Some of the writing still has the tone of indignation against injustices done to Latvians which doesn’t seem 100% appropriate for readers used to western historical accounts. Heinrichs Strods, for example, waxes a bit polemical in his judgements of the Russians and claims that the international community is ill-informed about Soviet crimes. On the other hand, many of the articles, especially the general articles introducing each section, include calls or outlines for future lines of inquiry and further research, and Strods is among the boldest and modern in that regard, calling for an examination of

the “internal causes” of Sovietization. Aivars Stranga’s call for more research on Jewish life in Latvia during the Holocaust can also be mentioned in that context. The authors are conscious of their place in the historiographical landscape.

Because of the strong focus on the occupations as such, the volume is missing much that one would expect from a recent general history of the period under consideration. There is no multi-national story; it is about the Latvians and, to a much lesser extent, about the Jews (not only as victims). There is no mention of the Baltic Germans and their “forced option” to leave after the Molotov-Ribbentrop-pact, not even to reflect on Latvians’ reaction to it or lack thereof. There is little or no discussion of the Russians of Latvia other than as occupants and demographic threats (who, according to Riekstiņš, were “brain-washed” into coming to Latvia), a history which is certainly not “forbidden”, but which seems to have been quite typical outside of Soviet historiography from the beginning.¹ This makes it seem as if the book’s centre of gravity or basic assumption is that there is a primal Latvian national aspiration and history is about its success and failure. Indeed, in the introduction the editors are fairly explicit about making that narrative their central concern. There is none of the cultural history that Misiunas and Taagepera covered to some degree in their *Years of Dependence* book,² no language, art and literature (such as in the admittedly less thematically coherent volume edited by Köll),³ no *Alltagsgeschichte*, nothing on the school system, nor on religion and the church (other than as an institution variously subject to oppression), holidays and customs, gender issues, etc. There is virtually no discussion of personal or institutional continuities which cross over the chronological borders between regimes. To pick just one example out of the air: Who had the kolkhoz leaders of 1950, say, been in 1935? We can’t assume they all came from Russia. An exception to this is a discussion of how Latvian historiography was sovietized by Aleksandrs Ivanovs. He shows how the obligatory interpretation imposed on Latvian Soviet histories was pieced together

¹ I am reminded of the criticism I heard levelled at the Occupation Museum in Riga on my last visit there a number of years ago, namely, that the story of the Russians and their myriad reasons for coming and their myriad experiences are simply not being told in Latvian history.

² Romuald J. Misiunas, Rein Taagepera, *The Baltic States: Years of Dependence, 1940–1990*. London 1993.

³ *The Baltic Countries Under Occupation. Soviet and Nazi Rule, 1939–1991*, ed. by Anu Mai Koll. Stockholm 2003.

out of both Soviet and pre-1917 Russian historiographical elements. Rudite Viksne's discussion of the Arājs Commando membership and their motivations for joining the organization also touches on their pre-occupation biographies.

Within the narrower scope that the volume has staked out for itself, however, there is little if anything missing. The only serious exception is the Latvian Self-Administration under the Nazis. It is mentioned only in passing or not at all in places where a discussion with the same depth and subtlety of some other aspects – such as Latvian membership in the Waffen-SS – would have been appropriate. If there are “forbidden” things about Latvian history, myths about their alleged complicity that need to be unmasked or put into perspective, that is one of them.

After the introduction, the volume begins with a general history of all three Baltic states during the period in question by Alfred Erich Senn. He introduces the thesis of the “dysfunctional society”, plagued by the fear and rage caused by Soviet and then Nazi oppression. The introduction does a good job in setting the tone and covering a lot of ground briefly for the reader unfamiliar with Baltic history with general coverage of the natures of the Soviet and Nazi regimes on Baltic territory and their effects on the population. A specialist audience expecting a discussion of the historiography has to wait for later sections, however.

Thereafter, the volume focuses solely on Latvia. It is broken down into four parts, each featuring selected articles from one of the Symposium's four sections: The first Soviet occupation (1940–1941), the Nazi occupation (1941–1945), the Holocaust, and the second Soviet occupation (1944–1991). The latter section focuses almost exclusively on the earliest period up into the 1950s. The section on the Nazi occupation is, surprisingly, almost as long as the final section on Soviet rule. Together with the section on the Holocaust, the years 1941–1945 make up more than half the volume. Each section has an article summarizing the period under investigation followed by two or more articles special themes.

The introductory articles contain a combination of background information for better understanding of the articles to come as well as overviews of historiographical trends of more interest to the professional historian. Inesis Feldmanis's introduction to the section on Nazi occupation is very heavy on the latter aspect of the question, pointing out how both Soviet distortions and exile accounts, which often propagated a version of history tainted by Nazi ideology, con-

tributed to keeping the history of this period “hidden”. His summary of previous research on resistance and collaboration includes a programmatic element which shuns the ambiguity typical of western accounts, however. He calls for a definition of “resistance” based solely on Latvian national interests and wants Soviet resistance re-defined as the “communist and subversive movement”.

The articles chosen for each section were meant to supplement each other. The Holocaust section is done particularly well in that regard. Aivars Stranga’s introduction to the Holocaust serves as both a historiographical review as well as a good general account of events in Latvia. This is followed by a micro-study of one particular incident – the story of the killing of some Jewish youth by Latvians, easily the most gripping chapter of the whole volume – by Dzintars Erglis, and the aforementioned article on the infamous Arājs Commando, the unit cited by so many as the prime example of Latvian collaboration and anti-Semitism. The first section, on the 1940–1941 Soviet occupation, is similar if less neatly divided and covered, with three articles with various approaches to Soviet repressions by Irene Šneidere (who also authored the overview for that section), Rudīte Vīksne and Janis Riekstiņš. The touchiest aspect there is the role of Latvian Jews in the Soviet regime of 1940–1941, which the authors approach fairly and factually.

The sections on Nazi and Soviet rule are lengthier. The articles for the Nazi section seem targeted directly at the editors’ central concern of setting the record straight. Juris Pavlovičs’s article on the transition of power from Soviet to Nazi rule addresses the recurring accounts in the historiography of spontaneous, native-driven, anti-Jewish violence during the period between the withdrawal of the Soviets and the arrival of the Germans, while articles by Kārlis Kangeris and Inesis Feldmanis detail special military and police units, the Latvian membership in which has also been of enduring concern to both historians and the general public’s perceptions of Latvia. They address both local and European-wide contexts as well as the motivations young men had for joining these units. Uldis Neiburgs addresses Nazi propaganda and Latvian wartime perceptions of the western Allies while Antonijs Zunda reviews the historiography on Latvian resistance against the Nazis. The section on Soviet rule has chapters on demographic and institutional Russification (Riekstiņš), rural policy and collectivization (Daina Bleiere) – including some discussion of events at the ground level, the Sovietization of the field of history (Aleksandrs Ivanovs), an article on Soviet oppressive organs (Aldis

Bergmanis, Ritvars Jansons and Indulis Zālīte), and the anti-Soviet resistance movements (Heinrichs Strods).

The volume is very rich in factual material which will be of great use to historians of other areas looking for information for integrating Latvia into the wider context of Europe in the 20th century. To pick out just a few examples, Jānis Riekstiņš provides great detail on the deportations of 1941 and lots of statistical data on demographic Russification after 1944; Kārlis Kangeris provides an account of Latvian “geschlossene” police units under German occupation with the thoroughness we have come to expect of him. There is detail throughout the volume on the administrative mechanics, oppressive organs, and power structures run by the occupying regimes as well as about categories of victims and perpetrators and other themes. The Riekstiņš article on the 1941 deportations quotes at length from several archival documents.

The missing definite articles in several sections headings (“Under Soviet Union” instead of “Under *the* Soviet Union” for example) did not bode well for the translation by Eva Eihmane, but the text itself turned out well. A German native speaker may not notice at all; an English native speaker will find few errors or stylistic problems. Relics from the original Latvian and other problems (such as “word-by-mouth” instead of “word-of-mouth”) are rare and do not distract from the flow of the text.

In summary, the volume does not reach too far and keeps its promises. The “Hidden and Forbidden History” will no doubt inform the discussion of the topics it addresses for years to come, the interest in which shows no sign of abating.

Mark R. Hatlie, Tübingen

Wolfgang Curilla, Die deutsche Ordnungspolizei und der Holocaust im Baltikum und in Weißrußland 1941–1944. Paderborn: Schöningh 2006, 1041 S.; Stefan Klemp, „Nicht ermittelt“: Polizeibataillone und die Nachkriegsjustiz – Ein Handbuch. Essen: Klartext 2005, 503 S., 22 Abbildungen.

In dem Maße, in dem nach 1945 Hitler und die SS als alleinige Täter für den Judenmord und die anderen Verbrechen des Nationalsozia-

lismus verantwortlich gemacht wurden, verschwanden nicht nur die Wehrmacht und die Zivilverwaltung, sondern auch die aufgrund ihrer Uniformen oft als ‚Grüne Polizei‘ bezeichneten Einheiten der Ordnungspolizei aus dem Rampenlicht der öffentlichen Diskussion. Erst ab etwa Mitte der 90er Jahre ist die Rolle dieser Polizeikräfte im Holocaust verstärkt erforscht worden. Die beiden vorzustellenden Bücher bieten jedes auf seine Weise einen umfassenden Einblick in die Verbrechen der uniformierten deutschen Polizei.

Wolfgang Curilla, langjähriger Senator in Hamburg, legt eine umfassende Arbeit zu den Verbrechen der Ordnungspolizei im Baltikum und Weißrussland vor. Die mehr als 1 000 Seiten des Buches stellen eine akribische Zusammenstellung dar, die der Autor folgendermaßen begründet: „In diesem Buch versuche ich, so vollständig wie möglich darzustellen, was gewesen ist. Gleichzeitig möchte ich einen Beitrag dazu leisten, daß das Geschehene nicht vergessen wird und daß sich so etwas niemals wiederholen kann.“ (S. 11)

Diesem geschichtspolitischen Anspruch wird das Buch ohne jeden Zweifel gerecht, die Darstellungen der Aktivitäten der einzelnen Einheiten machen betroffen und hinterlassen nicht zuletzt aufgrund der sachlichen juristischen Sprache einen tiefen Eindruck. Im Hauptteil des Buches („Die Taten“, S. 125-836) werden die Verbrechen – geordnet nach den jeweiligen Verbänden und aufgeteilt in die beiden Regionen Baltikum und Weißrussland – vorgestellt. Obwohl der Schwerpunkt auf der Ordnungspolizei liegt, beschränkt Curilla sich nicht auf diesen Täterkreis, sondern erwähnt auch die im Bereich der Sicherheitspolizei und anderer Instanzen durchgeführten Mordtaten.

Im Wesentlichen arbeitet der Autor mit den Ermittlungen bundesdeutscher Strafverfolgungsbehörden nach 1945 – und hierin liegt ein Problem des Bandes: Eine quellenkritische Wertung der Aussagen von Zeugen, der staatsanwaltschaftlichen Erhebungen und der Feststellungen in den Gerichtsurteilen sollte man nicht erwarten. Zum einen werden Vorgänge erwähnt, die wenig aussagekräftig sind und die, wie im Falle des Reserve-Bataillons 65, ihre Herkunft aus juristischen Akten nicht verleugnen können: „Mehrere Angehörige der 3. Kompanie gaben aber auch an, sie hätten davon gehört, daß Angehörige der 3. Kompanie in Luga an dem Transport und der Erschießung zahlreicher Juden beteiligt gewesen seien. Nähere Feststellungen konnten insoweit nicht getroffen werden.“ (S. 185) Zum zweiten spiegelt sich die damalige Ermittlungslage direkt im Umfang der Darstellungen zu den einzelnen Einheiten wider: Während beispielsweise die Verbrechen des berüchtigten Reserve-Polizeibataillons 11 umfas-

sende Erwähnung finden (S. 150-181), bleiben die Informationen zum Polizeibataillon 319 spärlich (S. 262 f.). Und zum dritten benutzt Curilla, wie bereits angedeutet, Zeugenaussagen, staatsanwaltschaftliche Ausführungen und Urteilsbegründungen ohne Differenzierung. Insbesondere wenn Darstellungen besonders grausamer Morde oder psychopathische Verhaltensweisen einzelner Täter nur auf einer einzigen Zeugenaussage beruhen, bleibt aus historischer Sicht der Sachverhalt fragwürdig.

Die schiere Masse an Material, über dessen Kürzung Autor und Verlag durchaus hätten nachdenken können, macht Fehler fast unvermeidbar, doch ist z.B. im Fall Litauens auf recht ärgerliche Mängel hinzuweisen. Im Gegensatz zu den Ausführungen von Curilla kam es in Vilnius nach der Einnahme durch die Wehrmacht eben nicht sofort zu Pogromen (S. 133). Es ist aufgrund neuerer Forschungen auch eher unwahrscheinlich, dass *vor* dem Eintreffen deutscher Truppen Pogrome stattfanden. Die litauischen Aufständischen gegen die Sowjetmacht in toto als antisemitische Mörder zu bezeichnen, wie es Curilla mehrfach tut (S. 133 u. S. 306), ist definitiv falsch. Und das von ihm nach Kaunas verlegte Lukischki-Gefängnis (S. 306) befindet sich in Vilnius und hat seinen Namen nach seinem Standort im Stadtteil Lukiškės.

Der letzte Teil des Buches (S. 837-944) ist mit „Die Täter“ überschrieben und unterscheidet sich nicht vom Hauptteil „Die Taten“, obwohl Curilla in diesem Teil „einen kurzen Überblick über die Täter aus anderen Institutionen geben“ will (S. 839). Über die Beteiligten erfährt man aber außer Namen und Funktion im ganzen Buch leider praktisch nichts, dabei wäre es ein Leichtes gewesen, die Ludwigsburger Akten der bundesdeutschen Ermittlungsbehörden für beispielhafte Biografien zu nutzen.

Aufgrund der Hauptquelle wird auch das Bild der einheimischen Beteiligung verzerrt dargestellt, auch wenn Curilla mehrmals auf die zentrale Rolle lokaler Verbände und Einzelpersonen hinweist. Nur das berühmte lettische Arājs-Kommando wird kurz vorgestellt, was damit zusammenhängt, dass sein Anführer in den 70er Jahren in Hamburg vor Gericht stand. Die einheimischen Mörder verschwinden einerseits in den schier unüberschaubaren Auflistungen deutscher Verbrechen, andererseits wird ein komplexer Sachverhalt viel zu pauschal und undifferenziert präsentiert (wie im Fall Litauens).

Trotz dieser Schwächen bietet der Band einen weit gespannten, detaillierten Einblick in die Mordpraxis der deutschen Ordnungspolizei und eine Art Findbuch für die einzelnen Einheiten.

In der Aussage knapper, in der Analyse stringenter und in der Interpretation überzeugender ist jedoch das Buch von Stefan Klemp zu bewerten, dessen Autor zudem, wie der Titel verdeutlicht, auch die juristischen (Nicht-)Ermittlungen in den beiden deutschen Staaten nach 1945 vorstellt. Damit leistet Klemp auch einen Beitrag zur ‚Vergangenheitsbewältigung‘, der im doppelt so umfangreichen Buch von Curilla überhaupt kein Wert beigemessen wird.

Nach einer Bewertung der Rolle der Polizeibataillone im Vernichtungskrieg (S. 21-66), in der auch der ‚Polizeialltag‘ Erwähnung findet und daneben auf widerständisches Verhalten wie Befehlsverweigerungen oder Meutereien eingegangen wird, bildet das Kapitel „Polizeibataillone, Polizeiregimenter und Ermittlungsverfahren“ (S. 67-349) den eigentlichen Kern des Buches. Die Geschichte aller Einheiten wird skizziert, die Taten werden geschildert und die Ermittlungen vorgestellt. Im Fall von Prozessen werden diese mit den jeweiligen Urteilen aufgeführt. Abgeschlossen wird die Darstellung zu jeder Polizeieinheit mit einer Zahlenangabe zu den Opfern, die in die Hände der deutschen Polizisten gelangten. Neben den Quellenangaben finden sich in den Fußnoten auch Verweise auf wichtige Sekundärliteratur zum jeweiligen Bataillon bzw. Tatort. Schließlich werden im Anhang (S. 417-469) zusätzlich nochmals die Polizeibataillone in tabellarischer Form nach Heimatstandort, Einsatzgebieten und Ermittlungsverfahren vorgestellt, so dass der Leser relevante Basisinformationen auf einen Blick erfassen kann.

Im letzten Kapitel, das den Gründen für das Scheitern der Ermittlungsverfahren nachgeht (S. 351-401), findet Klemp klare Worte und dies nicht nur in Bezug auf die politische Komponente der Angelegenheit („Der Bundestag hat durch seine Gnadengesetzgebung und Strafrechtsänderungen in den 1950er und 1960er Jahren das Scheitern vieler NS-Verfahren begünstigt.“ S. 351): Ein gesellschaftliches „Klima der Nachsicht“ sowie fehlendes Ermittlungsinteresse bei vielen Behörden und Juristen trugen in der Bundesrepublik ebenso zum Versagen der rechtsstaatlichen Ahndung bei wie die schwierige Ermittlungslage und das Lügen und Verschweigen von Angeklagten und Zeugen.

Wie bei Curilla bleiben die einheimischen Gehilfen mehr oder weniger unerwähnt, was beispielsweise dazu führt, dass bei der überaus brutalen Mordaktion des Reserve-Polizeibataillons 11 in Sluzk der litauische Anteil nur am Rande erwähnt wird, obwohl der Bericht des Gebietskommissars Carl über die Aktion in beiden zu besprechenden Publikationen zitiert wird: „Mit einer unbeschreiblichen Brutalität

sowohl von Seiten der deutschen Polizeibeamten, wie insbesondere von den litauischen Partisanen, wurde das jüdische Volk (...) aus den Wohnungen herausgeholt und zusammengetrieben. Überall in der Stadt knallte es, und in den einzelnen Straßen häuften sich die Leichen erschossener Juden.“ (Klemp, S. 112; Curilla, S. 168)

Doch ändert dies nichts an dem überzeugenden Eindruck von „Nicht ermittelt“, zumal die Frage nach den lokalen Mördern inzwischen von baltischen Historikern aufgegriffen wurde.¹ An Stefan Klemps Handbuch zu den Massenverbrechen deutscher Polizisten im Zweiten Weltkrieg wird jeder, der sich in Zukunft mit dem Thema beschäftigt, nicht vorbeigehen können.

Joachim Tauber, Lüneburg

¹ Vgl. z.B. für Litauen die in Deutsch erschienenen Beiträge von Arūnas Bubnys, Die litauischen Hilfspolizeibataillone und der Holocaust, und Valentinas Brandišauskas, Neue Dokumente aus der Zeit der provisorischen Regierung Litauens, beide in: Holocaust in Litauen. Krieg, Judenmorde und Kollaboration im Jahre 1941, hrsg. v. Vincas Bartusevičius, Joachim Tauber u. Wolfram Wette. Köln 2003, S. 117-131 u. 51-62.

Jörg Ganzenmüller, Das belagerte Leningrad 1941–1944. Die Stadt in den Strategien von Angreifern und Verteidigern. Paderborn: Schöningh 2005, 412 S.

Die von 1941 bis 1944 währende Blockade Leningrads durch die Wehrmacht ist angesichts der langen Dauer der Belagerung wie auch im Hinblick auf die hohe Opferzahl eines der bemerkenswertesten und schrecklichsten Ereignisse des Zweiten Weltkriegs. Die Bilanz der 900 Tage andauernden Prüfung der Stadt war mit 1 bis 1,3 Millionen Menschen, die dem Hunger zum Opfer fielen, unvorstellbar. Dass dieses Ereignis erst jetzt in Jörg Ganzenmüller einen Chronisten findet, der eine Gesamtschau unter Einbeziehung der deutschen wie der sowjetischen Seite anfertigt, ist unerklärlich, angesichts der Dimension des Geschehenen aber umso wichtiger.

Ganzenmüller wirft die Frage auf, welche Strategien die Kriegsgegner bezüglich Leningrads entwickelten und welche Prägekraft das jeweilige politisch-ideologische System bei ihrer Formulierung spielte. Er fasst den Strategiebegriff recht weit und subsummiert nicht nur militärisch-operative Aspekte, sondern schließt wirtschafts- und

bevölkerungspolitische Gesichtspunkte ein. Dabei spielt die Betrachtung, wie die Strategien umgesetzt wurden bzw. wie sich die politische Praxis im belagerten Leningrad gestaltete, eine sehr wichtige Rolle: Hierüber ist einerseits eine Verortung der Belagerung im nationalsozialistischen Vernichtungskrieg möglich, andererseits kann das Geschehen durch einen Vergleich mit der sowjetischen Herrschaftspraxis in den 1930er Jahren besser beurteilt und in einen längerfristigen historischen Kontext eingebettet werden.

Die Studie teilt sich in sieben Kapitel. Zunächst beschreibt der Autor die Strategie der Wehrmacht und des NS-Regimes, um sich dann dem Vorgehen der sowjetischen Seite zuzuwenden. Danach folgt eine Betrachtung des Umgangs mit den Ressourcen Leningrads, der sich eine Untersuchung der Leningrader Rüstungsproduktion im Krieg anschließt. In den beiden nächsten Kapiteln wendet sich Ganzenmüller den Lebensbedingungen in der belagerten Stadt zu, indem er die Praxis der Lebensmittelversorgung, individuelle Überlebensstrategien und die Behandlung der Bevölkerung durch den staatlichen Sicherheitsapparat nachzeichnet. Schließlich lenkt der Autor den Blick auf die Bedeutung der Belagerung in der sowjetischen wie nachsowjetischen Geschichtspolitik und Erinnerungskultur sowie – in Form eines Exkurses – auf die Spuren, die sie im Gedächtnis der Deutschen hinterlassen hat.

Ganzenmüller kann zeigen, dass die Belagerung Leningrads nicht, wie oftmals gerade in der westdeutschen Militärhistoriografie geschildert, als eine gewöhnliche militärische Operation zu sehen ist, sondern als Teil der nationalsozialistischen Vernichtungsstrategie im Krieg gegen die Sowjetunion betrachtet werden muss. Bereits im Juli 1941 wurde der Beschluss gefasst, die Stadt zu zerstören und die Bevölkerung durch Hunger auszulöschen, um sie nicht selbst versorgen zu müssen. Die Stadt sollte nicht einmal dann eingenommen werden, wenn die Verteidiger die Kapitulation anböten. Einerseits basierte diese „Lösung“ auf dem Umstand, dass die Wehrmacht selbst die Versorgung der Bevölkerung aus Rücksicht auf die logistischen Probleme als undurchführbar betrachtete. Die Militärs kamen vor dem Hintergrund von Diskussionen, die bereits vor dem Krieg stattgefunden hatten, zu dem Schluss, die Bevölkerung kurzerhand dem Hungertod auszuliefern. Andererseits floss hierin das Kalkül ein, dass die sich abzeichnenden Versorgungsprobleme im Deutschen Reich nur gelöst werden konnten, wenn die in den besetzten Gebieten vorhandenen Ressourcen vollständig zur Verfügung standen. Für die dortige Bevölkerung, zumal jene in den Ballungszentren, war in diesem Raub-

kriegsszenario kein Platz. Dazu gesellten sich die Besiedlungs- und Germanisierungspläne. Der Siedlungsraum war nicht nur zu gewinnen, sondern auch freizumachen. Da das Gebiet um Leningrad ebenfalls als Siedlungsraum eingeplant war, musste die dortige (städtische) Bevölkerung verschwinden.

Die sowjetische Seite bereitete sich zunächst noch auf den Fall der Stadt vor und plante die Zerstörung der wichtigsten Militär- und Industrieanlagen. Erst als der deutsche Vormarsch stockte, war ein Halten Leningrads möglich. Entgegen den Annahmen, dass die Stadt Stalin gleichgültig gewesen sei, gab es schon 1941 Versuche, den Belagerungsring aufzubrechen. Stalin entsandte sogar General Schukow. Allerdings scheiterten diese Vorhaben an fehlerhafter Planung und Materialmangel. Dass es schließlich im weiteren Verlauf des Krieges auch dann noch nicht zu einer zügigen Befreiung kam, obwohl die Rote Armee an anderen Fronten bereits die Initiative an sich gerissen hatte, ist ebenfalls nicht als Beweis von Stalins Unwillen gegenüber der alten Hauptstadt zu werten. Vielmehr war die Versorgung Leningrads spätestens durch die Öffnung eines Korridors im Januar 1943 gesichert; die strategische Lage erzwang einen solchen Schritt nicht, da hier weder Rohstoff- noch Industriebasen gefährdet waren; schließlich konnte das „Durchhalten“ der Stadt propagandistisch ausgeschlachtet werden, woraus sich tatsächlich noch während der Belagerungszeit ein regelrechter Leningrad-Mythos entwickelte.

Schon aus innenpolitischen Gründen behielt Stalin die Entwicklung in Leningrad genau im Auge. Aus Furcht vor einem Sonderbewusstsein und zu großer lokaler Eigenständigkeit entsandte er im Zweifelsfall Vertraute zur Kontrolle. Überhaupt funktionierte das stalinistische System in der Stadt trotz der Kriegsereignisse und der Blockade weiter. Ždanov als überzeugter Stalinist sorgte dafür, dass die von Stalin in Form öffentlicher Äußerungen gegebenen Signale auch in Leningrad in politische Handlungen übersetzt wurden. Die Partei konnte ihre Autorität auch in der schwierigsten Phase der Belagerung – dem Hungerwinter 1941/42 – aufrechterhalten. Hierzu trugen nicht zuletzt ihre Anstrengungen zur Versorgung der Bevölkerung bei. Allerdings befand diese sich letztlich in einer Zwangslage: Da der Staat der einzige mögliche Versorger war, war Opposition gerade unter den Bedingungen einer Belagerung durch die Armee des nationalsozialistischen Deutschlands keine Option. Allerdings blieb nicht nur das Machtmonopol der Partei gewahrt, vielmehr setzte sich auch die schon aus den 1930er Jahren bekannte Herrschaftspraxis fort: Die prekäre Lebensmittelversorgung ver-

lief weitgehend nach den selektiven Prinzipien, die bereits vor dem Krieg etabliert worden waren, d.h. Partei, staatliche Funktionselementen und Arbeiterschaft wurden bevorzugt. Umgekehrt griffen die Menschen zum Überleben auf halb- und illegale Beschaffungspraktiken wie Diebstahl, Veruntreuung usw. zurück. Auch dies war nicht neu; vielmehr hatte die Bevölkerung schon im vorherigen Jahrzehnt staatliche Versorgungsmängel auf diese Weise kompensiert. Die staatlichen Mobilisierungspraktiken unterschieden sich nicht wesentlich von denen der Vorkriegszeit: Mit ideologisch unterfütterten Appellen und kollektiven Dienstverpflichtungen, dem Herausstreichen von Vorbildern, aber auch materiellen Anreizen zielte man auf den Einsatz der Menschen ab. Der stalinistische Terror und die staatliche Repression setzten sich ununterbrochen fort. Der Krieg war nur für Intellektuelle, die sich in den Dienst des Kampfes gegen den Faschismus stellten, eine „Atempause“. Auf allen anderen lastete weiterhin der Verfolgungsdruck des Staates. In Leningrad mussten das einerseits die kollektiv unter den Verdacht der Staatsfeindschaft fallenden deutsch- und finnischstämmigen Minderheiten erfahren, die deportiert wurden. Doch es traf auch andere „Volksfeinde“. Über 50% der aus Leningrad Deportierten wurden nicht aufgrund ihrer ethnischen Identität, sondern aufgrund ihres Verhaltens verbracht. Daher sind diese Deportationen an sich nicht als ethnisch motiviert zu betrachten. Interessanterweise richteten sich die staatlichen Repressionen in hohem Maße gegen die Leningrader Wissenschaftler. Dies führt Ganzenmüller auf den Umstand zurück, dass in Leningrad noch kein Personalwechsel stattgefunden hatte, sich dort mithin noch zahlreiche vormalige Angehörige des Adels und des Bürgertums befanden. Schon ihre Abstammung machte sie verdächtig. Kamen dazu auch noch so geringfügige familiäre oder professionelle alte Kontakte nach Deutschland, war dies bereits ein ausreichender Anlass zum Spionagevorwurf, dem beinahe sicher die Verurteilung folgte.

In seiner Arbeit kann Ganzenmüller auch einige bis heute gepflegte Belagerungsmythen korrigieren. So weist er nach, dass die Rolle Leningrads als produzierende Frontstadt mit großer industrieller Bedeutung überbewertet wird. Das Verlagern von Produktionsstätten und Facharbeitern aus der Stadt, die Einschließung und vor allem der daraus resultierende Mangel im Bereich der Energieversorgung hatten zur Folge, dass die Produktion im Winter 1941/42 völlig zum Erliegen kam. In dieser Zeit wurden in kleinem Umfang noch Konsumgüter produziert, während ansonsten nur noch Wartungsarbeiten von den im übrigen körperlich bis hin zur Arbeitsunfähigkeit geschwächten

Menschen durchgeführt wurden. Erst als im Frühjahr 1942 wieder mehr Nahrungsmittel in die Stadt gelangten und die Energieversorgung sich besserte, wurde die Arbeit wieder aufgenommen. Allerdings konzentrierten sich die Rüstungsbetriebe auf Reparaturarbeiten. Daher konnte sich Leningrad 1942 nicht selbst mit Waffen und Munition versorgen, sondern blieb vom Nachschub von außen abhängig. Zudem war die Qualität der produzierten Güter gering, der Anteil des Ausschusses außerordentlich hoch. Erst 1943, nachdem die Versorgung über eine Eisenbahnlinie gesichert war, stieg die Produktion so weit an, dass die Leningrader Front und teilweise auch die Wolchow-Front hinreichend versorgt werden konnten. Allerdings wuchs die Produktion nie über ihre regionale Bedeutung hinaus.

Auch am Heldenmythos der Blockade kratzt Ganzenmüller in erheblicher Weise. Um sich Lebensmittel zu verschaffen, teilweise aber auch zur Bereicherung waren illegale Praktiken bis hin zu Raub und massenhaften Betrügereien, auch und zuvorderst bei Lebensmittelkarten, ein regelmäßig wiederkehrender Aspekt des Blockadealltags. Die extreme Not mündete schließlich in extreme Bewältigungsstrategien. Im Hungerwinter 1941/42 schloss dies auch Kannibalismus ein. Dieser Aspekt verdeutlicht vielleicht mehr als alles andere, wie groß das Leiden der Menschen in der Stadt war.

Dass der Kampf um Leningrad mit der Befreiung von der Blockade noch nicht zu Ende war, zeigt sich an der Art und Weise, wie mit den Erinnerungen umgegangen wurde. Die Deutungshoheit war letztlich eine Machtfrage, so dass sich die Darstellung und Interpretation der Ereignisse immer nach den jeweiligen politischen Konjunkturen richtete. Eines ist dabei bis heute unverändert geblieben: die Deutungsmacht des Staates und die enge Einbettung individueller Erinnerung und Trauer in staatliche Gedenkinszenierung. Auch ein Wladimir Putin greift gerne auf den Heldenmythos Leningrad zurück, um das heutige Russland patriotisch zu erziehen.

Insgesamt hat Jörg Ganzenmüller eine überzeugende, sehr gelungene Studie vorgelegt. Zwar vermisst man am Ende eine Zusammenführung der Ergebnisse hin zur eigentlich angestrebten Gesamtbeurteilung, doch tut dies der Tatsache keinen Abbruch, dass es sich um eine beeindruckende und facettenreiche Arbeit handelt, die mit großem Gewinn zu lesen ist.

Bernhard Schmitt, Berlin/Marburg

Anita Kugler, Scherwitz. Der jüdische SS-Offizier. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2004, 758 S.

Fast ein Jahrzehnt lang hat die Berliner Journalistin und Historikerin Anita Kugler in in- und ausländischen Archiven die Spuren eines Mannes verfolgt, von dem sie auch nach Abschluss ihrer Suche bis heute nicht genau sagen kann, wann er wo geboren wurde (die Angaben differieren von 1903 bis 1908, als Orte werden Buscherunai oder Wilna genannt) und ob er wirklich Jude, SS-Untersturmführer, Judenmörder oder Judenretter war. Ihre Recherche, die auf über 750 Buchseiten vorliegt, führt hauptsächlich nach Riga, wo der Hauptheld Eleke Sirewitz oder Fritz Scherwitz (wie er sich auch nannte) von September 1941 bis 1944 das KZ-Außenlager „Lenta“ leitete. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges behauptete dann dieser ehemalige Außenstellenleiter im Rang eines SS-Untersturmführers, dass er eigentlich Jude sei und nur zum eigenen Schutz der SS beigetreten wäre. Doch bald holte ihn seine Vergangenheit ein, und er wurde 1950 vom Schwurgericht München zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt. Das Gericht war von der jüdischen Herkunft des Angeklagten überzeugt und hielt es für besonders „verwerflich“, dass er „eigene Rassegenossen“ getötet habe (S. 530 ff.). Dieser letzte Teil des Buches wirft ein sehr bezeichnendes Bild auf das Profil der deutschen Nachkriegsjustiz und ist doch nur eine von vielen Facetten, die durch die Folie der Geschichte der Person Fritz Scherwitz sichtbar werden. Kugler schafft mit ihrer Recherche u.a. einen Zugang zu einem weiteren wesentlichen Kapitel – zu der Alltagsgeschichte des Rigaer Ghettos. Sie versucht, das aufgefundene Quellenmaterial in einem sehr breiten Spektrum zu erfassen und darüber hinaus auch stets im jeweiligen Kontext zu kommentieren. So nutzt sie mit aller gebotenen Vorsicht eine Quelle, die erst seit wenigen Jahren zugänglich ist. Es handelt sich um Verhör-Protokolle und Zeugenaussagen aus den sowjetisch-lettischen NKWD-Prozessen gegen den Holocaustüberlebenden Boris Rudow aus den Jahren 1945 und 1951. Ein herausragendes Dokument, auf das sich die Schilderung der Autorin ebenfalls stützen kann, ist der auf Jiddisch verfasste Bericht des lettisch-jüdischen Intellektuellen im Selbststudium, Abraham Bloch, über das Leben im Ghetto, die Widerstandsbewegung ab 1942, über die Fabrik Lenta und die ersten Tage nach der Befreiung durch die Rote Armee. Eine dritte wesentliche Quelle stellt das über 300 Seiten lange Manuskript von Werner Sauer dar. Er war ein deutscher Jude, der 1942 von Gelsenkirchen

nach Riga deportiert wurde. Gerade Ausschnitte dieser beiden so unterschiedlichen Berichte (die im übrigen jeder für sich eine eigene Quellenedition verdient hätten) kontrastiert die Autorin geschickt, um ein möglichst tiefgreifendes Bild vom Alltag im Ghetto zu zeichnen, was ihr in beeindruckender Weise gelingt.

Jahrzehntelang standen nur wenige Aspekte von Erinnerungen an Ghettozeiten, die in vielen osteuropäischen Städten durchlebt und durchlitten wurden, im Vordergrund. Nur ein Bruchteil von Memoiren war entweder zugänglich bzw. wurde wahrgenommen. Das beruht auf diversen Faktoren. Zum einen beruhte die mangelnde Erinnerung auf der Tabuisierung jüdischer Geschichte in den damaligen sozialistischen Ländern bzw. deren Umwidmung in allgemeine „antifaschistische“ Geschichtsschreibung. Zum anderen waren viele Dokumente und Akten der Kriegs- und Nachkriegszeit weder für In- noch Ausländer zugänglich und drittens sorgten Juden (wie auch andere Opfergruppen des NS-Regimes) selbst häufig dafür, dass bestimmte Bilder, die auch häufig Ghetto- und Lagerzeit kennzeichneten, wie z.B. die des jüdischen Kollaborateurs, nicht zu stark in Umlauf gerieten.

Inzwischen sind in vielen der ehemaligen Ostblockstaaten die Aktenkonvolute zum größten Teil nicht nur zugänglich, sondern bereits gesichtet worden und die Aufgeregtheit über spektakuläre Inhalte hat sich längst gelegt. Die Historiker können ihrer Arbeit nachgehen und Quellenrecherche betreiben. Außerdem lassen sich fast alle ehemaligen Schauplätze mittlerweile problemlos bereisen. Diese Tatsache ist ein Detail, das bei der Rekonstruktion von Geschichte nicht unterschätzt werden sollte. Auch wenn der heutige Zustand eines Handlungsortes im fertigen Produkt des Historikers kaum Raum einnimmt, stellt die Konfrontation mit dem *Genius loci* häufig ein wesentliches Moment des Schreibprozesses dar und hat als interne Rückversicherung eine nicht zu unterschätzende Funktion.

Einige Verfasser von Erinnerungen, die Kugler aufgefunden hat, leben heute nicht mehr. Andere Zeitzeugen im hohen Alter, die die Autorin aufgesucht hat, revidieren ihre in den ersten Nachkriegsjahren fixierten Sichtweisen aus der Langzeitperspektive. Dabei wird auch bisweilen deutlich, unter welchen politischen und emotionalen Umständen sie damals ihre Aussagen trafen. Die mündliche Erinnerung an den durchlebten Holocaust dünnt aus, und in wenigen Jahren wird der Leser nur noch aus schriftlichen Quellen erfahren, welche Grausamkeiten sich in diesen Jahren des 20. Jahrhunderts zugetragen haben. Genau inmitten dieser Wandlung vom „kommunikativen“

zum „kulturellen Gedächtnis“ (Aleida Assmann)¹ an den Holocaust hat Kugler ihre Untersuchung präsentiert. So stellen sich dem Leser in der Konfrontation mit den vielfältigen Quellen und Zeitzeugen zahlreiche weitergehende Fragen: Wie werden die Erinnerungen an die Ghettozeit, die doch zunächst immer individuelle Erinnerungen waren, zu allgemein verbindlichen? Wie gehen die Zeitzeugen und Interessenten an der Geschichte heute mit diesen Erinnerungen um? Nutzen sie sie zur Aufarbeitung der Vergangenheit? Dienen sie zur Relativierung des eigenen Standpunktes? Was soll die Gesellschaft 60 Jahre nach den Ereignissen der nationalsozialistischen Besatzungsherrschaft in Lettland im Andenken bewahren und welche Erinnerungen sollen weitergegeben werden? Alle diese Probleme betreffen nicht nur die vorliegende Rekonstruktion der Ereignisse im Lager Lenta, sie sind für die Mehrzahl der Lager- und Ghattogeschichten der osteuropäischen Territorien relevant, in denen die Erinnerung bis in die 80er Jahre aus politischen Gründen nur bruchstückhaft war.²

Abschließend sei wiederholt, dass die Geschichte der Person Fritz Scherwitz einzig die Folie für weitere historische Fakten darstellt sowie den gerade stattfindenden Prozess der Umwidmung von Erinnerung, der von der Autorin hier nachgezeichnet wird. Wer das Buch einzig nach der dünnen Faktenlage zur tatsächlichen Herkunft des Haupthelden bewertet (so Hans-Jürgen Döscher, „Dünner als Seidenpapier“ in der FAZ),³ wird dem Wert der umfangreichen und tiefgründigen Recherche nicht gerecht.

Ruth Leiserowitz, Berlin

¹ Erinnerungsräume. Formen und Wandel des kulturellen Gedächtnisses. München 1999.

² Mit diesen Problemen setzt sich u.a. auch die folgende Dissertation auseinander, verteidigt im Juli 2006 an der Universität Potsdam: Anna Lipphardt, *Vilne, yidishlekh fartrakht ... Kulturelle Erinnerung, Trauma, Migration. Die transnationale Vilne Community in Vilnius, New York und Tel Aviv, 1944 bis zur Gegenwart.*

³ Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 26.1.2005, Nr. 21, S. 7.

Jüdische Kultur(en) im Neuen Europa: Wilna 1918–1939, hrsg. v. Marina Dmitrieva u. Heidemarie Petersen. Wiesbaden: Harrassowitz 2004, VI, 214 S., Abbildungen (Jüdische Kultur. Studien zur Geistesgeschichte, Religion und Literatur. 13).

Im sorgfältig herausgegebenen Buch werden Konstruktionsmodi einer jüdischen Stadt thematisiert, die als das *Jerusalem des Ostens* galt: Wilna (Vilne, Vilnius, Wilno). Der Band erschien anlässlich des 80. Jahrestages der Gründung des YIVO (Yidishn Visnshaftlechn Institut/Jüdische Wissenschaftliche Institut) in Wilna und zugleich in Erinnerung an den 60. Todestag des Historikers Simon Dubnow, der als der geistige Vater dieses Institutes gilt. Der Sammelband stellt ein Ergebnis eines Workshops dar, der Ende 2002 am Simon-Dubnow Institut in Leipzig von den damaligen Mitarbeiterinnen des Leipziger Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V. (GWZO) durchgeführt worden ist.

Die beiden Organisatorinnen des Workshops und zugleich Herausgeberinnen des Buches, Martina Dmitrieva und Heidemarie Petersen, waren am GWZO im Rahmen des von der DFG geförderten Projekts „Visuelle und historische Kulturen Ostmitteleuropas im Prozess staatlicher und gesellschaftlicher Modernisierung seit 1918“ tätig. Die Veranstaltung und der aus ihr hervorgegangene Band bilden ein gutes Beispiel der von Michael Brenner¹ im Jahr 2002 beschriebenen wissenschaftlichen Praxis, die für einen Paradigmenwechsel innerhalb der Jüdischen Studien steht, weg von der Geschichte des Zionismus und des Staates Israel hin zur Geschichte der Judenheiten der Diaspora. Mit ihrer Sprachkompetenz, hervorragender Kenntnis der Problematik der Mehrheitsbevölkerungen und dank der multidisziplinären und multiperspektivischen Ansätze konnten die HerausgeberInnen eine gelungene Studie vorlegen.

Wie der Beitrag von Anna Veronika Wendland ausführt, war „der breite Blick“ von den Herausgeberinnen beabsichtigt. Sie wollten auf diese Weise kritisch mit der Monoperspektivität mancher Forschungsinstitutionen abrechnen, die sich den eng verstandenen Jüdischen Studien verschrieben. Die VerfasserInnen bleiben hinsichtlich der innerjüdischen Milieuwahl den älteren Forschungsansätzen treu, denn

¹ Michael Brenner, Von einer jüdischen Geschichte zu vielen jüdischen Geschichten, in: Jüdische Geschichtsschreibung heute: Themen, Positionen, Kontroversen, hrsg. v. dems. u. David N. Meyer. München 2002, S. 17-35, hier insbes. S. 21 ff.

sie beschäftigen sich mit den säkularisierten, politisierten und modernisierungswilligen Juden, die seit Jahrzehnten die bevorzugten Objekte der historischen Studien gewesen waren. Die Tatsache, dass die AutorInnen einer jüngeren Generation angehören und (relativ) unbefangen sind, trug dazu bei, dass ihre Vorgehensweise gleichsam distanziert und kritisch erfrischend wirkt.

Der Band beginnt mit einer Einführung der Herausgeberinnen, in der sie die Hinterfragung des Topos Wilna deklarieren, dem sie sich durch eine Analyse unterschiedlicher Aspekte jüdischer Identitätskonstruktionen nähern möchten, denn: „Ähnlich wie das bukowinische Czernowitz diente Wilna als Projektionsfläche (ost)jüdischer Identitätskonstruktionen, die die Wirklichkeit der Stadt und ihrer Bewohner nur partiell reflektieren“ (S. 2). Wilna lag 1918 an der Peripherie der europäischen Großregion, die nach dem Ende des Ersten Weltkriegs durch die Gründungen von Nationalstaaten neu strukturiert wurde. Man nutzte die vorhandenen künstlerischen, literarischen und wissenschaftlichen Mittel, um nationsbildende Prozesse in Gang zu setzen und Neuschaffungen zu legitimieren. Ein Sonderfall dieser Entwicklung entstand dadurch, dass die Juden in diesem Teil Europas eine transterritoriale, autochthone Bevölkerungsgruppe auf einem ethnisch gemischten Territorium bildeten und deswegen im Unterschied zu anderen Ethnien dieses Gebiets weder über ein „angestammtes“ Territorium noch über eine „Kernsprache“ verfügten. Dies musste die Konstruktionsprozesse beeinflussen und ihnen möglicherweise zusätzliche Schärfe verleihen.

Der erste Beitrag stammt aus der Feder der litauischen Jüdin Esfir Bramson-Alperniene, die die Geschichte der YIVO-Bibliothek und des Instituts-Archivs, ihre wundersame Rettung und ihre Wiederinstandsetzung schildert. Da Bramson eine der wenigen noch lebenden Zeitzeugen ist, ist ihrem Bericht ein besonderer Wert beizumessen. Mit wenigen nüchternen Worten gelingt es ihr, den Verlust und die Musealisierung einer noch bis vor kurzem lebendigen Kultur wiederzugeben.

Dem breiteren „ethnisch-nationalen“ Kontext widmen sich Beiträge des gleichnamigen Abschnitts „Kontexte“. Da Wilna eine multinationale Stadt war, wurde sie gleichwohl von mehreren „nationalen Konstrukturen“ für ihre Legitimationsprozesse beansprucht. Dies führte dazu, dass unterschiedliche Stadtvisionen nebeneinander existierten, ohne dass sie notwendigerweise von den „Anderen“ zu Kenntnis genommen wurden. So stellt Hans-Christian Trepte das Wilna des großen polnischen Poeten und Schriftstellers Czesław Miłosz vor, an

das sich dieser als eine multiethnische Stadt erinnert, die im Mythos der föderalistischen Konzeption der Jagiellonen-Dynastie wurzelt.

Dennoch konkurrierten die unterschiedlichen „nationalen“ Visionen einer Stadt miteinander, was Anna Veronika Wendland am Beispiel des Prozesses der „kognitiven Landkartenzeichnung“ von den Wilnaer Bevölkerungsgruppen anschaulich belegt. Wendland wirft die Frage auf, ob man nicht angesichts der offensichtlichen, innerstädtischen Segregation die Vision einer gemeinsamen Stadt aufgeben und von unterschiedlichen Städten innerhalb eines politisch-rechtlichen Gebildes sprechen sollte. Sie fragt nach den Tendenzen, die dieser Segregation entgegengewirkt haben könnten, und nennt als eine Möglichkeit die vormodernen Traditionen des städtischen Landespatritismus („Hiesigkeit“) und die urbanen Modernisierungsprozesse. Sie spricht sich für eine Forschung aus, die die städtische Segregation, aber auch einen „Brückenbau“ zwischen den durch unterschiedliche Stadtbevölkerungsgruppen bedingenden Prozessen, Akteuren und Agenturen thematisieren sollte.

Im Beitrag von Katrin Steffen wird die Auseinandersetzung um einen Denkmalsentwurf des polnischen und zionistischen „Erinnerungsortes“ von Adam Mickiewicz angesprochen, ein Beispiel für die Nationalisierung der Diskussion über den künstlerischen Traditionalismus und Modernismus. Der Antimodernismus wurde in diesem Streit nationalistisch-rassistisch begründet und der Modernismus seinerseits in Zusammenhang mit dem Judensein gebracht. Verschärfend wirkte sich auf diese Zuordnung die Abstammung des Autors eines der Entwürfe aus, der ein konvertierter Jude war. Steffens Artikel leitet zu Begrifflichkeiten über, die für alle AutorInnen des Bandes von zentraler Bedeutung sind und auf Gegensatzpaaren basieren: altertümlich – fortschrittlich, Tradition – Modernität, alt – jung und passiv – aktiv sind hier nur als Beispiele zu nennen, die gleichzeitig die Diskrepanz zwischen Topos und Realität visualisieren. Wie für alle Konstruktionen dieser Art, darunter auch für weitere *Jerusalems* dieser Region, ist auch für das jüdische Wilna diese Diskrepanz besonders charakteristisch.

Die Verfasser der Beiträge im Abschnitt „Ideologeme“ begreifen Wilna als das Zentrum eines imaginären und zu konstruierenden Jiddisch-Landes, das sich auf dem Territorium der Zweiten Polnischen Republik, Litauens und der Ukraine erstreckte. Untersucht wird der Prozess einer Konstruierung, die von Anfang an nicht verstaatlicht werden sollte und deswegen als höchste kulturell-historische oder spirituelle Form des Nationsdaseins angesehen werden konnte (Simon

Dubnow). Die säkulare jiddische Kultur sollte die Rolle der Religion übernehmen und ein Bindemittel der modernen, laizistischen jüdischen Nation werden. Die soziale Not sollte durch das Erlösungsversprechen des sozialistischen Bundes gelindert werden. Die jiddischistischen Juden in Wilna wurden kraft dieser Imagination zu einer mustergültigen *vorgestellten Gesellschaft*, die ihre Sprache, Geschichte, Kunst und Literatur neu entwarf, um ihre eigene Existenz, Besonderheit und Mission zu legitimieren. YIVO sollte dabei eine besondere Rolle spielen: „Durch die Gründung des YIVO wurde Wilna zu einem Zentrum der jiddischistischen Utopie vom socio-engineering des neuen Juden“ (Marina Dmitrieva, S.71). Die Trägersäulen des Jiddisch-Landes waren die Sprache und ihre Multiplikatoren (Buch und Presse), Bildende Künste und die Wissenschaft (hier Historiografie). Diese Phänomene wurden dem Konstruktions- und Purifikationseifer der Verfechter des so verstandenen Jiddischismus im besonderen Maße ausgesetzt.

Während Gennady Estraich die Konstruktionen eines jüdischen Territoriums, der neuen jiddischen politischen Kultur und die Prozesse der sprachlichen Purifikation verfolgt und dabei die Entwicklungen in der Ukraine zum Vergleich heranzieht, widmet sich der Beitrag von Justin D. Cammy der jiddischen Wochenzeitschrift für Kultur „Yung-Vilne“ und dem dazugehörigen Milieu, das sich dem radikalen Modernismus verschrieben hatte. Auch hier wird die Diskrepanz zwischen Tradition und Modernität nachdrücklich thematisiert. Die Gruppe um „Yung-Vilne“ selber sah sich als eine Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft und drückte dieses Selbstverständnis in den publizierten Texten und Bildern aus, wodurch die Zeitschrift stark propagandistische Züge erhielt.

Susanne Marten-Finnis untersucht die jiddische Presse in Wilna, um die Aussage über die zentrale Rolle dieser Stadt für den jüdischen Journalismus und seine neuen Standards zu überprüfen. Unterstreicht man die erzieherischen Qualitäten des Journalismus, bestätigt ihr Beitrag die ältere These Ezra Mendelsohns, der eine breite ideologische Streuung, einen ephemeren Charakter und eine Kurzlebigkeit der politischen jüdischen Initiativen dieser Region feststellte. Marten-Finnis findet die Aussagen von der großen Bedeutung Wilnas für den jiddischen Journalismus unbestätigt oder zumindest übertrieben. Die selbstaufgelegte Mission der Erziehung des jüdischen Lesers und des modernen, kompetenten Journalisten sei nicht in Erfüllung gegangen.

Im Teil „Imaginationen“ werden Visionen der Stadt analysiert. Je nach Anliegen wurde Wilna entweder als ein nostalgisches „Museum

der Vergangenheit“ oder aber als ein Ort dargestellt, der die Zukunft vorbereitet. In letzterem Sinne unterstrich man die schöpferischen Potenziale der Stadt als einen Ort, an dem moderne Kunst konzeptualisiert und produziert wurde. Manche Künstler versuchten ihrer Stadt die Bedeutung einer Brücke zwischen der Vergangenheit und der Zukunft zu geben. Deren sinnstiftende Strategien untersucht Marina Dmitrieva, indem sie das fotografische Schaubuch von Moshe Vorobeichics (später Moshe Raviv) analysiert. Vorobeichics stellte in seinen Fotocollagen die Motive des altertümlichen Wilna und seiner jüdischen Einwohner, des jüdischen Lebens in seiner traditionellen Gestalt, auf eine so ungewöhnlich innovative Art zusammen, dass die Diskrepanz besonders deutlich wurde. In einem seiner späteren Projekte wurden die Fotos von Wilna und Paris kontrastiv gebraucht. Dmitrieva fand und sichtete den Nachlass des Künstlers und setzt sich mit den damaligen kritischen Stimmen und anderen Projekten auseinander, die Wilna als eine Vision funktionalisierten.

Mit der Visualisierung Wilnas und mit der beabsichtigten Botschaft beschäftigt sich Anne Lipphardt, die das „New Yorker Vilne zamelbukh“ von 1935 untersucht. Die Erstellung von *zamlbikher* wurde in Rahmen der so genannten *zamlerbavegung* von Simon Dubnow initiiert und später vom YIVO fortgesetzt. Sie sollten eine Basis der noch zu schreibenden Geschichte des jüdischen Volkes bilden, die als *history from below* konzipiert wurde. Im *zamelbukh* wurden diejenigen Orte abgebildet, die für das säkularisierte jüdische Stadtmilieu von Bedeutung waren. Zusätzlich kamen die jüdischen Altertümer dazu, wodurch das Buch die Diskrepanz „traditionell – modern“ gut verbildlichte. Laut Lipphardt wurde Wilna durch „menschenlose“ Gestaltung der modernen Stadtbilder allerdings als eine passive Stadt abgebildet, denn Aktivität wurde nur den Juden der Neuen Welt, also den New Yorker Wilna-Juden zugeschrieben. Da diese beiden Welten jedoch zusammengehörten und so wahrgenommen wurden, optiert die Autorin für die Anerkennung der Existenz einer gemeinsamen „transatlantischen jiddischen Kultursphäre“ (S. 95).

Mit dem Begriff „Historisierung“ haben die Herausgeberinnen den letzten Teil des Bandes überschrieben. Hier geht es um ein neues jüdisches Geschichtsverständnis, das nun von Historikern herausgearbeitet, in schriftliche Form gebracht und „den Juden“ beigebracht werden müsse. Die gemeinsame Erinnerung, der Prozess des gemeinsamen Erinnerns können dem Aufbau eines kollektiven Bewusstseins dienen. So werde auf der Basis eines Geschichtsbewusstseins die jüdische nationale Idee entstehen können, wie Anke Hilbrenner

in ihrem Beitrag die Worte von Simon Dubnow zitiert. Sie zeichnet den Wandel der „kulturellen Imagination“ des großen Historikers, der sein Interesse von dem „russischen Juden“, der im Rahmen eines Vielvölkerreichs sein autonomes nationales Leben führte, hin zum „Ostjuden“ verschob, der in den Nationalstaaten als Mitglied einer Minderheit marginalisiert und unterdrückt wurde. „In dieser neuen Ära [nach dem Ersten Weltkrieg; H. K.] wurde Dubnows Idee der ‚russischen Juden‘ als Hegemoniezentrum der Weltjudentum von einem positiv verstandenen Begriff des ‚Weltjudentums‘ verdrängt, das ganz selbstverständlich Loyalitäten über die einzelnen Nationalstaaten hinaus zu dem als Nation verstandenen jüdischen Volk empfindet“ (S. 155). Der Ort, von dem aus seine Ideen dissimiliert werden sollten, wurde mit der Gründung der „Historischen Sektion“ des YIVO in Wilna festgelegt. Hilbrenner beweist, dass diese Initiative fehlschlug, denn die „Historische Sektion“ wurde von den führenden jüdischen Warschauer Historikern nicht angenommen. Erfolg hatte dagegen die von Dubnow initiierte *zamln*-Aktion, bei der Materialien zur Geschichte und Kultur der Juden im östlichen Europa nach Wilna gebracht und hier wissenschaftlich bearbeitet wurden.

Die von Hilbrenner aufgeführten Aspekte werden in den beiden darauffolgenden Beiträgen genauer untersucht. Die Artikel widmen sich den Abgrenzungen innerhalb der „jüdischen“ Historiografie in Ostmitteleuropa und auch den Kontroversen zwischen der ostmitteleuropäischen jüdischen Historiografie und der deutschen „Wissenschaft vom Judentum“.

Heidmarie Petersen untersucht die Entstehungsgeschichte und die Programmatik der „Historischen Sektion“ des YIVO, die unter der Schirmherrschaft von Simon Dubnow im Jahr 1925 in Berlin entstanden war. Sie nennt als einen der Gründungsimpulse der Historischen Sektion „die Abgrenzung vom deutsch-jüdischen Modell der Historiographie, wie es sich in den Schriften Heinrich Graetz‘ und seiner Nachfolger fand“ (S. 169), und untersucht die Evolution dieses Gegensatzes, wobei sie sich selbst einer historiografischen Praxis widmet, die sich vom Programm gänzlich unterscheidet. Petersen beschäftigt sich mit den gescheiterten Versuchen, Wilna zum Zentrum der jüdischen wissenschaftlichen Geschichtsschreibung zu machen. Dabei lenkt sie ihren Blick auf das Milieu der polnisch-jüdischen Historiker, analysiert ihre universitären Bindungen, ihre Beweggründe und ihr Selbstverständnis. Maria Dold macht im letzten Beitrag des Bandes einen der Vertreter dieses Milieus, Mejer Bałaban, zum Helden. Sie analysiert die Etappen der Karriere Bałabans in Bezug auf Bildung und So-

zialisierung und vergleicht seine *vita* mit der anderer polnisch-jüdischer Historiker. Besonderes Gewicht schreibt sie der Gründung des „Instituts für Judaistische Wissenschaften“ in Warschau zu. Hier sollte „eine Synthese zwischen jüdischer und allgemein-menschlicher Kultur, und darüber hinaus zwischen den Idealen des jüdischen Volkes und den Bedürfnissen des polnischen Staates“ geschaffen werden (S. 191), wobei man sich eher mit den Zielen der Kulturzionisten als denjenigen der Jiddischisten identifizierte. Dolds Konklusion fasst die vorgestellten Forschungsergebnisse folgendermaßen zusammen: „Das von Schorr und Bałaban geleitete Institut hatte bei aller Abgrenzung gegen die ‚west-jüdischen‘ Ideen seine Vorbilder in der Wissenschaft des Judentums und versuchte, deren Ideale von Wissenschaftlichkeit umzusetzen. Das zeitgleich gegründete YIVO war demgegenüber ein neuer Entwurf. Der Hauptunterschied lag in der Bindung des YIVO ans Jiddische, das im Warschauer Institut keinerlei Berücksichtigung fand. Bekanntlich bedeutete diese Bindung noch sehr viel mehr als die Wahl einer Sprache; sie kam einem ideologischen Bekenntnis gleich“ (S. 197).

Der Band ist sehr interessant und lohnenswert zu lesen. Das jüdische Wilna wird dem Leser facettenreich näher gebracht, die Charakteristika der „jiddistischen“ Stadt werden aus vielen Perspektiven beleuchtet. Dabei finden die einzelnen Themenbereiche im Buch unterschiedliche Gewichtung. Während kulturwissenschaftliche Beiträge, die sich mit dem Jiddischismus und mit seiner Verortung innerhalb der jüdischen wissenschaftlichen Tradition beschäftigen, ein fortgeschrittenes Stadium der Forschungen belegen, stehen die kontextualisierenden Beiträge noch vollkommen am Anfang. Wahrscheinlich hat dies u.a. damit zu tun, dass der Band auf eine einzige Stadt fokussiert, denn der interkulturelle und territorial begrenzte Vergleich wird zwar postuliert, aber angesichts der fehlenden Vorarbeiten nur angedeutet oder gar fallengelassen. Deswegen wurde bedauerlicherweise kein Versuch unternommen, die Wilnaer Abläufe in einen breiteren reformorientierten und avantgardistischen Kontext zu stellen. Insofern zeigt der Band die Richtung künftiger Untersuchungen auf.

Das Buch bietet mehr als ein gewöhnlicher Sammelband, denn die Autoren nehmen Kenntnis von den Texten ihrer Koautoren und ihre Beiträge beziehen sich – insbesondere im letzten Abschnitt „Historisierung“ – aufeinander. Es folgt ein Dokumentenanhang mit einem von Nokem Shtif entworfenen „Memorandum für ein jiddisches akademisches Institut“ (1925). Autorenverzeichnis, Personenregister und Abbildungsverzeichnis schließen die Publikation ab.

Hanna Kozińska-Witt, Leipzig

Torsten Lorenz, Von Birnbaum nach Międzychód. Bürgergesellschaft und Nationalitätenkampf in Großpolen bis zum Zweiten Weltkrieg. Berlin: BWV Berliner Wissenschaftsverlag 2005, 441 S. (Frankfurter Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Ostmitteleuropas. 10).

Die deutsch-polnischen Beziehungen in den preußischen Ostprovinzen wurden lange fast ausschließlich aus der Perspektive der preußisch-deutschen „Polenpolitik“ wahrgenommen. Im Mittelpunkt dieses Paradigmas standen die preußische Verwaltung und ihr Einwirken auf die polnischen Eliten in Großpolen/Posen, Westpreußen, Oberschlesien und Ostpreußen. Die deutsche Bevölkerung geriet dabei, ebenso wie die Mehrheit der polnischen Einwohner dieser deutsch-slawischen Kontaktzone, aus dem Blickfeld der Forschung. Erst neuere Arbeiten zur deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte versuchen durch die Einbindung lokaler und regionaler Perspektiven der komplexen ethnischen und kulturellen Situation zwischen Oder und Memel gerecht zu werden.

Diesem Ansatz ist auch die bei Helga Schultz in Frankfurt/Oder entstandene Dissertation von Torsten Lorenz verpflichtet. Lorenz untersucht den Kreis und die Kreisstadt Birnbaum/Międzychód im äußersten Westen Großpolens, die sich durch wechselnde staatliche Zugehörigkeiten, aber auch durch einen mehrfachen Wandel in der ethnischen Zusammensetzung der Bevölkerung als Untersuchungsobjekt anbietet. Entscheidend für die Wahl Birnbaums dürfte aber die auf lokaler Ebene außerordentlich gute Quellenüberlieferung sein, die im Gegensatz zu vergleichbaren Städten mit kriegsbedingten Archivverlusten viele Fragestellungen erst möglich macht.

Was unterscheidet Lorenz' Arbeit von anderen Lokalstudien, die ebenfalls das Mit-, Neben- und Gegeneinander von Deutschen und Polen thematisieren?¹ Im Gegensatz zu primär kulturgeschichtlichen Herangehensweisen untersucht Lorenz die Nationsbildung im Kontext des wirtschaftlichen und sozialen Wandels vor dem Hintergrund der Modernisierungsprozesse des 19. und 20. Jahrhunderts. Skepsis äußert Lorenz gegenüber der oral history, deren Ergebnissen er eine nicht selten „romantisierende“ Sicht der Vergangenheit unterstellt.

¹ Zu nennen ist vor allem Mathias Niendorf, *Minderheiten an der Grenze. Deutsche und Polen in den Kreisen Flatow (Złotów) und Zempelburg (Sępólno Krajeńskie) 1900–1939*. Wiesbaden 1997 (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien. 6).

Auch wenn dieser Befund sicher diskussionswürdig ist, so gelingt es ihm doch, die methodenbedingte Fixiertheit vieler Studien auf das 20. Jahrhundert zu überwinden und in einem großen Bogen von der frühen Neuzeit bis zum Zweiten Weltkrieg langfristige Strukturen und Prozesse herauszuarbeiten.

Mit einem Rückblick auf die Entwicklung Birnbaums in der frühen Neuzeit zeigt Lorenz, wie die Stadt durch Migrationsprozesse zu einer „deutsch-protestantischen Insel“ in polnisch-katholischer Umgebung wurde. Den Beginn des deutsch-polnischen Konflikts datiert er auf die Zeit des Novemberaufstands 1830/31. Von traditionellen Wertungen weicht Lorenz bei der Charakterisierung des umstrittenen Posener Oberpräsidenten Eduard von Flottwell ab. In ihm sieht Lorenz nicht einen frühen Vertreter des deutschen Nationalismus, sondern einen Protagonisten etatistisch-anationaler Politik im Zeichen der Spätaufklärung.

Während der Revolution von 1848/49 spitzte sich der deutsch-polnische Konflikt zu und blieb bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs für die interethnischen Beziehungen in Birnbaum bestimmend. Die Juden verließen nach 1848 die Stadt in großer Zahl und fielen damit als gesellschaftlicher und politischer Akteur aus. Lorenz analysiert die nationale Polarisierung und die Vereinsbildung von Polen und Deutschen. Etwas blass bleibt mangels lokaler Quellen die Darstellung der politischen und nationalen Positionen auf deutscher Seite. Hier hätte beispielsweise die Auswertung der Provinzialberichterstattung in der Posener Presse zu einem differenzierteren Bild beitragen können.

Die Gründung des Kaiserreichs 1871 etablierte auch auf lokaler Ebene den Staat als neuen Akteur neben Deutschen und Polen. Reichsgründung, Kulturkampf und die Politik der Assimilation von Nichtdeutschen förderten die Fundamentalpolitisierung der Bevölkerung. Während sich bei den Deutschen Birnbaums radikalnationalistische und antisemitische Strömungen bemerkbar machten, überlagerten bei den Polen nationale Abgrenzungsmuster die traditionellen konfessionellen Trennlinien. Lorenz' lokaler Forschungsansatz trägt besonders dann Früchte, wenn er zeigt, wie etwa in Genossenschaften und Vereinen ungeachtet des Vordringens von Staat und Nation traditionelle Sozialstrukturen bewahrt werden konnten, die Raum für deutsch-polnische Kontakte ließen. Die wirtschaftliche Vernunft, so Lorenz, verhinderte eine zu weitgehende und damit geschäftsschädigende Segregation der Nationen.

1919 erfasste der großpolnische Aufstand auch große Teile des Kreises Birnbaum, der darauf Polen zugesprochen wurde. Detailliert be-

schreibt Lorenz die erzwungene Abwanderung derjenigen, die für Deutschland optiert hatten, sowie die Bemühungen der polnischen Behörden, den ökonomischen Einfluss der verbliebenen Deutschen zu reduzieren. Die „wirtschaftsnationale Ordnung“ wurde jedoch immer wieder durch wirtschaftlichen Pragmatismus konterkariert. Die deutsche Minderheit reagierte auf die assimilatorische Sprach- und Kulturpolitik mit Selbstabgrenzung. Mit dem Auftreten der Jungdeutschen Partei stießen in den 30er Jahren nationalsozialistische Vorstellungen rasch auf Akzeptanz.

Die deutsche Okkupation beendete 1939 die nachbarschaftlichen Beziehungen zwischen Polen und Deutschen – zunächst durch die Vertreibung von Birnbaumer Polen in das Generalgouvernement, ab 1945 dann durch Flucht und Vertreibung der Deutschen. Zu bedauern ist, dass gerade dieser für die Beziehungsgeschichte zentrale Zeitabschnitt in Lorenz' Studie nur als knapper Epilog behandelt wird. Hier macht sich der Verzicht auf oral history negativ bemerkbar.

Der Staat, so Lorenz' zentrale These, zerstört durch Modernisierung und Nationalisierung lokale, übernationale Gemeinschaften. Nationen entstehen demnach nicht durch Differenzierungsprozesse in ethnischen Mischgebieten der Peripherie, sondern infolge politischer und sozialer Mobilisierung, die von den Zentren ausgeht. Diese These in einer materialreichen und gründlichen, aber dennoch gut lesbaren Studie untermauert zu haben, ist Lorenz' Verdienst. Als sinnvoll erweist es sich, Erklärungspotenziale der Wirtschaftsgeschichte für die Nationalismusforschung zu nutzen und durch alltags- bzw. sozialgeschichtliche Zugriffe zu ergänzen. Zu dieser Studie kann man dem Autor gratulieren.

Christian Pletzing, Lübeck

Stefan Rohdewald, „Vom Polocker Venedig“. Kollektives Handeln sozialer Gruppen einer Stadt zwischen Ost- und Mitteleuropa (Mittelalter, frühe Neuzeit, 19. Jh. bis 1914). Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2005, 588 S., 11 Tafeln.

„Vom Polocker Venedig“ ist zuallererst ein seltenes und ein mutiges Buch. Stefan Rohdewald hat das Wagnis auf sich genommen, die politische, ökonomische, kulturelle und religiöse Entwicklung der weiß-

russischen Stadt Polock am Übergang zwischen Ost- und Mitteleuropa Epochen übergreifend zu analysieren. Seine Arbeit reicht von den Anfängen der Stadt in der Kiewer Rus' über die Zugehörigkeit zum Großfürstentum Litauen vom frühen 14. bis ins späte 18. Jahrhundert, die wachsende Integration ins Russländische Reich im langen 19. Jahrhundert bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs. Die Untersuchung der drei großen Perioden ist in Quellenkenntnis, Umfang und Intensität der Analyse ungewöhnlich ausgewogen. Sie stützt sich auf eine beeindruckende Bibliografie aus altrussischen Chroniken und Urkunden, polnischen, weißrussischen, russischen und US-amerikanischen Archivalien sowie Selbstzeugnissen, Presseauschnitten und Forschungsliteratur. Gelungen ist das große Unterfangen vor allem dank eines anspruchsvollen, klar formulierten methodischen Zugangs.

Rohdewald siedelt seine Untersuchung in der neueren Kulturgeschichte an. Zurückgreifend auf zahlreiche kommunikationstheoretische Arbeiten versteht er Sozial- und Institutionengeschichte als Kommunikationsgeschichte. Makrohistorisch betrachtet, rückt die Stadt Polock aufgrund ihrer geschichtsräumlichen Lage am Übergang zwischen dem lateinisch geprägten Ostmitteleuropa und dem ostlawisch-orthodoxen Osteuropa ins Blickfeld. Automatisch drängt sich die Frage nach Stadt- und Bürgerbegriff und der Teilhabe an der städtischen Gesellschaft auf. Das multikonfessionelle Polock, das über die Jahrhunderte Griechisch-Orthodoxe, Katholiken, Unierte, Juden, Altgläubige und Eingläubige miteinander bewohnten, wird zum lokalhistorischen Prüfstein der üblicherweise an der Konfessionszugehörigkeit festgemachten Abgrenzung europäischer Geschichtsräume. Dieser Frage geht der Autor auf der Ebene der städtischen Institutionen – definiert als Mesohistorie – nach. Besondere Aufmerksamkeit gilt dem kollektiven Handeln der einzelnen Trägergruppen in der *longue durée*, sei es unter sozialem, rechtlichem oder ethnokonfessionellem Aspekt.

Im Mittelpunkt steht die Stadt als Ganzes, das Interesse der einzelnen Akteure an ihrem Gedeihen. Rohdewald konzentriert sich auf Handlungs- und Sprachfelder und erhebt daher eine systematische Analyse der Quellsprache zur Methode. Aus Worten, Begriffen, Namen, Symbolen und Metaphern leitet er Kommunikationsräume und Handlungszusammenhänge ab. Analog erforscht er auf mikrohistorischer Ebene die stadträumliche Entwicklung als ein öffentliches Aushandeln von politischem und kulturellem Einfluss, das Abhalten von Prozessionen als Wettkampf der Religionsgemeinschaften in der Konstruktion von sakralem Raum.

Eine optimale Verbindung von mikro- und makrohistorischem Ansatz ergibt sich aus der Analyse der Polocker Machtverhältnisse in den einzelnen Epochen: Den jeweiligen rechtlichen Status der verschiedenen Kategorien von Bürgern und Einwohnern, des Adels, der Geistlichkeit und der Landesherrschaft sowie ihre Bedeutung für die Lenkung der städtischen Angelegenheiten ergründet Rohdewald im stetigen Vergleich mit den Städten der polnischen Krone sowie mittel-europäischen Städten einerseits und russischen Städten andererseits. Im Ergebnis kann Polock keineswegs durchgängig dem einen oder anderen Stadttypus zugeordnet werden.

Im ersten Kapitel umreißt der Autor die Frühphase der Stadt vom 10. bis ins späte 14. Jahrhundert. Schon im 10. Jahrhundert trat Polock als Herrschafts- und Handelsstützpunkt der Waräger hervor, seit dem 12. Jahrhundert als Fürsten- und Bischofssitz, der nach Kiew und Novgorod den dritten Rang in der Rus' einnahm. An der Peripherie der beiden Kirchenmächte Byzanz und Rom gelegen und eingebunden in regem Handel mit Polen, Skandinavien und dem 1201 gegründeten Riga, entwickelte sich das Polocker Land zur Mischregion von lateinischem und griechisch-orthodoxem Christentum.

Wie schon der Titel des Buches ankündigt, widmet sich der Autor vor allem der Untersuchung der städtischen Machtkonstellationen, vergleichend mit ebenso bekannten wie idealisierten Stadtrepubliken. Weit mehr als das ferne Venedig dienen ihm Novgorod und Pskov als Folie. Gestützt auf das Narrativ früher Chroniken und Urkunden erhebt Rohdewald nicht den Anspruch, Realität zu dokumentieren; mehr liegt ihm an der Rekonstruktion von Wahrnehmungen und Handlungszusammenhängen.

In der sozialen Schichtung der Stadt ragten zunächst der ortsansässige Fürst und seine Gefolgschaft heraus, die durch das Erheben von Abgaben und Diensten, die Koordination des Handels und das Abhalten von Gerichtssitzungen ihren Anspruch auf Herrschaft über die übrige Stadtbevölkerung der Kaufleute, Handwerker und einfachen Leute zum Ausdruck brachten. In der Frühphase der Stadtgeschichte lassen sich keine korporativen Stände ausmachen. So beruhte die Gefolgschaft der Bojaren auf einem kündbaren Eid und nicht auf einem genealogischen Adelsverständnis. Seit dem frühen 12. Jahrhundert erhob auch die „Gemeinheit“, die breite Stadtbevölkerung, Anspruch auf Teilhabe an der Lenkung der städtischen Belange. Nach dem Vorbild Novgorods fungierte die Versammlung der Bürger, der *Veče*, in fürstlichen Herrschaftskrisen als Institution des Ausgleichs und als okkasionelle Öffentlichkeit. Eine besondere Stellung hatten in Polock

Bischof und Geistlichkeit inne, die bis zum Ende des 12. Jahrhunderts dem Kiewer Metropolit unterstanden. Zahlreiche Klöster, umfangreicher Grundbesitz und eine eigene, sich teilweise auf die Burgstädter erstreckende Gerichtsbarkeit machten sie auch langfristig zu einer bedeutenden städtischen Macht.

Als einen auffälligen Einschnitt in der Stadtgeschichte betrachtet Rohdewald die Aufnahme intensiver Handelsbeziehungen mit dem jungen Riga im frühen 13. Jahrhundert. Durch eine *Pax perpetua* zwischen dem griechisch-orthodoxen Polocker Fürsten und dem lateinischen Bischofssitz erlangten Rigaer Kaufleute Handelsfreiheit in Polock und entsprechend Polocker Kaufleute in Riga. Sie fielen unter ein lateinisch geprägtes Handelsrecht, das sich nach 1229 zu einer Eigengerichtsbarkeit der Kaufleute in Polock entwickelte und den Kern des entstehenden Stadtrechts bildete. Indessen nahmen die Vertragspartner mit dem Kreuzkuss eine Rechtstradition der Rus' als symbolische Handlung in die Zeremonie auf. Diese einzigartige Kommunikationsform im Kontakt zwischen lateinisch und orthodox geprägten Städten deutet Rohdewald als Ursprung der zunehmenden Verschriftlichung in der Polocker Stadtpolitik, die auch das Rechtsverhältnis zwischen Fürst und Stadtbevölkerung nachhaltig bestimmen sollte. Unterbrochen wurde diese Entwicklung durch die Integration der Stadt in das Großfürstentum Litauen und die Beseitigung des Polocker Teilfürstensitzes im späten 14. Jahrhundert.

Im zweiten Kapitel verfolgt der Autor das zunehmende Hineinwachsen der Polocker Region in den polnisch-litauischen und damit in den überregionalen Kommunikationszusammenhang Ostmitteleuropas unter der Herrschaft der Jagiellonen seit 1385. Mit der Einsetzung eines großfürstlichen Statthalters anstelle des Polocker Teilfürsten ging eine vollständige Umorientierung des Gefolgschaftsadels einher, der durch den Eid auf den Großfürsten gleich dem polnischen Adel Standesprivilegien erhielt. Seit 1434 erstreckten sich diese auch auf griechisch-orthodoxe Adlige. In der Folge entstanden im Polocker Land Adelsgeschlechter mit rechtlichen und fiskalischen Immunitäten und umfangreichem Grundbesitz, der sich trotz des Widerstands der Bürger auch auf den städtischen Raum erstreckte. Weder in Besitz noch Rechtsprechung erfolgte eine klare Trennung zwischen Stadt und Land nach mitteleuropäischem Muster, so dass die Kompetenzen von Bürgerschaft, Adel, Geistlichkeit und den Statthaltern des Großfürsten immer wieder zum Gegenstand von Aushandlungsprozessen wurden und Parallelstrukturen die Regel waren.

An dieser Situation änderte auch die Verleihung des Magdebur-

ger Rechts durch den Großfürsten im Jahr 1498 wenig. Zu diesem Zeitpunkt lebte nur ein Viertel der Bevölkerung auf bürgerlichem Grund. Zwar erhielt Polock im Interesse des Landesausbaus nun eine Selbstverwaltung und eigene städtische Gerichtsbarkeit nach Magdeburger und Wilnaer Vorbild, doch war das Privileg kaum mehr als ein Wirklichkeitsentwurf. Die Bewidmung ging im Gegensatz zu anderen Städten Ostmitteleuropas nicht mit der Neugründung der Stadt oder einer einschneidenden städtebaulichen Umgestaltung einher. So wurden adlige und geistliche Immunitäten in der Stadt gewahrt, der rechtliche Status ihrer Hintersassen blieb umstritten, und das Magistratsgericht der neuen Rechtsstadt konkurrierte auch langfristig mit dem Burggericht des großfürstlichen Wojewoden. Selbst in der Domäne des Handels vermochte die Bürgerschaft eigenständiges Wirtschaften des Adels und der Geistlichkeit nicht zu unterbinden. Rohdewald spricht daher lediglich von einer Teilautonomie der Rechtsstadt. Ungeachtet dieser Erschwernisse beobachtet er Polocks rasches Anwachsen zu einer überdurchschnittlich großen Mittelstadt im Hinterland Rigas.

In der Analyse der städtischen Machtkonstellationen richtet der Autor besonderes Augenmerk auf die Verselbstständigung des bürgerlichen Handlungsfeldes. Zum einen verweist er auf die Umsetzung der unter dem großfürstlichen Statthalter gesammelten politischen Erfahrung, zum anderen auf die Anlehnung an Terminologie und Rechtspraxis mitteleuropäischer Städte und des polnischen Reichstages. Die Vogtei, das wichtigste Amt im Geltungsbereich des Magdeburger Rechts und gleichzeitig das Bindeglied zum Großfürsten, hatten nicht Bürger, sondern Vertreter der einflussreichsten Adelsgeschlechter der Region inne. Seit den 1530er Jahren agierte der Vogt in Personalunion mit dem Wojewoden, ohne in der Stadt präsent zu sein. Seine Befugnisse übernahm der so genannte Lehnsvogt. Stets von einem Mitglied der Kaufmannselite gestellt, doch vom Großfürsten ernannt, tagte er als Richter mit den beiden Bürgermeistern im Rathaus. Diese wiederum wählten mit dem Vogt die Ratsleute. Der konfessionellen Situation in der Stadt Rechnung tragend, wurden die städtischen Ämter in Kontinuität zu den Ältestenversammlungen paritätisch mit Katholiken und Griechisch-Orthodoxen besetzt. Erst nachdem Polock 1563 vorübergehend an das Moskauer Reich fiel, verschob sich das Verhältnis zugunsten der Griechisch-Orthodoxen. Mit der Rückeroberung in den polnisch-litauischen Herrschaftsverband 1579 wurde die Stadt indessen von den östlichsten Ausläufern der Gegenreformation erfasst und griechisch-orthodoxe Bürger von öffentlichen Ämtern nach und nach ausgeschlossen.

Im dritten Kapitel untersucht Rohdewald die relativ späte Entwicklung der Stadt zu einer multiethnischen und multikonfessionellen Gemeinschaft in der polnisch-litauischen Adelsrepublik. Vor allem die zahlreiche Zuwanderung von Juden nach 1580 stuft er als typisch für Städte mit schwachem Bürgertum ein. Im Gegensatz zu polnischen Städten vermochten die christlichen Bürger nicht zu verhindern, dass Juden Grundbesitz und damit de facto ein eingeschränktes Bürgerrecht erwarben. Auch waren abgesonderte jüdische Wohngebiete zu ihrer Marginalisierung nicht durchsetzbar. Seit 1639 bestand in Polock eine eigenständige, kleine jüdische Gemeinde, die auf Grundlage ihrer Religionszugehörigkeit von den städtischen Instanzen als Stand *sui generis* betrachtet wurde. Obwohl sie sich an der Abgabe der Stadt für das Magdeburger Recht an den König beteiligte, blieb sie von der Kommunalpolitik der Rechtsstadt ausgeschlossen und gründete ihre eigenen Institutionen, an deren Spitze der Kahal, die oligarchische Gemeindeverwaltung, stand. Die Gerichtsbarkeit über die jüdische Bevölkerung, die bis 1765 auf 20 bis 30% der gesamten Einwohnerschaft bzw. 800 Personen anwuchs, war auch langfristig weder dem jüdischen Gericht, noch dem Magistratsgericht, noch dem Wojewodengericht eindeutig zuzuordnen. Über die Interaktion zwischen jüdischem Kahal und christlichem Magistrat erfährt man leider wenig.

Zwei weitere einschneidende Ereignisse hebt Rohdewald in der Polocker Geschichte seit dem späten 16. Jahrhundert hervor: zum einen die Niederlassung des Jesuitenordens 1582, zum andern die kirchliche Union von Brest 1596. Beide trugen maßgeblich zur Integration der Stadt in den römisch-katholisch bestimmten Kommunikationskreis bei. Der Verfasser beschäftigt sich insbesondere mit Formen religiöser Auseinandersetzung und Koexistenz und eruiert transkonfessionelle Handlungsfelder. Vom erneuten Verlust der Stadt an das Moskauer Reich 1654 bis zu ihrer Rückeroberung im Jahr 1667 beobachtet er die kontinuierliche Kooperation der Konfessionen in der Stadtverwaltung. Erst danach kam es zu einem Wettstreit der einzelnen Glaubensgemeinschaften um den öffentlichen Raum, der sich – angeführt von den Katholiken – im Zelebrieren von Prozessionen in eine zwischenkonfessionelle Öffentlichkeit verwandelte. Die Angehörigen der Unierten Kirche vollzogen eine defensive Institutionalisierung, indem sie katholische Organisationsmuster und Kulte adaptierten. Im Unterschied zu einschlägigen Studien zur Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa spricht Rohdewald im Polocker Fall lediglich von einer dezentralen und pluralistischen Konfessionalisierung, die sich

in der Verflechtung von Religion und Kommunalpolitik äußerte. So mussten die Griechisch-Orthodoxen in Polock neben der Verdrängung aus städtischen Ämtern den Verlust sämtlicher Kirchenbauten hinnehmen.

Die wachsende konfessionelle Abgrenzung – ob in städtischen Gremien oder religiösen Bruderschaften – gelang es allein in der Verwaltung der städtischen Finanzen und in der Findung pragmatischer Lösungen im Sinne des Stadtfriedens zu überwinden. So wurde die Rechtsstadt neben ihrer Beeinträchtigung durch die Landesmacht, diverse Immunitäten und den Sonderstatus der jüdischen Gemeinde durch die ausbleibende konfessionelle Vereinheitlichung der christlichen Stadtgesellschaft weiter geschwächt und war in ihrer internen Kommunikation funktional begrenzt. Der Autor stuft die Polocker Entwicklung daher als Mittelweg zwischen der autonomen Rechtsstadt Mitteleuropas und der städtischen Untertanengemeinde des Moskauer Reiches ein.

Das vierte Kapitel ist der stadtgeschichtlichen Ära im Herrschaftsverband des Russländischen Imperiums von der ersten Teilung Polen-Litauens im Jahr 1772 bis 1914 gewidmet, die das Absinken Polocks zur Kreisstadt an der Peripherie des Reiches mit sich brachte. Trotz der Anbindung an das Eisenbahnnetz im Jahr 1850 wuchs die Stadtbevölkerung angesichts einer nur schwach ausgeprägten Industrialisierung vom Ende des 18. Jahrhunderts bis 1910 relativ langsam von ca. 5 000 auf gut 30 000 Einwohner. Die auffälligste demografische Veränderung war das Anwachsen der nun in Mitnagdım und Chassıdım gespaltenen jüdischen Bevölkerung zur absoluten Mehrheit. Um 1850 machte sie 65% und 1897 – trotz der verstärkten transatlantischen Auswanderung – gar 80% aller Einwohner aus. Die Bevölkerungsgruppe lebte überwiegend von Handel und Handwerk. Durch die Stadtreform Katharinas II. im Jahr 1785 wurde sie im Sinne der Städteförderung erstmals an der städtischen Selbstverwaltung beteiligt und damit zum neuen kommunalen Akteur erhoben. Ungeachtet des Widerstandes von Teilen der christlichen Bevölkerung und der daraus resultierenden Einschränkungen im Hinblick auf die Zahl jüdischer Repräsentanten und die Besetzung der höchsten Ämter hatte diese Regelung bis zur restaurativen Städteordnung von 1892 Bestand.

Rohdewald charakterisiert das Engagement aller Religionsgemeinschaften in der städtischen Selbstverwaltung in Polock und generell in den 1772 annektierten weißrussischen Gebieten als wesentlich größer als in Zentralrussland. Die Ursache findet er im langfristigen Nachwirken des kommunalen Handlungsfeldes aus polnisch-litauischer

Zeit. Zum wiederholten Male oszilliert Polock zwischen ostslawischer und ostmitteleuropäischer Tradition. Unter den Eliten fast aller Religionsgemeinschaften – insbesondere unter der jüdischen – lassen sich auffällige Kontinuitäten zur frühen Neuzeit nachzeichnen. Eine Ausnahme bildete die griechisch-orthodoxe Minderheit, die aufgrund ihrer anhaltenden Diskriminierung seit dem frühen 17. Jahrhundert keine alte Elite vorweisen konnte. Ihren schnellen Aufstieg unter der Zarenherrschaft verdankte die griechisch-orthodoxe Bevölkerung allein staatlicher Unterstützung und der effektiven Konstruktion einer orthodoxen Erinnerungskultur, etwa durch die Gründung der Nikolaj- und Evrosinija-Bruderschaft 1867 und die Überführung der Gebeine der Heiligen Efrosinija aus Kiew 1910.

Die forcierte Förderung der Orthodoxie ging auf Kosten der katholischen und unierten Eliten. Schon 1820 war der Jesuitenorden der Stadt verwiesen und 1839 die unierte Konfession aufgelöst worden. Infolge der Beteiligung an der polnischen Aufständen wurde auch der Polocker Adel geschwächt. Ungeachtet dessen blieb Polock eine multikonfessionelle Stadt, in der neben den bekannten Gruppen nun auch Altgläubige und Eingläubige eine Nische fanden. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden konfessionelle Zugehörigkeiten zunehmend in die Konstruktion nationaler Identitäten integriert, doch basierte die Kommunalpolitik weiterhin auf pragmatischer Kooperation. Selbst nach dem Ausschluss der Juden von städtischen Ämtern durch die in Polock nur verhalten umgesetzte Städteordnung von 1892 konnte das kontinuierliche Mitwirken der jüdischen Elite bei der Lenkung der städtischen Belange zumindest durch informelle Praktiken und auf der Ebene des multikonfessionellen Vereinslebens gewährleistet werden. Eine neue Situation entstand 1905, als die jüdische Bevölkerung in Form einer revolutionären Massendemonstration politische Rechte einforderte und damit in der Stadt erstmals die Beherrschung des öffentlichen Raums beanspruchte. Angesichts des entfachten Wettstreits von politischen Demonstrationen, religiösen Prozessionen und antijüdischen Pogromen konnte der Stadtfrieden bis 1914 nur noch oberflächlich gewahrt werden.

Zusammenfassend konstatiert Rohdewald in Polock eine stetige Differenz zwischen der Religion des Stadtherren und der jeweils größten Bevölkerungsgruppe und – damit einhergehend – eine relative Gewaltlosigkeit zwischen den einzelnen Religionsgemeinschaften. Mikro- und Makrohistorie miteinander verknüpfend, kommt er zu der neuen Erkenntnis, dass die gleichzeitige Einbindung einer Stadt in den lateinisch geprägten Geschichts- und Kommunikationsraum Ost-

mitteleuropa und die griechisch-orthodoxe ostslawische Welt möglich war. Im Gegensatz zu älteren Untersuchungen, die europäische Geschichtsräume anhand von Konfessionszugehörigkeiten starr definiert haben, verweist Rohdewald auf die Verschiebung der Schwerpunkte im Laufe der Jahrhunderte und auf das pragmatische Überschreiten ethnokonfessioneller Grenzen.

„Vom Polocker Venedig“ ist ein aufwändig recherchiertes und scharfsinnig analysierendes Buch. Auch wenn die zahlreichen Zitate und manches Detail in Ereignissen, Namen und Zahlen zunächst ermüden mögen, so kommt gerade diese Genauigkeit der souveränen Verbindung von Mikro- und Makrohistorie zugute. Stefan Rohdewald ist es gelungen, nicht allein die Kommunikationspraxis zwischen den einzelnen Religionsgemeinschaften in Polock zu rekonstruieren, sondern auch die Kommunikation zwischen den einzelnen Epochen der Stadtgeschichte zu erhellen.

Yvonne Kleinmann, Jerusalem

Janina Gesche, Aus zweierlei Perspektiven... Zur Rezeption der „Danziger Trilogie“ von Günter Grass in Polen und Schweden in den Jahren 1958–1990. Stockholm: Almqvist & Wiksell International 2003, 312 S. (Acta Universitatis Stockholmiensis. Stockholmer Germanische Forschungen. 61).

Das vorliegende Buch von Janina Gesche, geschrieben, verteidigt und veröffentlicht an der Universität Stockholm, ist eine Dissertationschrift, in der an erster Stelle die Probleme der Rezeption sowie deren Grundbedingungen und Voraussetzungen behandelt werden. Hauptgegenstand der Arbeit ist die polnische und schwedische Aufnahme von drei wichtigen Werken Günter Grass': „Die Blechtrommel“, „Katz und Maus“ und „Hundejahre“, die oft von Literaturwissenschaftlern als „Danziger Trilogie“ bezeichnet werden. Die Monografie ist eine komparatistische Untersuchung: Die Autorin analysiert den Verlauf des Rezeptionsprozesses in zwei unterschiedlichen Kulturen und Literaturen.

Es ist kein Zufall, dass die Autorin Polen und Schweden zum Untersuchungsgegenstand gewählt hat. Polen als Nachbarland Deutschlands war an den tragischen Ereignissen des Zweiten Weltkrieges un-

mittelbar beteiligt. Nach dem Krieg wurde Polen ein kommunistischer Staat, in dem Literatur von Seiten des Regimes als Domäne der Macht betrachtet und als Erziehungsmittel eingesetzt wurde und in dem auch die Übersetzungspolitik zum großen Teil der aktuellen politischen Einschätzung untergeordnet war. Demzufolge war in Polen die Einstellung gegenüber der deutschen Literatur sowohl von der ideologisch-politischen Situation in Europa als auch von den deutsch-polnischen Beziehungen abhängig. Schweden dagegen ist ein Land, das aus der politischen und geografischen Distanz die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges beobachtet hat und auch nach dem Krieg seine Neutralität bewahren konnte. Die schwedische Einstellung gegenüber der deutschen Problematik wurde also nicht von politischen Faktoren, sondern hauptsächlich von kulturellen Voraussetzungen beeinflusst. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die früher starke kulturelle Bindung Schwedens an Deutschland schwächer. Heute wiederum lässt sich eine wachsende Beeinflussung der schwedischen Kultur und Literatur von der angelsächsischen feststellen. In dieser Situation verlieren die deutsche Literatur und auch die deutsche Sprache immer mehr ihre Verankerung im literarischen und kulturellen Leben in Schweden.

Angesichts der in beiden Ländern verschiedenartigen kulturellen und politisch-ideologischen Voraussetzungen ist die Wahl des Dissertationsthemas – Rezeption der „Danziger Trilogie“ von Günter Grass in Polen und Schweden – ein interessanter Ausgangspunkt. Um die polnischen und schwedischen Rezeptionen der Werke von Grass darzustellen, war Gesche gezwungen, gewisse Auswahlkriterien des analysierten Materials einzuführen. Erstens setzte sie sich einen Zeitrahmen – die Jahre 1958–1990, also unmittelbar vor dem Erscheinen der „Blechtrommel“ in Deutschland (1959) (einige Kapitel in der polnischen Übersetzung wurden jedoch bereits 1958 in polnischen Zeitschriften veröffentlicht) bis zum Fall des Kommunismus in Mitteleuropa und der Wiedervereinigung Deutschlands. Zweitens untersuchte die Autorin nicht die Rezeption des Gesamtwerkes des Schriftstellers, sondern nur der so genannten „Danziger Trilogie“, also des Romans „Die Blechtrommel“ (1959), der Novelle „Katz und Maus“ (1961) und des Romans „Hundejahre“ (1963). Drittens begrenzte sie ihre Studie auf nur eine Art der Aufnahme, nämlich die reproduzierende Rezeption (Rezeption durch die Literaturkritik), also auf Rezensionen, Zeitungsartikel und in der Presse veröffentlichte Interviews mit dem Schriftsteller. Gesche untersuchte nicht die passive Rezeption (Rezeption durch den Leser), die wiederum eine andere

Vorgehensweise als die in der Dissertation angewandte verlangt. Aus demselben Grund wurde von Gesche die Rezeption durch andere Medien wie Film, Radio- und Fernsehprogramme nicht mit einbezogen. Dagegen erklärt sie bereits in der Einleitung zu ihrer Arbeit, dass die Person des Autors sowohl im polnischen als auch im schwedischen Rezeptionsprozess eine bedeutende Rolle einnehme, seine Lebensgeschichte, politischen Einsichten und seine Äußerungen in der Presse. Dementsprechend wurde in der Monografie auf den Lebenslauf des Schriftstellers als einen entscheidenden Faktor für die Aufnahme seiner Werke in Polen und Schweden hingewiesen.

Gesche definiert die wichtigste Aufgabe ihrer Arbeit präzise und eindeutig in der Einleitung: „Es ist nicht das Ziel dieser Arbeit, eine vollständige Wirkungsgeschichte der ‚Danziger Trilogie‘ von Günter Grass in beiden Ländern zu rekonstruieren, sondern der Schwerpunkt liegt auf den Fragen *wann, wie und warum so und nicht anders* die ‚Danziger Trilogie‘ von schwedischen und polnischen Kritikern gelesen wurde“ (S. 3). Mit so formulierten Ausgangspunkten entstand schließlich ein Buch von über 300 Seiten, das aus folgenden Hauptteilen besteht: „Einleitung“, „Rahmenbedingungen der Rezeption deutschsprachiger Literatur in Polen und Schweden 1945–1990“, „Die ‚Danziger Trilogie‘ in der polnischen Presse“, „Die ‚Danziger Trilogie‘ in der schwedischen Presse“, „Zusammenfassung und Bibliographie“. Darüber hinaus fügte die Autorin der Monografie zusätzliche Informationen bei, wie z.B. ein Verzeichnis der polnischen und schwedischen Zeitungen und Zeitschriften, eine kommentierte Liste der Rezensentennamen, deren Kritiken der Analyse zu Grunde liegen. Dem Buch wurde auch ein zweisprachiges Register der in der „Danziger Trilogie“ erwähnten Ortsnamen beigefügt. Eben diese Liste ist von wesentlicher Bedeutung, weil infolge von Grenzverschiebungen die geografischen Namen in Danzig und Umgebung mehrfachen Veränderungen unterlagen.

Das analysierte Material zum Thema der „Danziger Trilogie“ schließt Kritikeraussagen, Rezensionen und Interviews ein, die in Bezug auf Polen in überregionalen kulturpolitischen Wochen- und Monatszeitschriften wie „Polityka“ (Plt), „Życie Literackie“ (ŻL), „Literatura na Świecie“ (LitŚ), „Kultura“ (Kl), „Przegląd Humanistyczny“ (PrzH) und auch in einigen regionalen Zeitschriften wie z.B. „Poglądy“ (Pgl), „Dziennik Bałtycki“ (DzB) usw. erschienen. Die schwedische Rezeption analysiert die Autorin anhand der literarischen Zeitschrift „Bonniers Litterära Magasin“ (BLM), angesehener schwedischer Tageszeitungen wie „Svenska Dagbladet“ (SvD), „Dagens Ny-

heter“ (DN), „Göteborgs Handels- och Sjöfartstidning“ (GHT), der regionalen Zeitungen „Sydsvenska Dagbladet“ (SDS), „Uppsala Nya Tidning“ (UTN) und der Boulevardpresse, die als Abendzeitungen erscheinenden „Aftonbladet“ (AB) und „Expressen“ (Expr). Diese scheinbar unterschiedlichen Auswahlkriterien sind, was man hervorheben sollte, jedoch richtig und gerechtfertigt. Sie ergeben sich aus den unterschiedlichen Strukturen und Traditionen der literarischen Kritik in den gegenübergestellten Kulturen und Ländern. Während in Polen in den Jahren 1958–1990 der literarischen Kritik fast kein Platz in der Tagespresse eingeräumt wurde, enthielten in Schweden die Tageszeitungen „Dagens Nyheter“ und „Svenska Dagbladet“ einen umfangreichen Kultur- und Literaturteil, in dem regelmäßig die Neuerscheinungen der einheimischen und ausländischen Literatur, sowohl der Schönen und Fachliteratur als auch der Kinderliteratur, besprochen wurden. Dem kulturellen Leben wurde auch in der in Schweden gern gelesenen Boulevardpresse viel Aufmerksamkeit geschenkt. Somit kann gegen das in der Dissertation bestimmte *tertium comparationis* kein Einspruch erhoben werden. Im Gegenteil: Es beweist, dass Gesche sich mit der Struktur der polnischen und schwedischen Literaturkritik gut auskennt.

Die methodischen Ansätze, die in schwedischen Abhandlungen eine wesentliche Rolle spielen, sind bereits in den ersten Kapiteln definiert worden. Bei den methodischen Voraussetzungen beruft sich Gesche vor allem auf die Arbeiten des Rezeptionsforschers Hans Robert Jauss, hauptsächlich auf seine Aussagen zu dem „Erwartungshorizont des Lesers“. In den ausgewählten Rezensionen sucht die Autorin nach so genannten thematischen Komponenten, die für die literaturkritischen Texte beider Länder repräsentativ erscheinen. Danach werden die Motive oder „Komponenten“ in einem breiteren politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Kontext untersucht. Bevor jedoch die Analyse der Rezeption der „Danziger Trilogie“ unternommen wird, werden in dem Kapitel „Rahmenbedingungen der Rezeption deutschsprachiger Literatur in Polen und Schweden 1945–1990“ die allgemeinen Strategien der Rezeption deutscher Literatur präsentiert. Diese Darstellung der allgemeinen Bedingungen der Vermittlung und Aufnahme der deutschsprachigen Literatur in beiden Ländern bildet eine durchaus notwendige und wesentliche Einführung zu den weiteren analytischen Kapiteln der Arbeit. Bei der Beschreibung der Rezeption der deutschen Literatur in Polen betont Gesche vor allem ihren emotionalen und stark ideologisch-politisch geprägten Charakter sowie ihre Abhängigkeit von so genannten politischen „Stimmungsba-

rometern'. Nicht ohne Grund schrieb Stefan H. Kaszyński im Jahr 1998: „Die Rezeption der westdeutschen Literatur ist zugleich ein Barometer und ein Instrument: auf dem Barometer kann man die polnische Wetterlage ablesen, mit dem Instrument das kollektive Bewusstsein zielgerecht beeinflussen.“¹ Bei der Darstellung der Aufnahme deutscher Literatur in Schweden weist die Autorin auf ihre von der politischen Färbung freie Art hin.

In dem Kapitel „Rahmenbedingungen der Rezeption deutschsprachiger Literatur in Polen und Schweden 1945–1990“ weist Gesche ausgezeichnete Kenntnisse der polnischen, deutschen und schwedischen Quellen zu Günter Grass nach. Die Dissertation hätte jedoch in einem noch höheren Grad die Neugier eines aufmerksamen Lesers und das Interesse eines Forschers wecken können, hätte sich die Autorin noch deutlicher von den früheren Untersuchungen zur polnischen Rezeption der deutschen Literatur distanziert und hätte sie den unterschiedlichen Ansatzpunkt und die Methode ihrer eigener Verfahrensweise (im Kontrast zu einigen Quellen, wie z.B. Günter Grass w krytyce polskiej, hrsg. v. Norbert Honsza u. Jerzy Łukosz, Wrocław 1988, Martin Sander, Der andere Blick – Deutsche Schriftsteller aus polnischer Sicht (1945–1985), Saarbrücken 1989 oder Günter Grass im Ausland. Texte, Daten, Bilder zur Rezeption, hrsg. v. Volker Neuhaus u. Daniela Hermes, Frankfurt/Main 1990) hervorgehoben. Eine weniger starke Betonung dieser Problematik ist sicherlich darauf zurückzuführen, dass eine ohnedies umfangreiche Monografie der Autorin keine ausführlichere Auseinandersetzung mit den früheren Quellen zur Rezeption der Werke von Günter Grass erlaubte. Möglicherweise war dabei auch der methodische Ansatz ein Hindernis. Die Vorgehensweise, die bei der Untersuchung der polnischen und schwedischen literaturkritischen Texte zur „Danziger Trilogie“ angewandt wurde, konnte nicht in unveränderter Form auf die Analyse der Literaturrezeption im Allgemeinen übertragen werden.

Der Darstellung der Rezeption deutscher Literatur in Polen und Schweden folgen die Hauptkapitel des analytischen Teiles der Arbeit: „Die ‚Danziger Trilogie‘ in der polnischen Presse und Die ‚Danziger Trilogie‘ in der schwedischen Presse“, in denen die Autorin die in der Einleitung gestellten Fragen zu beantworten versucht: *wann, wie und warum so und nicht anders* die Bücher von Günter Grass

¹ Stefan H. Kaszyński, Barometer und Instrument. Literatur der Bundesrepublik in Polen, in: Die Rezeption der polnischen Literatur im deutschsprachigen Raum und die der deutschsprachigen in Polen 1945–1985, hrsg. v. Heinz Kneip u. Hubert Orłowski. Darmstadt 1998, S. 335–354.

von der Literaturkritik interpretiert wurden. In Schweden gab üblicherweise die erste Rezension eines deutschen Originals den Anstoß zur Entstehung einer schwedischen Übersetzung des Werkes. Diese wiederum war der Ausgangspunkt von weiteren Rezensionen nach der Veröffentlichung der schwedischen Vorlage. In Polen dagegen erschienen die Rezensionen der Werke von Günter Grass erst nach der Herausgabe der polnischen Übersetzungen. Eine Ausnahme in dieser Hinsicht ist „Die Blechtrommel“, das in Polen meist diskutierte deutsche Buch der Nachkriegszeit. Mit großer Sachkenntnis schildert Gesche das Schicksal dieses Romans in Polen, der aus politischen Gründen und wegen der Vorbehalte der Zensur erst im Jahr 1983 offiziell in der polnischen Übersetzung erscheinen durfte. Der Roman wurde jedoch früher im Untergrundverlag NOWA veröffentlicht. Einige Kapitel des Werkes wurden bereits in den 60er Jahren in Zeitschriften veröffentlicht. Daraufhin wurde der Roman von Grass dem polnischen Leser bekannt. So gab „Die Blechtrommel“, ein Buch, das offiziell noch nicht herausgegeben wurde, Anlass zu einer heftigen Diskussion, in der die Hauptfragen den Stoff kaum berührten, sondern sich auf außerliterarische Probleme konzentrierten: *Wer ist der Schriftsteller – ein Freund oder ein Feind Polens?* und *Wie verlief die Verteidigung der Polnischen Post in Danzig wirklich?*

Der komplizierten Geschichte der schwedischen Übersetzung der „Blechtrommel“ schenkt Gesche viel Aufmerksamkeit. Das Buch von Günter Grass erschien in Schweden zwar relativ schnell, schon 1961, aber die Übersetzung wies Mängel auf und enthielt Kürzungen und Auslassungen. Aus diesem Grund wurde 1964 eine revidierte Übersetzung auf den Markt gebracht, die dem Originaltext deutlich näher steht.

Als ein besonderes Merkmal der schwedischen Rezeption der Werke von Grass hebt Gesche die weitgehende Übereinstimmung der schwedischen Kritiker in ihren Aussagen hervor, während die polnischen Rezensenten nicht nur unterschiedliche Meinungen und Urteile äußern, sondern auch miteinander polemisieren, wie z.B. im Fall der „Blechtrommel“. Dies mag einerseits auf eine größere Dynamik der polnischen Kritik hindeuten, andererseits jedoch betrafen die diskutierten Probleme nicht unmittelbar das Werk, sondern vielmehr politische und gesellschaftliche Themen. Somit wurde die „Danziger Trilogie“ in den politischen Diskurs in Polen eingebracht, was das Augenmerk der literarischen Kritik und auch zum Teil des Lesers auf die politischen, also außerliterarischen Probleme richtete und das literarische Werk von Günter Grass und seine ästhetischen Werte zum großen Teil außerhalb des Interesses ließ.

Anhand des untersuchten Materials stellt Gesche gewisse Unterschiede in der Zahl der polnischen und schwedischen Rezensionen zu einzelnen Teilen der „Danziger Trilogie“ fest. Quantitativ überwiegen polnische Rezensionen zur „Blechtrommel“ – 69, in Schweden dagegen nur 26. Anders ist es in Bezug auf die beiden anderen Teile der Trilogie: „Katz und Maus“ und „Hundejahre“ bekamen in Schweden viele Kritiken, in Polen wiederum erschienen nur wenige Rezensionen.

Die Frage nach dem Rezeptionsverlauf, *Warum so und nicht anders*, versucht Gesche anhand der sich vor allem in den literaturkritischen Texten wiederholenden Motive und thematischen „Komponenten“ zu beantworten. So sind es hinsichtlich der „Blechtrommel“ in der polnischen Rezeption: die Person des Schriftstellers, der Hauptheld des Romans Oskar Matzerath, Danzig als Handlungsort, Kriegsereignisse (hauptsächlich die Verteidigung der Polnischen Post in Danzig) und (erst nach 1980) auch kaschubische Motive. In Schweden wird die Hauptaufmerksamkeit der Kritiker auf folgende Elemente gerichtet: die Vorstellung des Schriftstellers und seines Schaffens, die Darstellung des Inhalts und Aufbaus der Werke mit Berücksichtigung der Hauptereignisse und -gestalten, das Bild Danzigs und seiner Umgebung als Motiv, die literarischen Werte des Werkes und die Beurteilung der schwedischen Übersetzung. Wie daraus hervorgeht, spielen die polnischen und kaschubischen Motive bei der Präsentation der Bücher von Günter Grass in Schweden keine wesentliche Rolle, eine Ausnahme ist hier das Thema Danzig als Handlungsort, dem die Rezensenten Aufmerksamkeit schenken. Die Kriegsproblematik und die Szenen der Verteidigung der Polnischen Post wurden in den schwedischen Rezensionen überhaupt nicht erwähnt und interpretiert.

Die von Gesche durchgeführte Analyse der Literaturkritik in beiden Ländern beweist nicht nur zwei unterschiedliche Rezeptionsweisen der „Danziger Trilogie“, sondern auch zwei unterschiedliche Modelle der Literaturkritik: das polnische Modell – eine außergewöhnlich dynamische und nicht selten sehr emotionale Kritik – war stark politisch und ideologisch beeinflusst. In den Rezensionen, die in der Regel später publiziert wurden als die schwedischen Kritiken, fand man weiterhin eine Kriegsproblematik, die die künstlerischen und literarischen Werte der Bücher von Grass in den Hintergrund stellte. In Schweden wiederum äußerte sich die Kritik überaus sparsam zum Thema Zweiter Weltkrieg und hob stattdessen die literarisch-ästhetischen Werte der drei Bücher des deutschen Schriftstellers hervor. Diese zwei Aufnahmeweisen deuten auf die Tatsache hin, dass in der

polnischen Literaturkritik in den Jahren 1958–1990 die außerliterarischen Elemente eine besonders wichtige Rolle spielten.

Die unterschiedlichen Aufnahmeweisen der Werke von Günter Grass gestatten den Rezensenten und Lesern mehrere Interpretationsmöglichkeiten der „Danziger Trilogie“: eine literarische, die den Beitrag des Schriftstellers für die europäische Literatur betont, und eine nicht nur literarische, sondern vielmehr auf der Kulturebene angesiedelte Aufnahmeweise, in der die Werke des deutschen Schriftstellers aus der heimischen, polnischen, durch den Krieg beeinflussten Sichtweise gesehen und interpretiert werden. Dabei haben die in den Büchern vorhandenen Kriegsschilderungen starke Reaktionen der Rezensenten hervorgerufen, vor allem bei einigen grotesken oder satirischen Szenen, wie z.B. die Verteidigung der Polnischen Post in Danzig. Diese unterschiedlichen Lesarten der „Danziger Trilogie“ deuten auf eine Polyphonie der Werke von Günter Grass hin, die verschiedene Aufnahme- und Interpretationsmöglichkeiten der Prosatexte anbietet, abhängig von Erwartungen, Erfahrungen und kulturellen Voraussetzungen der jeweiligen Leser.

Das Buch der schwedischen Germanistin Gesche „Aus zweierlei Perspektiven...“ stellt verschiedene Rezeptionsweisen der Werke von Günter Grass in Polen und Schweden dar und zeigt gleichzeitig unterschiedliche Traditionen und Modelle der polnischen und schwedischen Literaturkritik bei der Aufnahme der deutschen Literatur. Die Monografie über die Rezeption der „Danziger Trilogie“ ist sowohl ein Beitrag zum allgemeinen Diskurs zum Thema Deutsche Literatur als auch ein Beitrag zu den polnisch-schwedisch-deutschen komparatistischen Studien, die die Aufnahme des Schaffens des deutschen Nobelpreisträgers in einem neuen und breiteren literarischen Kontext präsentieren.

Ewa Teodorowicz-Hellman, Stockholm-Älta/Schweden

Willibald Omankowski/Omansen, Danzig zur Nacht. Gdańsk nocą. Gedichte. Wiersze, ausgew. und hrsg. v. Andrzej Kątny u. Jens Stüben. Wrocław/Dresden: Neisse Verlag 2007, 336 S.

Unter den Trümmern des Krieges sind in den Städten Ostmitteleuropas viele Stimmen verstummt, die einst den historischen Reichtum

lokaler Lebenswelten mit bestimmten. Die Trümmer sind auch heute noch vielerorts zu besichtigen – nicht so sehr im materiellen Bereich, sondern vielmehr in den großen Gefilden der immateriellen Kultur.

Der Danziger Germanist Andrzej Kałny und sein deutscher Kollege Jens Stüben haben einer solchen Stimme mit einer Gedichtedition wieder neues Leben eingehaucht: Willibald Omankowski (1886–1976) gehörte zu jenen Kulturschaffenden, die das Bild von der Stadt Danzig vor 1945 entscheidend beeinflussten. Dieser Lehrer, Theaterkritiker und sozialdemokratische Kommunalpolitiker veröffentlichte zwischen 1912 und 1925 vier Gedichtbände sowie davor und danach zahlreiche einzelne Gedichte und Erzählungen. Besondere Bekanntheit erlangte er in Danzig mit seinem Bändchen *Danzig. Antlitz einer alten Stadt* (1924), in dem er lyrisch seine Vaterstadt erwandert, ihre stillen Orte erkundet.

Kałny und Stüben haben in ihre Gedichtedition nicht nur alle 30 Gedichte aus dem Band *Antlitz einer alten Stadt* aufgenommen, sondern noch 126 weitere Gedichte, zu einem Teil auch unveröffentlichte Werke aus dem Nachlass des Dichters. 28 Gedichte sind von Agnieszka K. Haas, Krzysztof Lipiński und Zdzisław Wawrzyniak ins Polnische übersetzt worden. Ein ausführliches Nachwort von Jens Stüben führt in Leben und Werk des Autors ein, der auch nach dem Krieg, nach Westdeutschland vertrieben, Gedichte schrieb – allerdings für die Schublade (*Tote Heimat*):

*Fiel mir ein Bilderblatt heut in die Hände
„Hansestadt Danzig“, – Heimat am Meer!
Ruhstatt der Seele ... Traumgelände ...
Ach, daß wie einst ich dich wiederfände!
Doch dieses Danzig gibt es nicht mehr.*

Der besondere Wert der sorgfältig edierten Ausgabe liegt darin, dass in ihr ein literarisches sowie auch ein historisches Dokument präsentiert werden: Omankowskis Schaffen ist beispielhaft für die moderne Geschichte einer in den Zwingstock der Nationalismen eingespannten Stadt, zugleich aber in seiner lyrischen Qualität auch einzigartig vor dem Hintergrund der provinziellen Kulturlandschaft Danzigs in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Zahlreiche Abbildungen aus Danzig – darunter einige eingeklebte Farbdrucke – illustrieren den Band, dem in Deutschland sowie in Polen und ganz besonders in Danzig weite Verbreitung zu wünschen ist. Letzteres dürfte allerdings durch die Tatsache erschwert werden,

dass er mit Ausnahme der übersetzten Gedichte nur deutschsprachige Texte enthält; auch hätten die im Band verstreuten polnischen Übersetzungen, um sie polnischen Lesern auf einen Blick verdeutlichen zu können, grafisch von den deutschen Originalen abgehoben werden können. So bedarf es vermutlich noch weiterer Vermittlungsleistungen, um Omankowski auch einen Ort im Bewusstsein der heutigen Danziger Gesellschaft zu verschaffen.

Peter Oliver Loew, Darmstadt

Das literarische und kulturelle Erbe von Danzig und Gdańsk, hrsg. v. Andrzej KaŃny. Bern/Frankfurt a.M.: Peter Lang 2004, 215 S. (Danziger Beiträge zur Germanistik. 15).

Die bislang erschienenen Bände der vom Danziger Germanisten Andrzej KaŃny herausgegebenen Reihe „Danziger Beiträge zur Germanistik“ sind überwiegend linguistischen, translatorischen und fremdsprachendidaktischen Themen gewidmet. Eine Ausnahme bildet die 2002 von Wioletta Knütel vorgelegte Studie über die „Verlorene Heimat als literarische Provinz. Stolp und seine pommersche Umgebung in der deutschen Literatur nach 1945“. Eine weitere Ausnahme stellt der angezeigte Band dar, wobei nicht ausgeschlossen ist, dass ihm vergleichbare weitere Bände folgen könnten. Mit dem Erscheinungsort der Reihe wird jedenfalls das Bemühen der polnischen Germanistik sichtbar, auf dem deutschen „Markt“ präsent zu sein, eigentlich präsent zu bleiben, denn ihre enge Tuchfühlung zum deutschen Wissenschaftsbetrieb gehört zu ihrer Tradition.

Ein Jahr nachdem Peter Oliver Loew in seiner große Studie „Danzig und seine Vergangenheit 1793–1997. Die Geschichtskultur einer Stadt zwischen Deutschland und Polen“ (Osnabrück 2003) die Einbindung der Geschichte der Stadt Danzig in die deutschen und polnischen Geschichtsdiskurse am Beispiel der lokalen Geschichtskultur ausführlich behandelt hatte, wird im vorliegenden Sammelband eine Reihe von Studien vorgelegt, aus denen deutlich wird, dass sich die Stadt von keinem der Diskurse vereinnahmen lässt, dass sie aber zugleich für beide besonders wichtig ist und interessante Einsichten bereit hält. Die thematische Anordnung der Beiträge folgt einer umgekehrten Chronologie: beginnend mit der Novelle „Im Krebsgang“

(2002) von Günter Grass bis hin zu den „Neuen Deutschen Gesängen“ (1610) Andreas Hakenbergers. Auch wenn das kulturelle Erbe allgemein angesprochen ist, so steht doch das literarische Erbe in Text und Theater im Mittelpunkt.

Der vorangestellte Beitrag des Warschauer Polonisten Mieczysław Dąbrowski verfolgt die „Polnische(n) Wege auf deutschen Spuren“ und erfüllt gewissermaßen die Funktion einer Einleitung, denn es geht ihm (im Untertitel) um „Die Literatur und die Dialektik der Geschichte“ (S. 7-21). Er wendet sich drei zeitgenössischen Autoren zu, die Danzig und Gdańsk zugleich, wenn auch mit unterschiedlicher Intensität, zugewandt sind: Günter Grass, Paweł Huelle und Stefan Chwin. Die vier herausgehobenen Ebenen des inhaltlichen Vergleichs – Imagologie, Sprache, Religion und Raum – ermöglichen ihm in kurzen Federstrichen darzustellen, wie unterschiedlich die drei Autoren letztlich in Bezug auf den ihnen gemeinsamen Ort zu Werke gehen. Und doch sind im Werk eines jeden von ihnen Kontinuitäten sichtbar, „eine unveränderbare Formel“ (Huelle) (S. 16), die die Stadt dieselbe Stadt sein lässt – allen Katastrophen und Völkerwanderungen zum Trotz.

Gleich vier weitere Beiträge sind Günter Grass gewidmet, wodurch dieser Schriftsteller zum dominanten Helden des Sammelbandes wird. Wulf Segebrecht (Bamberg) untersucht die Novelle „Im Krebsgang“ nach der in ihr selbst gestellten Frage, ob der Mensch dazu fähig sei, „aus der Geschichte zu lernen“ (S. 23-34). Die Komposition der Novelle verfolgt programmatisch die Geschichte des Untergangs der „Wilhelm Gustloff“ in der Erinnerung von drei Generationen: der des überlebenden Opfers Tulla Pokriefke, des letztlich desinteressierten Sohnes Paul und des Enkels Konrad, der nicht „vergessen“ kann und diesem Unrecht mit Nazi-Parolen zu Leibe rücken will. Segebrecht begnügt sich aber nicht mit der Rekonstruktion dessen, welche unterschiedlichen Schlussfolgerungen aus der „Kenntnis der Geschichte“ gezogen werden können. Vielmehr verbindet er seine Einsicht in die verschiedenen Formen des Umgangs mit Geschichte mit der bedenkenswerten Aufforderung, dass „jeder rücksichtslos zunächst die eigene Geschichte komplettiert, bevor er daran geht, die Nachbarn an die Pflicht zur Komplettierung ihrer Geschichte und die Revision beliebter Nachkriegsmythen zu erinnern“ (S. 33). Unter Bezugnahme auf den Streit um das Zentrum gegen Vertreibungen richtet er ebendiese Aufforderung explizit an Polen und die (damals rot-grüne) Bundesregierung, unter sichtbarer Auslassung der Vertriebenenverbände, die unablässig ihre Nachbarn an ihre Versäumnisse

„erinnerten“. Insofern bleibt der Untertitel des Beitrags von Segebrecht „Aus der Geschichte lernen“ ohne Fragezeichen, doch als Frage offen.

Janina Gesche (Stockholm) befasst sich mit den eklatant unterschiedlichen Interessen in Polen und in Schweden, die für die Rezeption und die Kritik des Werkes von Grass in den beiden Ländern bestimmend waren (S. 35-46). Die unmittelbare Betroffenheit der polnischen Literaturkritik durch die von Grass angesprochenen Orte, Menschen und Themen fokussierten den Blick und blendeten zugleich viele klassische Fragen der Literaturkritik aus. Naturgemäß fehlte der pünktlich auf Übersetzungen reagierenden schwedischen Kritik sowohl die „emotionale Bindung“ als auch gelegentlich die Sachkenntnis der von Grass behandelten Themen (S. 45). Der Beitrag von Janina Gesche basiert auf ihrer 2003 in Stockholm erschienenen Dissertation „Aus zweierlei Perspektiven... Zur Rezeption der Danziger Trilogie von Günter Grass in Polen und Schweden 1958–1990“.

Während Mieczysław Dąbrowski in seinem einleitenden Beitrag Grass unterstellt, dass er „die jüdische Ethnie (...) auf eine Weise, die dem Judentum alles Typische nimmt“, schildert (S. 9), widmet sich Sabine Richter (Bozen) dem „Kaleidoskop des Günter Grass. Jüdische Karikaturen aus der Kaschubei“ (S. 47-53) und kommt zu entgegengesetzten Ergebnissen. Allerdings geht sie von der Prämisse aus, dass „alle seine Figuren (...) Karikaturen“ sind, was die Perspektive auf den Kopf stellt (S. 47). Marcel Reich-Ranicki folgend, kommt sie zu der Erkenntnis, dass Grass Menschen zeigt, „deren Eigenarten für die in jenen Jahren in Osteuropa lebenden Juden typisch sind“ (S. 48). Der Autorin ist aber unter Verweis auf „Die Unfähigkeit zu trauern“ von Alexander und Margarethe Mitscherlich eine bemerkenswerte Interpretation der Figur des Wirts des „Zwiebelkellers“ Schmuhs (und „Schmuhs heißt ‚leichter Betrug‘“, S. 49) aus der „Blechtrommel“ gelungen, die sich einem erst nach der Lektüre von Grass' Erinnerungsbuch „Beim Häuten der Zwiebel“ (2006) und seinem Bekenntnis zur SS-Vergangenheit völlig neu erschließt. Aus der ironisch erzählten Geschichte von Schmuhs lasse sich die Lehre ziehen, schreibt Richter, „dass das Trauern und die Ehrlichkeit dem Nächsten gegenüber ohne Zwiebeln nicht möglich sind“, und dies führt zu der Frage: „Worauf möchte Grass mit dieser – versteckten – Kritik hinweisen?“ (S. 51) Jetzt, nachdem wir die Grass'sche Zwiebel mit gehäutet haben, wissen wir es.

Mit dem Beitrag zur „Grasserotik: das Resümee eines Jahrhunderts und einer Jahrhundertgeschichte“ (S. 55-62) widmet sich Lucyna Wil-

le (Rzeszów) einem Thema, das ausgerechnet die polnische Grass-Forschung, vom gelegentlichen, eher publizistischen Pornografie-Vorwurf abgesehen, wohl am wenigsten interessiert hat. Dabei ist eine „rührende Liebesgeschichte“ gleichsam in Überschneidung mit politischen Zielen die tragende Idee des Romans (S. 60), der die deutsch-polnischen Beziehungen unmittelbar thematisiert („Unkenrufe“, 1992).

Stephan Wolting (Breslau), Autor einer 2003 in Wrocław erschienenen Monografie über das Danziger Theater am Kohlenmarkt zur Zeit der Freien Stadt und in den Jahren des Zweiten Weltkriegs legt im vorliegenden Sammelband eine Art Resümee vor, gebunden an die Frage nach dem spezifischen Charakter des Theaters in dieser Zeit: „Geschäftstheater – Kunsttheater – Startheater – Polittheater?“ (S. 63-77). Die besonderen Ambitionen des Theaters werden deutlich sowohl in der Zeit der Freien Stadt, als die politische Lage Danzigs durch die Gestaltung des Theaterprogramms sowohl lokalpatriotischen als auch „gesamtdeutschen“ Zielen zugute kommen sollte („Polittheater“), als auch in der Zeit des Nationalsozialismus, für die der Autor die Verflechtung „größte[r] politische[r] Verwicklungen bei höchster künstlerischer und intellektueller Leistung“ reklamiert (S. 75). Für die künstlerischen und intellektuellen Ambitionen standen in Danzig Namen wie Max Halbe, Hermann Merz (Direktor des Theaters seit 1935 und bereits früh NSDAP-Mitglied) und Heinz Kindermann (Wiener Germanist, seit 1935 in Danzig und ein doktrinär-nationalsozialistischer Theaterfachmann).

Die Biegsamkeit und Instrumentalisierbarkeit künstlerischer Ambitionen analysiert anschaulich Peter Oliver Loew (Darmstadt) in seinem Text über Max Halbe und Danzig, den er mit dem ironisierenden Titel „Die Heimat sucht den Dichter – der Dichter sucht die Heimat“ (S. 79-97) versieht. Folgt man der fast schon piffigen Schilderung Loews, entfaltet sich vor dem Leser die wenig anrührende Story eines ehemals erfolgreichen Autors, der seinen sinkenden Stern mit Hilfe einer nach einem berühmten Sohn suchenden Stadt am Firmament erhalten möchte, diese (fälschlicherweise) zu seiner Heimatstadt erklärt und sich verschiedenen Manipulationen hingibt, um die, wie es ihm eine Zeit lang schien, gelungene Adoption nicht zu gefährden. Die Entfremdung zwischen Halbe und Danzig in den 1940er Jahren war keine tragische Entwicklung, vielmehr die Folge des sinkenden ideologischen Marktwertes für die Zwecke gegenseitiger Instrumentalisierung.

Ein anderes, nicht minder interessantes Beispiel der Erfindung individueller und nationaler Traditionen stellt Marek Jaroszewski (Dan-

zig) in seinem Beitrag über „Das Bild der Täufer in Ernst von Wildenbruchs Drama ‚Der Mennonit‘“ (S. 99-106) dar. Das 1882 geschriebene patriotische Geschichtsdrama spielt in der Zeit der napoleonischen Kriege, einer Zeit, die zu den klassischen Interpretamenten einer nationalen Fremdherrschaft der Franzosen über die Deutschen gehört und somit eine geeignete Folie darstellt, um sowohl „Germanisierungsprozesse der Mennoniten“ wie auch individuelle Fälle der Kollaboration mit dem Feind plastisch darzustellen (S. 105). Das literarisch wenig anspruchsvolle Stück erweist sich in der Analyse von Jaroszewski als ein Beispiel deutschnationaler Instrumentalisierung der bei Danzig lebenden Mennoniten und der Stadt Danzig in der Zeit des Kaiserreichs.

Das kulturelle, künstlerische und volksfestliche Treiben der Bürger Danzigs versuchen Małgorzata Wittenberg (Danzig) (S. 107-119) für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts und Edmund Kotarski (Danzig) (S. 121-140) für das 18. Jahrhundert anhand zeitgenössischer Kommunikationsmedien zu rekonstruieren. Während Wittenberg sich aber auf die Danziger Presse konzentriert und ihr die faktografische Rekonstruktion zu entlocken versucht, nimmt Kotarski die „kommunikative Gemeinschaft“ ins Visier und versucht, die oralen, grafischen und Printmedien als ein System aufzufassen, wobei es die letzteren gewesen seien, die den Weg zur Entwicklung einer Massenkultur ebnet hätten. Die Ausführungen Kotarskis können auch als eine Zusammenfassung seiner zahlreichen Veröffentlichungen zur Kommunikationsgeschichte im Danzig des 18. Jahrhunderts gesehen werden. Zwischen den beiden Texten verläuft die epochale Grenze zwischen dem „polnischen“ Danzig des 18. und dem „preußischen“ Danzig des 19. Jahrhunderts, eine Grenze, die insbesondere in der polnischen Geschichtswahrnehmung eng mit der Symbolfigur Johanna Schopenhauer verbunden ist, die Danzig nach der Teilung Polens verließ, um – dem eigenen Bekunden nach – nicht unter preußischer Herrschaft leben zu müssen, und Hamburg, später Weimar, zur neuen Heimat wählte. Marion Brandt (Danzig) (S. 141-147) nimmt die 2002 und 2003 erschienenen, von Ulrike Bergmann und Carola Stern verfassten Biografien von Johanna Schopenhauer zum Anlass, um ihrerseits eine kurze, pointierte und die Gender-Aspekte betonende Skizze über die Mutter des Philosophen der Sammlung beizufügen.

Einen besonders interessanten Beitrag über die Wirkung eines republikanischen Patriotismus in Danzig, der an die „Republick Pohlen“ gebunden war, legt Katherine R. Goodman (Brown University) vor, die sich mit „The Concept of the ‚Republic‘ in early Texts of Luise

Kulmus-Gottsched“ befasst (S. 149-161). Luise Kulmus, die vor ihrer Eheschließung 1735 mit Johann Christoph Gottsched in Danzig lebte, war selbst eine Autorin der Aufklärung. Ihre Sympathie für die Vorbildlichkeit der Römischen Republik bewog sie dazu, Joseph Addisons Drama „Cato“ (1713) ins Deutsche zu übersetzen (1735). In ihren Briefen der 1730er Jahre begeisterte sie sich über die „Römische Freiheit“, die sie zu den „glücklichsten Epoquen“ zählte, „ehe sich die ungezähmte Begierde zum herrschen der Gemüther bemeisterte“ (S. 151). Nicht Caesar, sondern Cato ist ihr Held, was im englischen Original und in Kulmus' Übersetzung deutlich zum Vorschein kam. Goodman arbeitet sorgfältig das für Kulmus charakteristische positive Verhältnis zur republikanischen Regierungsform im Allgemeinen und zur englischen, aber auch zur polnischen „Republik“, in der Danzig beheimatet war, im Besonderen heraus.

Über die Kultur Danzigs im 17. Jahrhundert sind am Ende des Bandes zwei Beiträge zu finden. Jerzy Limon (Danzig) erläutert „New Evidence for the Theatre in the Gdańsk ‚Fechtschule‘ (c. 1611–1741?)“ (S. 163-174), indem er die Aktivitäten englischer Schauspielkompanien im damaligen Polen verfolgt und über die Aktivitäten des Theatrum Gedanense Foundation berichtet, das in den 1990er Jahren zum Zweck der Rekonstruktion des alten Theatergebäudes in Danzig gegründet worden war. Mit Befremden liest man am Ende die Ausführungen von Piotr Maciej Kociumbas (Elbing) in seinem Beitrag „Zur literarischen Schicht von Andreas Hakenbergers ‚Newen Deutschen Gesängen...‘ (1610)“ (S. 175-200). Die stilistische und inhaltliche Derbheit der von dem „katholische[n] Komponist[en] und Kapellmeister Hakenberger“ zusammengetragenen Lieder, die in seinen Augen „niedrigste menschliche Triebe“ bedient, begründet Kociumbas damit, dass der Kapellmeister, wie es „scheint“, „die Gunst des Danziger Patriziats gewinnen und Unterstützung bei dem größtenteils protestantischen, deutschsprachigen Bürgertum finden wollte“ (S. 198). Der katholische Komponist sei sich „des niedrigen künstlerischen und vor allem sittlichen Niveaus dieser Dichtung bewusst“ gewesen. Aber „seine Entscheidung, Texte von unterschiedlicher Thematik und unterschiedlichem Sittlichkeitsgrad zu vertonen, entsprach der geistigen Differenziertheit [sic!; A. L.] (nicht nur) des Danziger Bürgertums“ (S. 200). Ein solcher suggestiver Schlussakzent wird dem vorliegenden Band nicht gerecht. Dieser enthält vielmehr eine Zusammenstellung von Momentaufnahmen, in denen das kulturelle Erbe eben nicht nur von Danzig und auch nicht nur von Gdańsk, sondern von beiden in ein und derselben Stadt sichtbar wird. Dass die historische Deutung

ihrer jeweiligen Strukturen und Befindlichkeiten nach wie vor komplex und mythogen ist und bleibt, steht auf einem anderen Blatt.

Andreas Lawaty, Lüneburg

Lutz Häfner, Gesellschaft als lokale Veranstaltung: Die Wolgastädte Kazan' und Saratov (1870–1914). Köln (u.a.): Böhlau Verlag 2004, 594 S., 2 Faltkarten (Beiträge zur Geschichte Osteuropas. 25).

Der Verfasser der hier vorliegenden Habilitationsschrift geht zunächst von der Beobachtung aus, dass in der Forschung zum 19. Jahrhundert die Existenz von Bürgern, Bürgertum und Bürgerlichkeit in Russland bestritten bzw. nur mit Vorbehalt konzidiert worden sei. Hinterfragt werden soll daher das oft bemühte Aperçu von Gesellschaft als staatlicher Veranstaltung im Zarenreich mittels einer Untersuchung, die durch neue Analyseansätze der Gefahr entgehen will, durch den Gebrauch von in Westeuropa entwickelten Kategorien und Begrifflichkeiten Fehlschlüsse über die gesellschaftliche Wirklichkeit in Russland zu produzieren. Dementsprechend versucht Häfner Antworten auf die Frage zu finden, wie breit und tief die sozialökonomische und soziokulturelle Basis gesellschaftlicher Selbsttätigkeit und autonom verfasster lokaler Gesellschaft war. Es geht um Aktionsfelder und Prozesse, in denen sich Individuen zu Akteursgruppen zusammenschlossen und sich „aufgrund gemeinsamer Praktiken und Normen kulturell vergesellschaftete[n]“ und sich so eine lokale Gesellschaft konstituierte, „ein funktionales Äquivalent zum städtischen Bürgertum in Deutschland“ (S. 11), wie Häfners These lautet. Er folgt dabei Dietrich Geyer, der früh auf die lokalen Partikulargesellschaften hingewiesen hat. Für die Wahl der lokalen Gesellschaft als Untersuchungsgegenstand spricht zudem die Tatsache, dass hier anders als auf nationaler Ebene in Russland Strukturen und Elemente der Zivilgesellschaft institutionalisiert waren.

Wie der Verfasser schreibt, wollte er nicht den ausgetretenen Pfaden ganzer Historikergenerationen folgen, die sich auf die Hauptstädte konzentrierten, sondern die Gouvernementszentren Kazan' und Saratov der Betrachtung unterziehen. Beide liegen an der Wolga, wiesen ähnliche Einwohnerzahlen (1856: Kazan' 56 257, 1913: 188 100, Saratov 61 610 bzw. 235 500) auf, besaßen eine ähnliche Verkehrs-

frastruktur und waren als Verwaltungs-, Handels-, Garnisons- und Universitätsstädte von multifunktionaler Bedeutung. Dazu konstatiert der Autor nach einem kurzen Abriss des Forschungsstandes, dass den beiden Wolgametropolen in der Forschung außerhalb Russlands bisher relativ wenig Aufmerksamkeit gewidmet worden sei.

Schon in der umfangreichen Einleitung wird nicht verschwiegen, dass in beiden Städten die lokale Gesellschaft mit einem Anteil von nicht mehr als 1,5% der Bevölkerung eine marginale Formation bildete, oder anders ausgedrückt, die lokale Gesellschaft umfasste 2-5% der männlichen Stadtbevölkerung, weil erst ab 1910 Frauen Aufnahme in gesellige Vereine fanden.

In den Hauptteilen seiner Untersuchung geht Häfner dann der Frage nach, wie die gesellige Lebenswelt der lokalen Gesellschaft beschaffen war, welche Kristallisationskerne bestanden, wie sich die sozialen Kontakte im Assoziationswesen institutionalisierten und welche Rolle der lokalen Gesellschaft, etwa als Modernisierungsagentur, als Trägergruppe liberaler Gedanken in den Wandlungsprozessen der Autokratie Russland zukam.

Es muss nach dem oben Dargestellten kaum erwähnt werden, dass sich Häfner methodisch stark an Theorien und Theoriemodellen der Soziologie und Politikwissenschaft orientiert, die ihm das heuristische Instrumentarium für die gewählten synchronen Analyseebenen liefern.

Die Studie basiert auf einer redundanten Fülle von Quellen und Materialien. Genutzt wurden die umfangreichen Bestände des Gosudarstvennyj Archiv Saratskoj Oblasti (Staatsarchiv des Gebiets Saratov), das Nacional'nyj Archiv Respubliki Tatarstan (Nationalarchiv der Republik Tatarstan), des Rossijskij Gosudarstvennyj Archiv/RGIA (Russländisches Staatsarchiv) sowie des Gosudarstvennyj Archiv Rossijskoj Federacii/GARF (Staatsarchiv der Russländischen Föderation). Neben diesen Archivalien standen Häfner aber auch zahlreiche gedruckte Quellen, Statistiken, Lexika, Wählerverzeichnisse, Rechenschaftsberichte und Protokolle der Stadtverordnetenversammlungen, Reisebeschreibungen, Statuten und Mitgliederlisten von Vereinen u.ä.m. zur Verfügung. Vor allem für die Zeit nach 1905 konnte er zudem auf die lokalen Presseorgane beider Städte zurückgreifen.

Gegliedert ist die Darstellung in sieben größere Kapitel. Der Einleitung folgt zunächst eine das Analysekonzept konturierende theoretische Abhandlung über Soziale Schichtung und Zivilgesellschaft in Russland. Hier werden die schon genannten Termini und Begrifflichkeiten erklärt, definiert, auf ihre Operationabilität überprüft sowie

die konzeptionellen Unzulänglichkeiten anhand der bisher zum Thema erschienenen Literatur identifiziert. Häfner erkennt sie vor allem in oberflächlichen sozialstratigrafischen Zuschreibungskriterien sowie im Mangel an Aufmerksamkeit für gesellschaftliche Integrationsmechanismen. Unter dem Aspekt Zivilgesellschaft betont er die Fragilität der gesellschaftlichen Entwicklungen und deren prekäre Situation angesichts fehlender Rechtsgleichheit und Rechtssicherheit im späten Zarenreich.

Im dritten Kapitel werden unter der Überschrift Determinanten lokaler Gesellschaft die soziale Geografie der beiden Wolgastädte, deren wirtschaftliche, vor allem aber die sozialen Rahmenbedingungen ausführlich beschreiben und mit vielen Zahlen über Wohnverhältnisse, Immobilienbesitz und Einkommensklassen beschrieben. Der Presseöffentlichkeit ist das vierte Kapitel gewidmet. Hier werden die Räume sozialer Begegnung und Kommunikation ausgeleuchtet, die vielfältigen Interventionsmöglichkeiten von Zensur und amtlicher Kontrolle, die Praxis der Konzessionsvergabe für Druckmedien, die quantitative wie qualitative Entwicklung von Pressepublikationen sowie deren Auflagen untersucht und dargestellt. Letztere bildeten ein wesentliches Element der Wechselwirkung von Öffentlichkeit und lokaler Gesellschaft, da die meisten Druckereibesitzer, Herausgeber, Redakteure und freien Mitarbeiter selbst Angehörige dieser Gesellschaftskreise, ihrer Vereine und Assoziationen waren; und auch nach Gründung und Legalisierung der politischen Parteien in den Jahren 1905/06 blieben sie die wichtigste Komponente einer kritischen politischen Öffentlichkeit, die im lokalen Raum für Transparenz und Kontrolle der kommunalen Entscheidungsträger Sorge trug und damit, wie Häfner wohl zurecht urteilt, durchaus als eine „indirekte, vierte Gewalt“ fungierte (S. 170).

Eines der zentralen Kapitel der Studie eruiert Determinanten, historische Entwicklung und Erscheinungsformen des Assoziationswesens der beiden Städte, das der Autor als einen „zwischen Familie einerseits sowie Staat, Gemeinde und Kirche andererseits angesiedelte[n] intermediäre[n] gesellschaftliche[n] Raum mit allen seinen sozialen, politischen und kulturellen Implikationen“ definiert (S. 173). In Anlehnung an Max Webers 1910 formulierten Fragenkatalog über Vereine und Vereinsmitgliedschaft wird hier deren gesellschaftliche Breitenwirkung, Fragen der Weltanschauung, rituelle und symbolische Handlungsformen, Kommunikationsprozesse etc. untersucht. D.h. es wird die kulturelle Dimension des gesellschaftlichen Lebens beleuchtet, als die eines weiten Spektrums, bei der Analyse wird die traditio-

nelle deutsche Vereinsforschung bewusst transzendierend verwendet, wobei das Soziabilitätskonzept der französischen Forschung mit ihrer stärkeren Beachtung anthropologischer Implikationen als Orientierung und Muster dient. Nach einem kurzen Abriss der Geschichte des Vereinswesens in Russland seit Katharina, das zu keiner Zeit eine vergleichbare Breitenwirkung wie etwa in Deutschland entfalten konnte, skizziert Häfner die unterschiedlichen Assoziationen, die von karitativen und wissenschaftlichen bis hin zu geselligen Klubs, Offiziersversammlungen (in Kazan') und berufsständischen Interessenvertretungen reichten. Sie alle waren mehr oder weniger exklusiv, aber in der Regel für Minderheiten offen, wie man erfährt. Ihre Bedeutung sieht der Verfasser vor allem in der von ihnen verfolgten Camouflage-Strategie, sich durch harmlose Geselligkeit einen vom Staat nur schlecht oder ungenügend zu kontrollierenden Freiraum zu schaffen, in dem auch über das Lokale hinausreichende Themen diskutiert oder angesprochen werden konnten. Dass die lokalen gesellschaftlichen Akteure zudem in die kommunalen Wahlkämpfe eingriffen und ihre Einflussmöglichkeiten nutzten, ergab sich daraus praktisch von selbst.

Ausführlich und mit viel Liebe zum Detail werden dem Leser im Weiteren Finanzierungsmodi der Assoziationen und deren zahlreiche Einrichtungen, aber auch der Vereinsalltag, Banketts, Bälle, Theater- und Tanzveranstaltungen vor Augen geführt – Bekleidungsvorschriften, Konsumgewohnheiten, Handlungsmuster und Verfahrensweise inklusive –, um zu zeigen, wie diese zur Produktion von Gemeinschaft beitragen. Die hier gewonnenen Einblicke scheinen darüber hinaus hinlänglich zu belegen, dass sich die Assoziationen tatsächlich zur Pflanzstätte einer nicht mehr ausschließlich vom Adel geprägten Kultur wandelten und das Fundament der lokalen Gesellschaft bildeten.

Ogleich die städtische Selbstverwaltung in Russland immense, der zarischen Autokratie geschuldeten Defizite aufwies, spielte sie in der Wechselseitigkeit von Kommunalpolitik und lokaler Gesellschaft eine nicht zu unterschätzende Rolle. Wiederum auf der Basis einer abundanten Fülle untersuchter Archivalien werden zunächst Strukturen, Zusammensetzung nach sozialem Stand, Zensus, professioneller Hintergrund und Funktionsweise der städtischen Selbstverwaltung und ihrer Organe dargestellt, Wahlberechtigte, Wahlbeteiligung und Ablauf von Stadtdumawahlen beschrieben sowie die Politisierung von Wählerschaft und lokaler Gesellschaft in den beiden Städten untersucht. Zum auffälligsten Befund gehört hier die Beobachtung der Bruchlinien, entlang derer sich die Honoratiorenschaft aufspaltete:

durchaus erwartungsgemäß zunächst nach konservativ und progressiv, aber auch entsprechend der materiellen Interessenlagen, die etwa Immobilienbesitzer und Unternehmer trennte. Dessen ungeachtet wurden diese Befindlichkeiten aber von einem dem Gemeinwohl verpflichteten schichten- und standesübergreifenden sozialen Bewusstsein überwölbt, das tendenziell selbst in den sich allmählich formierenden politischen Lagern virulent bleiben sollte. Es zeigte sich hier aber auch eine weitere Qualität der lokalen Gesellschaft: ihre graduelle Emanzipation vom Grundrechte negierenden Ancien régime sowie von der orthodoxen Kirche als einer Autorität kultureller Sinnggebung und Weltdeutung.

Vor dem Hintergrund der sozialökonomischen und sozialkulturellen Strukturen, Institutionen und der sie fortentwickelnden Prozesse werden schließlich die kulturelle Vergesellschaftung der heterogenen Sozialformationen über die schönen Künste, deren Zelebration und Rezeption in familiären Kreisen sowie in geselligen Vereinigungen untersucht und dargestellt. So weit es die Quellenlage erlaubte, werden hier privates Leben, Konsum- und Freizeitverhalten, Eheschließungen und Heiratskreise als gesellschaftliche Ereignisse identifiziert und in ihren Wandlungsprozessen beschrieben. Ihnen unterlagen auch Theater, Musik und andere Kunstsparten, nicht zuletzt die Architektur als Ausdruck von Bürgerstolz. Diesem entsprach zudem ein wachsender Bürgersinn, wie Häfners Darstellung zeigt, ein zunehmendes Engagement für das Allgemeinwohl, basierend auf einem Verantwortungsgefühl gegenüber den Regeln und Anforderungen des Selbstverwaltungssystems. Hier werden tatsächlich Elemente und Entwicklungsrichtungen deutlich, die gemeineuropäischen Trends folgten, wie u.a. die fortschreitende Kommerzialisierung der Freizeitgestaltung oder auch der Wandel von privatem Amüsement zu öffentlicher Unterhaltung erkennen ließen.

Abgeschlossen wird das Kapitel mit einem Blick auf die Selbstinszenierung lokaler Gesellschaft in der Festkultur, wofür die 300-Jahrfeier Saratovs 1891 als Beispiel angeführt wird. Von der Planung des Ereignisses, über die Zusammensetzung der Jubiläumskommission, den Ablauf der Feierlichkeiten, die Denkmalenthüllungen und die Finanzierungsfragen bleibt tatsächlich kein Aspekt unbeachtet. Dabei wird allerdings auch deutlich, wie Häfner hervorhebt, dass die Jubiläumsfeierlichkeiten primär ein Anliegen und Angelegenheit der Akteure der lokalen Gesellschaft waren, d.h. eine deutliche Differenzierung zwischen aktiven Festteilnehmern und der Masse der zuschauenden Bevölkerung unübersehbar waren. Sicherlich nicht zuletzt, weil der

minutiös geplante und eingehaltene Ablauf „einer Spontaneität affektuellen Handelns keinen Raum ließ und sie durch organisiertes, wertrationales Handeln substituierte.“ Dieses organisatorische Korsett, so der Verfasser weiter, habe „trefflich mit den Ordnungsvorstellungen der lokalen Gesellschaft“ harmonisiert, denn deren „Gegenpol, die in der Außeralltäglichkeit des Festes freigesetzte Emotionalität, war restringiert, die Affekte waren gebändigt.“ (S. 473) Kein Wunder also, dass es während des Festes in Saratov kaum Betrunkene gegeben hat.

Der Verlauf dieses Ereignisses illustriert aber auch, wie groß ungeachtet vieler Ähnlichkeiten die Unterschiede zur bürgerlichen Gesellschaft im Westen waren. Anders als etwa im Deutschen Reich, wo sich die bürgerliche Gesellschaft in einem Elitenkompromiss mit dem Staat arrangierte und damit längst Teil des politischen Regimes geworden war, kämpfte die lokale Gesellschaft Russlands einen Zweifrontenkrieg: einerseits um ihre Anerkennung, die Verwirklichung ihrer Bürgerrechte gegenüber der Autokratie, andererseits aber auch gegen die Tatsache, dass die linken Kräfte des Zarenreiches die „Grundfeste des Zukunftsmodells einer bürgerlich-demokratischen Gesellschaft in Russland unterminierten“ (S. 493).

Häfners Studie ist ein wichtiger Beitrag zum Verständnis der facettenreichen Wechselseitigkeit von Staat und Gesellschaft Russlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ihre Erkenntnisse stellen die bisher gültige pointierende Lehrmeinung von Gesellschaft als staatlicher Veranstaltung nicht grundsätzlich in Frage. Sie zeigen aber (komplexere) Befindlichkeiten und Wirklichkeiten, die verabsolutierende Wertungen verbieten, ungeachtet der Tatsache, dass die in Kazan' und Saratov beobachtete lokale Gesellschaft in anderen Regionen des Zarenreichs noch der Entdeckung harret.

Bemerkenswert sind vor allem Häfners methodischer Ansatz und die klare Begrifflichkeit, mit der er seinen Untersuchungsgegenstand erfasst, analysiert und Befunde expliziert, die allerdings nicht in jedem von ihm eruierten Fall ganz neu sind. Dem Standard setzenden Charakter dieser Studie tut dies keinen Abbruch. Daneben kann man dieses Buch mit seinen zahlreichen Tabellen und Statistiken auch als eine Kulturgeschichte urbanen Lebens im Russland der ausgehenden Zarenzeit zur Hand nehmen. Man wünscht ihm eine weite Leserschaft.

Vor allem die Studentenschaft wird das Opus, dessen Sprachstil profunde klassische Bildung reflektiert, mit einem die sprachlichen Ausdrucksfähigkeiten immens erweiternden Gewinn lesen.

Rudolf A. Mark, Lüneburg

Margret Opladen, Magdeburger Recht auf der Burg zu Krakau. Die güterrechtliche Absicherung der Ehefrau in der Spruchpraxis des Krakauer Oberhofs. Berlin: Duncker & Humblot 2005, 235 S. (Freiburger rechtsgeschichtliche Abhandlungen. N.F. 48).

Als 1995 der erste von zwei Bänden der erstmals edierten Krakauer Oberhofsprüche als Beiheft zur *Ius Commune* erschien, verbreitete Dieter Simon wenig Optimismus über die Möglichkeit „dogmenhistorische[r] Feinuntersuchungen“ am Material, es böte sich sicherlich „auch kaum Gelegenheit für die fruchtbare Erörterung des ‚Rechtszustandes‘ auf diesem oder jenem Rechtsgebiet“.¹ Von diesem Urteil eines bekannten Wissenschaftlers hat sich Margret Opladen zum Glück nicht abhalten lassen. Im Mittelpunkt ihrer Untersuchung auf der Basis eben dieser Sprüche des Oberhofes auf der Burg zu Krakau, wo seit der Gründung durch Kazimierz III. im Jahr 1356 in Angelegenheiten deutschen Rechts entschieden wurde, steht die Frage nach der vermögensrechtlichen Situation der Witwe.

An den Beginn setzt Opladen eine souveräne und ausgewogen prüfende *tour raisonnée* durch freilich nur die absolut einschlägige Literatur (S. 16-25), in deren Zentrum zu Recht Richard Schröder mit seinem zweibändigen Werk über das eheliche Güterrecht (S. 20 ff.) angesiedelt ist. Die selbst auferlegte Beschränkung hat der Darstellung zum Gewinn gereicht: Die einzelnen Werke werden in methodischem Ansatz, Ergebnissen und im Verhältnis zueinander vorgestellt und bewertet, nicht wie andernorts vornehmlich bibliografische Angaben addiert. Spätere Literaturberichte, beispielsweise zur Gerade (S. 58-62), zu Morgengabe und Leibgeding (*dotalicium*) (S. 86-99) oder zum „Kampf der Literatur mit dem Dritteilsrecht“ (S. 132-135), ergänzen die Darstellung und lassen die profunde Literaturkenntnis der Verfasserin deutlich werden. Ergänzt man die oben genannten Institute (Gerade, *dotalicium* und Dritteilsrecht) um Vergabe und Testament, sind damit die Wege der gegenseitigen güterrechtlichen Absicherung im Todesfall eines Ehepartners aufgezeigt.

Der ansonsten oft so strittige Umfang der Gerade (*paraferna, suppellectilia*) war, so Opladen, den Krakauer Schöffen offenbar weder streitig noch unbekannt, denn fraglich war in keinem der betrachteten Sprüche der Umfang, sondern immer die Erbfolge oder das Beweis-

¹ Decreta Iuris Supremi Magdeburgensis Castri Cracoviensis. Bd. 1, hrsg. v. Ludwig Lysiak u. Karin Nehlsen-von Stryk. Frankfurt a.M. 1995 (Beihefte zur *Ius Commune*. 68), S. VI.

recht in Bezug auf den Erhalt der Gerade (S. 64 f.). Bemerkenswert bleibt auch, dass die Witwengerade, wie sie im Sachsenspiegel Ldr. I, 24, § 3 formuliert wird, in der Spruchpraxis des Krakauer Oberhofes nicht vorkommt, sich sämtliche Schöffensprüche vielmehr mit der Niftelgerade (Ldr. I, 27, § 1) auseinandersetzen. Gegen die mögliche Schlussfolgerung einer Nicht-Existenz der Witwengerade im Einzugsgebiet der Krakauer Schöffen spricht sich die Verfasserin aber explizit aus. Den Versuchen von Eheleuten, die Niftelgerade bereits zu Lebzeiten der Frau durch Übertragung ihrer Gerade an den Ehemann auszuschließen, scheinen die Schöffen ablehnend gegenübergestanden zu haben; Ausnahmen bilden königliche Privilegierungen. Opladen betont die Wichtigkeit der Gerade im spätmittelalterlichen Erbrecht gegenüber der älteren Ansicht, die Gerade sei im ausgehenden Mittelalter ein auslaufendes Rechtsinstitut gewesen. Das ist sicher richtig. Karin Gottschalk² hat jüngst selbst noch für das 18. Jahrhundert befunden, dass die Gerade ein durchaus attraktiver Streitgegenstand für Witwen sein konnte. Ob aber die vielen Rechtsstreitigkeiten, die um die Gerade angestrengt wurden, als Indiz für deren Effizienz als Versorgungsfunktion hinreichen (S. 85), muss fraglich bleiben.

Als zweites Versorgungsinstitut findet sich in den Quellen das *dotalicium*, die Gabe des Mannes an seine Frau als Gegenleistung für das Heiratsgut. Die Unterscheidung beispielsweise des Sachsenspiegels zwischen Leibzucht (Ldr. I, 21, § 1) und Morgengabe (Ldr. I, 20, §§ 1, 8) wird hier nicht mehr transportiert, beides fällt im Begriff des *dotalicium* zusammen. Opladen verfolgt die Terminologie durch eine Reihe weiterer Rechtsbücher und kommt zu dem Schluss, dass höchst unterschiedliche Formen sowohl von Morgengabe als auch von Leibzucht formuliert werden, die nur zum Teil mit den Bestimmungen des Sachsenspiegels in Deckung gebracht werden können, beide Begriffe also nicht technischer Natur waren, sondern eheliche Verfügungen ganz unterschiedlicher Art betreffen konnten (S. 86-99). In der Spruchpraxis der Krakauer Schöffen ist das *dotalicium* die gebräuchlichste Form der güterrechtlichen Absicherung der Witwe.

Nur verhältnismäßig selten finden sich Entscheidungen der Krakauer Schöffen zu Fragen des Dritteilsrechts, einer Form der Hinterlassenschaftsteilung, die nicht dem sächsisch-magdeburgischen Rechtskreis entstammte. Sie wird als alte Gewohnheit der *terra Russie* bezeichnet. Besonderes Merkmal dieser Rechtsform ist das Zusammen-

² Karin Gottschalk, Eigentum, Geschlecht, Gerechtigkeit. Haushalt und Erben im frühneuzeitlichen Leipzig. Frankfurt a.M. 2003 (Geschichte und Geschlechter. 41).

fallen der Vermögen beider Ehegatten zu einer Gütergemeinschaft, die beim Tod des einen Ehepartners quotiert aufgeteilt wird. Die Witwe ist im Dritteilsrecht also im Gegensatz zu den sächsisch-magdeburgischen Rechtsauffassungen Teil der Erbgemeinschaft.

Opladen hat mit ihrer Studie einen nicht zu unterschätzenden Beitrag nicht nur zur vielschichtigen Geschichte des ehelichen Güterrechts im Gebiet des Gemeinen Sachsenrechts, sondern auch zu den Erscheinungsformen mittelalterlichen Schöffengerichts geleistet. So kommt sie zu dem bemerkenswerten Ergebnis, dass die Spruchpraxis des Krakauer Oberhofs in Sachen des ehelichen Güterrechts auf ein in sich schlüssig strukturiertes, begrifflich durchbildetes Rechtssystem schließen lässt, den Krakauer Schöffengerichten offenbar tatsächlich eine Art materielles Ehegüterrecht zu Gebote stand. Zu ganz ähnlichen Schlüssen war bereits Gunter Gudian in seiner einflussreichen Untersuchung der Ingelheimer Schöffengerichtsprüche³ gekommen. Überzeugend sind auch die vorgebrachten Argumente gegen die Neuinterpretationen von Ldr. I, 31, § 1 durch Wilhelm Ebel,⁴ zeigen aber zunächst nicht mehr, als dass beide Lesarten möglich sind. Immerhin geschieht hier zum ersten Mal eine Auseinandersetzung mit dieser These, wie überhaupt die Studie ein hohes Maß an kritischem Potenzial in der Diskussion mit der älteren Forschung hat. Opladen argumentiert klar strukturiert aus breiter Quellenkenntnis heraus, die ihr Querverweise aus der konkreten Spruchpraxis der Krakauer Schöffengerichte auf den normativen Horizont der Rechtsbücher erlaubt.

Hiram Kümper, Bochum

³ Gunter Gudian, *Ingelheimer Recht im 15. Jahrhundert*. Aalen 1968 (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte N.F. 10), S. 8.

⁴ Wilhelm Ebel, Über das „ungezweigte Gut“ im Sachsenspiegel Landrecht I31, in: *Zeitschrift für Rechtsgeschichte: Germanistische Abteilung* 92 (1975), S. 184-189.

Volker Keller, Herzog Friedrich von Kurland (1569–1642). Verfassungs-, Nachfolge- und Neutralitätspolitik. Marburg: Verlag Herder-Institut 2005, VIII, 224 S. (Materialien und Studien zur Ostmitteleuropa-Forschung. 11).

Als Darsteller der Vergangenheit haben wir eine Tendenz, unsere Aufmerksamkeit auf die schnellen, lauten, leicht einzustufenden Ver-

änderungen zu richten. Für uns ist die Zeit der Konsolidierung und des langsamen Aufbaus eher langweilig. Unseren Vorstellungen zufolge ist die Identität eines Landes entweder eng mit seiner Entstehung und dem daraus hervorgegangenen Mythos oder mit der Tätigkeit großer Persönlichkeiten, die leicht zu erkennende Veränderungen eingeführt haben, verbunden. Selten heben wir die kleinen, für die meisten unsichtbaren Veränderungen hervor. Erst im Rückblick können wir erkennen, dass die kleinen Veränderungen viel bedeutender als bisher angenommen sind. Volker Keller hat in seinem faszinierenden Buch über Kurland im 16. und 17. Jahrhundert die Bedeutung der unsichtbaren Veränderungen unterstrichen.

Keller beginnt seine fesselnde Untersuchung zur Identität Kurlands, des frühneuzeitlichen Lehnsfürstentums Polen-Litauens, 17 Jahre nach seiner Entstehung im Jahr 1561. Er weicht damit von der herkömmlichen Beschreibung und Charakterisierung der Geschichte Kurlands ab. Diese hatte sich auf die Umwandlung des Machtapparats des livländischen Zweiges des Deutschen Ordens während des Livländischen Krieges im 16. Jahrhundert, auf die Bestrebungen Herzog Jakobs während der Mitte des 17. Jahrhunderts, eine starke Wirtschaftspolitik zu führen, und auf das politische Schachspiel vor der dritten Teilung Polens am Ende des 18. Jahrhunderts konzentriert. Stattdessen richtet Keller sein Interesse auf die Veränderungen, die meist wenig Aufsehen erregten, die bei Historikern eher als sensationslos angesehen wurden und die deswegen vom historischen Narrativ verschwanden. Keller zeigt überzeugend, dass diese kleinen Veränderungen ohne weiteres wichtiger als spektakuläre Paradigmenwechsel sein können.

Den Fokus seiner Studie richtet Keller auf den 1569 geborenen Friedrich, den zweiten Landesfürsten Kurlands, der in den meisten historischen Darstellungen ein Schattendasein geführt hat. Laut Keller ist dieser Herzog gerade wegen seiner Sensationslosigkeit in Vergessenheit geraten. Keller erklärt dies auf mehrfache Art. Erstens ist er irrtümlicherweise als nicht tatkräftig und modern betrachtet wurde. Zweitens betrachten wir alle Vertreter des Absolutismus eher herabwürdigend. Bestenfalls halten wir diese Akteure auf der politischen Bühne für Vorläuferfiguren des Nationalstaates, nie für Umgestalter und Erneuerer im modernen Sinne. Drittens bezogen die Historiker sich hauptsächlich auf frühere Darstellungen, ohne die Quellen sorgfältig durchzuarbeiten. Wenn sie sich eingehend mit den Quellen befassten, dann nur, um Detailstudien herauszuarbeiten. Das Gesamtbild wurde dagegen stiefmütterlich. Die Stärke dieses Werkes über

Herzog Friedrich ist die profunde und umfassende Quellenkenntnis des Verfassers. Besonders wichtig sind die Quellen, die Keller benutzt hat, um die beinahe unbekannte zweite Hälfte der Regierungszeit Friedrichs in ein ganz neues Licht zu stellen.

Für Keller ist allein schon die lange Regierungszeit Anlass genug, diesem Kapitel der kurländischen Geschichte mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Mit seinen 55 Jahren Herrschaftszeit leistete Friedrich laut Keller einen sehr bedeutenden und herausragenden Beitrag zur 130-jährigen Identitätsgeschichte Kurlands. Die anderen Landesfürsten hingegen regierten bedeutend kürzer. Auch im europäischen Zusammenhang ist die lange Regierungszeit Friedrichs beinahe beispiellos. Nur Königin Viktoria und Kaiser Franz Joseph konnten diese übertreffen. Und dank dieser langen Amtszeit konnte Friedrich die verschiedenen Bereiche des Fürstentums im Inneren umformen.

Wie es ihm gelang, ist eine spannende Geschichte. Zunächst konnte Friedrich durch die feindlichen Linien steuern und die Neutralität Kurlands im Schwedisch-Polnischen Krieg erhalten, auch wenn die Aussichten auf Erfolg am Anfang sehr begrenzt waren. Darüber hinaus konnte er die angespannten Beziehungen des Hofes zur kurländischen Ritterschaft entschärfen. Als er sein Amt antrat, war die Lage sehr verwickelt. Das Rigaische Gericht, der polnische König, der Ständetag – alle hatten ihre Ansprüche geltend gemacht. Friedrich verstand, dass nur durch eine Zusammenarbeit der Hauptpartner Kurland als quasi-souveräner Staat überleben und die wirtschaftliche Prosperität erhalten konnte. Es war keineswegs leicht, eine solche „teilstreitkräfteübergreifende“ Zusammenarbeit zu erreichen. Seine Bestrebungen wurden durch die Tätigkeit seines Bruders Wilhelm konterkariert. Wilhelm forderte die Ritterschaft heraus und unterminierte dadurch alle Versuche, Stabilität in dem Fürstentum zu entwickeln. Friedrich verstand jedoch, wie notwendig es war, auf Territorien zu verzichten und sich mit den Grenzveränderungen zugunsten Schwedisch-Livlands zufrieden zu geben, um sein langfristiges Ziel zu erreichen.

Als Friedrichs wichtigste Leistung betrachtet Keller die *Formula Regimis* des Jahres 1617. Diese Verfassung führte neue Landtagsbeschlüsse ein, beschrieb ein festgelegtes Prozedere, schrieb regelmäßige Zusammenkünfte vor, legte Kompetenzen fest, vereinbarte vertraglich konkret definierte Ausnahmeregelungen und sah eine lehnherrschaftliche Oberaufsicht vor. Diese Regierungsform regelte auf gesetzlichem Wege und normierte damit unmissverständlich die zwischen Herzog und Adel bisher ungelösten Probleme und Unklarheiten. Darüber

hinaus konkretisierte die *Formula* die Pflichten des Herzogs dem Adel gegenüber und ordnete die Beziehungen zwischen dem Herzogtum einerseits und dem Königreich Polen andererseits. In Kurland wurde die katholische Konfession der lutherischen gleichberechtigt gegenübergestellt. Diese Gleichberechtigung führte zur Beschwichtigung konfessioneller Auseinandersetzungen. Laut Keller weist die Dauer dieser Verfassung auf ihre Qualität. Sie war bis zum Jahr 1795 rechtskräftig, als das Herzogtum im Zuge der dritten Teilung Polens dem Zarenreich einverleibt wurde.

Keller zeigt überzeugend, wie ein kleines Fürstentum in einer schwierigen politischen Lage seine Existenzbedrohung zu überwinden vermochte. Der Architekt dieser Politik war Friedrich. Mit großem Erfolg konnte er seine überlegenen Gegner überwinden und den Absolutismus zum eigenen Vorteil nutzen. Während seiner Amtszeit schaffte er das Unerwartete – dank seiner Anstrengungen ist erstmalig eine kurländische Identität im modernen Sinne nachweisbar. Zudem hat uns Keller zu einer neuen Sicht über Kurland verholfen und ein sehr gelehrtes und gleichzeitig lesbares Buch geschrieben.

Jānis Kresliņš, Stockholm

Elke Wimmer, Novgorod – ein Tor zum Westen? Die Übersetzungstätigkeit am Hofe des Novgoroder Erzbischofs Gennadij in ihrem historischen Kontext (um 1500). Hamburg: Verlag Dr. Kováč 2005, 229 S. (Hamburger Beiträge zur Geschichte des östlichen Europa. 13).

Wie waren die Entstehungsbedingungen, Funktionszusammenhänge und die Rezeption des Novgoroder Übersetzungswerks um 1500? Wer gehörte dem Gennadij-Kreis an? Wie war die Zusammenarbeit zwischen seinen Mitgliedern geregelt und welches formale Profil zeigen die Übersetzungen? Dies sind die Hauptfragen, denen Elke Wimmer in ihrem Werk nachgeht, um schließlich eine Antwort darauf geben zu können, inwieweit Novgorod auch im Hinblick auf die Übersetzungstätigkeit um 1500 ein Tor zum Westen darstellte.

Das Buch gliedert sich in zehn Kapitel. Untersuchungsgegenstand sind die Novgoroder Übersetzungen aus dem Lateinischen und Deutschen im ausgehenden 15. Jahrhundert. Die Autorin liefert in ihrer

Arbeit eine Gesamtaufzählung der bis zum Zeitpunkt der Abfassung des Textes bekannten, in Novgorod übersetzten Werke und systematisiert sie nach ihrem Inhalt und Entstehungskontext. Dabei beschränkt sie sich nicht auf die Nennung der einzelnen Texte, sondern bietet eine ausführliche, z.T. mit Beispieltexen illustrierte Beschreibung derjenigen Übersetzungen, die bisher von der Forschung noch nicht analysiert worden waren.

Zu dem Novgoroder Übersetzungskorpus zählen neben Bibelmaterialien auch polemische antijüdische Schriften, Texte zum Komplex Kalenderproblem und Weltende, das für 1492 erwartet worden war, sowie gelehrte Hilfsmittel wie Laienzyklopädien und Unterrichtsmaterialien.

Als ein wichtiges Werk hebt Wimmer die so genannte Gennadij-Bibel von 1499 hervor, die eine um lateinische Vorlagen ergänzte Fassung des altkirchenslavischen Testaments darstellt und damit den „Übergang vom Kopieren zum Übersetzen und zugleich den vom orthodoxen Bibelkanon zum katholischen“ markierte (S. 117).

Nicht nur die Bibel, sondern die gesamte Novgoroder Übersetzungstätigkeit ist eng verknüpft mit der Person des Erzbischofs Gennadij. Sie begann ca. 1489/90 und endete mit dem Abdanken Gennadijs im Jahr 1504. Der Erzbischof hatte sich um eine bessere Bildung des Klerus bemüht. Begünstigt und motiviert wurde seine Kopier- und Übersetzungstätigkeit indessen durch zwei konkrete Ereignisse: Für das bevorstehende Jahr 7000 (1492) erwarteten die orthodoxen Christen den Weltuntergang, in den 1480er Jahren gab es in Novgorod eine Häresie. Nach der Unterdrückung der Häresiebewegung sollte das Material der Gegner für die Zukunft verfügbar gemacht und damit die Lücken in den eigenen Bibliotheken geschlossen werden. Als Rahmenbedingungen für die Novgoroder Übersetzungstätigkeit nennt Wimmer außerdem die Durchbrechung des kirchlichen Bildungsmonopols, die Abwendung vom Griechischen und Hinwendung zum Lateinischen als Mittlersprache sowie die Thematisierung Russlands im Westen aufgrund größerer Reisetätigkeit.

Der Erzbischof Gennadij war nicht der einzige, der sich mit den Übersetzungen aus dem Lateinischen und Deutschen befasste. Um ihn gruppierte sich ein kleiner Kreis von Übersetzern, deren Mitglieder von der Verfasserin ausführlich beschrieben werden. In einem weiteren Kapitel legt sie dar, wie die Arbeit des Kreises ablief und koordiniert wurde und welches formale Profil die Übersetzungen aufwiesen.

Dabei muss sie feststellen, dass es keine Zeugnisse über die Arbeitsorganisation des Gennadij-Kreises oder die Materialbeschaffungswege

gibt. Ebenso wenig gibt es eine Dokumentation oder Hinweise auf ein Gesamtkonzept für die Übersetzungen. Diese scheinen sich eher aus dem täglichen Bedarf ergeben zu haben. Wimmer kommt zu dem Schluss, dass es Formen der Zusammenarbeit gegeben haben muss, es jedoch innerhalb des Kreises offenkundig wenig Gemeinschaft Stiftendes gegeben hat.

Erkennbar sind hingegen Angleichungsprozesse bei der Darbietung der Übersetzungen (z.B. Transkriptionen) und dem Hilfsmitelein-satz. So lassen sich die Bewahrung der Eigenheiten der Übersetzungsvorlagen, Glossierung und das Hinweisen auf die Kopiervorlage (jeweils das älteste erreichbare Exemplar) als Prinzipien der Textdarbietung erkennen. Die Novgoroder Übersetzer zeigten eine deutliche Tendenz zur Glossierung. Bei Problem- und Zweifelsfällen ist zu beobachten, dass die lateinischen Wörter oft beibehalten und mit einer slavischen Endung versehen wurden. Am Rand gab es dann Übersetzungen oder Sachkommentare und Vokabeleinträge zur Erläuterung der fremden, nicht adäquat ins Russische zu übersetzenden Wörter. Die Analyse von Wimmer zeigt, dass derartige Kommentarglossen in der Gennadij-Bibel besonders reichhaltig sind.

Die Beschaffung der Übersetzungstexte erfolgte durch den Griechen Georgios Trachaniotes. Zwar befand sich Ende des 15. Jahrhunderts auch der Lübecker Buchdrucker Bartholomäus Ghotan in Novgorod, jedoch war dieser nach Einschätzung der Autorin nicht als Buchführer tätig, sondern war als Experte zur Einführung des Buchdruckes in die Stadt berufen worden. Diese These wird durch die Tatsache gestützt, dass nur wenige Übersetzungsvorlagen aus dem niederdeutschen Raum in Novgorod belegt sind. Die meisten Texte kamen aus Süddeutschland. Dies war offenkundig auch dann der Fall, wenn eine niederdeutsche Druckversion existierte. Darüber hinaus gibt es keine Zeugnisse über Buchbeschaffungen durch den Lübecker Buchdrucker. Er schien eher die Rolle eines Transmissionsmitglieds zwischen Vertretern auswärtiger Verlage in Lübeck und russischen Interessenten innegehabt zu haben und war vermutlich von Trachaniotes angeworben worden.

So kommt die Autorin in ihrer Arbeit zu dem Schluss, dass es sich bei den Novgoroder Übersetzungen nicht um Exporte aus dem Westen handelte, sondern diese vielmehr einer Initiative der Russen entsprungen waren. Bereits die Herkunft und Beschaffung des Übersetzungsmaterials zeigen ihrer Ansicht nach, dass die Hanse die kulturellen Beziehungen nicht beeinflusst hat.

Sie wendet sich damit gegen die weit verbreitete Meinung, die Öff-

nung Novgorods gegenüber lateinischen Texten sei den engen Handelsbeziehungen mit der Hanse zuzusprechen und hänge mit dem besonderen Charakter des oft als republikanisch oder demokratisch bezeichneten Novgorod zusammen.

Wimmer interpretiert die Hinwendung zum so genannten *latinstvo* mit der Notwendigkeit des Tages; die Übersetzungstätigkeit besaß ihrer Ansicht nach eine rein dienende Funktion. Weder entstand sie aus einem rein philologischen Interesse noch stellte sie eine Hinwendung zum Katholizismus dar. Die Autorin wendet sich damit auch gegen die Forschung, die den Gennadij-Kreis als Humanistenkreis bezeichnet. Insgesamt erkennt sie für das 15./16. Jahrhundert eine Offenheit gegenüber dem Lateinischen und widerspricht damit denjenigen, die von einer Lateinerscheu der Russen bis zu Peter I. sprechen. Gegen den Katholizismus-Gedanken spricht nach Meinung der Autorin, dass sich die Übersetzungen als Ergänzungen zu den altkirchenslavischen Bibelmaterialien widerspruchsfrei in die eigene Tradition integriert haben und zudem gegenüber konfessionellen Einflüssen grundsätzlich Verschllossenheit geherrscht hat. Neben dem lateinischen Text stand immer das orthodoxe Schrifttum als Korrektiv. Darüber hinaus galt die lateinische Bibeltradition für Gennadij als orthodox. Die lateinischen Übersetzungsvorlagen waren zudem leichter zu beschaffen als die griechischen und die Autorität Byzanz' war nach der Florentiner Union und dem Sieg der Türken über die Stadt stark gesunken.

Elke Wimmer hat mit ihrer Arbeit eine umfassende Bestandsaufnahme des derzeit bekannten Übersetzungsmaterials in Novgorod um 1500 geliefert. Insgesamt ist ihre Arbeit stark slavistisch geprägt. Dies erklärt sich aus dem Profil der Autorin, die in den 1970er Jahren ein Slavistik- und Germanistikstudium absolviert und sich ausgiebig mit Übersetzungen aus dem Lateinischen und Mittelniederdeutschen in das Altrussische beschäftigt hat. Eine weitere Besonderheit des Buches ist, dass es erst nach dem Tod der Autorin erscheinen konnte. Der Text war 2001 als Magisterarbeit am Fachbereich Philosophie und Geschichtswissenschaft an der Universität Hamburg angenommen worden. Aufgrund seiner Qualitäten und der über die Anforderungen an eine Magisterarbeit hinausgehenden Forschungsleistungen sollte der Text mit leichten Veränderungen als Dissertation eingereicht werden. Dazu konnte es jedoch aufgrund der schweren Krankheit von Wimmer nicht mehr kommen.

Christina Otto, Hamburg

Barbara Falk, Sowjetische Städte in der Hungersnot 1932/33. Staatliche Ernährungspolitik und städtisches Alltagsleben. Köln: Böhlau Verlag 2005, 445 S.

Die Hungerkatastrophe in der Sowjetunion ist in der letzten Zeit zu einem erneut diskutierten Thema geworden. Besonderes aktiv entwickelt sich der Streit über das Schicksal der Ukraine, das zu den von der Hungersnot von 1932 bis 1933 am schwersten betroffenen Gebieten gehörte. In der Ukraine selbst ist heutzutage die Anerkennung dieses Hungers als Genozid zu einer „patriotischen Pflicht“ geworden und wird mit dem Begriff „Holodomor“ bezeichnet.¹ Für die Historiker dort hat die Bewertung dieser Katastrophe als Genozid „eine prinzipielle Bedeutung für die Stabilisierung der gesellschaftlich-politischen Beziehungen in der Ukraine“ gewonnen.² Die politische Instrumentalisierung der „Holodomor“-These beeinträchtigt bis heute eine offene, ‚objektive‘ Auseinandersetzung mit dieser brisanten Problematik.

Die Studie von Barbara Falk widmet sich diesem problematischen Thema: In ihr wird die Agrar- und Ernährungspolitik in den Krisen-jahren 1931/32 sowie der Verlauf und die Erscheinungsformen der Hungersnot in den (bislang kaum erforschten) Städten untersucht (S. 4). Den geografischen Schwerpunkt stellt die ehemalige Hauptstadt der Ukraine Charkov und ihre Umgebung dar. Die Frage, ob die Hungersnot 1932/33 als eine spezifisch „ukrainische“ Katastrophe gelten kann, sollte durch den regionalen Vergleich der quantitativen Daten wie Mortalitätsraten, Basarpreis- oder Konsumstatistiken beantwortet werden. Die Hauptidee von Barbara Falk bringt nichts Neues. Ihre Studie basiert auf Thesen von Robert Davis und Mark Tauger, die davon ausgehen, dass die Hungersnot ein Resultat von Getreidemangel gewesen und wegen der Agrarkrise und der Zwangskollektivierung ausgebrochen sei.³ Am Anfang beschreibt die Auto-

¹ Das Wort „Holodomor“ ist ein Kompositum aus den ukrainischen Wörtern „Holod“ (Hunger) und „Mor“ (Krankheit, Massensterben) und wurde in der Ukraine für Hungerterror verwendet. Vgl. Wilfred Jilge, Holodomor und Nation. Der Hunger im ukrainischen Geschichtsbild, in: Osteuropa 54 (2004), H. 12: „Vernichtung durch Hunger. Der Holodomor in der Ukraine und der UdSSR“, S. 6.

² S. Kul'čyc'kyj, Terror als Methode. Der Hungergenozid in der Ukraine 1933, in: Osteuropa 54 (2004), H. 12, S. 57.

³ R.W. Davis, S.G. Wheatcroft, Years of Hunger: Soviet Agriculture, 1931–1933. Houndmills (u.a.) 2004; M.B. Tauger, The 1932 Harvest and the Famine of 1933, in: Slavic Review 50 (1991), S. 70-99.

rin denn auch die Entwicklung der Krise durch Getreidemangel, die Einführung von Lebensmittelkarten und weitere Folgen der Hungersnot.

Die chronologisch angeordnete Darstellung der Krisenentwicklung prägt die Struktur des Buches: In den ersten zwei Kapiteln (S. 15-158) wird die Entstehung der Lebensmittelrationierung und des Kartensystems ab 1927 bis zu den Jahren der Hungersnot beschrieben. Die Autorin zeigt, dass die Probleme mit der Getreideversorgung seit dem Ende der 20er Jahre langsam heranwuchsen und durch OGPU-Meldungen der Moskauer Führung bekannt waren (S. 16). Bis 1931 breitete sich der Mangel von Getreide auf alle Lebensmittel, sogar Kleidung aus. Und aus dem Versuch, die Versorgung zu kontrollieren, entwickelte sich ein komplexes Rationierungssystem. Die Differenzierung der Versorgung wurde nach ökonomischen Nützlichkeitskriterien aufgebaut: Die Industriestädte wurden besser versorgt und die Bevölkerung bekam Lebensmittelrationen nach dem Arbeiter- und Klassenprinzip (S. 31). Die Getreidefonds, die bereits zu dieser Zeit nie für die Versorgung ausreichten, wurden seit 1931 exklusiv für die Städte benutzt. Sogar die „Fonds für die Dorfarmut“ wurden mit der Idee, dass Bauern immer irgendwie etwas zu essen fänden, miteinbezogen (S. 63 ff.). Gewaltsame Requirierungen und Eintreibung der Mehsteuer standen in Zusammenhang mit der alltäglichen Versorgung der Städte. Die Lebensmittelkarten schützten die Kartenbesitzer nicht vor Hunger, und die detaillierte Beschreibung des Kartensystems soll hier zeigen, dass es dem „Regime nicht gelang, die Versorgung der in das Rationierungssystem einbezogenen Bevölkerungsteile ‚plangemäß‘ sicherzustellen“ (S. 10). Die Autorin bezeichnet die sowjetische Ernährungspolitik in den frühen 1930er Jahren als ein „Krisenmanagement“, in dem nichts funktionierte, wie es sollte, und in dem die staatlichen Maßnahmen nach dem „Feuerlöscherprinzip“ eingesetzt wurden (S. 141).

Zwei weitere Kapitel (S. 159-306) widmen sich der Versorgungspolitik in Charkov. Hier beschreibt die Autorin die oben genannten Probleme am Fallbeispiel der ukrainischen Metropole, die als bedeutende Industriestadt und wichtige landwirtschaftliche Region repräsentativ für die ganze Ukraine herangezogen wurde (S. 160). Das Netz der Quellen der Stadtversorgung, unter denen Selbstbeschaffungen (*samozagotovki*) eine große Rolle gespielt haben, charakterisiert Barbara Falk als eine „Bankrotterklärung des gesamten sowjetischen Systems der zentralisierten Distribution“, weil es nur durch Gesetzesübertretungen funktionierte (S. 189). Die Stadt versorgte sich selber durch

Getreiderequirierungen und die Produkte von Datschas und versuchte dabei, die Dorfbevölkerung nicht zum Brotkauf in der Stadt zuzulassen. Aber auch die Brotkarten selbst garantierten nicht, dass man Lebensmittel erhielt (S. 229). Die Zahl der Kartenbesitzer reduzierte sich auch drastisch im Laufe der Hungerjahre und am schlimmsten erging es den Schwächsten: Invaliden, Pensionäre sowie auch Waisen wurden aus den Versorgungslisten gestrichen (S. 294 ff.). Es gab jedoch auch in Charkov Gruppen (Parteielliten, Ausländer), die trotz Rationierung und Hungersnot keinen Mangel litten (S. 289).

Große Aufmerksamkeit schenkt die Autorin den Marktpreisstatistiken, die sie als einen „einzigartigen Indikator der Krisen und Erholungsphasen bei der Lebensmittelversorgung“ betrachtet (S. 205). Die Abhängigkeit der Marktpreise vom Lebensmittelmangel nimmt sie als Selbstverständlichkeit an und bestätigt das mit dem Beweis, dass die Geografie der Preise der Hungersnot und Rationierung entspreche. Trotz ihrer präzisen statistischen Analyse kommt Barbara Falk zu Schlussfolgerungen, die nicht neu sind und manchmal banal klingen. Z.B. dass das Ernährungsniveau der Bevölkerung (in Kalorien) am Anfang der 30er Jahre katastrophal niedrig war (S. 131), dass die Funktion der Lebensmittelkarten und die Versorgung der Städte sich im Laufe der Jahre 1932 und 1933 verschlechterte und sich dann 1934 verbesserte (S. 147), dass die Marktpreise in der Ukraine zu den höchsten gehörten und die Preise überhöht waren (S. 208 f.). Sie stellt oft auch selber die Ergebnisse ihrer Zahlenanalyse als eine zusätzliche Illustration von längst Bekanntem dar und verweist auf die Schlüsse von Robert Davis, Oleg Chlevnjuk oder Sheila Fitzpatrick (S. 154 f. u. 279).

Allein der 100-seitige Tabellenanhang (S. 321-422) zeigt schon das große Vertrauen der Autorin in statistische Daten, die für sie leider oft Analysen ersetzen und wichtige Anregungen von Quellenmaterialien abdecken. Sie hält „die Berechnung des Konsums der einzelnen Haushaltsmitglieder“ für „ein methodisches Grundproblem“ (S. 123), aber die wichtige Diskussionsfrage, ob der Hunger ein Resultat von „bewusster“ Politik oder „absichtsloser“ natürlicher Konditionen war, bleibt fast im ganzen Buch ausgeblendet. Viele Thesen von Barbara Falk sind, wie bereits erwähnt, schon bekannt und basieren auf Vorstellungen von der Hungersnot als Agrarkrise.

Im Schlusswort lenkt sie die Idee von Genozid am ukrainischen Volk auf die These, dass die Hungersnot die gesamte Sowjetunion betraf und ethnische Zusammensetzungen der Bevölkerung keinen Einfluss auf ihre Stellung in der unionsweiten Versorgungshierarchie

gehabt hätten (S. 310). Aber solche Überlegungen setzt die Autorin nur an den Anfang und das Ende ihre Studie, ohne die Fragen im weiteren Verlauf des Buches zu verfolgen. Die Klärung des „Holodomor“-Begriffs sowie der Rekurs auf moderne ukrainische Forschungsdiskussionen bleiben aus.

Einem solchen Ansatz folgt die Missachtung wichtiger Fragestellungen, die das Thema aufwirft. Besonders die Interpretation der sowjetischen Politik in den Hungerjahren fehlt: Welche Folgen hatte die Hungersnot von 1932/33 in den Wechselbeziehungen zwischen Staat und Bevölkerung, und was sagt der Hunger über den Stalinismus als System aus? Die Gewalt, die der Staat in dieser Zeit gegen verschiedene Gruppen der Bevölkerung ausübte, stellt eine weitere wichtige Frage dar, die bei der Behandlung des Themas nicht ignoriert werden darf.

Mit Davis und Wheatcroft, die die Agrarkrise umfassend untersucht haben, sind die Genoziddiskussionen noch nicht abgeschlossen, und abgesehen von klimatischen und landwirtschaftlichen Krisen konnte die Wahrnehmung der Hungersnot durch die Parteielite und Stalin selbst zu weiteren Interpretationen anregen.⁴ Die Wahrnehmung der Hungersnot bei Betroffenen stammt in der Studie von Falk meistens aus behördlichen Dokumenten und wurde nur als Illustration benutzt. Aufgrund dieser impressionistischen Quellenmaterialien kommt sie zum Schluss, dass in der Wahrnehmung der Behörde „der Hunger (...) ein Phänomen war, das nicht sein konnte, weil es nicht sein durfte“ (S. 109). Solche Bewertungshinweise wie, „dass Bolschewiki aus dem kompletten Scheitern der entsprechenden Aktionen der Vorjahre nichts gelernt hatten“ (S. 149), bleiben im Text von Falk ohne Kontext, die Untersuchung bleibt größtenteils deskriptiv.

Einzelne Beispiele aus Beschwerdebriefen, die die Verfasserin im Buch zitiert, regen stattdessen zu interessanten Nachforschungen über die Beziehungen zwischen Volk und Herrschenden an, deren Auswertungen auf keinen Fall nur auf den abgestuften Zugang verschiedener sozialer Gruppen zu defizitären Gütern hinauslaufen können. Die Proteste der Arbeiter gegen schlechtes Pferdefleisch (S. 27 f.), der Vergleich Stalins mit Nikolaj II. „Was ist schon ein Unterschied zwischen Nikolaj und Stalin“, wenn doch beide das ganze Volk zum Hunger zwängten, oder die Klage (S. 108), „die Kommunisten haben alles aufgefressen und – gesoffen, wir müssen hungrig gehen“

⁴ Vgl. Michael Ellman, *The Role of Leadership Perceptions and of Intent in the Soviet Famine of 1931–1934*, in: *Europe-Asia Studies* 57 (2005), Nr. 6, S. 823–841.

(S. 117), könnten bei einer vollwertigen alltagsgeschichtlichen Analyse zur Verarbeitung von Hungererfahrungen in der Wahrnehmung der Bevölkerung dienen.

Die Hungersnot war eine katastrophale Erfahrung, die Leute zum Kannibalismus zwang und das ganze Alltagsleben sowie die menschlichen Beziehungen stark veränderte.⁵ Diese alltagsgeschichtliche Perspektive könnte daran anknüpfen, wie diese Erfahrung das Land verändert hat und welche Auswirkung sie auf die Politik hatte. Barbara Falk beschreibt den Fall hingegen so, als ob das „Feuerlöscherprinzip“, nach dem staatliche Maßnahmen agierten, keine Wirkungen auf sowjetische Politik gehabt hätte. Sie erklärt, dass das Thema der Ernährungspolitik auf drei Forschungsebenen behandelt werden sollte: erstens auf der Ebene der Rationierungstheorie, zweitens auf der Ebene der Praxis und drittens auf der Alltagsebene (S. 7 f.). Doch die drei Ebenen überlappen einander. So konnte die Verfasserin ihrem eigenen Ziel, aus den quantitativen Daten eine „dichte Beschreibung“ zu konstruieren, nicht folgen (S. 11). Auch tragen die „Stimmen von unten“ bei Falk nicht mehr dazu bei, als Illustrationen zu höheren Marktpreisen und niedrigen Kalorienrationen zu liefern. Dies ist schade, denn gerade dieses Thema hätte – aus alltagsgeschichtlicher Perspektive betrachtet – neue Ansätze in der historische Debatte anregen können.

Vera S. Doubina, Samara/Göttingen

⁵ Über alltagsgeschichtliche Forschung der Hungers vgl. Alf Lüdtke, Hunger in der Großen Depression. Hungererfahrungen und Hungerpolitik am Ende der Weimarer Republik, in: Archiv für Sozialgeschichte 27 (1987), S. 145-176.

Die Autoren der Abhandlungen

**Felix Ackermann, Greifenhagener Str. 48 A, 10437 Berlin,
e-mail: felix@ewropa.net**

Geboren 1978, 1999–2002 Studium an der kulturwissenschaftlichen Fakultät der Europa-Universität Viadrina Frankfurt a.d.O. mit dem Schwerpunkt Geschichte ost- und mitteleuropäischer Grenzländer, 2003 Master of Science in Russian and Post-Soviet Studies an der London School of Economics and Political Science, seit 2003 Promotion mit einem Thema über die Sowjetisierung Grodnos. Publikationen, u.a.: Entlang einer Europäischen Grenze, in: Frankfurt Oder Słubice. Sieben Spaziergänge durch die Stadtgeschichte, hrsg. v. Monika Kilian u. Ulrich Kniefelkamp. Berlin 2003; Die Stadtbrücke Frankfurt (Oder) 1952–2002, in: Frankfurt an der Oder 1253–2003, hrsg. v. Ulrich Kniefelkamp u. Siegfried Griesa. Berlin 2003; sowie weitere Veröffentlichungen im Internet.

**Doz. Dr. Daniel Baric, 3, villa Etex, F-75018 Paris,
e-mail: daniel_baric@yahoo.com**

Geboren 1972, Absolvent der École Normale Supérieure in Paris, Studium der Germanistik, Slavistik und Hungarologie, 2004 Promotion an der École Pratique des Hautes Études in Paris mit dem Thema „Die deutsche Sprache in Kroatien, 1815–1848. Interkulturelle Untersuchung“, seit 2005 Dozent am Institut für Germanistik der François-Rabelais-Universität in Tours für deutsche und österreichische Geschichte. Publikationen, u.a.: Der Illyrismus: Geschichte und Funktion eines übernationalen Begriffes im Kroatien der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und sein Nachklang, in: Gedächtnisorte in Mitteleuropa, hrsg. v. Moritz Csaky (u.a.). Innsbruck 2002; L'imprimé allemand en Croatie, 1815–1848, in: Est-Quest: Transferts et réceptions dans le monde du livre en Europe (XVIIe–XXe siècle), hrsg. v. Frédéric Barbier. Leipzig 2005; L'exemple croate: de la Bibliothèque de l'Académie à la Bibliothèque centrale et la construction des identités collectives, hrsg. v. Frédéric Barbier u. Istvan Monok. Leipzig 2005.

**Katja Bernhardt M.A., Sültstr. 14, 10409 Berlin,
e-mail: k-bernhardt@web.de**

Geboren 1971, Studium der Kunstgeschichte und Geschichte an der Universität Greifswald und der Humboldt-Universität Berlin, 2003 Magister Artium im Fach Kunstgeschichte, 2003/04 Stipendiatin des

DAAD in Poznań, seit 2005 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Osteuropäische Kunstgeschichte am Kunstgeschichtlichen Seminar der Humboldt-Universität Berlin, Dissertationsprojekt mit dem Thema „Gab es eine Danziger Architekturschule? Die Architekturausbildung und die Architekturtheorie an der Technischen Hochschule Danzig 1904–1945“. Weitere Forschungsschwerpunkte: Konzepte von Modernität und Geschichte in der Architektur des 20. Jahrhunderts. Publikationen, u.a.: Herausgeberin (mit Christian Welzbacher) des Themenheftes *Kritische Berichte* 35 (2007), H. 1: Historismen – Modernismen. Architektur im 20. Jahrhundert.

**Dr. Karsten Brüggemann, Chemnitzstr. 17, 22767 Hamburg,
e-mail: kbruegge@snafu.de**

Geboren 1965, Studium der Geschichte und Slavistik in Hamburg, Promotion 1999 zum Dr. phil., seit 1994 Lehrbeauftragter an der Fakultät für Geisteswissenschaften der Universität Hamburg (Finnougristik und Geschichte), 1994–1998 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Seminar für Geschichtswissenschaften der Universität der Bundeswehr Hamburg, 1998–2001 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Archiv des Instituts Nordostdeutsches Kulturwerk Lüneburg, 2002–2005 Lektor, seit 2004 Dozent für Allgemeine Geschichte am Narva Kolleg der Universität Tartu (Estland), seit 2005 DFG-Stipendiat am Nordost-Institut Lüneburg für ein Projekt zu den russischen Baltikumsvorstellungen, -bildern, -diskursen im 19. und 20. Jahrhundert. Publikationen, u.a.: Die Gründung der Republik Estland und das Ende des „Einen und Unteilbaren Russland“. Die Petrograder Front des Russischen Bürgerkriegs 1918–1920. Wiesbaden 2002; Von Sieg zu Sieg, von Krieg zu Krieg. Motive des sowjetischen Mythos im Massenlied der 1930er Jahre. Hamburg 2002; darüber hinaus zahlreiche Artikel zur Geschichte des Baltikums und Russlands bzw. der Sowjetunion.

**Dr. Catherine Gousseff, Brunhildstr. 10, 10829 Berlin,
e-mail: Catherine.Gousseff@ehess.fr**

Historikerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Centre National de la Recherche scientifique (Paris). Wissenschaftliche Schwerpunkte: Osteuropäische Geschichte v.a. der UdSSR, Russlands und Polens, Migration, Identitätsfragen, Zweiter Weltkrieg. Publikationen, u.a.: Herausgeberin von *The Return of french prisoners of War from USSR (1944–1951)*. Paris 2001; *The Russian Exile (1920–1945)*, *European History and French Trajectories*. Paris (im Druck).

Dr. Ruth Leiserowitz, FU Berlin, Berliner Kolleg für Vergleichende Geschichte Europas, Koserstr. 20, 14159 Berlin, e-mail: ruth@leiserowitz.de

Geboren 1958, 1989–1996 Studium der Neueren und Neuesten Geschichte, Mittelalterlichen Geschichte und Polonistik an der Humboldt-Universität Berlin und der Staatlichen Universität Vilnius, 1997 Promotion über „Die deutsche Bevölkerung zwischen Anpassung und Ausweisung nördlich und südlich der Memel 1945–1948“, 1996–1999 wissenschaftliche Mitarbeiterin des Thomas-Mann-Kulturzentrums in Nida (Litauen), 1997–2000 Bosch-Lektorin am Institut für Westlitauische und Preußische Geschichte der Universität Klaipėda, 2001–2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte der Humboldt-Universität Berlin, seit 2005 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte und Archäologie der baltischen Region der Universität Klaipėda und am Berliner Kolleg für Vergleichende Geschichte Europas der Freien Universität Berlin, 2006 Abschluss der Habilitationsschrift „Grenzerfahrungen. Jüdische Perspektiven einer preußischen Peripherie“. Publikationen, u.a.: *Wolfskinder. Grenzgänger an der Memel*. Berlin 1996; *Memellandbuch. Fünf Jahrzehnte Nachkriegsgeschichte*. Berlin 2002; *The Traders of Wystiten: The Border as a Modernization Factor for Litvaks in Transnational Space in 19th Century*, in: *Central and East European Jews at the Crossroads of Tradition and Modernity*, hrsg. v. Jurgita Šiaučiunaitė-Verbickienė u. Larisa Lempertienė. Vilnius 2006, S. 319-331.

**Dr. Peter Oliver Loew, Deutsches Polen-Institut, Mathildenhoehe-
weg 2, 64289 Darmstadt, e-mail: loew@dpi-da.de**

Geboren 1967, Studium der Osteuropäischen Geschichte, Slavistik und Volkswirtschaft in Nürnberg, Freiburg und Berlin, Promotion über die lokale Geschichtskultur in Danzig zwischen 1793 und 1997. Wissenschaftliche Schwerpunkte: Geschichte Polens, Deutschlands und der deutsch-polnischen Beziehungen in der Neuzeit, Geschichte und Gegenwart Danzigs, Pommerns und Pommerellens, Geschichte Schlesiens, Erinnerungskultur, Literatur- und Musikgeschichte. Publikationen, u.a.: Herausgeber (mit Christian Pletzing u. Thomas Serrier), *Wiedergewonnene Geschichte. Zur Aneignung von Vergangenheit in den Zwischenräumen Mitteleuropas*. Wiesbaden 2006 (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts. 22); *Gdańsk. Między mitami [Danzig. Zwischen den Mythen]*. Olsztyn 2006; *Gdańsk li-*

teracki 1793–1945 [Das literarische Danzig 1793–1945]. Gdańsk 2005 (Księga pisarzy gdańskich. 2).

**Dr. Olaf Mertelsmann, Universität Tartu, Abteilung für Geschichte, Lossi 3-419, EE-50090 Tartu,
e-mail: omertelsmann@yahoo.co.uk**

Geboren 1969, Studium der Geschichte, Germanistik und Finnougristik an der Universität Hamburg, 2000 Promotion zum Thema „Zwischen Krieg, Revolution und Inflation. Die Werft Blohm & Voss 1914–1923“, 1996–1998 Lektor der Robert Bosch-Stiftung an der Universität Tartu, 1998–2002 Lektor des DAAD an der Pädagogischen Universität Novosibirsk sowie an der Staatlichen Universität Novosibirsk, 2003 Lehrauftrag an der Universität Hamburg, wissenschaftlicher Mitarbeiter und seit 2005 Dozent für Zeitgeschichte an der Universität Tartu, Leiter der Forschungsstelle für sowjetische Geschichte der Universität Tartu. Publikationen, u.a.: Herausgeber von *The Sovietization of the Baltic States, 1940–1956*. Tartu 2003; sowie *Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zu Stalins Tod. Estland 1939–1953*. Hamburg 2005; *Der stalinistische Umbau in Estland. Von der Markt- zur Kommandowirtschaft*. Hamburg 2006.

**Dr. Jan Musekamp, Fischerstr. 11 B, 15230 Frankfurt a.d.O.,
e-mail: musekamp@web.de**

Geboren 1976, Studium der Kulturwissenschaften und der Geschichte in Frankfurt a.d.O., Toruń und Brno, Promotion mit dem Thema „Zwischen Stettin und Szczecin. Metamorphosen einer Stadt 1945 bis 2005“, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Geschichte Osteuropas der Europa-Universität Viadrina. Publikationen, u.a.: *Brno/Brünn 1938–1948. Eine Stadt in einem Jahrzehnt erzwungener Wanderungen*, in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 53 (2004), H. 1, S. 1-45.

**Prof. Dr. Alvydas Nikžentaitis, Institut für Geschichte Litauens,
Kražių 5, LT-2001 Vilnius,
e-mail: nikzentaitis@historija.lt**

1979–1984 Studium an der historischen Fakultät der Universität Vilnius, 1988 Promotion, 1984–1992 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte Litauens und Preußens an der Universität Klaipėda, seit 1993 Lehrstuhlinhaber und Gründungsdirektor des Lehrstuhls für Geschichte an der Universität Klaipėda, 1999 Habilitation, seit 2000 Direktor des Instituts für die Geschichte Litauens

in Vilnius. Publikationen, u.a.: Gediminas. Vilnius 1989; Nuo Daumanto iki Gedimino. Ikikrikščioniškos Lietuvos visuomenės bruožai [Von Daumantas bis Gediminas. Grundzüge der Gesellschaft des vorchristlichen Litauens]. Klaipėda 1996; Herausgeber der Schriftenreihe Acta historica universitatis Klaipedensis; Witold i Jagiełło. Polacy i Litwini we wzajemnym stereotypie [Witold und Jagiello. Polen und Litauer in ihren gegenseitigen Stereotypen]. Poznań 2000.

**Robert Piotrowski, ul. Sportowa 3b/19, PL-66400 Gorzów,
e-mail: landsberg-warthe@web.de**

Geboren 1974 in Gorzów Wielkopolski, Studium der Kulturgeschichte an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt a.d.O. und der Neuesten und Neueren Geschichte an der Humboldt-Universität Berlin, Alumnus der Studienstiftung und der Gemeinnützigen Hertie-Stiftung, Mitglied mehrerer deutsch-polnischer Kreise, arbeitet in mehreren regional ausgerichteten Projekten in der Grenzregion, lebt als freier Historiker und Sammler in Gorzów. Forschungsschwerpunkte: Stadt-, Regional-, Heimathistorie von Landsberg/Warthe, Juden in der Neumark und deutsch-polnische Beziehungen am Mikrobeispiel Landsberg-Gorzów. Publikationen, u.a. Bildbände zu Landsberg sowie Aufsätze.

**Suzanne Pourchier-Plasseraud M.A., 60 rue Violet, F-75015 Paris,
e-mail: plasseraud@wanadoo.fr**

Geboren 1940, 2000 Magister zur Frage der lettischen Identität und der Rolle der visuellen Künste, Dissertationsprojekt an der Sorbonne, Paris. Publikationen, u.a.: mit Catherine Goussef u. Yves Plasseraud, Capitales baltes: Riga, Tallinn, Vilnius. Paris 1999; De Vilna à Montparnasse, in: Lituanie juive 1918–1940. Messages d'un monde englouti, hrsg. v. Henri Minczeles u. Yves Plasseraud. Paris 1996; mit Yves Plasseraud, Carnets baltes 1980–1999. Strasbourg 2004.

**Dr. Frithjof Benjamin Schenk, LMU München, Historisches Seminar, Abteilung Geschichte Osteuropas, Geschwister Scholl Platz 1, 80539 München,
e-mail: Benjamin.Schenk@lrz.uni-muenchen.de**

Geboren 1970, Studium der Osteuropäischen Geschichte, Neueren und Neuesten Geschichte und Volkswirtschaftslehre in Marburg, St. Petersburg und Berlin, 2002 Promotion im Fach Osteuropäische Geschichte an der FU Berlin mit dem Thema „Aleksandr Nevskij. Heiliger – Fürst – Nationalheld. Eine Erinnerungsfigur im russi-

schen kulturellen Gedächtnis (1263–2000)“, seit 2003 wissenschaftlicher Assistent am Historischen Seminar der LMU München. Forschungsschwerpunkte: Erinnerungsgeschichte Ostmittel- und Osteuropas, Geschichtsregionen und imaginierte Geografie (mental maps), Verkehrs- und Kommunikationsgeschichte. Publikationen, u.a.: Herausgeber (mit Markus Ackeret u. Karl Schlögel), Sankt Petersburg. Schauplätze einer Stadtgeschichte. Frankfurt 2007; Herausgeber (mit Martina Winkler), Der Süden. Neue Perspektiven auf eine europäische Geschichtsregion. Frankfurt 2007; Imperiale Raumerschließung. Die Beherrschung der russischen Weite, in: *osteuropa* 55 (2005), H. 3, S. 33-45; Der Heilige und die Nation. Aleksandr Nevskij und der Heilige Wenzel im russischen bzw. tschechischen kulturellen Gedächtnis, in: *Bohemia* 45 (2004), S. 315-352.

**Dr. Thomas Serrier, Rosenheimer Str. 28, 10781 Berlin,
e-mail: thserrier@web.de**

Geboren 1971, Absolvent der École Normale Supérieure in Paris, Studium der Germanistik, Geschichtswissenschaften und Polonistik in Paris und Berlin, 2000 Promotion an der Universität Paris VIII (Saint-Denis), seit 2001 Maître des conférences am Institut d'études européennes der Universität Paris VIII, 2004/05 DAAD-Gastprofessor am Frankreich-Zentrum der TU-Berlin, 2005/06 Alexander-von-Humboldt-Stipendiat am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin, 2006/07 Projektbeauftragter der Thyssen-Stiftung am Berlin-Brandenburgischen Institut für deutsch-französische Zusammenarbeit in Europa (Stiftung Genshagen), seit 2007 Gastprofessor an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt a.d.O. Publikationen, u.a.: Provinz Posen, Ostmark, Wielkopolska. Eine Grenzregion zwischen Deutschen und Polen 1848–1914. Marburg a.d.L. 2005; Herausgeber (mit Peter Oliver Loew u. Christian Pletzing), Wiedergewonnene Geschichte. Zur Aneignung von Vergangenheit in den Zwischenräumen Mitteleuropas. Wiesbaden 2006 (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts. 22); Des choses cachées depuis la fondation de l'Allemagne d'après-guerre. Réflexions sur Günter Grass et la Waffen-SS, in: *Le Débat* 144 (2007).

**Dr. Alexander Sologubov, Department für Philosophie und Logik, Historische Fakultät, Immanuel-Kant-Universität Kaliningrad, A. Nevskogo st. 14, RUS-236016 Kaliningrad,
e-mail: alex_sologubov@mail.ru**

Geboren 1973, Diplomstudium Physik, Promotion im Bereich Philosophie mit dem Thema „Logik und Theorie der Argumentation“ an der Universität in Kaliningrad, Habilitationsprojekt über „Kulturelle Praktiken der Aneignung des ‚fremden‘ Raums“, div. Forschungsaufenthalte, Dozent für Logik, Theorie der Argumentation, Geschichte der Naturwissenschaften, Philosophie und Methodologie der Wissenschaft. Publikationen, u.a.: *Izmenenija prostranstvenno-chozjajstvennych struktur v Kaliningradskoj oblasti posle 1945 g.* [Veränderungen der räumlich-wirtschaftlichen Strukturen im Kaliningrader Gebiet nach 1945], in: *Ėkonomičeskaja istorija Rossii. Ežegodnik* [Wirtschaftsgeschichte Russlands. Sammelband]. Moskva 2006, S. 477-502; „Im Sieg geboren“. Das Jahr 1945 in der Geschichte des Kaliningrader Gebiets. Erinnerung und Geschichte. 60 Jahre nach dem 8. Mai 1945, hrsg. v. Rudolf von Thadden u. Steffen Kaudelka. Göttingen 2006, S. 79-98 (Genshagener Gespräche. 9); „Kaliningrad – unsere Heimat“. Ausgewählte Themen örtlicher Diskurse, in: *Wiedergewonnene Geschichte. Zur Aneignung von Vergangenheit in den Zwischenräumen Mitteleuropas*, hrsg. v. Peter Oliver Loew, Christian Pletzing u. Thomas Serrier. Wiesbaden 2006 (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts. 22), S. 89-117; *Fotografija kak ličnoe pereživanie istorii* [Fotografie als persönliches Erlebnis der Geschichte], in: *Kaliningrad. Živem v Rossi: fotoal'bum* [Kaliningrad. Leben in Russland: Fotoalbum]. Kaliningrad 2007.

Dr. Pierre de Trégomain, 19, rue du Capitaine Dreyfus, F-93100 Montreuil,

e-mail: pierre.detregomain@no-log.org

Studium der Germanistik und der Geschichte Deutschlands und Österreichs in Frankreich, 2006 Promotion zum Thema „Die Grenzen des Sagbaren: die Siebenbürger Sachsen und der Zweite Weltkrieg“, wissenschaftlicher Assistent am Institut für Europäische Studien der Universität Paris VIII, Dozent für Deutsche Geschichte an der Universität Reims und für Geschichte Mittel- und Osteuropas an der Universität Paris VIII. Publikationen, u.a.: „Lakhn mit kremenes – ein Zeugnis über Czernowitz“, in: „Czernowitz bei Sadagora“. Identitäten und kulturelles Gedächtnis im mitteleuropäischen Raum, hrsg. v. Andrei Corbea-Hoisie u. Alexander Rubel. Konstanz 2006, S. 317-334;

Constructing authenticity. Commemorative strategy of the Transylvanian Saxons in West Germany's early years, in: *Enlarging European Memory: Migration Movements in Historical Perspective*, hrsg. v. Marika König u. Rainer Ohliger. Stuttgart 2006, S. 99-111; *Versperre Wahrnehmung. Die evangelische Landeskirche A.B. in Rumänien und der Nationalsozialismus 1944–1948*, in: *Die Wahrnehmung von Faschismus und Nationalsozialismus in Ostmitteleuropa*, hrsg. v. Mariana Hausleitner u. Harald Roth. München 2006, S. 331-350.

**Prof. Dr. Ralph Tuchtenhagen, Historisches Seminar, Abt. Europäische Geschichte, Universität Hamburg, Von-Melle-Park 6, 20146 Hamburg,
e-mail: rtuchtenhagen@web.de**

Geboren 1961, Studium der Geschichte, Skandinavistik und Germanistik in Freiburg i.Br. und Paris, 1992 Promotion an der Universität Freiburg i.Br., 1993–1995 wissenschaftlicher Mitarbeiter, 1995–2001 wissenschaftlicher Assistent, 2001–2003 Hochschuldozent an der Universität Heidelberg, 2001 Habilitation an der Universität Heidelberg, 2002/03 Gastdozent an der Universität des Saarlandes, seit 2003 Professor für Ost- und Nordeuropäische Geschichte an der Universität Hamburg. Schwerpunkte in Forschung und Lehre: Geschichte der Ostseeländer in der Neuzeit, v.a. konstruktivistische Ansätze zur Politik-, Ideologie- und Mentalitätsgeschichte. Publikationen, u.a.: *Geschichte Schwedens*. München 2007; *Geschichte der baltischen Länder*. München 2005; Herausgeber des *Nordost-Archivs XIII* (2004): *Aspekte der Reformation im Ostseeraum*; Herausgeber von *Ethnische und soziale Konflikte im neuzeitlichen Osteuropa*. Festschrift für Heinz-Dietrich Löwe zum 60. Geburtstag. Hamburg 2004.

BESKRIFNING:

FÖRSTA STADSDELEN	ANDRA STADSDELEN	46	47	48	49	50	51	52	53	54	55	56	57	58	59	60	61	62	63	64	65	66	67	68	69	70	
Senatshuset	Quart. Gröndalen	Lebron	Luth. Sankt Nikolai	Quart. Logon	Rhinoceros	Dromedarier	Enköpningen	Antelopen	Hamstern	Simon	Elger	Kamelen	Span	Ekorren	41	42	43	44	45	95	96	97	98	99	100	101	
3	Servalen	29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45	95	96	97	98	99	100	101	102	
4	Elefanten	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45	95	96	97	98	99	100	101	102	103	
5	Leoparden	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45	95	96	97	98	99	100	101	102	103	104	
6	Pantern	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45	95	96	97	98	99	100	101	102	103	104	105	
7	Bältarna	33	34	35	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45	95	96	97	98	99	100	101	102	103	104	105	106	
8	Ötern	34	35	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45	95	96	97	98	99	100	101	102	103	104	105	106	107	
9	Hermelinen	35	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45	95	96	97	98	99	100	101	102	103	104	105	106	107	108	
10	Lodjuret	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45	95	96	97	98	99	100	101	102	103	104	105	106	107	108	109	
11	Bävern	37	38	39	40	41	42	43	44	45	95	96	97	98	99	100	101	102	103	104	105	106	107	108	109	110	
12	Mullvad	38	39	40	41	42	43	44	45	95	96	97	98	99	100	101	102	103	104	105	106	107	108	109	110	111	
13	Tygskäppen	39	40	41	42	43	44	45	95	96	97	98	99	100	101	102	103	104	105	106	107	108	109	110	111	112	
14	Bustöle	40	41	42	43	44	45	95	96	97	98	99	100	101	102	103	104	105	106	107	108	109	110	111	112	113	
15	Mörden	41	42	43	44	45	95	96	97	98	99	100	101	102	103	104	105	106	107	108	109	110	111	112	113	114	
16	Wildevind	42	43	44	45	95	96	97	98	99	100	101	102	103	104	105	106	107	108	109	110	111	112	113	114	115	
17	Björnen	43	44	45	95	96	97	98	99	100	101	102	103	104	105	106	107	108	109	110	111	112	113	114	115	116	
18	Rönnen	44	45	95	96	97	98	99	100	101	102	103	104	105	106	107	108	109	110	111	112	113	114	115	116	117	
19	Hjorten	45	95	96	97	98	99	100	101	102	103	104	105	106	107	108	109	110	111	112	113	114	115	116	117	118	
20	Kudjuret	95	96	97	98	99	100	101	102	103	104	105	106	107	108	109	110	111	112	113	114	115	116	117	118	119	
21	Böcken	96	97	98	99	100	101	102	103	104	105	106	107	108	109	110	111	112	113	114	115	116	117	118	119	120	
22	Käret	97	98	99	100	101	102	103	104	105	106	107	108	109	110	111	112	113	114	115	116	117	118	119	120	121	
23	Stängelen	98	99	100	101	102	103	104	105	106	107	108	109	110	111	112	113	114	115	116	117	118	119	120	121	122	
24	Wäluren	99	100	101	102	103	104	105	106	107	108	109	110	111	112	113	114	115	116	117	118	119	120	121	122	123	
25	Oxen	TREDJE STADSDELEN	70	71	72	73	74	75	76	77	78	79	80	81	82	83	84	85	86	87	88	89	90	91	92	93	94
26																											



ALLMÄNNA PLATSER OCH BYGGNADER.

A	Publik Trädgård.	Åa	Militär Bayeri.
B	Alexanders Univ. & Botan. Trädgård.	Ö	Rijg Gard. Finska Skarpskytte Bataljons Kasern.
C	Boställe för Grek. Förs. Präster.	Aa	Astronomiskt Observatorium.
D	Fattighus.	Ab	Ryska Militärens Kasern.
E	Finska Sjö Equipagens Luxarett.	Ac	Luth. Försam. Mindrekyrka.
F	Cons. d'Arme Kasern.	Ad	D. Pastor. Boställe.
G	Manege.	Ae	D. 1 ^o Reg. Polens. D.
H	Kirurgiskt Institut.	Af	Finska Gardets Hospital.
K	Militär Hospital.	Ag	D. D. Midsjöfningsplan.
L	Grekiska Församlingens Kyrka.	Ah	Magasins Tomter.
M	Lutherska D. Star. Kyrka.	Ai	Riddarhus Tomt.
N	Univ. vetensk. Bibliothek.	Al	Arrende Tomter utom Staden.
O	Alexanders Universitet.	Am	Hospital för Sineserwaga.
P	Senatshuset.	An	Luth. Förs. Begravningsplan.
Q	Figureriga Residenset.	Ao	Grekiska D. D.
R	Senatshuset.	Ap	Finska Milit. D.
S	Societetshuset.	Ar	För Arvtagare D.
T	Inspektorshuset.	As	För Cholerapatienter. D.
Ta	Skolhuset.	At	Rådhus.
U	Teaterhuset.	Au	Krona Spetsmåls Magasin.
W	Krona Magasiner.	Av	Wäghus.
X	Ryska Militär. Ordonnanshus.	Ax	Tullhus.
Y	Alexanders Monument.	Ay	Badinrättning och Brukskassa.
Z	Finska Sjö Equipagens Kasern.	Az	Wärldorn.
Å	Fånghuset.		